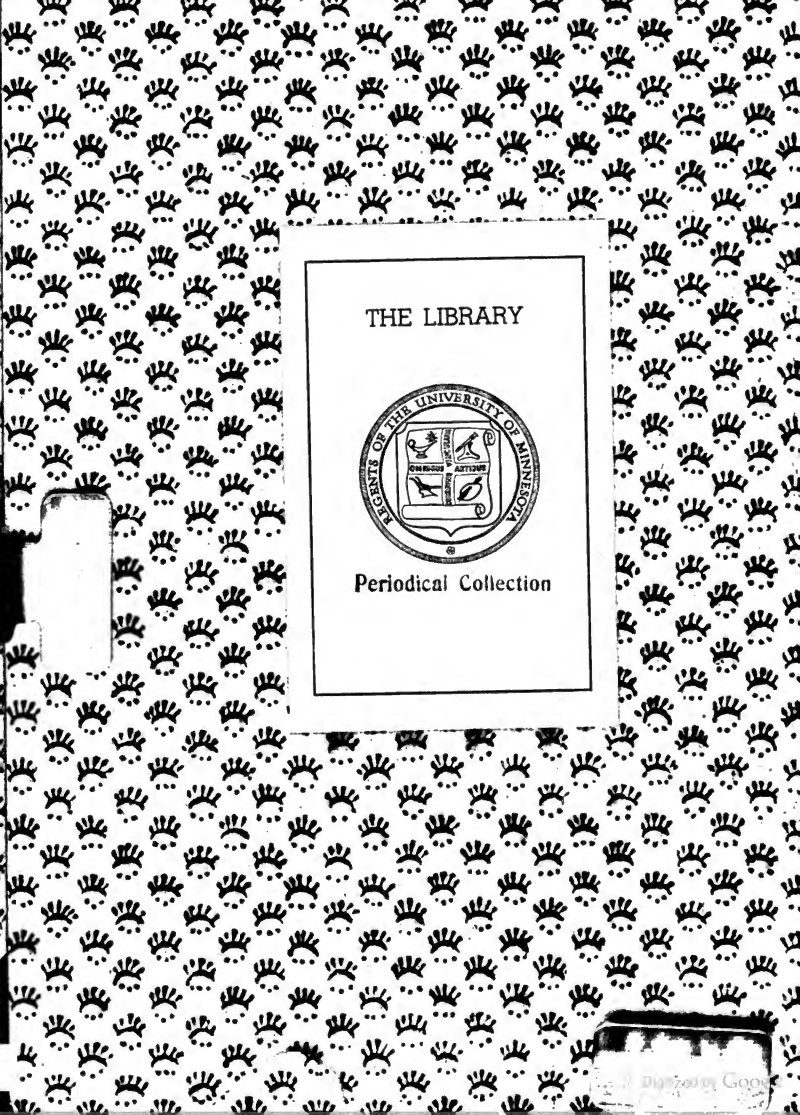
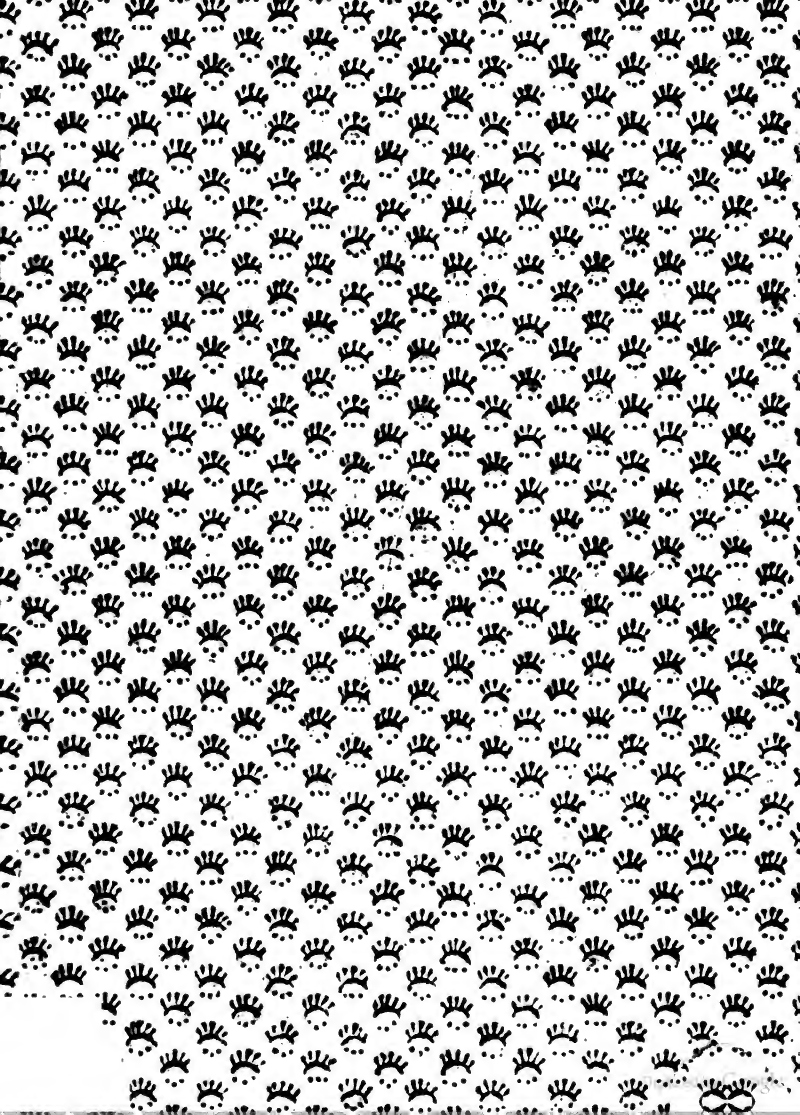



THE LIBRARY
REGENTS OF THE UNIVERSITY OF MINNESOTA
Periodical Collection
Digitized by Google

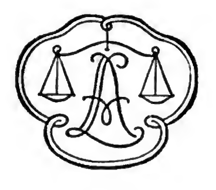


März

Halbmonatsschrift für deutsche Kultur

Herausgeber:
Ludwig Thoma, Hermann Hesse, Albert Langen, Kurt Aram

Zweiter Jahrgang 1908
Zweiter Band
(April bis Juni)



Albert Langen
Verlag für Litteratur und Kunst
München

Inhalt des zweiten Bandes 1908

Hauptteil

Politik

Volkswirtschaft

Wissenschaft

Kunst und Kultur

Erzählungen

Illustrationen

Seite

Rundschau

Politik

Wissenschaft

Kunst und Kultur



Glossen



„National" / Von Otto Harnack

Wohl kaum ein Wort wird von den Deutschen öffentlich in Rede und Schrift so häufig angewendet wie das Wort „National". Vom höchsten Pathos bis zur simpelsten Geschäftsberechnung muß es willig seine Dienste tun. Man kann lesen, daß Zigarrenhändler ihre Ware mit dem warmen Appell anpreisen, daß man sie doch als „nationale" jedenfalls der ausländischen vorziehen müsse! Und wie viele Vereine mit Hinweis auf die „nationale" Pflicht sich Mitglieder zu gewinnen verstehen, ist bekannt. Ich hatte einmal das Vergnügen, einen Herrn zu kennen, der erklärte, aus nationalen Gründen seinen Namen nicht mit lateinischen Buchstaben schreiben zu dürfen! Eben derselbe bemühte sich in angelegentlichster Weise um einen russischen Orden. Das arme Wort „national" ist im zwanzigsten Jahrhundert ebenso herabgekommen wie im neunzehnten das Wort „gebildet" oder im achtzehnten das Wort „aufgeklärt".

In diesem Winter aber ist es wieder prächtig aufgeputzt und gewaltig zum Dienst herangenommen worden. Es sollte dafür aufkommen, daß der Deutsche berechtigt sei, polnischen Grundbesitz zu enteignen und den Polen den Gebrauch ihrer Sprache in öffentlichen Versammlungen zu untersagen. Die erste Aufgabe hat es wirklich erfüllt, für die zweite hat es nur noch wenig Kraft übrigbehalten. Wie sollte es auch, da es in so unnatürlicher Weise mißbraucht wird!

Eines der sonderbarsten Wortkunststücke und eine der willkürlichsten Verdrehungen ist es, daß man den Zustand, den man durch jene neuen Bestimmungen herbeizuführen denkt, schon als vorhanden betrachtet und deshalb jene Bestimmungen als selbstverständlich bezeichnet. Das Deutsche Reich, sagt man, sei ein nationaler Staat, deshalb dürfe auch in Verhandlungen nur die deutsche Sprache gebraucht werden. Nun zeigt aber die völlig unangreifbare Statistik jedem, der seine Augen nicht in krampfhafter Leidenschaft zuschließt, daß Deutschland nicht ein nationaler Staat in dem Sinne ist

wie etwa Schweden oder Norwegen, Holland oder Portugal. Im Jahre 1900 waren unter sechsundfünfzig Millionen Reichsdeutschen mehr als vier Millionen, also sieben bis acht Prozent, deren Muttersprache nicht das Deutsche war. Außer den Polen sind Franzosen, Dänen, Tschechen, Wenden und Litauer mit beträchtlichen Zahlen vertreten. Deutschland ist ein vielsprachiges Reich, und patriotische Deklamationen ändern daran nichts.

Es zeigt aber auch die Geschichte, daß das gar nicht anders sein kann. Preußen, der führende Staat, ist erwachsen aus zwei Landschaften, in denen sich das Deutschtum inmitten fremder Bevölkerung erobernd und kolonisierend niedergelassen hat. Die Wenden der Lausitz und die Litauer Ostpreußens zeugen noch heute davon. Und auch als das einheitliche Königreich Preußen entstanden war, strebte es nicht im mindesten danach, ein Staat von einheitlichem Volkstum zu werden. Die Monarchie fühlte sich stark genug, die heterogensten Bestandteile unter ihrer Herrschaft zu vereinigen. Durch die polnischen Teilungen verlegte sie ihren Schwerpunkt in die östlichen slawischen Gebiete. Im Basler Frieden 1795 verzichtete sie sogar auf ihre rheinischen Gebiete, um sich in Polen bis über Warschau hinaus auszudehnen. Freilich gab sie diese Erweiterung im Wiener Kongreß wieder auf, aber sie behielt doch so viel polnisches Land, daß es ganz selbstverständlich erschien, den Staat nicht als einen rein deutschen zu betrachten. Nach der deutschen Bundesverfassung gehörten die Provinzen Preußen und Posen ebenso wenig zum deutschen Bundesterritorium wie Galizien oder Ungarn. Erst als Preußen 1866 den Norddeutschen Bund gründete, der ja nicht viel mehr war als ein erweitertes Preußen, da wurde der bisherige Unterschied zwischen deutschen und nichtdeutschen Provinzen fallen gelassen. Schon darin sprach es sich aus, daß durchaus nicht nationale Gründe, sondern Gesichtspunkte der politischen Machtstellung die Gestaltung des Bundesgebiets bestimmen sollten. Und dieselbe Sinnesart bewies der Leiter der deutschen Geschicke auch in den anderen territorialen Fragen. Von dem Herzogtum Schleswig sollte nach den Bestimmungen des Prager Friedens der nördliche Teil an Dänemark zurückgegeben werden; aber Bismarck verzögerte die Ausführung von Jahr zu Jahr, bis endlich Österreich in die Aufhebung dieses Punktes willigte. Es beunruhigte ihn nicht im mindesten, daß Preußen dadurch einhundertfünfzigtausend Dänen als Staatsbürger erhielt. Ganz ebenso

im Jahre 1871! Es wäre ein leichtes gewesen, die neue deutsch-französische Grenze übereinstimmend mit der Sprachgrenze zu ziehen; aber die militärischen Forderungen überwogen, und ihnen zuliebe wurde das reinfranzösische Metz mit seiner reinfranzösischen Umgebung dem Deutschen Reich einverleibt.

Gegen alle diese wohlbegründeten Maßregeln soll hier nicht etwa Kritik geübt werden; es gilt nur, aus ihnen zu erkennen, daß der Gedanke, das Deutsche Reich als ein Gebilde nationaler Reinkultur zu gestalten, bei den wichtigsten Entscheidungen gar nicht vorgewaltet hat. Und demgemäß hat auch sein inneres Leben sich fast ein Menschenalter lang vollzogen; erst seit wenig Jahren hat ein wilder, nationaler Fanatismus eine Betrachtungsweise aufgebracht und Forderungen als angeblich selbstverständliche erhoben, die zu schweren inneren Kämpfen führen müssen und dem Deutschen Reich eine Handlungsweise zur Pflicht machen, die wir gleichzeitig bei Russen und Magyaren heftig verurteilen. Dem Reichskanzler und preußischen Ministerpräsidenten ist die plumpe Leidenschaftlichkeit der nationalen Heißsporne oft genug unbequem und störend; für seine Polenpolitik aber, auf die er sich aus andern Gründen festgelegt hat, bedient er sich ihrer gern. Uns interessiert aber hier nicht die Frage, ob dieser leidenschaftliche Wahn der augenblicklichen Regierungspolitik hinderlich oder förderlich sei, sondern das niederbeugende Bewußtsein, daß er die innere Entwicklung Deutschlands aufs schwerste schädigt und seine Stellung gegenüber dem Auslande noch schlechter gestaltet, als sie ohnehin schon ist. Nationalitätenkämpfe sind die hartnäckigsten und aussichtslosesten, die es gibt. Sind sie einmal ausgebrochen, so ist ein nicht zu überwindendes Element der Zwietracht und inneren Schwäche in den Staat hineingetragen. Kein Volk, das nicht in seiner ganzen inneren Struktur zerstört ist, läßt sich sein Volkstum rauben. In früheren Zeiten entschied man solche Kämpfe durch die Verpflanzung oder noch einfacher durch die Ausrottung ganzer Volksstämme; da das heute nicht mehr angängig ist, so sollte schon die bloße Klugheit dazu raten, solche Kämpfe, in denen kein Erfolg zu ernten ist, zu meiden. Glaubt man wirklich, die Stärke Deutschlands für den Ernstfall eines Krieges dadurch zu erhöhen, daß die nichtdeutschen Reichsbürger im Frieden unter Ausnahmegesetzen gelebt haben? Glaubt man, daß die Polen sich im Kriege deshalb besser für Deutschland schlagen werden, weil man ihnen im Frieden verboten hat, polnische Versammlungen abzuhalten? Und auch das Urteil des Aus-

landes ist hierbei nicht zu verachten. Der einzige Staat, auf dessen Freundschaft wir ernstlich bauen dürfen, ist Österreich; in diesem völkerreichen Staat waren außer den Deutschen früher die Polen noch die einzige Nationalität, die dem Bündnis mit Deutschland wirklich innere Zustimmung zollten. Unsere Polenpolitik hatte es in den letzten Jahren fertiggebracht, in den österreichischen Polen denselben Haß gegen uns zu entfachen, den die andern österreichischen Slawen schon immer gegen uns hegten. Und überhaupt — wenn sich das Deutsche Reich und speziell Preußen mit seinem militärisch bureaukratisch staatskirchlichen Charakter niemals großer Sympathien im Ausland erfreute, so genoß es doch das Ansehen strenger Rechtlichkeit und Gerechtigkeit. Die nationale Unterdrückungspolitik hat ihm nun den Ruf verschafft, daß Gewalt in ihm vor Recht gehe. Unsere nationalen Versammlungs- und Preßhelden sind freilich schon so weit gekommen, daß sie diesen Ruf für ehrenvoll halten, daß sie im Rechtssinn eine verächtliche Schwäche und in der Gewalt den Inbegriff des Staatslebens erblicken. Diese Leute vergessen, daß ein Staat, aus dem das Recht vertrieben wird, zu einer Hölle wird, der die Anarchie vorzuziehen wäre.

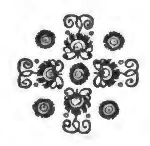
Dieselben Leute aber geraten, wenn sie eine absolute, nationale Gewaltherrschaft über alle Nichtdeutschen fordern, in einen merkwürdigen Widerspruch mit sich selbst. Denn sie gerade sind es ja auch, welche als Alldeutsche die weiteste Ausdehnung deutscher Macht über alle von Deutschen bewohnten oder jemals deutsch gewesenen Länder als Zukunftsideal verehren und die Rolle einer weltbeherrschenden Macht für Deutschland ersehnen. Glauben sie nun wirklich, daß die kleinliche und quälerische Politik, die sie gegen die nichtdeutschen Reichsbürger verlangen, — daß diese Politik irgendeine Möglichkeit biete, ein Weltreich zu regieren, das die verschiedenartigsten Gebiete und Völkerschaften neben den Deutschen vereinigen müßte? Unsere jetzige Nationalitätenpolitik richtet sich nach den kleinstdeutschen und engstdeutschen Gesichtspunkten; eine solche Weltpolitik aber müßte nach den großzügigsten und freilassendsten Grundsätzen geübt werden. Man schaue doch auf die Engländer, die sich in der Tat fähig erwiesen haben, ein Weltreich zu regieren. In Canada ist die französische Sprache der englischen gleichberechtigt, in Kapland die holländische. Ja, sogar in Transvaal ist wenige Jahre nach Beendigung des haßerfüllten Krieges ein Parlament begründet

worden, in dem die holländische Sprache volles Bürgerrecht hat, und ein parlamentarisches Ministerium eingesetzt, dessen Präsident Botha, der Obergeneral der Buren, wurde.

Vor solchen Tatsachen stand der deutsche Spießbürger, der eben noch geglaubt hatte, die Buren seien verpflichtet, bis zu ihrer völligen Ausrottung gegen England zu kämpfen, ganz verdutzt und niedergedonnert da. Ob General Botha nicht doch im Herzensgrunde die Existenz eines selbständigen Transvaals ebenso gern sähe wie Herr von Koscielski die eines selbständigen Polens? — Jedenfalls ist England politisch kühl genug, solche Herzenswünsche zu ignorieren.

In Deutschland sind wir aber im Rassenfanatismus soweit gelangt, daß, wenn Dernburg für eine wirtschaftlich rationellere und darum menschenwürdigere Behandlung der afrikanischen Eingeborenen eintritt, schon dies angeblich kolonialfreundliche Zeitungen und deren Geldgeber in komische Wut versetzt. Selbst das Gefühl dafür, welch traurige Rolle man spielt, wenn man den beschränktesten Egoismus mit so brutaler Offenheit hervortreten läßt, ist schon verloren gegangen. Oder sollte es auch hier eine nationale Pflicht sein, die den national gesinnten Deutschen zwänge, arbeitende Neger deutschen Plantagenbesitzern schutzlos und schonungslos auszuliefern?

Es ist doch ein schönes Wort: „national“ — — — Corruptio optimi pessima!



Berlin-London und London-Berlin

Die zwei Briefe

London, Ende März. Das Publikum und die Presse spricht nicht mehr viel von den vielbesprochenen Briefen. Die Sache ist im Oberhaus fair erledigt worden. Das genügt hierzulande. Auch der Deutsche Reichstag hat das noch neuerlich anerkannt, und Fürst Bülow hat mit dem Honig seiner Rede die letzten Bitterkeiten verzuckert. In Windsor ist noch einiges in Ordnung zu bringen. Der gravitätische Lord Esher, mit seinem von der Presse aufgefangenen Billet doux, das den Kaiser veranlaßte, sein privates Herz einem englischen Bekannten auszuschütten, — dieser brave Lord ist nach wie vor Gouverneur von Schloß Windsor. Windsor rechnet darauf oder doch damit, den deutschen Kaiser im nächsten Herbst wieder zu beherbergen. Ein solcher Besuch ist für die großbritannische Politik opportun. Dann kann aber Lord Esher nicht mehr Haushofmeister von Windsor sein.

Außerdem besteht noch eine Unebenheit. Lord Esher hat die Herausgabe der Briefe Ihrer Majestät der großen Königin Victoria von König Eduard VII anvertraut und übertragen erhalten. Ein Lord, der den größten Enkel der großen Königin brüskiert hat, besitzt nicht mehr sämtliche Eigenschaften eines königlichen Geschichtsschreibers. Man hat in Windsor ein Gefühl dafür, was nicht fair wäre. Man besitzt dort auch die Briefe, die zwischen Kaiser Wilhelm II und Lord Tweedmouth gewechselt worden sind, in einer Kopie, die komplet ist mit Ausnahme der vorsichtig herausgeschnittenen Unterschriften. Man hat die Kopie, von deren Existenz die hiesigen Blätter schon neulich meldeten, direkt vom Auswärtigen Amt bezogen — ich konnte nicht erheben, ob von dem in London oder in Berlin, — um den Grad des kaiserlichen Mißmuts einschätzen und die dagegen anzuwendenden Mittel richtig auswählen zu können. Die Kopie ist nur einem engeren Kreise bekannt geworden. Ich bin so glücklich, unten eine Kopie derselben mitteilen zu können. Es ist für die Beziehungen der beiden Nationen nicht unwichtig, aus dem Text zu ersehen, daß der Inhalt beider Briefe streng korrekt ist, wenn auch der direkte Weg nach konstitutioneller

Tradition nicht streng konstitutionell war, was immer wieder beachtet werden muß.

Für die deutsche Presse besteht, soweit ich zu erkennen vermag, kein Grund, auf den ehrenwerten Lord Esher diejenige Rücksicht zu nehmen, die Sir Edward Grey von der Mitteilung der Briefe abgehalten hat.

Was aber die Zukunft des Lord Esher anlangt, so ist folgende Lösung der schwebenden Schwierigkeiten beabsichtigt, die selbst bei der „Times" keinen Protest hervorrufen wird:

Lord Esher wird „wegen der Fülle des in der Korrespondenz der Königin Victoria aufgeschichteten Materials", einen Urlaub von dem Posten eines Gouverneurs von Windsor auf zwei Jahre nachsuchen und erhalten.

Die Korrespondenz der Königin Victoria selbst wird ohne Nennung des Namens des Herausgebers nur mit dem Vermerk „Im Auftrag des Königs" erscheinen. Ein Vorgang ist bei der Herausgabe der Korrespondenz des Prinzgemahls geschaffen. Diese Lösung wird man auch in Berlin als eine taktvolle anerkennen müssen. Die Briefe, die Lord Esher hervorrief, können unmöglich korrekter sein, als sie tatsächlich sind. Auch das wird jeder Engländer und Deutsche nach der Lektüre des nachstehenden Inhalts zugeben müssen:

Berlin, Feb. 17. 1908

Dear Lord Tweedmouth,*)

The autumn days at Windsor, that brought us together, and the English hospitality, are kept in lively and sympathetic remembrance by Me.

I do not think that I overrate the advances of our countries, which commenced during My November visit, if I consider their result as lastingly valuable. In this opinion not even Lord Esher will disturb

*) Mein lieber Lord Tweedmouth!

Die Spätherbsttage von Windsor, die uns zusammenführten, und die Gastlichkeit von England sind mir in ebenso lebhafter wie sympathischen Erinnerung.

Ich werde die Annäherung unserer Länder, die sich während Meines Novemberbesuches anbahnte, nicht überschätzen, wenn Ich ihre Wirkung für dauernd wertvoll halte.

Me. I am no longer so unfamiliar with the society of London and Windsor as to consider the honourable Lord its leading voice. The letter, dated 6th Feb. 1908 and written a few weeks after My visit by the honourable Governor of Windsor to the Imperial Maritime League and given over to publicity, has just come to My knowledge.

Why does Lord Esher, if he does not wish to become a member of the society, draw Me into the circle of his motives, which are so indiscret, that they deserve to be treated with the greatest discretion? How can he say "In Germany, from the Emperor downwards, there is no one who would not rejoice at the fall of Sir John Fisher — and for this reason alone I must refuse to join your society." Lord Esher considers it right, to impute to Me an antagonism to John Fisher, and he supports the sealord just because of this, My supposed antagonism.

Instead of extinguishing the distrust, as I and you do, he fans it into flame, and that at the chimney of the gentlemen of a society, who showed no want of distrust up to now.

Darin macht Mich auch Lord Esher nicht irre.

Ich bin nicht mehr fremd genug in der Gesellschaft von London und von Windsor, um den ehrenwerten Lord für den Wortführer derselben anzusehen. Der wenige Wochen nach Meinem Besuch geschriebene Brief vom 6. Februar 1908, den der sehr ehrenwerte Gouverneur von Windsor an den englischen Flottenverein gerichtet und an die Öffentlichkeit hat gelangen lassen, kam vorhin zu Meiner Kenntnis.

Warum zieht Lord Esher, wenn er nicht in den Verein eintreten will, Mich in den Kreis seiner Beweggründe, die so indiskret sind, daß sie verdient hätten, diskret zu bleiben? Wie kann er sagen: „In Deutschland gibt es vom Kaiser abwärts niemand, der Sir John Fishers Sturz nicht begrüßen würde, — und schon aus diesem Grund muß ich den Eintritt in Ihren Verein ablehnen." Lord Esher findet es für richtig, Mir Gegnerschaft gegen John Fisher zu imputieren, und er unterstützt den Seelord eben wegen dieser Meiner angeblichen Gegnerschaft!

Anstatt wie Ich und Sie das Mißtrauen zu löschen, bläst er dasselbe wieder an, und zwar am Kamin der Gentlemen eines Vereins, der auch zuvor keinen Mangel an Mißtrauen erkennen läßt.

Sie wissen am besten, lieber Lord, daß Ich der letzte bin, der an den Schwierigkeiten des englischen Seelords Gefallen hat, und Sie wissen, wie ich

You know best of all, dear Lord, that I am the last to find any pleasure in the English sealords difficulties, and you know what I think of the German agitations against Tirpitz.

If, however, some gentlemen of the Berlin court society, would patronise him, by writing to the German Flottenverein "King Edward is looking forward with pleasure to the fall of Tirpitz" .. well then my dear Tweedmouth, the German Press would give him a reminder upon which he could write: Made in Germany.

Our naval power is a fifth of yours. One fifth ... do you know what that means? It means that Germany can never wish to be offensive by sea. Only she does not intend to neglect the duty of defence, and selfassertiveness.

The political doctrine, that says, the two circles, Germany and Greatbritain, must cut accross each other, is wrong. Nowhere political, always economical. The economical tendency of sale-enlargement, must, between intelligent peoples, never explode in any other way except in the form of peaceful rivalry. This time, as well as sixteen years ago, I said in the Guildhall, that I honestly wish to main-

---

über die deutschen Treibereien gegen Tirpitz denke. Wenn diesen aber ein Herr der Berliner Hofgesellschaft dadurch begönnern wollte, daß er dem deutschen Flottenverein schriebe: „König Eduard freue sich auf den Sturz von Tirpitz" — na, dann, lieber Tweedmouth, würde ihm die deutsche Presse einen Denkzettel geben, auf den er schreiben könnte: Made in Germany!

Unsere Seemacht ist ein Fünftel der Eurigen. Ein Fünftel — wissen Sie, was das heißt? Das heißt: Deutschland kann zur See nie offensiv sein wollen. Nur ist es nicht gewillt, die Pflicht der Defensive und der Selbstbehauptung zu vernachlässigen.

Die politische Lehre ist falsch, daß sich die beiden Kreise Deutschland und Großbritannien schneiden müssen. Nirgends politisch, immer nur wirtschaftlich! Die wirtschaftliche Tendenz der Absatzerweiterung darf zwischen intelligenten Völkern nie anders als in der Form friedlicher Konkurrenz explodieren. Ich habe es in der Guildhall diesesmal und schon vor sechzehn Jahren ausgesprochen, daß Ich ehrlich Friede und Freundschaft mit England halten will. Und die Wünsche der deutschen Nation decken sich hierin mit den Meinigen.

Während der Londoner Woche hat ein Landsmann von Ihnen an den ge-

tain peace and friendship with England. And the wishes of the German nation are the same as My own.

During the London week a compatriot of yours, appealed to healthy human reason. Certainly, I said to him, also we could do with some more af that. But this requirement does not confine itself, as I now see, to Germany alone.

I must close. Monsieur Cambon, of the French Embassy, is waiting to hand Me an album upon the boundary regulations between German Kamerun, and the French Congo.

I close with the knowledge, that between us two, such misunderstandings, as have happened to Lord Esher, are impossible.

It would be a good thing if he, before he occupies himself with naval politics, and before he attributes intentions which do not exist, to others, would think, how one might possibly induce the drain pipes at Windsor to produce a normal ventilation.

I am very well, in spite of this wet winter.

The Empress remembers with pleasure, the beautiful days at Windsor, and often reminds Me of the lovely colouring of the woods near the Flemish farm, on the day of the successful pheasant shooting.

I remain etc. etc.

---

sunden Menschenverstand appelliert. Gewiß, sagte Ich ihm, wir können auch hier bei uns davon noch gebrauchen. Aber der Bedarf beschränkt sich, wie ich jetzt sehe, nicht auf Deutschland.

Ich muß abbrechen. Monsieur Cambon von der französischen Botschaft wartet auf mich, um mir ein Album über die Grenzregulierung zwischen Deutsch-Kamerun und dem französischen Kongo zu überreichen.

Ich schließe in dem Bewußtsein, daß zwischen uns beiden Mißverständnisse nicht möglich sind, wie sie dem Lord Esher unterlaufen sind. Er möge, bevor er wieder in Flottenpolitik macht und Andern nicht vorhandene Absichten unterstellt, lieber darüber nachdenken, wie die Abzugsröhren von Windsor zur Wiedererzeugung normaler Ventilation veranlaßt werden können.

Gesundheitlich geht es mir trotz des nassen Winters sehr gut.

Die Kaiserin gedenkt sehr lebhaft der schönen Tage von Windsor und erinnert mich oft an die herrliche Färbung des Waldes bei der flämischen Farm am Tag der ergiebigen Fasanenjagd.

Ich bin (und so weiter).

Your Majesty,*)

For the high honour conferred upon me by Your Majestys letter, and for the most gratifying confidence shown towards me, I beg to express my humble thanks.

It ist certainly true, that to me, and what ist still more important, to the great majority of my countrymen, a misunderstanding of Your Majestys intentions, is out of the question. The era of misunderstandings is closed. It is closed, in consequence of the impressions left behind by the days in November.

This holds good for every sensible Englishman, and also for my honourable friend, Lord Esher, who again has had the misfortune not to preceive the purification of opinions that was going on around him. The displeasure over his mistake, is stronger here, and no less justified, than with Your Majesty.

Perhaps I personally have least cause of all, to feel any illwill towards the Governor of the drain pipes at Windsor, whose

---

*) Majestät!

Für die hohe Ehre, die mir durch das Allerhöchste Handschreiben zuteil geworden ist, und für das mich auszeichnende Vertrauen spreche ich meinen ehrerbietigen Dank aus.

Es ist gewiß wahr, daß für mich und, was wichtiger ist, für die übergroße Mehrheit meiner Landsleute ein Verkennen der Absichten Eurer Majestät völlig ausgeschlossen ist: Die Ära der Mißverständnisse ist abgeschlossen. Sie ist abgeschlossen durch die Eindrücke, welche die Novembertage hinterlassen haben.

Dies gilt für jeden Engländer von gesundem Menschenverstand und auch für meinen ehrenwerten Freund Lord Esher, der im übrigen wieder einmal das Mißgeschick hatte, die Reinigung der Ansichten nicht wahrzunehmen, die sich um ihn vollzogen hat. Die Verstimmung über seine Entgleisung ist hier noch größer und nicht weniger berechtigt, als bei Ew. Majestät.

Ich selbst habe vielleicht von allen am wenigsten Grund, dem Gouverneur der Abzugsröhren von Windsor, der berufsmäßig für reine Luft zu sorgen

business it is, to produce pure ventilation. For to his mishap I am indebted for the present of an autographic letter, which, as a proof of Your Majestys sentiments towards England and myself, is invaluable to me.

The sentiments of Your Majesty are reciprocated on this side of the channel with equal gratitude and honesty.

To Your Majesty, as well as to Her Majesty the Empress, who is so kind as to keep the autumn days and the woods of Cranborne Forest in an favourable remembrance, I may express the private, but thoroughly opportune assurance, that the feelings of Windsor and London have remained unchanged and warm.

I am happy to be the interpreter of these feelings.

With the expression

etc. etc.

Whitehall, London SW, Feb. 20. 1908.

---

hat, gram zu sein. Denn ich verdanke seinem Fehltritt das Geschenk eines Handschreibens, das mir als Beweis der Gesinnungen Eurer Majestät für England und für meine Person unschätzbar ist.

Die Gesinnungen Eurer Majestät werden diesseits des Kanals ebenso dankbar wie aufrichtig erwidert.

Euere Majestät, wie Ihre Majestät die Kaiserin, welche so freundlich ist, den Herbsttagen und dem Wald von Cranborne Fower eine sympathische Erinnerung zu bewahren, darf ich die private, aber durch und durch aufrichtige und zutreffende Versicherung geben, daß die Gefühle von Windsor und London unverändert warm geblieben sind. Ich bin glücklich, der Dolmetsch dieser Gefühle sein zu können.

Mit dem Ausdruck (und so weiter).

Die Reichsbank

Eine Erklärung von Georg Bernhard

I

Ich weiß, daß mancher Leser behaupten wird, er habe eine solche Tabelle, wie die nachstehend abgedruckte, noch nie vor Augen gehabt. Trotzdem wage ich die gegenteilige Behauptung. Sie ist in fast allen Zeitungen zu finden, nur pflegen die meisten Menschen darüber hinwegzulesen. Denn das, was jetzt folgt, ist ein Muster des Ausweises, den die Deutsche Reichsbank viermal im Monat — immer nach demselben Schema, natürlich aber immer mit anderen Zahlen — veröffentlicht.

Aktiva	(Millionen Mark)
Metallbestand	968,773
Bestand an Reichskassenscheinen	75,023
„ „ Noten anderer Banken	34,173
„ „ Wechseln	925,524
„ „ Lombardforderungen	66,049
„ „ Effekten	37,145
„ „ sonstigen Aktiven	110,672
Passiva	
Grundkapital	180,000
Reservefonds	64,814
Betrag der umlaufenden Noten	1313,934
Sonstige täglich fällige Verbindlichkeiten	573,902
Sonstige Passiva	84,709

Diese Tabelle steht in den Zeitungen entweder an versteckter Stelle oder im Handelsteil, der von den Leuten, die nur auf den Höhen der Philosophie, der Kunst und der Wissenschaft oder in den Niederungen des lokalen Klatsches oder der Verlobungen leben, grundsätzlich nicht gelesen wird. Aber auch die andern, die im Handelsteile der Blätter lesen, sprechen zwar viel von der

und über die Reichsbank. Aber auch von ihnen weiß ein Teil nicht allzuviel davon. Wer den Wunsch hat, zu wissen, welche Bedeutung die Reichsbankausweise für unsere Volkswirtschaft haben, der mag weiter lesen:

2

Der Ausweis der Reichsbank stellt eine Art von Bilanz dar. Bei jeder Bilanz zeigt uns die Passivseite die Formen, in denen die Betriebsmittel in ein Unternehmen hineinströmen. Die Aktivseite präsentiert uns die Formen, die die Mittel im Unternehmen angenommen haben, um seinen Zwecken zu dienen: Ein Teil ist in Maschinen angelegt, ein anderer Teil in Rohmaterialien, ein weiterer Teil in Kassabeständen, wieder ein anderer Teil in Forderungen für verkaufte Waren und so weiter. Der Unternehmungszweck der Bank ist, von den Leuten, die überflüssige Geldmittel haben, Kredite aufzunehmen und Kredite an die weiterzugeben, die Geld brauchen. Auf der Passivseite jeder Bankbilanz sehen wir deshalb neben dem eigenen Kapital die Guthaben der Einleger, die Depositen. Solch einen Posten finden wir auch auf der Passivseite der Reichsbank. Aber daneben steht eine viel größere Summe „Betrag der umlaufenden Noten". Dieser Posten unterscheidet grundsätzlich die Reichsbank von den meisten anderen Banken. Denn nur ganz wenige Kreditinstitute außer der Reichsbank haben in Deutschland das Recht, Noten auszugeben. Was bedeutet dieses Recht? Wenn die anderen Banken Geschäfte machen wollen, so müssen sie es entweder mit dem eignen Kapital tun oder mit dem geborgten Geld. Die Reichsbank hat das Recht, anstatt in Geld mit Papierzetteln zu zahlen, auf denen sie die Verpflichtung anerkennt, jederzeit gegen Rückgabe des betreffenden Zettels eine bestimmte Summe in barem Gelde zu zahlen. Durch diese Noten vermehrt sie ihre Betriebsmittel, ohne Zinsen abgeben zu müssen. Nach unserem Musterausweis hatte sie für dreizehnhundert Millionen Mark solche Zettel ausgegeben. Sie konnte also über fünfmal so viel Geschäfte machen, als ihr eigenes Kapital (das einschließlich der Reserven nur zweihundertvierundsechzig Millionen betrug) ihr erlaubt hätte. Mithin bedeutet das Recht der Notenausgabe zunächst ein wertvolles Geschenk an die Besitzer der Anteile, in die das Kapital der

Reichsbank zerlegt ist. Als Gegenwert für dieses Geschenk muß die Reichsbank dem Deutschen Reich einen Anteil am Gewinn abgeben. Die Bank darf aus ihrem Gewinn zunächst ihren Anteilbesitzern eine Rente von dreieinhalb Prozent gewähren. Von dem dann verbleibenden Rest des Gewinnes aber bekommt die Reichskasse drei Viertel, und nur ein Viertel verbleibt der Bank zur weiteren Verteilung an ihre Anteilsbesitzer. Trotzdem hat die Reichsbank für das Jahr 1907 noch immer 9,89 Prozent ihres nominellen Anteilkapitals an ihre Anteilseigner als Dividende ausgeschüttet.

3

Warum macht der Staat das Geschäft nicht allein, ohne an Privatleute etwas vom Gewinn abzugeben? Das tut er tatsächlich in einzelnen Staaten. In Deutschland hat man bei der Schaffung des Reichsgesetzes vom vierzehnten März 1875, das noch heute trotz mehrfacher Änderung die Grundlage der Bankverfassung bildet, die Bank als Privatinstitut errichtet. Dafür waren drei Gründe ausschlaggebend: Die damals die Parlamentsmehrheit bildende liberale Partei fürchtete, daß eine Staatsbank der Regierung allzu leicht die Hand zur Beschaffung solcher Mittel bieten könnte, die vom Parlament noch nicht genehmigt oder abgelehnt wären. Außerdem bestand die Befürchtung, daß eine Staatsbank eventuell aus politischen Gründen bestimmte Berufsstände in bezug auf Bemessung des Kredites bevorzugen oder benachteiligen könnte. Das wichtigste Bedenken aber gegen eine reine Staatsbank war: Der siegende Feind konnte das Eigentum einer Staatsbank als Bestandteil des feindlichen Staatsvermögens konfiszieren. In einem solchen Falle wären dann die Noten eines wesentlichen Teils ihrer Deckung beraubt gewesen; die Konfiskation ist jedoch bei Privatbanken ausgeschlossen. Denn Privatvermögen darf auch im Kriegsfall nicht angetastet werden. Einigte man sich also grundsätzlich auf eine privatkapitalistische Basis der Reichsbank, so wollte man sich andrerseits doch auch nicht dazu entschließen, ein reines Privatunternehmen aus ihr zu machen. Man wandte für die Reichsbank das sogenannte „gemischte" System an: Das Kapital brachten Privatleute auf. Im übrigen jedoch ist die Reichsbank keine Aktien-

gesellschaft, sondern eine Gesellschaft ganz besonderer Art. Die Besitzer der Anteile wählen keinen Aufsichtsrat und keinen Vorstand. Die dem Reiche zustehende Leitung wird vom Reichskanzler ausgeübt. Präsident und Mitglieder des Reichsbankdirektoriums werden auf Vorschlag des Bundesrates vom Kaiser ernannt. Sämtliche Beamte der Reichsbank sind Reichsbeamte. Die Generalversammlung der Anteilseigner hat nur eine sehr beschränkte Machtbefugnis. Sie wählt als Vertreter der Anteilseigner einen Zentralausschuß, der aber in den allermeisten Fragen nur als begutachtendes Organ funktioniert.

4

Was sollen uns überhaupt Banknoten? Wenn wir schon Papierumlaufsmittel brauchen, warum genügen uns nicht die einhundertzwanzig Millionen Mark Reichskassenscheine, die als deutsches Papiergeld im Reichsgebiet zirkulieren. Und wenn sie nicht genügen, warum erhöhen wir nicht einfach ihren Betrag? Diese Reichskassenscheine stellen Papiergeld des Reiches ohne jede Deckung dar. Es widerstrebt uns an und für sich, in einer geordneten Wirtschaft mit Geldzeichen zu zahlen, denen kein innerer Wert zukommt. Aber die Hauptsache ist: Der Bedarf einer Wirtschaft an Umlaufsmitteln ist nicht zu allen Zeiten gleich; er ist je nach der Lebhaftigkeit der Geschäfte verschieden. In Zeiten der Hochkonjunktur wird mehr gebraucht als in Zeiten der Stagnation, ja die Höhe des Bedarfes wechselt selbst im Laufe ein und desselben Jahres. Vor der Ernte braucht der Landwirt Geld zu Lohnzahlungen, für Frachtauslagen und so weiter; vor der Saison, die ihm den Erlös für seine Ware bringen soll, ist dasselbe bei jedem Fabrikanten der Fall. Der Kaufmann, der seine Ware auf Kredit absetzt, muß sich inzwischen die Mittel verschaffen, um seine baren Zahlungen (Mieten, Löhne, Spesen und so weiter) zu leisten. Dem Staat, der so vor die Notwendigkeit gestellt wäre, den Papiergeldumlauf zu erhöhen, fehlt der Maßstab sowohl für die Höhe der Vermehrung als auch für die Zeit, in der die Vermehrung notwendig ist. Die einmal ausgegebenen Wertzeichen lassen sich aber überdies sehr schwer wieder reduzieren. Die Grundlage jedes Papiergeldsystems ist eine gewisse Starrheit.

Banknoten sind demgegenüber Vertreter eines Systems der Elastizität. Die Banknote trägt in zwiefacher Hinsicht Kreditcharakter: Wer sie in Zahlung nimmt, gibt damit der Reichsbank Kredit. Andrerseits aber gibt die Bank Noten dann in Zahlung, wenn man von ihr Kredit verlangt. Der Kaufmann, der auf seine oder seiner Kundschaft Wechsel von der Reichsbank Kredit verlangt, bekommt dafür den Betrag in Banknoten. Treten nun viel Kreditansprüche an die Reichsbank heran, so gibt sie eben viel Banknoten aus. Ist dagegen der von ihr verlangte Kredit gering, so braucht sie selbstverständlich weniger Noten auszugeben. Und werden gewährte Kredite zurückgezahlt, so strömen auch ihre Banknoten zurück. Die Höhe des Umlaufs der Banknoten ergibt sich also von selbst, es greift eine gewisse automatische Regelung Platz.

5

Dem zwiefachen Kreditcharakter der Banknote entspricht der zwiefache Charakter der Schutzvorschriften. Zunächst muß, damit die Banknote ihren volkswirtschaftlichen Zwecken entsprechen kann, dafür gesorgt werden, daß die Noten auch vertrauensvoll in Zahlung genommen werden. Deshalb darf die Bank keine spekulativen Geschäfte machen. Durch eine entsprechende Beschränkung des Geschäftskreises der Bank soll das Kapital möglichst in vollem Umfange als Sicherheit auch für die Noten erhalten bleiben. Die Noten selbst darf die Bank nur ausgeben, um damit Gold, Silber oder Wechsel zu kaufen. Mindestens ein Drittel des Notenumlaufs muß in bar gedeckt sein. Unter der Bardeckung ist aber nicht nur Gold zu verstehen, sondern auch der Silberbestand und sogar der Bestand an Reichskassenscheinen, der also eine Forderung gegen das Deutsche Reich darstellt, gilt als sogenannte Dritteldeckung für die Noten. In dem oben abgedruckten Muster eines Bankausweises beträgt der Metallbestand und der Bestand an Reichskassenscheinen rund eintausendundvierzig Millionen Mark. Danach hätte also zu jener Zeit die Bank im ganzen dreitausendeinhundertzwanzig Millionen Mark Noten in Umlauf haben können, während sie bloß eintausenddreihundertdreizehn Millionen ausgegeben hatte. Der Wert der

Drittelдeckung der Noten ist recht illusorisch. Wenn alle Noten der Bank auf einmal präsentiert würden, so wäre die Bank kaum imstande, sofort Rückzahlung zu leisten. Die Erfahrung hat aber gelehrt, daß selbst in kritischen Zeiten nicht alle Noten zurückgegeben werden. Auf dieser Erfahrungstatsache beruht überhaupt die technische Möglichkeit des ganzen Bankwesens: Als der verstorbene Direktor der Deutschen Bank, Georg von Siemens, einmal gefragt wurde, was er wohl machen würde, wenn die Leute alle ihre Depositen zurückhaben wollten, sagte er: „Dann stelle ich mich auf den Balkon und pfeif ihnen eins." Einem solchen Ansturm könnte keine Bank der Welt standhalten.

6

Je mehr Kredit die Reichsbanknote genießt, desto größer ist die Gefahr, daß übermäßig viel Noten in Umlauf kommen. Wie wir gesehen haben, darf die Reichsbank Noten nur ausgeben, um Wechsel zu kaufen. Wechsel stellen in Form eines Wertpapieres verbriefte Forderungen an Dritte dar. Wer einen Wechsel verkauft, verkauft eine noch nicht fällige Forderung. Der Verkäufer hat dem Käufer vom Tage des Verkaufs bis zu dem Tage, an dem die Forderung fällig wird, Zinsen zu vergüten. Die Vergütung geschieht in der Weise, daß von der Kaufsumme des Wechsels die Zinsen abgezogen werden. Diesen Abzug nennt man den Diskont. Die Reichsbank macht jeweils öffentlich bekannt, zu welchem Satz sie Wechsel diskontiert. Je niedriger dieser Satz ist, desto stärker wird natürlich das Angebot von Wechseln an die Bank sein. Denn je billiger die Geschäftsleute Wechsel verkaufen können, desto leichter werden sie bereit sein, ihrerseits Kredit an ihre Kundschaft zu geben. Der billige Diskont regt dazu an, die Errichtung neuer und die Ausdehnung alter Unternehmungen zu forzieren. Eine allgemeine spekulative Nachfrage entsteht, die Preise aller Artikel steigen, und dadurch wird wieder mehr Kapital absorbiert. Auch dieser Mehrbedarf wirkt wieder auf die Wechselfabrikation zurück. Sowie nun an irgendeinem Punkt der Welt kritische Ereignisse eintreten und das Vertrauen erschüttert wird, rückt die Gefahr einer Katastrophe näher: Die Wagelust wird unterbunden, der Absatz stockt, die Preise stürzen, und

eine Reihe von Forderungen, die in den weitergegebenen Wechseln verkörpert sind, werden uneinbringlich. Da die internationalen Zahlungen nur in Gold geleistet werden können, so wächst gleichzeitig die Gefahr, daß der Reichsbank Noten zur Goldzahlung präsentiert werden; dadurch wird der Barbestand der Bank geschwächt, sie läuft Gefahr, weniger als ein Drittel der umlaufenden Noten als Bardeckung zu haben. Dadurch würde natürlich eine Katastrophe unvermeidlich werden.

7

Diejenigen Notenbanken, die — wie die Reichsbank — Privaterwerbsinstitute sind, haben nun an sich die Tendenz, möglichst viel Noten auszugeben. Denn je mehr unverzinsliches Kapital sie sich verschaffen, desto größer ist ihr Gewinn. Deshalb ist es Aufgabe der Gesetzgebung, einen Ausgleich zwischen dem privaten Erwerbsinteresse und dem allgemeinen volkswirtschaftlichen Interesse zu schaffen. In England und Frankreich hat man die Höhe der von den Banken auszugebenden Noten begrenzt. Frankreich erlaubt der Banque de France höchstens fünf Milliarden Franken Noten auszugeben, England gestattet seiner Bank of England die Notenausgabe nur in jeweiliger Höhe ihres Goldbestandes zuzüglich eines Betrages von achtzehn Millionen Pfund zirka, für den eine Schuld des englischen Staates als Sicherheit hinterlegt ist. Dafür sind allerdings Noten der Bank of England gesetzliches Zahlungsmittel, jedermann muß sie annehmen, kann sie aber der Bank, wenn er will, zur Bareinlösung präsentieren. Die in Deutschland übliche sogenannte indirekte Kontingentierung versucht geradezu, das Dividendeninteresse der Anteileigner der Reichsbank für das allgemeine Wohl auszunützen: Soweit, wie nur die Dritteldeckung gewahrt bleibt, hat die Reichsbank grundsätzlich das Recht, so viel Noten auszugeben, wie sie will. Übersteigen aber die durch den Barbetrag nicht gedeckten umlaufenden Noten die Summe von 472,829 Millionen Mark, so hat die Bank dafür eine Steuer von fünf Prozent des überschießenden Betrages an das Reich zu zahlen. Nimmt die Bank für ihre Wechsel dann weniger als fünf Prozent, so verliert sie; sie schmälert sich damit ihre Dividende. Durch diese Steuer wird also dafür gesorgt, daß bei starkem Kreditbegehren die

Bank dauernd nicht zu einem Satz unter fünf Prozent diskontiert, sondern, um an dem Mehrbegehr zu profitieren, den Diskont möglichst über fünf Prozent erhöht. Die erhöhte Forderung für Leihgeld auf Wechsel aber dämmt andrerseits die Nachfrage nach Krediten dann wieder automatisch ein. Freilich nur in regulären Zeiten; in kritischen Perioden funktioniert die Notensteuer durchaus nicht so glatt, wie man früher gehofft hatte. Bei der Veröffentlichung der Ausweise der Reichsbank achtet die Geschäftswelt darauf, ob die Bank einen großen steuerpflichtigen Notenumlauf aufweist, oder ob sie noch eine Reserve an solchen Noten besitzt, die sie, ohne Steuer zu zahlen, ausgeben kann. Im ersten Falle liegt die baldige Notwendigkeit einer Diskonterhöhung vor, im letzten Falle kann die Geschäftswelt im Gegenteil mit einer baldigen Ermäßigung der Diskontrate rechnen.

8

Der Barbestand, mit dem ein Drittel der umlaufenden Reichsbanknoten gedeckt sein muß, setzt sich, wie ich eben zeigte, zusammen aus den Beständen der Bank an Gold, Silber und Reichskassenscheinen. Bei der Berechnung des Barbestandes, der der Verrechnung für die Notensteuer zugrunde gelegt wird, tritt zu diesem Bestand noch der Vorrat der Reichsbank an Noten andrer deutscher Banken. Als nämlich die Reichsbank gegründet wurde, hatte eine Reihe deutscher Bundesstaaten das Privileg der Ausgabe von Noten bereits an Banken verliehen. Diese sogenannten Privatnotenbanken ließ man weiterbestehen, ihre Noten behielten Umlauffähigkeit innerhalb der betreffenden Bundesstaaten. Auch diese Banken bekamen ihre bestimmten Notenkontingente, und man kann natürlich die von ihnen ausgegebenen Noten nicht zweimal berechnen, deshalb zählen sie im Kontingent der Reichsbank nicht mit. Neue Privatnotenbanken werden nicht konzessioniert. Stellt aus irgendeinem Grunde eine solche Bank ihre Tätigkeit als Noteninstitut ein, so wächst ihr Kontingent stillschweigend dem Kontingent der Reichsbank zu. Daraus erklärt sich auch die eigentümlich krumme Ziffer von 472,829 Millionen Mark als Betrag für die Notenmenge, die die Reichsbank über den Barbestand hinaus steuerfrei ausgeben darf. Bei der letzten Festsetzung wurde das Reichsbankkontingent

auf vierhundertfünfzig Millionen normiert. Nach dem ersten Januar 1901 haben dann die Frankfurter Bank mit zehn Millionen, die Bank für Süddeutschland mit zehn Millionen und die Braunschweiger Bank mit 2,829 Millionen Mark Kontingent auf das Recht der Notenausgabe verzichtet, und diese Summen sind dem Kontingent der Reichsbank zugewachsen.

9

Für Darlehen andrer Art als gegen Wechsel berechnet die Bank einen Zinsfuß von einem Prozent über dem jeweiligen Bankdiskont. Der höhere Satz hierfür erklärt sich leicht daraus, daß für diese Geschäfte die Bank sich das zinsfreie Notengeld nicht verschaffen darf, abgesehen von sonstigen wirtschaftlichen Momenten, die für Beleihungstransaktionen den höheren Zinsfuß zur Regel machen.

Bauernmoral / Von Ludwig Thoma



Sie wird gepriesen, wenn man großstädtische Lasterhaftigkeit hervorheben will. Die sonderbaren Schwärmer, die nicht einmal sich selber kennen, schildern uns dann ländliche Tugenden ungefähr so, wie sie ihr armseliger Katechismus fordert. Gewiß glauben die Leute daran; wenn man Vorbilder sucht, findet man sie immer, und man dichtet ihnen unwillkürlich alles Gute an, was man in recht summarischer Weise an den Getadelten vermißt.

Auf diese Art erfindet man die sogenannten Idealzustände.

Nicht nur den Dichtern ist es gegeben, über die Wirklichkeiten hinweg ein Traumland zu finden; diese Gabe ist allen Menschen verliehen. Zumeist den beschränkten Propheten, welche die Natur verbessern wollen.

Ich komme darauf zu reden, weil vor einigen Wochen ein münchner Ge-

schlechtskontrolleur gegen künstlerische Freiheit das reine und unschuldige Empfinden der Bauernweiber anrief.

Ein guter Spaß, der diesem Bedauernswerten aber bitterer Ernst war.

Er lebt selbst auf dem Lande und weiß nicht, daß um ihn herum alle Dinge beim rechten Namen genannt und alle Dinge in der rechten Weise getan werden.

Nicht in der Überfeinerung, die bei ihr Koketterie, bei ihm seufzendes Werben herausgebildet hat, sondern schlecht und recht und animalisch.

In seiner Sprache geredet: er glaubt an Strenge bei einem Volke, das alle gedruckten Forderungen hinter die natürlichen stellt, und dem dieser Begriff von Moral fremd ist.

Um mich nicht wuchtigen Vorwürfen auszusetzen, will ich deutlich sagen, daß ich unsern Bauern keineswegs Sittlichkeit abspreche.

Sie folgen einem wirklichen Sittengesetze, aber sie haben so wenig Empfindung für Askese wie für konventionelle Lüge.

Ich berufe mich auf das Zeugnis aller Landärzte, Lehrer und Priester, wenn ich behaupte, daß die Jugend auf dem Lande früher vom Baume der Erkenntnis ißt als die städtische. Und zwar die Jugend beiderlei Geschlechtes.

Ungezwungener Verkehr und frühe Selbständigkeit bringen das mit sich.

Ein Bursche mit sechzehn Jahren, der als Haussohn oder Knecht arbeitet, ist mit wenigen Ausnahmen von lästiger Obhut befreit.

Der Dienstherr hütet sich wohl, ihm beschwerlich zu fallen, wenn er mit seinen Leistungen zufrieden ist. Im täglichen Zusammensein mit den Mägden gibt sich dann alles andere.

Hat einer Neigung oder Anlage zum Joseph, dann setzt er sich dem Spotte der Altersgenossen und nicht zuletzt dem Gelächter der Damenwelt aus.

Sein unnatürliches Benehmen wird ihn verdächtig machen; das Gerücht spricht ihm Fähigkeiten ab, die man haben muß.

Ich erinnere an eine lustige Geschichte, die vor einigen Jahren am Münchner Schwurgerichte verhandelt wurde.

Ein junger Bauernbursche war durch Enthaltsamkeit den Mädchen seines Dorfes mißfällig geworden. Sie redeten ihm Mängel nach, die sie nebenher auch neugierig machten.

Eines Tages ging der Bursche allein über Land und fiel drei derben Mäg-

den in die Hände. Sie warfen ihn ohne viel Federlesen auf den Boden und stellten eine Untersuchung an.

Der Leimsieder erstattete Anzeige, und so mußten sich die resoluten Dinger wegen Notzuchtsversuches vor Gericht verantworten.

Der Bürgermeister und andere Zeugen setzten die Sache ins richtige Licht und erklärten sie als berechtigten Spaß, und die drei Sünderinnen wurden freigesprochen.

Ich möchte diesen Fall dem Herrn Baron Freyberg ins Gedächnis rufen, weil der Gute öffentlich erklärt hat, daß er seine Familie nicht im sündhaften München ansiedeln möchte.

Denn an dem Vorfall ist das einzig Sonderbare die Erstattung der Anzeige; sonst entspricht er in allen Einzelheiten der Landesüblichkeit.

Womit ich nicht gesagt haben will, daß immer drei Mägde einen Burschen so handgreiflich ihr berechtigtes Interesse zeigen; aber wenn einer schon den Lappen spielt, dann sind Verdacht und Gewalt am Platze. Der schöne Zug im bäuerlichen Charakter ist hier Gerechtigkeit. Die Leute wissen aus eigener Erfahrung und aus zoologischen Beobachtungen, daß auch die Weiblichkeit Ansprüche macht, und sie gestehen ihr das Recht auf Erfüllung zu.

Sie unterscheiden sich darin sehr vorteilhaft von unehrlichen Kulturträgern, die den Ehrbegriff in eine männliche und eine weibliche Hälfte spalten und dort erlauben, was sie hier verdammen.

Der Bauer denkt sehr richtig, daß in ein und derselben Sache die zwei Beteiligten nicht verschieden beurteilt werden dürfen, und er ist nicht so grausam, gerade dem schwächeren Teil größere Strenge zu zeigen. Und er urteilt nicht so kompliziert, um zwischen heimlicher und offenkundiger Sünde zu differenzieren; der schöne Begriff des Skandals ist ihm fremd.

Wenn schon einmal jeder Bub sein Mädel haben muß, dann sind auch die Folgen nicht schimpflich.

Diese natürliche Denkart hat unsere Bauern vor der schmutzigen Verurteilung lediger Mütter bewahrt, und recht hochstehende Damen und Herren und recht viele berufliche Gottesdiener könnten sich ein Beispiel daran nehmen. Der Bauer schätzt Kindersegen vielleicht aus herzlich nüchternen Erwägungen; immerhin hat er ein schönes Wort für die unehelichen Sprossen gefunden. Er heißt sie „Kinder der Liebe“, und in angewandter Wertschätzung der Rasse-

zucht traut er ihnen gute körperliche Eigenschaften zu. Wenn man die Esel und die Gänse der sogenannten besten Gesellschaft ein lediges Kind als „unselige Frucht verbotener Leidenschaft" bezeichnen hört, versteht man den hohen Vorzug bäuerlicher Ehrlichkeit.

Auf dem Lande also bringt es einem Mädchen weder Schimpf noch Schaden, wenn es Mutter wird. Ja, man kann sogar das Gegenteil als Regel gelten lassen.

Der Bauer hat eine natürliche Abneigung gegen kinderlose Ehen, und er sieht ein richtiges Mädel mit günstigen Augen an, das seine normale Beschaffenheit durch ein lediges Kind aufweisen kann.

Beim Heiraten sind nur praktische Gesichtspunkte ausschlaggebend; Neigungen kommen nicht zum Wort.

Doch ist die Geldfrage nicht allein bestimmend; man wünscht sich vor allem eine gute Hauserin; eine fleißige, sparsame Person. Nach diesen Eigenschaften sieht man sich um; keinem Manne wird es einfallen, ein passendes Mädel zu verschmähen, weil es nicht mehr unschuldig ist.

Natürlich will auch der Bauer Grenzen haben.

Aber darin zeigt er wiederum sein natürliches Empfinden, daß er sie dem Alter und der Ehemündigkeit zieht.

Er verschließt sich nicht der Einsicht, daß die Unmöglichkeit, einen Hausstand zu gründen, die Begierden nicht erstickt, und gesteht der Jugend Freiheiten zu, die man ihr nicht mit Erfolg wehren kann. Aber er verlangt, daß der heiratsfähige Mensch „gescheit" wird, wie er das nennt.

Es gibt verschwindend wenig Junggesellen unter den Bauern; Heiraten geht Hand in Hand mit übernahme des Anwesens.

Aber auch wer ledig bleibt, darf über die jungen Jahre hinaus nicht Dummheiten machen. Das mindert ihm das Ansehen.

Auf eheliche Treue hält der Bauer.

Nicht aus religiöser Scheu vor dem Bruche seines Gelöbnisses, sondern aus einer starken sittlichen Auffassung häuslicher Würde.

Und da wäre ich bei der wirklichen bäuerlichen Moral, die ich verehre.

Sie ist schon darum wertvoll, weil sie etwas Einheitliches, von allen Phrasen befreites und aus der Notwendigkeit Herausgewachsenes ist. Lauter Eigenschaften, die unseren Moralbegriffen fehlen.

Sittlichkeit und Ehen sind uns abgestufte Begriffe: Regeln, von so vielen Ausnahmen durchlöchert, daß wir sie mit Redensarten mühsam erhalten.

Nie einheitlich, denn nie ist dem einen recht, was dem andern billig ist; nie festgewurzelt, denn sie wechseln wie Moden.

Ja, die gleichen Geschehnisse können uns in der gleichen Zeit harmlos erscheinen, wenn sie nicht in die Öffentlichkeit dringen, und entehrend, wenn sie der gesetzlichen Strafe verfallen.

Daß unsere Gesellschaft aus den verschiedensten Elementen zusammengesetzt ist, macht das erklärlich; aber die Phrasen, mit denen wir uns Einheitlichkeit vortäuschen wollen, sind darum nicht weniger lächerlich.

Auch darin, wie in so manchem anderen, ist uns der Bauer weit überlegen.

Seine Sittlichkeit, seine Auffassung von Pflichten und Rechten und von Ehre gehen aus einem hervor und führen auf eines zurück: auf Arbeit.

Sie bildet ihm Inhalt des Lebens, und an ihr mißt er den Wert aller Dinge und Menschen.

Gewiß liegt Härte darin, gewiß scheidet vieles aus, was das Leben veredelt, aber niemand hat das Recht, darüber verächtlich zu urteilen, denn es liegt Größe in dieser unbedingten Hingabe an Arbeit. Ich will hier nicht im einzelnen zeigen, wie sie alle Empfindungen leitet, wie sie die Abschätzung aller Geschehnisse, wie sie Eltern- und Kindesliebe und alle Beziehungen der Menschen zueinander bestimmt, wie alle Würde in ihr ruht, und wie sie das Rechtsgefühl lenkt.

Aber eines hebe ich noch hervor: wie diese wahrhaftige Moral stark genug ist, um selbst das Sterben leicht zu machen, und wie sie also eine Kraft besitzt, die keiner Religion innewohnt.

Der Bauer schätzt das Glück eines beschaulichen Alters nicht.

Wenn man zu nichts mehr nütz ist, soll man sterben.

Ich weiß nichts so Rührendes und nichts so Großes wie die Ruhe, mit der diese Menschen sterben.

Männer wie Weiber.

Sie fügen sich dem Naturgesetze als etwas Selbstverständlichem; ohne Wehleidigkeit.

Wenn die Hände rasten müssen, ist es Zeit, zu gehen.

Ich selbst habe oft gehört, daß alte Leute ihre Untätigkeit beklagten und den Tod herbeiwünschten. In vernünftig gesetzten Worten, nicht mit der Ekstase, die uns andere etwas sagen läßt, was wir nicht denken.

Mit nüchterner Überlegung, die sich auf das kleinste erstreckt, ordnet der Bauernmensch die letzten Dinge; das soll ihn auch nach dem Tode noch als richtigen Wirtschafter zeigen und als einen Menschen, der seine Arbeit getan hat.

Je mehr ich sie verstand, so mehr habe ich die Bauernmoral bewundert.

Und der Herr Baron, der uns in München die Bauern als Helfer für seine unappetitliche Sittenstrenge anrief, sollte an der Größe des gefestigten bäuerlichen Lebens die Kleinlichkeit seiner Bemühungen erkennen.

Briefe an eine Freundin

Von Wilhelm Busch †

(Fortsetzung)

München 19. März 1880.

Liebe Frau H.!

Ich bin eigentlich nur ungern hier und will auch baldmöglichst wieder nach Wiedensahl. Meine genauesten Bekannten sind nach Italien abgereist; ich dachte wohl mal dran mitzufahren, aber dann fiel mir gleich unser guter angestammter deutscher Frühling ein, den ich auch heuer mit Andacht zu genießen hoffe. Ich sah neulich einen Korb frisch aus Neapel angekommener Camelien neben unsern heimischen Schneerosen; diese, wie vom lieben Gott gemacht, jene, als hätte sie der Conditer mit Himbeersaft gefärbt. — Im Theater hört ich Tristan u. Isolde, einmal ganz durch, dann noch mal den zweiten Act, der mir die wunderschönste Quintessenz aller liebenden Verhimmelung zu sein scheint.

So wäre ja wohl alles wie ehedem. Ich denke noch oft und gern an meine lieben H—ns und möchte recht bald von Ihnen hören, daß sie munter und gesund sind.

Ihr getreuer Freund Wilh. Busch.

Wiedensahl 26. April 1880.

Liebe Frau H.!

Als ich aus Süddeutschland wieder hier einrückte, war ich angenehm verwundert, den Frühling schon so geschäftig zu finden; mehr als dort; und das obendrein nach diesem Winter mit seiner hartnäckigen Prächtigkeit. Die Rosen hab ich längst aus dem Bett geholt; schon haben sich Knospen hervorgedrängelt; etwas voreilig, wie mir scheint. Vor meinem Fenster blühen silbern die Birnen- und Pflaumenbäume, und dazwischen hindurch weiterhin seh ich den Raps hübsch unverschämt golden im Winde wogen.

Den Neffen Hermann, der seit 1 ten April als Einjähriger in Göttingen ist, besucht ich auf der Herreise. Sein neues Geschäft giebt ihm genügend zu denken, um die Theologie vorläufig entbehren zu können. Adolf und Otto sind Ostern beide als Erste aus ihren Klassen versetzt worden.

Ich bin grad ziemlich fleißig und denk sobald nicht aus dem Loch zu gehn.

Wie ist es denn mit der englischen Reise? Was macht Herr H., die Kinder und der Husten?

Schreiben Sie doch bald mal Was an

Ihren ergebensten Wilh. Busch.

Wiedensahl 6. Juni 1880.

Liebe Frau H.!

Ueber meinen Sommerplan bin ich ziemlich im Unklaren. Eine Arbeit, die von rechtswegen gar nicht so viel Zeit verdiente, mit der aber seither zwischen hier und München allerlei verdrießliche und erfolglose Experimente gemacht sind, wird mich noch eine Zeitlang in Anspruch nehmen. Der Neffe Hermann, dem's sonst gut geht, sitzt in Göttingen fest. Adolf und Otto sollen dies Jahr mal in den Ferien bei Muttern bleiben. Bruder Hermann in Celle wird ein paar Wochen Strohwittwer sein und bedürfte dann eines geselligen Trostes. Bruder Gustav in Wolfenbüttel würd ich am passendsten dann auch besuchen. Außerdem möcht ich natürlich gern da sein, wo meine lieben H—ns sind. Wie ich mich hier auf die angenehmste Art zwischen

durch schlängele, ist mir noch nicht recht klar. Jedenfalls hoffe ich Sie während Ihres Landaufenthaltes, falls Sie nicht unerschwinglich weit weg gehen, wär's auch nur auf einige Tage, zu sehen. — Von Frau L. erhielt ich heut unerwartet ein paar liebenswürdige Zeilen, daß sie am 3 ten Juli nach Borkum geht. Ich werde erwidern müssen, daß es mir leid thut, sie dort nicht sehen zu können. — Also, meine liebe Frau H., schreiben Sie mir auf jeden Fall, wo Sie hingehen, damit ich mal nachschauen kann, ob es Ihnen Allen so gut geht, wie es von Herzen wünscht

Ihr

Wilhelm Busch.

Wiedensahl 12. Oct. 1880.

Liebe Frau H.!

Die Rosen, verlockt von den späten sonnigen Tagen, hatten sich noch recht Was vorgenommen; aber schon sauste ein verdrießlicher Herbstwind durch die Bäume, über den Garten und um's Haus herum. Es wird schuddərig. — Wo steht denn nun der Ofen, der Sie wärmt? Noch in Bremen, oder schon in Breslau? — Für mich wird wohl vom 20 ten October ab mal wieder in München geheizt werden, den Tag über

Karlstraße 36,

des Morgens früh im Europäischen Hof. — Wie sehr wünscht ich, daß Sie lieben Leute nicht so weit von mir weg wären. — Auch recht! sagte der Hund, da stutzten sie ihm die Ohren.

Der Neffe Hermann, ein Paar Tage auf Urlaub hier, freute sich sehr über das Bild und läßt schönstens grüßen. Adolf und Otto müssen nächsten Montag wieder in die Schule.

Leben Sie recht wohl, liebe Frau H.! Vergessen Sie mich nicht und schreiben Sie mir bald mal und womöglich, daß es Ihnen allen recht gut geht.

Meine herzlichsten Grüße!

Ihr Wilh. Busch.

München Donnerstag

Meine liebe Frau H.!

Wir treiben uns hier seit ein paar Tagen im Schneegestöber umher. Gehustet wird immer noch, und sonst ist auch leider alles beim Alten geblieben. Ich hörte viel Musik, zuletzt eine wunderbare Aufführung der Iphigenie in Aulis von Gluck in der Bearbeitung von Wagner. Aber nach Ruhe sehne ich mich doch. Am 20ten denk ich den Neffen Hermann in Leipzig abzuholen und mit ihm nach Wiedensahl zu fahren. Sylvester werd ich wohl bei Bruder Gustav in Wolfenbüttel sein. — Ende Januar oder Anfang Februar kehr ich vielleicht noch mal wieder hierher zurück.

Sie werden jetzt wohl viel an das Fest denken und die beiden Kinder noch mehr. Wie gern und oft erinnere ich mich an Sie Alle! An Herrn H., an den Georg und das Gretchen meine besten Grüße! Leben Sie wohl, und schreiben Sie bald mal wieder ein paar Worte an Ihren

ergebensten Freund

Busch.

Wiedensahl 21. Jan. 1881.

Liebe Frau H.!

Seit Anfang December bin ich wieder hier. In den letzten Münchener Wochen wurde viel gewagnert, und habe ich mir diese sonderbaren Menschen nun auch recht genau besehn, sowohl mit den Augen, wie mit den Ohren. Auf der Rückreise blieb ich ein paar Tage in Göttingen, Hermanns wegen; er folgte nach Ihnen und trug mir Grüße auf, die ich ordentlicherweise schon eher hätte bestellen sollen. Wie wohl gefiel mir doch nach dem Stadtwust meine kleine Wiedensahler Einsamkeit! Nur zu Sylvester hab ich sie mal wieder verlassen, um Bruder Hermann in Celle zu der üblichen Bowle in Wolfenbüttel abzuholen, die denn bei gemäßigter Fröhlichkeit, wie sie merklichen Graubärten geziemt, in aller Stille verschlürft wurde. — Wir haben zur Zeit viel Schnee, der vom Ostwinde bis hoch herauf an die Wände unserer Hütte geweht ist. Es gewährt mir eine Art von animalischem, hamster-

lichem Vergnügen, so heimlich drin in dieser weißen, kühlen Wolle versteckt zu sitzen; und so bald denk ich auch nicht wieder nach Süden zu sausen.

Leben Sie recht wohl, liebe Frau H.! Möchten Sie sich in Ihrer neuen Behausung doch recht bald eingewöhnen und behaglich fühlen. Ich muß oft an Sie denken. — An Herrn H. und die Kinder meine herzlichsten Grüße!

Stets ihr ergebenster

Wilh. Busch.

Wiedensahl 30 April 81.

Liebe Frau H.!

Meinen Dank, daß Sie mir in der Mitte des April so freundlich geschrieben haben. Unsere Waldmeisterbowle tranken wir, da der Frühling heuer so saumselig, erst ein paar Tage nach Ostern, bei welcher Gelegenheit wir denn natürlich an unsere lieben H—ns gar gut gedachten. Hermann, dessen Pläsir am Soldatenwesen mit dem Manoeuver zu Ende gegangen ist, so daß er zuletzt Stunden und Minuten zählte, sitzt seit acht Tagen wieder in Göttingen bei seiner Theologie. Adolf und Otto sind beide als Erste aus ihren Klassen versetzt worden. — Was mich betrifft, ich wollte schon Ende Februar nach München, wurde aber sehr unwohl — Appetit-, Schlaf-, Rauchlosigkeit, Fieber — und bin deshalb nur 3 Wochen, bis Anfang der Osterwoche, dort gewesen. — Den Sommer denk ich fleißig nach der Natur zu zeichnen; einige Zeit vielleicht in Wolfenbüttel. — Wie gern säh ich Sie Alle mal wieder! Aber, aber — ich fürchte fast, der Sommer huscht drüber hin — und überhaupt — immer schneller scheint die Zeit zu rutschen, seit es Bergab geht.

Recht schönen, warmen Sonnenschein im Liegnitzer Gärtchen! Kann Sie mir auch gar nicht gut anders denken, als unter Bäumen wohnend, wie in Bremen.

An Herrn H., Georg, 's Gretel (mit der neuen Schultasche?) meine herzlichen Grüße! Und, liebe Frau H., schreiben Sie mal wieder an Ihren

Wilh. Busch

Wiedensahl 10. Juli 1881.

Liebe Frau H.!

Vergessen? Nein! — Abhängig von Verhältnissen und Kräften, stärker als wir selbst, werden wir in dieser Welt gehalten oder geschoben, nicht wo und wohin wir wünschen, sondern wohin wir gestellt oder adressirt sind. — Freitag vor acht Tagen holte mich unerwartet Freund Gedon aus München zwischen meinen Rosen weg. Wir machten eine antiquarische Fahrt zusammen nach Braunschweig, Hildesheim, Kassel und haben bei schöner Hitze gar schöne Dinge gesehen. Nach Kassel nahmen wir von Göttingen auch den Neffen Hermann mit. Sodann schieden wir: Gedon nach München, Hermann nach Göttingen, ich nach Wiedensahl. Inzwischen waren Adolf und Otto in die Ferien gekommen, ein paar Tage bei Mutter gewesen und dann nach Schwerin zu ihrem Stiefbruder abgereist, mit dem sie nebst dessen Frau und zween kleinen Kindern nächsten Sonnabend hierher kommen werden. — Zur selben Zeit beginnen Bruder Hermann's Ferien in Celle, wo ich ihn verabredetermaßen abhole, um Bruder Gustav in Wolfenbüttel zu besuchen. — Darnach — muß der alte Junge wieder länger sein' Ruh' han. — Mein Wunsch, Sie auch mal auf Ihrem Gut zu besuchen, wenn auch nicht gar so bald, wird sich ja wol mit der Zeit erfüllen lassen. Sie werden dort, hoff ich, recht schöne Blumen pflegen, viel im Freien wandeln, das Husten lassen, zuweilen an Bremen und Borkum denken und bei der Gelegenheit nicht ganz vergessen

Ihren alten Freund Wilh. Busch, der sich an Sie und die Ihrigen stets freundlich erinnert und alle recht herzlich grüßen läßt.

Wiedensahl 5. Nov. 81.

Liebe Frau H.!

So ist es leider mit unserer Lebenszeit. Erst trägt sie uns und spielt mit uns und deutet in die Hoffnungsferne; dann geht sie Arm in Arm mit uns und flüstert gar hübsche Dinge; aber so zwischen vierzig und fünfzig, da plötzlich hängt sie sich als Trud auf unsere Schultern, und wir müssen sie tragen. —

Auch mir fängt's an ungemüthlich zu werden in dieser Welt; Madam rosa Phantasie empfiehlt sich reisefertig durch die Vorderthür und herein durch die Hinterthür tritt Madam Schwarz. — Ich leide wieder, wie im Frühjahr, an Appetit- und Schlaflosigkeit. Wer die letztere kennt, weiß, was für ein böses, verdrießliches, endloses Chaos einen Menschenkopf beunruhigen kann. Meine alte Philosophie langt nicht mehr aus; ich sehe mich nach einer neuen um. — Wäre dies nun wohl der Augenblick, all das Gute aus der Seele zu tilgen, was einem widerfahren? Die lieben herzigen Menschen zu vergessen, die mir freundlich begegnet sind? Sollte ich da nicht mehr an Sie und die Ihrigen denken, liebe Frau H.? — Ich bin nicht so glücklich, daß ich die Liebe Anderer entbehren könnte. — Es thut mir herzlich leid, daß Sie in so trüber Stimmung sind. Schreiben Sie mir nur recht oft; Sie können meiner Theilnahme gewiß sein.

Hermann ist in Göttingen; die zwei andern Neffen sind in Bückeburg. Es sind bis jetzt brave Jungens. Meine Schwester ist seit 14 Tagen in Lünthorst bei unserm alten Onkel Kleine, der uns als Kinder unterrichtet hat.

Ich kann und mag vorläufig nicht von hier fort. — Grüßen Sie Herrn H. und die Kinder und seien Sie selber auf's herzlichste gegrüßt von Ihrem alten getreuen Freunde

Wilh. Busch.

(Fortsetzung folgt)



Alfred Dreyfus, der Jude

Von Björnstjerne Björnson

Als neulich das Andenken Scheurer-Kestners im Luxemburggarten vor dem französischen Senat mit einem schönen Monument und bedeutsamen Reden verherrlicht wurde, las ich in französischen Zeitungen die Namen einer Anzahl von Personen, die dabei anwesend waren. Alfred Dreyfus stand nicht in ihrer Reihe. Da las ich jene Reden, nicht allein, weil sie es wirklich wert waren, sondern weil ich aufmerksam geworden war. Ein einziger Redner berührte die Geschichte der betreffenden Sache; aber kein einziger hatte ein Wort des Lobes für Alfred Dreyfus. Clemenceau nannte nicht einmal seinen Namen.

Da dachte ich — und mit mir wohl die meisten, welche die Reden lasen —, daß Alfred Dreyfus mehr gelitten hätte, als Scheurer-Kestner und die anderen Verteidiger zusammen. Ohne ihn hätte Scheurer-Kestner das Herrliche nicht ausgerichtet, das jetzt belohnt wurde, und wären sicher die anderen nicht zur Stelle gewesen, um Lebenden und Toten Preis zu spenden.

Warum soll dieses neue Unrecht gegen Alfred Dreyfus zu all dem anderen hinzuzugefügt werden? Warum soll jener gedacht und seiner vergessen werden?

Lassen Sie mich doch einmal zurückrufen, was der französische Staat ihn hat durchmachen lassen.

Er, der Elsässer, der den Verlust seiner Heimat so tief betrauerte, er, der als tüchtiger Offizier dastand und im Bureau des Generalstabes beschäftigt wurde, wurde eines Tages angeklagt, er hätte geheime Verteidigungspläne an die Eroberer seiner Heimat verkauft. Als Beweis diente ein Zettel, von dessen Vorhandensein er keine Ahnung hatte. Er wurde beschuldigt, ihn geschrieben zu haben. Um diesen falschen Beweis sammelte sich ein solcher Haufe von Fälschungen und Torheiten, daß zwei von den Männern, die sie prüften, toll wurden. Aber als Opfer des anfänglichen Irrtums und der nachfolgenden Niederträchtigkeiten wurde Alfred Dreyfus verhaftet, teilweise auf empörende Weise verhört, schimpflich verurteilt, auf eine ungesunde Insel

unter dem Äquator verbannt und dort in eine besonders gebaute, enge, von Palissaden umgitterte Hütte eingesperrt. Er wurde wie ein Pestkranker behandelt, wie einer, der ansteckt, der zu einsamem Tode bestimmt ist.

Niemand hatte Mitleid mit ihm: er war Jude.

Inzwischen wurde der Schreiber des Dokuments entdeckt, das die Ursache von Dreyfus Verurteilung war. Die Angelegenheit wurde vor Frankreichs höchsten Gerichtshof gebracht, vor diesen unerschütterlichen Schutz des französischen Volkes in allen Stürmen und Verlusten. Hier wurde seine Unschuld anerkannt, und das Dokument wurde einem neuen Kriegsgericht vorgelegt, damit ihm seine Kameraden die Ehre wiedergäben. Statt dessen nahmen sie ohne Rücksicht auf das Gesetz das Verfahren wieder auf und verurteilten ihn zum zweitenmal. Zu schwach, eine nochmalige Einkerkerung auszuhalten, gab er den Bitten seiner Familie nach und nahm die angebotene Begnadigung an. So lebte er einige Jahre gemieden und verhöhnt, bis die Angelegenheit wieder vor Frankreichs höchsten Gerichtshof kam. Jetzt war dieser imstande, Licht in den dunkelsten Winkel der Sache zu werfen, und Alfred Dreyfus wurde endgültig und glänzend freigesprochen.

Aber an dem Tage, da er wieder in das Heer aufgenommen werden sollte, mit dem Grade der ihm nach der verlorenen Anciennität von zwölf Jahren zukam, tat man ihm wieder unrecht. Er hätte Oberstleutnant werden müssen, wurde aber nur Major.

So viel ist sicher: wäre er nicht Jude gewesen, sie hätten ihm dieses Unrecht nicht angetan!

Er blieb nun zwei Jahre im Heere, um seine Tüchtigkeit wieder zu beweisen. Überall wurde ihm Achtung entgegengebracht. Aber da er einsah, daß er mit der niedrigen Nummer, die ihm zuteil geworden war, keine Karriere machen konnte, reichte er sein Abschiedsgesuch ein. Und schleunigst wurde es ihm bewilligt — von General Picquart!

Der Jude war unbequem.

Erlauben Sie mir, einen einzigen entscheidenden Augenblick aus seinem langen, entsetzlichen Martyrium hervorzuheben. Daraus wird hervorgehen, wer Dreyfus eigentlich ist.

Er lag auf der Teufelsinsel krank infolge der schrecklichen Hitze, des Grams, der Entbehrung. Er konnte kein Glied rühren, ohne daß ihm der Schweiß

aus allen Poren sprang; er konnte nicht essen, sein Leben begann sich langsam lösen zu wollen. Da kamen seine Wächter und legten ihn in Ketten. Er bat, daß sie ihm den Grund sagten; aber jede Antwort war ihnen verboten. Diese Ketten wurden bei seinem schwachen Zustand zu langen, lebenden Schlangen; sie wanden sich um ihn, seinen letzten Lebensrest einzusaugen. Der Haß unbekannter Menschen hatte sie über ihn geworfen. Aber da richtete sich sein Wille auf — zum Kampf! Er konnte, er durfte nicht sterben; das wäre Verrat an seiner Frau, an seinen Kindern gewesen; sie sollten das Leben mit reinem Namen fortsetzen. Es galt, auszuhalten, bis seine Unschuld wieder in hellstem Lichte strahlte!

Ein Christ hätte in einem solchen Augenblick der Verzweiflung alle seine Kraft im Gebet gesammelt und wäre in dessen Flammen vor den Thron des Höchsten gestiegen, um gerettet zu werden. — Das Wunder!

Aber Alfred Dreyfus Einbildungs- und Willenskraft suchte den Urquell im Lebensgang der Familie, schöpfte Stärke aus dem Zusammenhang des Lebens und aus der Liebe. Seine grenzenlose Liebe rettete ihn.

Ist das eine ein Wunder, so ist es das andere auch; ist Gott in dem einen, so ist er auch in dem anderen.

Der Tag wird kommen, da dieses hohe Beispiel von Unschuldskraft, vom Siegeskampf der Familienliebe in den Lesebüchern der Schulen stehen wird.

Aber ich will noch an etwas anderes erinnern. Woher kam es, daß zuerst Lazare, dann Scheurer-Kestner, Joseph Reinach, Zola und seine Freunde von Alfred Dreyfus Unschuld so tief überzeugt waren, daß sie ihren guten Namen, ihr Vermögen, ihr Leben für ihn einsetzten? Das vermochte nicht allein die Entdeckung dessen, der das gefälschte Bordereau geschrieben hatte; die tat viel, mehr aber noch vermochte der Eindruck, den sie von ihm persönlich oder durch andere aus seiner Familie erhielten: von einer Frau wie Lucie Hadamard, von einem Bruder wie Matthieu Dreyfus; die Fülle von Achtung und innerlichster Liebe, die dem unglücklichen Alfred von seiten so ausgezeichneter Menschen zuteil wurde, feuerte sie an, machte ihre Überzeugung unerschütterlich. Auf diesen festen Ehrenfels bauten sie ihre Untersuchungen; von ihm aus entsandten sie ihre glänzende, glutentzündende Verteidigung.

Alfred Dreyfus ist es wohl wert, daß noch heute seiner gedacht wird.

Dieser Kampf hat noch andere und größere Resultate als seine Freisprechung erzielt.

Das erste Resultat bestand darin, daß die Zuversicht und das Genie seiner herrlichen Verteidiger die ganze zivilisierte Welt mit sich fortrissen. Sie nahm Partei! Dies geschah unter dem gewaltsamsten Protest der überwiegenden Mehrheit der Franzosen und fast der gesamten französischen Presse. Sie wollten die Landesgrenzen respektiert haben: „Was habt ihr euch in unsere Angelegenheiten zu mischen?"

Aber die Grenzschranken wurden niedergebrochen, alle stürmten hinein, kein Widerstand vermochte zu hemmen, die Weltenstimme übertäubte alles: „Hier wird die Gerechtigkeit gekränkt!"

Ich glaube, daß so etwas zum erstenmal im Laufe der Geschichte vor sich ging. Ich glaube, daß dies die Einleitung einer Zusammengehörigkeit aller der tausend wachen Willenskräfte ist, die fortan keine Landesgrenzen mehr kennen, wenn Not und Genie zu rufen verstehen.

Das zweite große Resultat war, daß die Dreyfussache die Trennung von Staat und Kirche beschleunigte. Hätte die obere Geistlichkeit nicht die Partei der Nationalisten, des Armeekommandos, der Moralisten genommen, wäre ihre Niederlage nicht so erdrückend gewesen, dann hätte die Trennung noch einige Zeit auf sich warten lassen und wäre sicher in anderen, ruhigeren Formen gekommen.

Der Glanz, den Frankreichs Führerstellung jetzt wirft, — wir alle wissen, welchen Männern vor allen die Ehre dafür gebührt. Aber warum soll er, der mit seiner Unschuld, seinen unerhörten Leiden, seiner moralischen Kraft das Unrecht seiner Gegner um so viel größer und damit das Vordringen der Sieger um so viel leichter und siegreicher gemacht hat, — warum soll er in das Dunkel zurückgeworfen werden?

In Cambridge in Massachusetts stand ich unter dem Baum, unter dem Washington das Kommando jener kleinen Schar übernommen hat, die wachsen und die Vereinigten Staaten von Amerika schaffen sollte. Ich erfuhr, daß jener erste Baum, der einstige wirkliche Zeuge der Begebenheit, längst abgestorben war; es war der Sohn jenes Baumes, unter dem ich stand. Stirbt dieser ab, dann nimmt der Sohnessohn die Stelle ein. Denn der Zeuge soll geehrt werden im dritten und vierten Glied.

Warum? Weil sich die Amerikaner selbst dadurch ehren, daß sie dem Zeugen einer Begebenheit Ehre erweisen, die so glückbringend für ihr nationales Leben war.

Aber Alfred Dreyfus ist mehr als ein toter Zeuge oder als ein Sohn des toten Zeugen. Er ist die noch lebende Ursache; ist wert, sie zu sein.

Die Männer an der Spitze Frankreichs sollten sich selbst dadurch Ehre antun, daß sie jenen Mann ehren, ohne den kaum einer von ihnen in seiner jetzigen Stellung wäre.

Über der Tribüne im Luxemburggarten, von der in so reichen, wohlklingenden Worten Dank ausgestreut wurde, sahen wir ein Segel ausgespannt, auf dem zu lesen war: „Undankbar seid ihr!"

Nun wissen wir alle, daß kein Volk außer dem französischen es vermocht hätte, ein ungerechtes Urteil zweimal zur Revision zu treiben. Kein anderes Volk hat eine derartige Überzahl von unabhängiger Intelligenz mit rücksichtslosem Mut.

Aber warum aufhören, bevor der Unglückliche seine volle Genugtuung erhalten hat? Warum nicht sein Ansehen schützen?

Jene Männer, die durch seine Unschuld und seine jeder Prahlsucht ferne moralische Kraft ein so großes Übergewicht von Recht, Macht, Einfluß gewonnen haben, daß sie selbst an die leitenden Stellen des Staates kamen, — warum sollen sie ihm von dieser Höhe einen kleinen Fußtritt geben, damit er in Unbedeutendheit und Schweigen falle?

Er war Jude; das ist die Sache! Die Ausrede lautet: Frankreich muß Ruhe haben; es erträgt nicht mehr, den Judennamen zu hören.

Das glaube ich nicht.

Aber jedenfalls stelle ich fest, daß wir erst so weit gekommen sind, daß dies noch vorkommen kann. Das kann vorkommen, weil selbst das Volk, welches das höchstentwickelte Ehrgefühl hat — davon zu schweigen, daß es das vorurteilsloseste ist, — weil selbst dieses Volk noch durch schlechte religiöse Traditionen gebunden ist.

Es stößt sich nicht daran, es ärgert sich nicht, wenn ein Mann, ein unschuldiger Mann, an dem sich der Staat so arg vergangen hat, daß er die Ursache zu wichtigen Reformen wurde, und daß sich die ehrende Aufmerksamkeit der Welt um ihn sammelte, — es stößt sich nicht daran, es ärgert sich nicht, wenn diesem Manne die volle Genugtuung versagt wird; — denn er ist Jude.



1. Alte Eisenbahnbrücke bei Koblenz

Rheinbrücken / Von Hermann Konsbrück

Mit zwölf Abbildungen



Der Kampf gegen den Geist der modernen Maskerade, der das Aufblühen einer Baukunst des zwanzigsten Jahrhunderts so erfolgreich verhindert, erfordert deshalb eine so außerordentliche Ausdauer, weil der Gegner, der „Geist", der berühmten Schlange ähnelt. Nicht zwei, sondern viele neue Köpfe wachsen aus den Halsstümpfen nach — die Hydra haust im lieben Deutschen Reich — und das ist eine ziemlich günstige Wildnis für mancherlei Ungeheuer.

Ich sah bald ein, daß das kritische Demolieren von Justizbauten, Museen und Rathäusern deshalb so unwirksam ist, weil solche Repräsentationsbauten einen Anspruch auf dekorative und künstlerische Wirkung haben; die Ver-

wechslung der nackten, organischen Schönheit, die möglich wäre, mit der landesüblichen Schminke, die gebräuchlich ist, ist zu leicht, zu geläufig für gute Staatsbürger aller Kategorien. Sie haben stets den Einwand bei der Hand: „Hier ist ein Prunkgewand am Platze" — ohne einzusehen, daß mein Einwand nicht dem festlichen Kleid, sondern nur dem häßlichen Theaterkostüm, der historischen Maske, gilt.

In diesen Zeilen ist der Versuch gemacht, die sich stets gleichbleibende Hydra an verwundbareren Stellen zu treffen. Reine Nutzbauten, Eisenbrücken, werden auf ihren ästhetischen Wert geprüft und auf ihren Inhalt an Monumentalitätsbazillen. Ein völlig neues Material ist vorhanden: das Eisen; ein Material, das neue Formen bringen mußte und auch brachte. Also — denkt der naive Mensch — wird hier hoffentlich einmal die berüchtigte Anlehnung an alte Stile fehlen! So denkt man, so hofft man, und dann sieht man — — die alte Seuche, die alte Erbsünde!

Wir haben eine Reihe von Bahnbrücken, um die sich um ihrer scheinbaren Kunstlosigkeit willen kein Mensch kümmert. Wir haben ganz wenige alte Brücken, deren reine Wirkung nicht erfolgreich von „Baukünstlern" zerstört worden wäre; wir haben schließlich eine Auswahl von bedeutenden Brückenbauten, die trotz des Eisens halb aus dem Mittelalter zu stammen scheinen. Stammen auch ihre geistigen Väter aus dieser Zeit, und haben sie seitdem geschlafen? — Es scheint so!

Abbildung 1 zeigt die alte Eisenbahnbrücke bei Koblenz, die zu den Veteranen der eisernen Rheinbrücken gehört. Sicher ist sie wohl die älteste derartige Bogenbrücke. Sie galt schon kurz nach der Erbauung als „Kunstwerk", — und in der Tat war dieses Gefühl unserer Väter richtig. Die drei Bogen spannen sich leicht und sicher über den fast dreihundert Meter breiten Strom; sie stehen in vollkommener Weise zwischen den Pfeilern, die der Form nach nichts, absolut nichts anderes sind als eben: Brückenpfeiler. Die Bogen tragen die Fahrbahn, die Bogen und Pfeiler zu einem Ganzen zusammenfaßt; und schon die Worte, die sich bei der Beschreibung einstellen: „sich spannen", „stehen", „tragen" und „fassen" weisen auf das starke innere Leben dieser Brücke hin.

Dieses sah ich am deutlichsten in einer Mondnacht, als die dunkle, geschlossene Silhouette des Baues scharf in der von Licht und Duft erfüllten

Landschaft stand. Es ereignete sich bei längerem Betrachten sogar etwas Sonderbares: eine Art Augentäuschung. Folgte man mit dem Blick schnell dem Bogenverlauf, dann kam eine Scheinbewegung in das Ganze. (Sichtbar natürlich nur für das innere Auge!) Ein „Etwas" spielte von den Widerlagern zu den Scheiteln der Bogen und umgekehrt — also, daß man gleichsam sah, wie sich die Bogen spannten und dehnten. Schöner habe ich nie bei einer Brücke das Innenleben, die Funktion und Tätigkeit der Teile, empfunden als in diesem Augenblick: da war das wahrnehmbare Spiel der Massen, das Tragen der Pfeiler, das Getragenwerden der Bogen — kurz: das Spiel von Druck und Gegendruck. Und so etwas kommt nur bei einem Werk zum Ausdruck, dem eine Harmonie, ein Rhythmus der Massen so vollkommen eigen ist wie dieser Brücke.

Nur berühmte Bauten alter Zeiten zeigen eine ähnliche Vollkommenheit; und wenn es zunächst absurd erscheinen mag, daß man den Tempel Poseidons in Pästum vergleichsweise neben eine moderne Bahnbrücke stellt, — der Vergleich ist statthaft, da er sich nur auf das hervorragende Innenleben beider Bauten bezieht; die grundverschiedenen Formen kommen hierbei so wenig in Frage wie die Laute nicht verwandter Sprachen: man kann in allen Sprachen dichten.

Als man diese schönste aller Rheinbrücken baute, nach 1871, war Koblenz noch Festung; die befestigten Brückenköpfe sind hier also natürlich. Erfreulich ist, daß sie wirkliche Festungswerke sind — das ganze Werk ist frei von jeder Dekoration, jedes „Ornament" fehlt. Bei den später erbauten, unten erwähnten Brücken ist leider das Umgekehrte Ereignis geworden: Hauptsache wurden Theaterdekorationen, die die reine Wirkung der Brückenkonstruktionen stören oder gar vernichten.


2. Alte Eisenbahnbrücke bei Mainz

Ungefähr zu derselben Zeit, wohl noch etwas früher, baute man die alten Bahnbrücken in Mainz und Köln. (Abbildung 2 und 3.) Auch Mainz galt oder gilt noch heute als Festung — daher hat auch diese Brücke befestigte Landpfeiler; Brückenköpfe, deren genaue Würdigung hier indessen nicht am Platze ist. Die Brücke



3. Alte Eisenbahnbrücke bei Köln

selbst mit den gewaltigen, oben bogenförmigen Kastenträgern wirkt gut, und da die Fahrbahn in der unteren Gurtung liegt, so ist das scheinbare Anlehnen auch der oberen Gurtung — das heißt, des ganzen Brückenjoches — an die Türme wenigstens nicht unlogisch oder unverständlich.

Weit schlimmer wirkt die entsetzlich langweilige Brücke in Köln. Ihre horizontalen Kasten, als Gitterträger nach Art der alten Holzbrücken konstruiert, gehören schon technisch zu den heute überwundenen Kuriositäten. Aber wir treten hier schon in das Reich des Theatergeistes, der, vorerst ein zahmer Regent, seine Herrschaft nur schüchtern zu äußern wagt. Die viereckigen Türme stehen in keinem inneren Verhältnis zur Brücke; sie sind keine Verteidigungswerke, sondern schlechte Zierstücke, die man „gotisch" zu bauen sich verpflichtet fühlte, weil die Brücke in der Nähe und in der Achse des 1248 begonnenen Domes liegt. Eine herrliche Fernwirkung der Vergangenheit in die Neuzeit! Übrigens wird die Brücke in Kürze einer ganz neuen Riesenbrücke an derselben Stelle Platz machen. Ich glaube behaupten zu dürfen, daß dieser Neubau, wie auch die zweite bei Köln im Bau befindliche Brücke in den Rahmen dieser Arbeit passen würde, ohne die Gegenbeispiele zu vermehren! In Abbildung 4 und 5 erscheinen die neuen Straßenbrücken von Bonn und Düsseldorf. Auch Bonn hat ein altes Münster aus der Übergangszeit vom romanischen zum gotischen Stil. Und das war wohl Grund genug, die Eisenbrücke unserer Tage mit mittelalterlichen Türmchen und Häuschen — ich glaube sogar mit ähnlichen Ornamenten — auszu-



4. Neue Straßenbrücke bei Bonn

rüsten. Die Türmchen sind mindestens so „schön" wie die Festungstürme, die ich bei meinen Bleisoldatenschlachten sehr notwendig brauchte — man hatte damals noch nichts Besseres auf dem Gebiete —, und außerdem sind sie überflüssig, da sie die Brückenlinie störend, sehr störend unterbrechen. Denkt man sie fort, hält man sie im Bilde zu — dann sieht man erst das schöne Sichausspannen der Brücke selbst. Die Vertikalwucherungen der Strompfeiler sind der Triebkraft des Theatergeists zu verdanken.



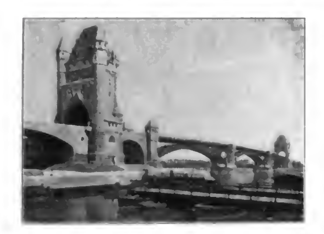
5. Neue Straßenbrücke bei Düsseldorf

Ich weiß nicht, welcher Bau, welcher Stil die Anregung zu den Brückenköpfen in Düsseldorf gegeben hat. Am ehesten läßt sich „Barock" erraten. Indessen ist Barock ein Stil von ausgeprägtem Charakter, während diese Brückenköpfe ausgeprägt charakter- und stillos sind. Es ist sehr schwer, sogar bei uns in Deutschland, etwas ähnlich Stupides zu finden.

Ganz neuen Datums sind die beiden Brücken bei Worms und die riesige Eisenbahnbrücke Mainz-Wiesbaden (Abbildung 6, 7, 8). Es ist beachtenswert, daß das „Theater" zunimmt, je jünger die damit beglückten Werke sind. Unser „Geist" wuchs, und er befahl schon sehr „majestuoso und pomposo": „Großartige romanische Brückentore sollen erstehen". — Auf das Herrscherwort wuchsen riesige Burgtore und Türme aus der Erde, die im plumpen äußerlichen Sinne romanisch sind. Innerlich haben sie sehr viel von fataler Romantik an sich. Sollte aber durch diese Modellierbogenburg der hohe strategische Wert der Brücke bei Mainz (Abbildung 6) angedeutet werden — dann scheint mir das der martialischen Uniform des Operettengenerals „Bum-



6. Neue Eisenbahnbrücke bei Mainz-Wiesbaden



7. Neue Straßenbrücke bei Worms

dum" zu gleichen — der uns in vero hoffentlich fehlt! Schon ein intelligenter Feldwebel weiß heute, daß die Kämpfe um solche Flußübergänge in einigen Meilen Entfernung davon stattfinden. Gelingt diese Verteidigung durch lebende Brückenköpfe nicht, dann hat man vielleicht noch Zeit, einen Bogen zu sprengen ... Scheinkulissen halten einen vorgehenden Feind niemals auf!

Es ist angenehm, wenn Illustrationen eine eingehende Besprechung von Einzelheiten unnötig machen. Die Bilder zeigen, wie sich die Form der Eisenkonstruktionen wesentlich ändert. In Koblenz hat man fast noch das Prinzip einer Steinbrücke; aber schnell fügt sich das Eisen in die Formen, die durch die rationellere Verwendung des Materials bedingt sind. Man sieht ferner aufs deutlichste, wie die gute Wirkung der Eisenbogen gestört und erdrückt wird von den ungehörigen Steindekorationen.

Zur Entschädigung wie zur Erholung des Lesers sind dann in Abbildung 9, 10, 11 und 12 einige genießbarere Gegenbeispiele abgedruckt. Es sind je eine Stein-, eine Eisen-, eine Eisenbetonbrücke und schließlich die Schwarzweiß-Darstellung eines harmlosen Kinderspielzeugs. Die Kinder, die aus Holzklötzen und Stäben diese Brücke zusammensetzen, sind jedenfalls gezwungen, die ornamentale Wirkung der simpeln Konstruktion zu sehen und zu begreifen. Jede Theaterzutat fehlt. Nur das Wesentliche des Aufbaues ist gegeben. Sie sehen das Urwesen einer Brücke, die — man schämt sich fast, es auszusprechen — nichts ist und nichts sein soll als die Verbindung beider



8. Neue Eisenbahnbrücke bei Worms

Ufer. Deshalb sind die Brükken 1, 9, 10 und 11 gut, weil sie dieses erste und einzige Gebot erfüllen. Daß sie sogar als reine Eisenbrücken (Abbildung 10) mit ihrem Stabwerk in der Landschaft — im Sehbild des Betrachters also — „monumental" wirken, — das hat man bei den verunglückten Brücken mit romantischen Kostümen nicht vergessen, sondern gar nicht erst begriffen! Die sehr kostspieligen Türme bei Worms und Mainz — diese Dekorationen aus dem zweiten Akt des Lohengrin — wirken wie Paukenschläge, die an unrechter Stelle in eine Melodie hineindröhnen. Mit einer wahren Wildenfreude am Lärm zerstörte man den natürlichen Rhythmus eines Werkes, um sich und der Menschheit einzureden, daß hier „eine Meisterweise gelungen" sei!


9. Straßenbrücke bei Grünwald im Isartal

Es wird mir stets unverständlich bleiben, warum die Ingenieure — die Künstler in unserem Falle — nicht mit gesunder Grobheit ihren Tempel von Dekorateuren reinigen. Vielleicht geschieht es aus Mangel an „aussprechbaren Gründen". Die noch ungeschriebene neue und ach! so alte Ästhetik liefert scheinbar noch nicht genügend Wortwaffen. Wo in aller Welt ist wohl ein Bildhauer, der es duldet, daß ein Fremder seiner Statue Gewänder umhängt mit dem Ergebnis, daß eine Panoptikumfigur daraus wird? Was ist in solchen Fällen einzig und allein am Platze? Ein kräftiger „Knüppel aus dem Sack"!


10. Eisenbahnbrücke über den Zambesi

Es ist sicher kein Zufall, daß andere Völker die Pfuscher von ernsten Werken fernzuhalten wissen. Es gibt in Holland — von England und Amerika ganz zu schweigen —

Eisenbrücken von gewaltiger Monumentalität, denen natürlich jede unkünstlerische Zutat fehlt. — Ich stelle hier einige Fragen, die das „Problem" aufhellen:

Welche Gedanken, welche Gefühle würden wohl von echt romanischen Ornamenten ausgelöst, die man auf dem Kessel oder auf dem Schornstein einer Schnellzuglokomotive angebracht, aufgemalt, sähe?

Die Antwort des Lesers wird ein fröhliches Lachen sein: ich meine nur, die hier in Frage stehenden Brückendekorationen sind ihrem Wesen nach nicht besser und nicht schlimmer als die gedachten Zierraten, die — man darf darüber staunen — bis heute noch an den Maschinen fehlen. Ist man nicht berechtigt, mit ängstlicher Spannung auf die Zeitungsnachricht zu warten, daß eine hohe Staatsbahnverwaltung — die ja auch an unseren Brückenbauten beteiligt ist — den Bau von romanisch ausgestatteten D- und L-Zügen anbefohlen habe? „Wie wäre es, meine Herren, wenn unsere Panzer und Kreuzer nach Art der sehr viel malerischeren alten Dreidecker ausstaffiert würden? Des guten Aussehens halber? Vermissen Sie — hochgeehrte Herren — bei unseren Kraftwagen nicht die „prachtvollen" Formen der alten Karossen? Wäre das alles nicht genau so berechtigt, so sinnvoll, so schön wie Ihre mit so viel Fleiß erdachten Burgteile an Eisenbrücken? Gewiß! — sehr ehrwürdige Herren — dem wäre so!"

Wie ernsthaft sind doch diese Dinge, selbst wenn sie solche Scherzfragen herausfordern! Gleicht die „Kunst" unserer Brücken — gemeint ist die Tat, die Leistung der Ingenieure —, gleicht sie nicht dem lebendigen Recht, von dem fast nie die Frage ist, weil es von dem nebenherhinkenden Formenkram verschleiert, erstickt wird? Man gibt täglich — in Schulen und in Zeitungen aller Art — mit großer Kraft



11. Salisbrücke der Albulabahn

Definitionen der Kunst, um so ungestörter gegen die Kunst sündigen zu können. Das Gefühl für das ABC der Baukunst, für die zur Kunstform gewordene, als solche wirkende Konstruktion des Werkes, ist kaum vorhanden. Um so ungestörter herrscht ein blinder Architekturkoller, dank welchem man sich fast rettungslos in historische Sackgassen verrannt hat. Auf anderen Kunstgebieten wird viel eher begriffen, wie tötlich das verständnislose Nachahmen — die Wiederkäuerbeschäftigung — ist. In der Baukunst kennen die wenigsten etwas anderes, und die, die um das Geheimnis wissen, dulden fremde Hände am eigenen Werk. Sie dulden, daß man ihren kunstvollen Bauten „Kunst" hinzuaddiert, weil man die wirkliche Kunst der Bauten nicht begreift. Es fehlt der Mut zur Nacktheit! Der Bauingenieur ist sich seines „Ingeniums" so wenig bewußt, daß er sich beiseite schieben, sich unterdrücken läßt von künstlich herangezüchteten Architekten, die um so lieber auf den Ehrentitel Künstler Anspruch machen, je weniger vom Künstler in ihnen steckt. Man nennt die Architektur wohl nicht zufällig oder gedankenlos an letzter Stelle unter den Künsten: man fühlt, daß sie sehr wohl eine Kunst sein kann, daß sie es aber keineswegs immer ist. Am wenigsten heute, trotzdem heute mehr und eifriger gebaut wird als in früheren Zeiten ....

Jede Zeit dokumentiert ihr Wesen, ihren Geist in ihren Monumentalbauten. Kommende Beobachter, Historiker etwa aus dem Jahre dreitausend post Christum natum, werden aus unserem „Heute", sonderlich aus unseren Bauten, mühelos ein duftendes Destillat zu gewinnen verstehen. Nur ist der Duft unerfreulich: — es riecht nach Armut, es riecht nach Schwindel!

Lustig ist bei dieser ernsten Sache, daß es, wie man mir glaubhaft versicherte, eine Art von staatlicher Aufsichtsbehörde gibt, die von Amtes wegen dafür zu sorgen hat, daß in deutschen Landen — etwa am Altvater Rhein — keine Kunstsünden begangen werden!

„Lieb Vaterland — magst ruhig sein"!

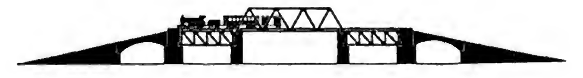
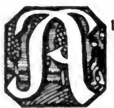


Abbildung 12

Ein unveröffentlichtes Blatt aus dem Leben Francesco Crispis / Von Dr. Diomede Carito

(Schluß)



uch die Soziologie hatte in Crispi einen ihrer gelehrtesten und intelligentesten Schüler. Ich erinnere mich unter anderem, daß eines Abends im Jahre 1895 einige Männer bei ihm versammelt waren. Einer dieser Herren folgte mit Aufmerksamkeit der sozialistischen Bewegung in Deutschland und zeigte sich verblüfft von der Doktrin der Kathedersozialisten. Die Diskussion entbrannte um den berühmten Satz von Marx, daß „die Art der Produktion des materiellen Lebens den sozialen, politischen und psychischen Fortschritt des Lebens bedinge."

Nie werde ich die tiefen und schwerwiegenden Argumente vergessen, mit denen Crispi die marxistische Lehre zurückwies. Er demonstrierte uns, wie einseitig sie sei, deckte alles auf, was sie an Voreingenommenheit enthält, den ganzen künstlichen Aufbau, der getürmt wurde, um das Grundprinzip zu verstärken, welches vollständig falsch ist, „weil", um die Worte Francesco Crispis zu zitieren, „nicht das Physische das Psychische bedingt, sondern umgekehrt." —

Mit einer kühnen Synthese ließ er in wenigen Perioden die ganze Geschichte der Menschheit vor uns erstehen. Er betonte, daß der Übergang vom tierischen Zustand zum zivilisierten vor allem und über allem durch rein psychische und ideale Vorgänge bedingt sei. Die wirtschaftlichen Sorgen des unkultivierten Mannes allein hätten diesen nicht dazu gebracht, seine Lebensbedingungen zu verbessern. Seine Philosophie des Todes sowie des Lebens, der Glaube an Geister, Erscheinungen der Dämmerung der Weltgeschichte, waren es, die das erste Glied einer Kette von Ideen bildeten, die von diesem Augenblick an das psychische Leben des Menschen begleiteten. Er demonstrierte den großen direkten oder indirekten Einfluß, den jede, sogar die abstrakteste, Idee auf das materielle Leben ausübt.

„Schließlich ist," behauptete Crispi, „die Existenz des Wilden nicht durch die Bedürfnisse des unmittelbaren Lebens bedingt, sondern beeinflußt von einer Welt, die über dem materiellen, unmittelbaren Leben steht."

Der primitive Mensch im Naturzustand werde nicht von der wirtschaftlichen Lage beherrscht, sondern er beherrsche sie. Crispi betonte, daß Marx und Engels mit ihrem Grundprinzip, daß die wirtschaftlichen Verhältnisse der endgültige Faktor seien, vergäßen, daß die Verhältnisse keine Macht wären, aber eine würden, sobald sie auf einen Willen wirkten; daß der Wille nicht durch die Verhältnisse in Bewegung gesetzt werde, wohl aber durch Gedanken über die Verhältnisse.

Einen apodiktischen Beweis dafür, sagte Crispi, lieferten die Marxisten selbst, die einem von ihnen selbst geschaffenen Ideal nachliefen, das kein einfacher Widerschein der existierenden Verhältnisse sei, wie es sein müßte, wenn ihre Theorie richtig wäre. Zum Schlusse erklärte Crispi: je mehr die Weltgeschichte fortschreite, desto weniger entscheidend sei die Bedeutung der wirtschaftlichen Lage für die Tendenz eines Volkes oder einer Epoche.

Einer der größten Irrtümer der Marxisten bestehe darin, daß sie, um ihre Prinzipien künstlich zu stützen, nicht bemerken wollten, daß ihr System unbedingt dazu führe, eine vollständige Passivität der Seele gegenüber den materiellen Verhältnissen anzunehmen, eine Passivität, infolge deren diese Bedingungen aus dem Stoff der Eindrücke keine Neugestaltung erfahren könnten. In diesem Punkte überträfen die Marxisten die Sensitivisten und die überzeugtesten Materialisten, da sogar Condillac in der „Analyse" eine gewisse Tätigkeit der Seele zugebe.

Ich habe nicht vor, hier den ganzen Kreis der schwerwiegenden Argumente im einzelnen vorzuführen, die Crispi an jenem Abende dazu benutzte, den geschichtlichen Materialismus zu bekämpfen und mit unwiderstehlichen Beweisen klarzulegen, daß die Zukunft der Menschheit „überwirtschaftlich" sein und daher auf ein psychisches Prinzip gegründet sein werde. Er drückte seine tiefste Überzeugung aus, daß der marxistische Sozialismus niemals eine reelle Verwirklichung erleben würde; höchstens könnte man ihm das Verdienst zuerkennen, die sogenannte Arbeiterfrage vorwärts gebracht zu haben. Aber sogar dies stimme nicht ganz, da diese Frage nicht infolge der Predigten von der marxistischen Lehre aufgetaucht sei, sondern aus dem einfachen Grunde, weil die jetzige Arbeiterklasse der früherer Jahrhunderte geistig bedeutend überlegen sei.

* * *

Nach dieser flüchtigen Skizze zur Illustrierung des genialen und leuchtenden Intellektes des betrauerten Staatsmannes will ich Crispi in den Grundzügen seines Privatlebens schildern.

Seine Biographen haben diese Seite noch nicht behandelt. Und doch, wie wichtig ist sie! Wie herrlich harmoniert sie mit seinem intellektuellen und seinem politischen Leben!

Wie fast alle großen Idealisten, war Crispi im Privatleben die Einfachheit selbst. In den dreißig Jahren meiner Berufstätigkeit habe ich niemand gesehen, der es ihm an Mäßigkeit und Enthaltsamkeit im täglichen Leben, in Sitten und Gewohnheiten hätte gleichtun können. Eine Mäßigkeit, die, wenn ich mir erlauben darf, es zu sagen, niemals bei Leuten zu finden ist, die nicht von Natur aus eine erhabene, nur für die höchsten Ideale empfängliche Seele besitzen.

In den sechzehn Jahren — longum aevi spatium — meiner Bekanntschaft mit Francesco Crispi als Arzt und Freund fand ich ihn immer sich selber gleich: immer dieselbe würdige, aller Täuschung feindliche Erscheinung. In seinen Augen las man den Gedanken, den die Lippe aussprach. Von ihm konnte man sagen, was von jenem großen Athener gesagt wurde: „Er heuchelt nie, er versteht nicht zu heucheln, er kann es nicht, weil der Gedanke in seinen Augen strahlt, und weil er das Herz auf den Lippen trägt."

In den Freistunden nahm sein Geist den Flug in eine andere Welt, in die Welt seiner Ideale, die die Seele seiner Existenz waren. Und diese Ideale schwebten in der Sphäre des Vaterlandes: des Vaterlandes, wie er es sich in seinen Jugendjahren erträumt hatte.

Kein Wunder, daß er bis in die letzten Tage seines arbeitreichen Lebens, immer heiter in der Erfüllung seiner Mission, sich verklärte, wenn die Rede auf Italien kam, auf dessen Zukunft, auf die Ideale, die es erfüllen sollte. Wir Jüngeren zitterten, wenn Crispi, der beinahe achtzig Jahre zählte, mit jener edeln Einfachheit des Auftretens, die seine Seele selbst war, seine patriotischen Gefühle vortrug. In solchen Augenblicken waren wir — die Jungen, die ihn umstanden — die Alten, und er war der Junge. Er, der Achtzigjährige, war der jüngste des Kreises, er war der jüngste von allen Italienern.

Wer erinnert sich nicht an die Worte jener großen britischen Herrscherin: „Wenn ich sterbe, reißt mir das Herz heraus; ihr werdet darauf das Wort

‚Calais' geschrieben finden!" Crispi konnte dasselbe von seinem Vaterlande sagen. Seinem Herzen war das Zauberwort „Italien" eingemeißelt.

Ich pflegte ihn wie ein Sohn in der letzten Zeit seines Lebens, während der Krankheit, die seinen Tagen das Ziel setzte. Heiteren Geistes sah er seinem Ende entgegen, wie ein ehrlicher und fleißiger Arbeiter, der am Abend eines der Erfüllung seines Ideales aufopfernd gewidmeten Tages die wohlverdiente Ruhe erwartet. Niemals stand die Gestalt Crispis so schön und glänzend vor meinen Augen. Ich hatte ihn unveränderlich heiter, vornehm, würdevoll gesehen, sowohl in den Tagen der Apotheose wie in jenen, in denen sich das Schicksal gegen ihn unverdienterweise grausam zeigte, da es den Riesen für die Fehler der Zwerge schlug, die ihn umstanden. Ich erlaube mir, folgendes Zitat aus einer politischen Zeitung anzuführen: „Seine Freunde wußten nicht, ob er das Schicksal Italiens führe, oder ob er seine Energie der Erfüllung seiner professionellen Tätigkeit widme. Weil er, immer sich selbst gleich, standhaft und unveränderlich, Einfachheit und Arbeitsfreude in wunderbarer Vereinigung personifizierte."

Wenige Menschen des Altertums und der Gegenwart haben so wie er in sich realisiert, was der Philosoph aus Alexandrien als Postulat bezeichnete, damit einer des Namens „Mann" würdig sei: „Ein Geist, der den Körper lenkt."

In den letzten Tagen seines Lebens, als die Beschwerden des Alters und die Krankheit seinen Körper zur schmächtigen Hülle eines Riesengeistes reduziert hatten, war es, als ob sich in ihm alle Energien verstärkten und vermehrten, um der Welt, in der er so hell und so schön geglänzt hatte, ein feierliches Lebewohl zu sagen.

Beinahe erblindet auf sein Schmerzenslager gestreckt, verlangte er noch Berichte über die Parlamentsverhandlungen und lächelte heiter, wenn man darauf bestand, daß er die nötige Ruhe beobachte, um Geist und Körper nicht zu ermüden.

Ich erinnere mich einer rührenden Szene. Sie ereignete sich, als eine sehr hochstehende politische Persönlichkeit der Kammer ihn besuchte und ihn genauestens über die Annahme einer Gesetzesvorlage informierte, die der edle Greis selbst entworfen und in vergangenen Jahren der Kammer vorgelegt, die er energisch verteidigt und der Aufmerksamkeit der Vertreter der Nation empfohlen hatte.

Crispi verklärte sich, als er von den Debatten hörte, die in der Kammer zur Annahme dieser Gesetzesvorlage führten! Er weinte vor Freude. Er lag fast im Sterben, als diese hohe politische Persönlichkeit gegen meine Anordnung in seiner Gegenwart erschien. Als sie sich entfernte, war der Kranke neu belebt. Das Licht erstrahlte noch ein letztes Mal, bevor es erlosch. —

Und wenn ich immer wieder an Francesco Crispi zurückdenke, so muß ich sagen, daß der Gedanke der Seelenwanderung vielleicht doch etwas Wahres enthält. Denn war die Seele, die in Crispi lebte, nicht die Seele der größten Helden des klassischen Altertums?

In den Felsen

Notizen eines „Naturmenschen" von Hermann Hesse

I

Die ersten Tage meiner Einsiedlerschaft sind schrecklich gewesen. Jetzt, da sie vorüber sind, fühle ich mich sicher und beinahe behaglich. Ich schreibe diese Worte in meiner Bretterhütte am Boden liegend, es regnet heftig und ist so kühl, daß ich mich bis unter die Arme in meine Wolldecke gewickelt habe. Nun bin ich doch froh, daß ich Papier und Bleistift mitgenommen habe, obwohl diese Art von Zeitvertreib eigentlich wider mein Vorhaben ist. Aber bei einem dreißigstündigen Regen, dessen Ende noch nicht abzusehen ist, allein in einem Bretterverschlag in der Einöde zu liegen, ohne Bücher, ohne Tabak, ohne Feuer, ohne Brot, vom Fasten geschwächt, wäre ohne dies harmlose Schreibvergnügen gar schwer zu ertragen.

Was ich hier lernen und erleben wollte, habe ich eigentlich alles schon gefunden. Ich habe die Einsamkeit kennen gelernt und die Not, ich bin zum ursprünglichsten Leben zurückgekehrt und habe meine eingeschlafenen Instinkte erwachen sehen.

Als ich herkam und meine Kleider in den Rucksack steckte und nackt, nur mit Sandalen und einem Hut bekleidet, meine Kur begann, hatte ich sehr unternehmende und fröhliche Gedanken. Ich sang vergnügt vor mich hin,

als ich an jenem ersten Nachmittag auszog, um Laub für mein Lager zu sammeln. Die Sonne brannte mir fleißig auf die verwöhnte Haut, die Dornen zeichneten mir ein Netz von roten Schrammen auf die Beine; die Kniee und Hüften stieß und ritzte ich mir am Kastaniengestrüpp und an den Felsen wund. Aber ich war fröhlich dabei, ich sang und hatte meine Lust an der wilden, schönen Landschaft. Ich suchte hohe, steile Felskuppen auf, von denen ich senkrecht tief in die warme Meerbläue hinabschauen konnte, ich gab den kühnen Felsenformen kühne Namen und freute mich an jedem roten Riß, den meine fahle, weiche Haut bekam. Es waren vergnügte, kindisch vergnügte Stunden.

Bis es anders kam. Es fing damit an, daß ich im Winde meinen grauen Leinenhut verlor. Ich lief ihm nach, fiel mehrmals ins Gestrüpp und Gestein, lief mich heiß und holte den Hut doch nimmer ein. Er segelte bergab und über die letzten steilen Klippen hinaus meerwärts zu den Schwalben und Möwen. Darüber hatte ich mich verirrt und ermüdet, die Sonne blendete und brannte mir auf den unbedeckten Kopf, bis er schmerzte und fieberte, und gegen Abend des ersten Tages kam ich todmüde, zerschunden und elend in die Hütte zurück. Da merkte ich, wie bequem ich bis jetzt gelebt hatte. Ich glaubte anspruchslos zu sein, ich begehrte nichts als ein Glas Wasser zum Trinken, eine Schüssel Wasser zum Waschen und ein Bett zum Liegen und Schlafen. Es war jedoch weder Glas noch Schüssel, weder Trinkwasser noch Waschwasser vorhanden, und mein Bett bestand aus dem steinigen Boden, meiner wollenen Decke und den paar Armen voll Laub, die ich vor einigen Stunden gesammelt hatte. Ich schichtete mir ein Laubkissen auf, rollte mich in die Decke und nahm mir vor, geduldig zu sein und bald einzuschlafen.

Allein ich schlief nicht. Mein Kopf surrte vor Schmerzen, meine überall geritzte und entzündete Haut brannte und biß, meine Kehle lechzte trocken. Ich kaute welke Blätter, um einen feuchten Mund zu bekommen, und ohne zu schlafen, träumte ich Fieberträume aus meinem früheren Leben. Da gab es laue Bäder in Wannen, frohe abendliche Gespräche mit Freunden, ein wohliges Gähnen vor dem mit kühlem Linnen bezogenen Bett, warmes Lampenlicht, eine Zigarre und eine Flasche weißen, kühlen Moselwein.

Dazwischen kam in munteren Stößen der kalte, stürmische Nachtwind, der klapperte in dem alten Bretter- und Lattenwerk, blies mir übers Gesicht und spielte raschelnd mit der losen Streu meines Lagers. Da sah ich ein,

daß es mir übel gehe, und wurde klein und still. Ich hätte etwas darum gegeben, auch nur meine Taschenuhr ticken zu hören, und obwohl nach einigen Stunden der helle Mond aufging und fröhlich durch alle Ritzen und Löcher meines Hauses schien, wollte ich doch verzagen und dachte traurig und feig an die Heimat, an Dampfschiffe und Schnellzüge und an das Geld, das ich neben der Hütte vergraben hatte. Ich rechnete mir vor, daß ich in drei Stunden das Fischerdorf und eine Barke, in fünf die nächste Station, in zehn irgendeine große Stadt, in fünfundzwanzig meine Heimat samt warmem Bett und aller Wohnlichkeit erreichen könnte.

Indessen verging die erste Nacht, wie alles einmal vergeht; dem Mond folgte die Dämmerung, der Dämmerung die Sonne. Fröstelnd und elend blieb ich dennoch lange liegen, in einer Art von Trotz und Jammer. Dann fühlte ich Hunger, stand auf und aß begierig das große Stück Brot, das ich gestern mitgebracht hatte. Ich dachte nicht daran, daß es mein einziger Vorrat war, ich folgte nur dem augenblicklichen Bedürfnis. Dann arbeitete ich mit schmerzenden Gliedern eine Stunde an der Verbesserung meiner Lagerstätte, beschwerte das Hüttendach mit einigen Steinen und fegte den Boden mit Ginsterzweigen rein. Dann ging ich auf die Suche nach Wasser und fand ganz in der Nähe einen Tümpel, in dem ich mich wusch, und etwas entfernter sogar einen kleinen Bach, an dem ich meinen Durst löschte. Von all dem war ich endlich so erschöpft, daß ich mich langhin in die Sonne legte. Doch hatte ich den Kopf durch einen groben Kranz von Ginster geschützt.

Gedankenlos, halb fiebernd halb schlafend, blieb ich liegen, Stunde um Stunde, ohne auf die Schmerzen zu achten, die der Sonnenbrand mir machte. Als ich betäubt und schlaff mich gegen Abend erhob, war meine Haut vom Nacken bis zu den Fersen verbrannt, tiefrot und voll von Blasen. Mühsam und gebrochen erreichte ich die Hütte wieder, nahm mein Hemd aus dem Rucksack und zog es an, legte mich vorsichtig auf die Laubstreu und hatte keinen Wunsch, als nun zu schlafen oder zu sterben.

Diese Nacht war noch schlimmer als die vorige. Ich konnte weder auf dem Rücken noch auf den Seiten liegen, die Haut ging in Streifen ab, und mir blieb nichts übrig, als trotz der Kühle nackt auf und ab zu gehen und zwischenein sitzend ein wenig zu rasten. Aber das Sitzen auf dem bloßen Boden, zumal wenn er kalt und steinig ist, will auch gelernt sein.

Am Morgen war ich zu erschöpft, um ein anderes Bedürfnis zu fühlen als das nach Liegen und Rasten. Ich legte mich also bäuchlings in die Sonne, jedoch mit dem Hemd bekleidet und mit Zweigen und Laub zugedeckt. So blieb ich den ganzen Tag, regungslos, in Schmerzen und Fieber. Gegen Abend kam ich auf den Einfall, etwas grünes Laub, Föhrennadeln und Rinde von jungen Zweigen zwischen Steinen zu einem Brei zu zerreiben, den ich als Salbe benützte. Auch schleppte ich mich bis zu dem Tümpel und trank Wasser. Gegessen hatte ich seit dreißig Stunden nichts.

Als ich mich in der Hütte niederlegte, fühlte ich nichts als eine sonderbare Neugierde, was jetzt geschehen und wie lange das noch dauern würde. Es schien mir wahrscheinlich, daß ich hier verschmachten müsse. Und ich dachte daran, mit welchen Vorstellungen und Erwartungen ich die Einsiedelei bezogen hatte. Genesen hatte ich wollen und frei und neu werden, und ich hatte es mir wundersam und mächtig vorgestellt, wie Sonne, Wind, Felsen und Pflanzen mir nahe kommen und Freund werden würden. Nun sah das alles anders aus. Die wilde Natur hatte mir keinerlei Gastlichkeit angeboten, sie schien mir eher Feind als Freund zu sein und sah mit großer Gleichgültigkeit zu, wie es mir übel ging. Vielleicht noch einige Tage, so lag ich tot in meiner Klause, und Sonne und Wind und Mond und Wolken zogen unbekümmert darüber hinweg.

Dies war jedoch mein Wunsch nicht. So schlaff und müde ich war, und so sehr die Schmerzen mich plagten, mein Leben wollte ich doch nicht in dieser Wüstenei lassen. Ich beschloß, am nächsten Morgen alle Kräfte aufzuwenden, um das Fischerdorf zu erreichen, mich dort zu pflegen und dann heimzufinden.

Aber gerade in dieser Nacht kam trotz aller Beschwerden ein Schlaf über mich, der zwar nur wenige Stunden dauerte, aber so tief und innig war, daß ich am Morgen nicht nur aufstand und lebendig war, sondern auch dazubleiben und auszuhalten beschloß. Ein Trotz, der nicht ohne Eitelkeit und Rechthaberei war, hatte in mir Wurzel geschlagen. Wenn ich meinen geschundenen und geschwollenen, rot und violett gefärbten Leib betrachtete, schien es mir billig, diese Leiden nicht umsonst erduldet zu haben. Immerhin änderte ich meine bisherige Ansicht über Wüstenheilige und Asketen bedeutend.

2

Da es auch heute noch regnet, fahre ich fort:

Als ich an jenem trotzigen Morgen aufstand und zum Waschen und Wassertrinken auszog, war ich verhältnismäßig wieder guter Dinge. Doch während des Gehens merkte ich, daß mich ein neues Leiden erwartete.

Das war der Hunger. Seit dem Brote vor zwei Tagen hatte ich nichts zu essen gehabt, und kaum war ich gewaschen und etwas erfrischt, so begannen alle meine Triebe und Gedanken sich auf das Ziel des Essens zu richten. Weit zu gehen vermochte ich nicht, und in der Nähe war nichts zu finden. Doch wußte ich, daß ein Mensch, wenn er Wasser zu trinken hat, in guter Luft und Sonne lebt, leidlich gesund ist und Ruhe hat, es viele Tage ohne Speise aushalten kann.

Darum nahm ich mir vor, zunächst für die Heilung meiner Haut zu sorgen und wetterfest zu werden. In der Nähe des Bächleins fand ich eine Stelle weichen Bodens, dort wollte ich mich eingraben, um die Kühlung und Heilkraft der Erde zu erproben. Die Arbeit dauerte lange, da ich nur ein Messer und abgebrochenes Holz als Werkzeug hatte. Schließlich war doch eine Grube fertig, ich legte mich hinein und deckte mich bis unter die Achseln mit Erde zu. Kopf und Gesicht bedeckte ich mit Laub und Zweigen, und so lag ich wieder nahezu einen ganzen Tag. Mir schien, ich sei schon viele Wochen hier, und im halbschlafenden Hindämmern sah ich Dinge, Menschen und Ereignisse meiner letzten Wochen in jahreweiter Entfernung stehen.

Dazwischen wachte ich auf, sah meinen Zustand und meine Umgebung mit merkwürdiger, momentaner Überklarheit und mikroskopischer Deutlichkeit, biß die Zähne zusammen und fühlte den Hunger in mir nagen und rasen. Von Zeit zu Zeit stand ich auf, ging zum Bache und trank, um mich darauf von neuem einzugraben.

Auf meine vorige Niedergeschlagenheit und Angst war eine kräftigere, doch kaum angenehmere Stimmung von Selbstironie und Mißtrauen gefolgt. Ich führte lange, lautlose Selbstgespräche, in denen ich mich verhöhnte, mich Esel und Hornvieh nannte, mich mit Don Quijote verglich. Ruhe, Befreiung und Einswerden mit der Natur hatte ich gesucht, Unabhängigkeit und Be-

dürfnislosigkeit. Statt dessen war ich abhängig und bedürftig, ausschließlich mit mir selbst und meinem leiblichen Ergehen beschäftigt, krank und rastlos, von törichten Träumen, Reue und Vorwürfen heimgesucht, von Schmerzen belästigt, kaum zum Stehen und Gehen fähig und vom Hunger belagert wie eine Stadt im Krieg. Ich hatte mir das, was ich „die Natur" nannte, gar freundlich und mütterlich und gütig gedacht, und nun hatte diese Natur nichts als Dornen, Qualen und Verhöhnung für mich.

Nicht einmal in Knabenzeiten, wenn ich unter der Fuchtel eines wütenden Lehrers seufzte, war ich mir so verraten, klein und armselig erschienen wie jetzt, da ich meinen Willen hatte und meine Torheit büßte.

Und während ich höhnte, schalt und zürnte, beschien mich die gütige Sonne, kühlte mich die geduldige Erde, berührte mich der duftende Wind mit tröstendem Wehen. Ich wußte es nicht und fühlte es nicht. Ich mußte erst gefallen, gebrochen und gedemütigt sein, ich mußte erst meine alte Weisheit und mein altes Gift loswerden und hassen lernen. Mein Magen bedurfte des Hungers, meine Haut der Qualen, mein ganzer Leib des Fiebers, der Schmerzen und der Not, damit meine Seele frei und meine Sinne fein und dankbar und tüchtig würden.

Die Hungerqual dauerte zwei Tage und Nächte. Nachdem ich vier Tage ohne Speise gewesen war, hörte das Hungergefühl völlig auf, nur der Durst blieb stetig. Im ganzen blieb ich sieben Tage ohne Essen. Während dieser Zeit schälte und erneuerte sich meine Haut, ich gewöhnte mich an Nacktsein, hartes Liegen, an Sonnenhitze und kalten Nachtwind. Während ich zu erliegen glaubte, wurde ich fest und zäh, freilich ohne es sofort zu fühlen. Ich achtete weder auf die schöne Landschaft noch auf Wetter und Wärme, ich sah weder Blumen noch Felsen noch Bäume in ihrer Schönheit, ich war allein mit mir selber beschäftigt und dachte an nichts, als die Stunden und Tage möglichst gefühllos hinzubringen und möglichst regelmäßig meinen brennenden Durst zu stillen. Die Nächte brachte ich bald in der Hütte, bald draußen in der Nähe des Wassers zu. Oft schlummerte ich stundenlang, bis der Durst mich weckte. Oft lag ich stundenlang bei halbem Bewußtsein, sah Licht und Schatten wechseln und hörte die kleinen Geräusche der Einöde, ohne ihrer zu achten und mir über das, was ich sah und hörte, Rechenschaft zu geben. Manchmal schien es mir, als müsse ich erstarren,

Wurzeln schlagen und in ein pflanzliches oder mineralisches Dasein zurücksinken.

Nachdem ich sieben Tage gefastet hatte, fand ich wieder einen ungewöhnlich tiefen Schlaf, aus dem ich mit freierem Kopf zu bewußtem Denken erwachte. Ich untersuchte meinen Zustand, soweit es mir möglich war. Die Hungerqual war schon seit Tagen verschwunden, und der Mangel an Nahrung äußerte sich nur in Schwäche, Schlaflust und starkem Durste. Nun schien es mir an der Zeit, ernstlich nach Speise zu suchen, um nicht schließlich die letzten Kräfte zu verlieren.

So machte ich mich auf die Suche. Meine Haut war ganz geheilt und erzbraun geworden, auf dem Kopf trug ich meine Ginstermütze. Ich konnte nur langsam gehen und mußte häufig Rast halten. Das erste Eßbare, was ich in einer Spalte zwischen Felsklippen fand, waren üppig grünende Stauden von Sauerampfer. Ich kaute und schluckte einige Blätter, ohne üble Folgen zu spüren. Dann überlegte ich, daß weiter unten am Berge oder in geschützten Schluchten notwendig Beeren oder andre Früchte wachsen und reif sein müßten.

Unter großen Mühen abeitete ich mich weiter talwärts und fand gegen Mittag die ersten Erdbeeren, kaum eine Handvoll, eine Stunde später aber große Mengen. Ich aß langsam und vorsichtig und spürte zwar ein leichtes Übelsein, behielt aber die Speise bei mir und fühlte mich nun als Sieger. Jene Stunde war vielleicht die glücklichste, die ich hier gehabt habe. Ich fühlte mich genesen und hoffte bald wieder zu Kräften zu kommen. Und kaum war die Hoffnung da, so fühlte ich auch die Fortschritte, die ich in diesen Tagen unbewußt gemacht hatte, mit Behagen. Vor allem erfreute ich mich meiner braunen, geschmeidigen, gesunden Haut, die in Sonne und Kühle frisch blieb und die vielen kleinen Schürfungen, die das Nacktgehen in der weglosen Wildnis mit sich bringt, kaum mehr empfand. Meine Augen waren klarer geworden und ertrugen das grelle Sonnenlicht ohne Beschwerden, auch atmete ich tiefer, leichter und gleichmäßiger. Mager war ich allerdings geworden und bin es jetzt noch.

3

Seither habe ich an Kräften zugenommen. Ich lebe nackt und aufmerksam wie ein Hirsch in meinem Geklüfte, bin dunkel rotbraun, schlank, zäh,

flink, habe verfeinerte Sinne. Ich rieche reife Erdbeeren von weitem, kenne die Winde, Stürme, Wolkenformen und Wetterzeichen des Landes. Seit drei Wochen kenne ich kein Bett, kein Feuer, kein Brot, kein Fleisch, kein Gemüse, kein Gewürz, nicht Löffel noch Gabel, nicht Schüssel noch Becher. Allerdings, vollkommen unabhängig bin ich nicht. Es zeigte sich, daß ich von den Erdbeeren und wilden Kirschen, die ich fand, allein nicht leben konnte. Seither wandere ich alle paar Tage die drei Stunden ins nächste Dorf, kaufe Mandeln, Orangen und Nüsse und kehre ohne weiteren Aufenthalt zurück. Die Hütte habe ich mir so ziemlich abgewöhnt, sie dient nur noch meinem Rucksack zur Unterkunft, denn ich schlafe fast immer im Freien, in dem weichen, kurzen, silbrig behaarten Berggras.

Was ich hier erlebe, kann und mag ich nicht aufschreiben. Ich höre und sehe das Leben der Erde, lebe und atme mit, bin ruhig und bescheiden geworden. Meine Arbeit ist: das Suchen von Beeren und Waldkirschen, das Flechten kleiner korbartiger Schalen zum Aufbewahren dieser Dinge, das Ausgraben einer Vertiefung im Bachbett, damit mir später nicht etwa das Trinkwasser ausgehe. Doch habe ich auch die Kunst gelernt, einen halben oder ganzen Tag gar nichts zu tun, auf einem Felsen zu sitzen, der von Sonne glüht, die Bildungen der Moose zu betrachten und zu warten, ob etwa ein Sperber vorüberfliegt. Ich schlafe, wenn ich das Bedürfnis dazu fühle, manchmal sechs Stunden, manchmal zwei oder eine, bei Tag oder Nacht. Die Nacht ist mir vertrauter geworden, da ich oft, um die Kühle zu benützen, die ganzen Nächte auf Streifzügen im Gebirg verbringe. Dazu trage ich Sandalen, während ich sonst auf bloßen Sohlen gehe. Ich habe gelernt, so leise zu gehen, daß selbst die Eidechsen mich nicht hören.

Schön ist es, in der ersten Stunde vor Tag das Erwachen des Lichtes am Himmel und auf der See zu beobachten. Schön ist es auch, nachts auf der Rast im Moos zu liegen und durchs Gezweige die Sternbilder anzuschauen. Und merkwürdig schön und wohlig ist es, bei leise strömendem Regen unterwegs zu sein und das weiche, linde Wasser zu fühlen, wie es aus den Haaren und von den Schultern über die erfrischte Haut hinabläuft.

Aber wie steht es mit meinen Gedanken? Ich hatte erwartet, sie würden stillestehen oder ganz anders werden. Doch sind sie dieselben geblieben. Nach wie vor bewegen sie sich um dieselben menschlichen Angelegenheiten. Zwar

habe ich die Überzeugung gewonnen, daß eine Regeneration unsrer Völker und ihres gesamten Lebens möglich wäre, durch Früchtenahrung und Annäherung an das Nacktleben. Doch hatte ich solche Erkenntnisse nicht gesucht und rechne sie zu den leiblichen Erfahrungen. Geistige habe ich nicht gemacht. Die Frage nach der Willensfreiheit, die doch jedes Menschen bewußte oder unbewußte Hauptangelegenheit ist, habe ich weder neu betrachten lernen, noch ist sie mir unwichtiger geworden. Wohl glaube ich, daß eine Fortsetzung meiner jetzigen Lebensweise mich dazu bringen wird, einmal leichter und stiller zu sterben, aber auch das wäre ja nur ein leiblicher Gewinn.

Trotzdem meine ich, auch mein geistiges Leben habe eine gewisse Zucht und Gesundung erfahren. Ein wenig mehr Geduld, ein wenig mehr Bescheidenheit, das ist auch ein kleiner Fortschritt in der Wahrhaftigkeit, und die ist doch unsre oberste und wertvollste Tugend.

Mein Papier ist vollgeschrieben, und ich wüßte auch wenig mehr zu sagen. Die Sonne geht schon abwärts, und ich muß heute noch ins Dorf, um Feigen und Nüsse zu kaufen. Es ist Zeit, die Kleider anzulegen und zu gehen. Diese Gänge haben etwas Besonderes, sowohl Ängstliches wie Festliches für mich. Denn nach dem Alleinsein mit Steinen, Gras und Bäumen ist es jedesmal wunderlich erregend, wieder Menschen zu sehen.

Die achtzigtausend Heubündel

Von Anatole France

(Fortsetzung)

5

Die Ordensväter Agaric und Cornemuse

Colomban trug die Last der allgemeinen Mißbilligung mit überraschung und Milde. Er konnte nicht aus dem Hause gehen, ohne gesteinigt zu werden; er ging also gar nicht aus. Er schrieb in seinem Kabinett mit einer großartigen Starrköpfigkeit neue Denkschriften zugunsten des eingekerkerten Unschuldigen. Mittlerweile fühlten sich von den wenigen Lesern, die er fand, einige — ein Dutzend — von seinen

Gründen gepackt und begannen an der Schuld Pyrots zu zweifeln. Sie eröffneten sich ihrer nächsten Umgebung und bestrebten sich, das Licht, das in ihrem Geiste aufging, zu verbreiten. Einer von ihnen war ein Freund von Robin Milleux, dem er seine Betroffenheit anvertraute, und der sich seitdem weigerte, ihn zu empfangen. Ein anderer verlangte in einem offenen Brief Erklärungen vom Kriegsminister; ein dritter veröffentlichte ein schreckliches Pamphlet: dieser Mensch hieß Perdanic und war der gefürchtetste Polemiker. Das Publikum war starr vor Staunen. Man sagte, diese Verteidiger des Verräters wären von den großen jüdischen Harpyen besoldet, man geißelte sie mit den Namen Pyrotaner; und die Patrioten schworen, sie zu vertilgen. Es gab nur fünfzig oder sechzig Pyrotaner in der weiten Republik, aber man glaubte, deren überall zu sehen; man fürchtete, sie auf den Promenaden zu finden, in den Versammlungen, in den Vereinen, in den Salons der vornehmen Welt, am Familientisch, im Ehebette Die eine Hälfte der Bevölkerung wurde der anderen verdächtig. Zwietracht entbrannte in Alka.

Pater Agaric nun, der eine große Schule für junge Einhörner leitete, folgte den Ereignissen mit ängstlicher Aufmerksamkeit. Die Leiden der pinguinischen Kirche hatten ihn keineswegs niedergedrückt; er blieb dem Prinzen Crúcho treu und gab die Hoffnung nicht auf, den Erben der Drakoniden wieder auf den Thron von Pinguinien zu setzen. Die Ereignisse, die sich jetzt im Lande erfüllten oder vorbereiteten, die Geistesverfassung, deren Wirkung und Ursache sie waren, und die Verwirrungen, die sie notwendig nach sich zogen, — Pater Agaric war der Meinung, daß all dies, dirigiert und geführt, gedreht und wieder gedreht von der tiefen Weisheit eines Ordensmannes, die Republik erschüttern und die Pinguiner bestimmen könnte, den Prinzen Crúcho wieder einzusetzen, dessen Frömmigkeit den Gläubigen Trost verhieß. Er setzte seinen breiten schwarzen Hut auf und lenkte seine Schritte durch den Wald zu der Fabrik, wo sein verehrungswürdiger Freund, der Pater Cornemuse, den hygienischen Likör von Ste. Orbe-rose destillierte. Man hörte die Warenzüge durch den Wald rollen, man sah Hunderte von blaugekleideten Waisenkindern Flaschen einwickeln und Kisten vernageln.

Agaric traf den würdigen Cornemuse vor seinen Öfen, zwischen seinen Retorten. Die strahlenden Augen des alten Mannes glänzten wie Rubine; der Glanz seiner Stirne war mild und feierlich.

Agaric beglückwünschte den frommen Destillator vor allem zu der Tätigkeit, die in seinen Laboratorien und Werkstätten wieder auflebte.

„Die Geschäfte gehen wieder ihren Gang. Ich danke dem Herrn dafür," antwortete der Greis. „Ach, sie waren schon sehr zurückgegangen, Bruder Agaric. Sie haben die traurige Lage dieser Anstalt gesehen. Mehr will ich nicht sagen."

Agaric wendete den Kopf.

„Der Likör von Ste. Orberose triumphiert von neuem. Meine Industrie bleibt aber nichtsdestoweniger unsicher und in Nöten. Die Gesetze der Zerstörung und Verwüstung, die gegen sie ergangen sind, sind noch keineswegs abgeschafft; sie sind nur aufgeschoben .... aufgeschoben".

Und der Coniliter-Mönch hob seine Rubinaugen gen Himmel.

Agaric legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Welches Schauspiel bietet uns das unglückliche Pinguinien! überall Ungehorsam, Unabhängigkeit und Freiheit! Wir sehen, wie die Männer des Stolzes, des Übermuts und der Empörung ihr Haupt erheben. Zuerst haben sie die göttlichen Gesetze mißachtet, jetzt wenden sie sich gegen die menschlichen; so bleibt das Wort wahr, daß man ein guter Christ sein muß, um ein guter Bürger zu sein. Colomban bestrebt sich, dem Satan nachzuahmen. Zahlreiche Verbrecher folgen seinem traurigen Beispiel; sie wollen in ihrer Raserei alle Zügel zerreißen, jedes Joch brechen, sich von den heiligsten Banden frei machen und dem heilsamsten Zwange entrinnen. Sie kämpfen wider ihr Vaterland, um es sich zu unterwerfen. Aber sie werden fallen unter dem Tadel, der Zurückweisung, der Empörung, der Wut, dem Fluch und der Verwünschung der Allgemeinheit. Das ist der Abgrund, in den sie die Gottlosigkeit geführt hat, die Freigeisterei, die freie Forschung, die ungeheuerliche Anmaßung, aus sich selbst heraus zu urteilen, eine eigene Meinung zu haben."

„Zweifellos, zweifellos," antwortete der Pater Cornemuse und schüttelte den Kopf, „aber ich gestehe euch, daß meine Aufgabe, Heilmittel zu destillieren, mich verhindert hat, den politischen Ereignissen zu folgen. Ich weiß nur, daß man viel von einem gewissen Pyrot spricht. Die einen behaupten, er wäre schuldig, die anderen versichern, er wäre unschuldig, und ich kann die Beweggründe nicht erfassen, welche die einen und die anderen dazu treiben, sich mit einer Sache zu beschäftigen, die sie nichts angeht."

Der alte Agaric fragte lebhaft:

„Ihr zweifelt doch nicht daran, daß Pyrot das Verbrechen begangen hat?"

„Ich kann daran nicht zweifeln, teuerster Agaric," entgegnete der Conilitermönch; „das wäre wider die Gesetze meines Landes, die man achten muß, solange sie nicht im Gegensatze zu den Gesetzen Gottes stehen. Pyrot ist schuldig, weil er verurteilt ist. Weiter für oder gegen seine Schuld reden, hieße meine Autorität an Stelle der richterlichen setzen; und ich werde mich hüten, dies zu tun. Es ist überdies unnütz, weil Pyrot verurteilt ist. Wenn er nicht verurteilt ist, weil er schuldig ist, so ist er schuldig, weil er verurteilt ist. Das kommt auf das gleiche hinaus. Ich glaube an seine Schuld, wie jeder gute Bürger an sie glauben muß. Und ich werde solange daran glauben, wie mich das gesetzte Gericht daran glauben heißt; denn es ist nicht Sache eines beliebigen einzelnen, sondern Sache des Richters, die Unschuld eines Verurteilten zu verkünden. Die menschliche Gerechtigkeit ist achtenswert, sogar noch in den Irrtümern, die ihrer fehlbaren und beschränkten Natur anhaften. Diese Irrtümer können stets wieder gutgemacht werden. Wenn die Richter sie nicht auf Erden gutmachen, wird sie Gott im Himmel gutmachen. Übrigens setze ich großes Vertrauen in diesen General Greatauk, der mir, obgleich er nicht so aussieht, gescheiter vorkommt als alle seine Angreifer."

„Mein sehr werter Cornemuse," rief der fromme Agaric, „wenn die Pyrotgeschichte zu dem Punkt getrieben wird, wohin wir sie mit Gottes und des nötigen Geldes Hilfe zu führen verstehen werden, dann kann sie die größten Segnungen hervorrufen. Sie wird die Laster der antichristlichen Republik ins hellste Licht rücken und wird die Pinguiner bestimmen, den Thron der Drakoniden und die Vorrechte der Kirche wiederherzustellen. Aber hiezu muß das Volk seine Leviten in der vordersten Reihe seiner Verteidiger sehen. Auf also, ziehen wir vom Leder gegen die Feinde der Armee, gegen die Besudler der Helden, und alle werden uns folgen!"

„Alle, das wäre zu viel", murmelte kopfschüttelnd der Conilitermönch. „Ich sehe, daß es die Pinguiner gelüstet, sich zu zanken. Wenn wir uns in ihren Streit mischen, werden sie sich zu unserm Schaden versöhnen, und wir werden die Kriegskosten zahlen müssen. Deshalb also, wenn Ihr mir glauben wollt, teuerster Agaric, — Ihr sollt die Kirche nicht in dieses Abenteuer verwickeln."



„Ihr kennt meine Energie; Ihr sollt auch meine Klugheit kennen lernen. Vielwerter Cornemuse, ich will von Euch nur die Gelder, die wir brauchen, um in den Kampf einzutreten."

Lange weigerte sich Cornemuse, für die Kosten eines seiner Ansicht nach unheilvollen Unternehmens aufzukommen. Agaric wurde nacheinander pathetisch und furchtbar. Endlich gab Cornemuse den Bitten und Drohungen nach und begab sich mit schleppenden Schritten und gesenktem Kopfe nach seiner klösterlichen Zelle, in der alles die evangelische Armut bekundete. In der weißen Kalkmauer befand sich unter einem geweihten Buchsbaumzweig ein versiegelter Geldkasten. Er öffnete ihn seufzend, entnahm ihm ein kleines Bündel Wertpapiere und reichte es schweren Herzens und mit zögernder Hand dem frommen Agaric.

„Zweifelt nicht daran, teuerster Cornemuse," sagte jener und ließ die Papiere in die Tasche seines Oberrocks verschwinden: „diese Pyrotgeschichte ist uns von Gott gesandt zum Ruhm und zur Auferbauung der Kirche in Pinguinien."

„Möget Ihr recht behalten!" seufzte der Conilitermönch.

Und wie er so allein in seinem Laboratorium zurückblieb, betrachtete er mit seinen sonderbaren Augen voll unsäglicher Traurigkeit seine Öfen und Retorten.

6
Die siebenhundert Pyrots

Die siebenhundert Pyrots flößten dem Volke eine wachsende Abneigung ein. Jeden Tag wurden zwei oder drei auf der Straße angefallen; der eine wurde öffentlich verhauen, ein anderer in den Fluß geworfen, ein dritter mit Teer angestrichen, in Federn gerollt und auf den Boulevards mitten durch die vergnügte Menge spazierengetragen, einem vierten wurde die Nase von einem Polizeihauptmann abgeschlagen. Sie wagten nicht mehr, sich in ihren Vereinen, beim Tennis oder bei den Rennen zu zeigen; sie mußten sich verkleiden, um zur Börse gehen zu können. Unter diesen Umständen erschien es dem Prinzen von Boscénos als eine dringende Aufgabe, ihre Frechheit zu zügeln und ihre Unverschämtheit zu bestrafen. Zu diesem Zweck vereinigte er sich mit dem Grafen Cléna, mit Herrn de la Trümelle, mit dem Vicomte Olive und mit Herrn

Bigourd und gründete mit ihnen den großen Bund der Antipyrotaner, zu dem die Bürger nach Hunderttausenden, die Soldaten nach Kompanieen, Regimentern, Brigaden, Divisionen und Armeekorps ihren Beitritt erklärten, ebenso die Städte, Bezirke und Provinzen.

Um diese Zeit begab sich der Kriegsminister zu seinem Generalstabschef und sah mit Überraschung, daß der weite Raum, in dem der General Panther arbeitete, und der neulich noch ganz leer gewesen war, jetzt auf jeder Seite vom Boden bis zur Decke in tiefen Fächern eine drei- und vierfache Reihe von Aktenbündeln barg, von jedem Format und in allen Farben: ein schnell entstandenes, ungeheures Archiv, das in wenigen Tagen den Umfang Jahrhunderte alter Urkundensammlungen erreicht hatte.

„Was ist das?" fragte der erstaunte Minister.

„Beweise gegen Pyrot", entgegnete der General Panther mit patriotischer Genugtuung. „Wir besaßen keine, als wir ihn verurteilten; aber wir haben sie seither reichlich nachgeschafft."

Die Türe war geöffnet; Greatauk sah vom Treppenabsatz eine lange Kette von Lastträgern heraufkommen, die ihre schweren Aktenpakete im Saale abladen sollten, und er sah den Aufzug gleichsam seufzend emporsteigen, gehemmt durch das Gewicht der Akten.

„Was ist dann das dort?" fragte er.

„Das sind weitere Beweise gegen Pyrot, die eben ankommen", sagte Panther. „Ich habe deren in allen Bezirken Pinguiniens, von allen Generalstäben und an allen europäischen Höfen verlangt; ich habe Auftrag gegeben, sie in allen Städten Amerikas und Australiens und in allen Faktoreien Afrikas zu sammeln; ich erwarte Ballen von Beweisen aus Bremen und eine Ladung aus Melbourne."

Und Panther blickte zum Minister auf, mit dem ruhigen und strahlenden Blick eines Helden. Greatauk indessen zog ein schiefes Gesicht und betrachtete diesen ungeheuren Haufen Papier mit mehr Unruhe als Befriedigung.

„Das ist ja alles sehr schön," sagte er, „sehr schön! Aber ich fürchte, man nimmt der Pyrotgeschichte ihre angenehme Einfachheit. Sie war klar wie Bergkristall, ihr Wert lag in ihrer Durchsichtigkeit. Selbst mit der Lupe hätte man darin vergebens ein Strohhälmchen, einen Fehler, einen Flecken oder nur das geringste Gebrechen gesucht. Als sie aus meinen Händen hervorging, war sie

rein wie der Tag; sie war der Tag selbst. Ich gebe Ihnen eine Perle, und Sie machen einen Berg daraus. Um es Ihnen kurz zu sagen: ich fürchte, daß Sie weniger Gutes getan haben, da Sie zuviel Gutes tun wollten. Beweise ...! Zweifellos ist es gut, Beweise zu haben; aber vielleicht ist es besser, keine zu haben. Ich habe es Ihnen schon gesagt, Panther: es gibt nur einen unumstößlichen Beweis: das Geständnis des Schuldigen (oder des Unschuldigen, das tut wenig zur Sache!). So wie ich es angefangen hatte, war die Affäre Pyrot nicht der Kritik ausgesetzt. Es gab keine Stelle, von der aus man sie angreifen konnte. Sie trotzte allen Schlägen; sie war unverletzlich, weil sie unsichtbar war. Jetzt aber gibt sie der Diskussion unendlich viel Nahrung. Ich rate Ihnen, Panther, bedienen Sie sich Ihrer Papiere mit äußerster Verschwiegenheit. Ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie Ihre Mitteilungen an die Journalisten etwas einschränken würden. Sie sprechen gut, aber sie sprechen zu viel. Sagen Sie, Panther, sind unter diesen Akten auch gefälschte?"

Panther lächelte:

„Es sind „angepaßte" darunter."

„Das wollte ich ja sagen. Es sind angepaßte darunter, um so besser; das sind die guten. Als Beweismittel sind die falschen Akten im allgemeinen wertvoller, erstens weil sie extra, den Bedürfnissen der Sache entsprechend, auf Befehl und nach Maß gemacht worden sind, und zweitens, weil sie genau und richtig sind. Sie sind auch deshalb vorzuziehen, weil sie die Geister in eine ideale Welt versetzen und sie von der Wirklichkeit abziehen, die, ach, in dieser Welt niemals ungetrübt ist. Indessen würde es mir vielleicht noch lieber sein, wenn wir überhaupt gar keine Beweise hätten."

Die erste Tat des Bundes der Antipyrotiner bestand darin, die Regierung zu ersuchen, die siebenhundert Pyrots und ihre Komplizen, als des Hochverrats schuldig, allsogleich vor einen hohen Gerichtshof zu ziehen. Der Prinz von Boscénos hatte den Auftrag, als Wortführer des Bundes und in dessen Namen zu sprechen. Er stellte sich bei dem zu seinem Empfang versammelten Ministerrat vor und drückte den Wunsch aus, daß die Wachsamkeit und die Kraft der Regierung sich ganz auf der Höhe der Situation zeigen möchten. Er drückte jedem einzelnen der Minister die Hand, und wie er an Greatauk vorüberkam, flüsterte er ihm ins Ohr:

„Nur weiter in der Richtung, Freßsack, oder ich veröffentliche das Dossier Maloury!"

Einige Tage darauf wurde der Bund der Antipyrotiner, durch einstimmige Entschließung der Kammer, die auf einen der Sache geneigten Antrag der Regierung hin erfolgte, als dem öffentlichen Wohle nützlich anerkannt.

Sofort schickte der Bund eine Abordnung nach Marsuinien, ins Schloß Chitterlings, wo Crúcho, der Nachkomme der Drakoniden, das bittere Brot der Verbannung aß, mit dem Auftrage, den Prinzen der Liebe und der Ergebung aller Mitglieder des antipyrotinischen Bundes zu versichern.

Unterdessen wuchsen die Pyrotiner an Zahl; man zählte ihrer jetzt ein ganzes Tausend. Sie hatten auf den Boulevards ihre besonderen Cafés. Die Patrioten hatten die reicheren und größeren. Jeden Abend flogen Biergläser, Untertassen, Zündholzständer, Flaschen, Stühle und Tische von der einen nach der anderen Terrasse, die Spiegel flogen in Trümmer; im Dunkel, da die Streiter durcheinanderkamen, glich sich ihre numerische Ungleichheit aus, und die schwarzen Brigaden der Polizeimänner beendigten den Kampf, indem sie beide Parteien ohne Unterschied mit kräftigen Streichen versohlten.

In einer dieser glorreichen Nächte verließ der Prinz von Boscénos in Gesellschaft von ein paar hohen Einhörnern gerade ein Kabarett, das damals in der Mode war; da zeigte ihm Herr de la Trümelle einen kleinen Mann mit einem Zwicker auf der Nase, bärtig, ohne Hut, der nur einen Ärmel an seinem Anzug hatte und sich mühsam auf dem von Trümmern aller Art bedeckten Pflaster dahinschleppte.

„Halt!" rief er. „Das ist Colomban!"

Der Prinz vereinigte Kraft und Zartheit in sich. Er war voller Milde. Aber bei dem Namen Colomban ergriff ihn nur ein Gefühl.

Er stürzte auf den kleinen Mann mit dem Zwicker zu und schlug ihn mit einem Faustschlag auf die Nase zu Boden.

Herr de la Trümelle gewahrte später, daß er sich infolge einer harmlosen Ähnlichkeit getäuscht und Herrn Bazile, ehemaligen Sachwalter, nunmehr Schriftführer des Bundes der Antipyrotiner, einen warmen und edlen Patrioten, mit Colomban verwechselt hatte.

(Fortsetzung folgt)

Konkubinat / Von Robert Hessen

Wenn das Bedürfnis nach Liebe dem Hunger noch ähnlicher wäre, als es ohnehin schon ist, so müßte man Deutschland mit Brotfrucht bis unters Dach sämtlicher Speicher angefüllt nennen, während ein innerer Zirkel von Privilegierten die Speicherschlüssel in harten Händen hält, sodaß viele Millionen darben. Sähe man sonst so häufig die zur Ehe Geeignetsten, und zwar Männer sowohl wie Mädchen, einsam leben? Bei den Mädchen heißt es dann gewöhnlich: „Wie schade, daß gerade diese prächtige Person keinen Mann gefunden hat!“ Die subjektiven Ursachen sind freilich untereinander verschieden, soweit es gebildete Kreise betrifft; und wenn auf der weiblichen Seite häufig allzuverklärte, so sind auf der männlichen allzurealistische Vorstellungen von der Ehe mitschuldig. Eben daher das schlaue Wort eines alten Onkels: „Heiraten? das muß man in der ersten Dummheit machen“, und bei so vielen gebildeten Junggesellen die geheime Scheu vor „sozialen Weibern“, das heißt Mädchen, die von der guten Gesellschaft zur Ehe präsentiert werden. Oskar Blumenthal hat gelegentlich einem seiner Lebemänner das Wort in den Mund gelegt: „Ich bin nicht wohlhabend genug, um ein reiches Mädchen heiraten zu können.“ Das trifft den Nagel auf den Kopf. Neun Zehntel der sogenannten „reichen Mädchen“ sind Töchter von Eltern, die entweder ein gutes Einkommen, aber kein Vermögen haben, oder zwar Vermögen besitzen, doch keinen Heller davon herausrücken. Jener Wunsch, der so häufig des Gedankens Vater ist, schmückt auch diese liebenswürdigen Habenichtse gleichwohl mit den herrlichsten Gütern; in meiner Heimat wenigstens hab ich kein „reiches Mädchen“ auftreten sehen, dem vom Volksmund nicht ohne weiteres „achtzigtausend Taler“ zudiktiert worden wären; es war die stehende Formel. Eine von ihnen gestand mir, zum zweitenmal Witwe geworden, eines Tages mit vielem Stolz, sie sei stets nur um ihrer selbst willen geheiratet worden, während umgekehrt eine pfiffige kleine Schwäbin mit reizend gespielter Naivität klagte: „I wünscht so sehr, mei Ma hätt' mi wege mei'm Geld g'nomme!“ Alle

beide hatten keinen roten Deut gehabt. Dies ginge wohl an, wenn die Holden wenigstens ihre riesigen Ansprüche bei den Eltern zurückließen; doch die bilden gerade die Aussteuer, auf die man bei „reichen Mädchen" am sichersten rechnen kann. Herzensgüte, Sparsamkeit, Aufopferung sind natürlich nicht für immer aus ihren Reihen verschwunden und erwachen leicht aufs neue, sobald erst eine Familie gegründet ist. Aber wird nicht auch das bescheidenste deutsche Schwälbchen, sofern es Bildung hat, bei der Zumutung, in einem einfachen Haushalt „klein anzufangen", gleich einem verwundeten Nußhäher die Federn sträuben? „Was! Keine schöne Einrichtung?? Aber das ist doch das mindeste!" Und was bedeuten schöne Möbel? Eine Mietwohnung von acht bis neun Zimmern, um sie aufzustellen. Was bedeutet Silberzeug? Gesellschaften, um es zu zeigen, Dienerschaft, um es zu putzen. Was heißt Geschmack? Roben aus Paris, moderne Hüte. Was bedeutet „gefeiert sein" bei jungen Frauen? Bälle, Basare, Badereisen. Und wer — wie der geriebene Li Hung Tschang immer fragte, wenn ihm etwas gezeigt wurde — wer bezahlt? Der junge Gatte natürlich. Da heißt es dann anschaffen, anschaffen, anschaffen, bis die Haare vom Kopf gehn.

Die Sache der unversorgten Mädchen wird neuerdings kräftig, zuweilen mit großem agitatorischen Aufwand, geführt. Eine Partie strebt folgerichtig nach ökonomischer Stärkung, nach Vermehrung solcher Stellen, auf denen das Mannsvolk zum Lebensunterhalt entbehrbar wird; eine andre spricht immer noch von der „freien Liebe". Die freie Liebe war allerdings der ungefähr ärgste Leim, auf den jemals gutgläubige Seelen sich verlocken ließen. Wir Männer sind nicht so boshaft gewesen, eine Einrichtung willkommen zu heißen, die uns alle Freuden gewährt, den Weibern alle Last, alles Risiko, alle Sorgen aufgehalst hätte. Wenn aber etwa die freie Liebe auch nur darauf hinauslaufen sollte, den Mann für die Fütterung des erzielten Nachwuchses festzumachen, wo bliebe da die Freiheit? Und wo die Neuheit?

Indessen, diese Zeilen richten sich nicht an die Damenseite. Sie möchten aus dem Mund eines Altgesellen die Losung ausgeben: „Junggesellen aller deutschen Gaue, vereinigt euch!" Wir sind mit Hinzurechnung der Witwer eine Partei von reichlich sechs Millionen Häuptern. Von diesen ist allerdings die den „niedern Ständen" zugehörige Mehrzahl weniger interessiert, weil hier, wie jedermann weiß, die sexuelle Not nicht so brennend ist. Unsre

heilige Hermandad hat nicht Nasen genug, alles zu erschnüffeln, nicht Arme genug, alles zu fassen. Die kleinen Wohnungen sind zu zahlreich und undurchsichtig, die Toleranz der kleinen Leute untereinander ist zu gesund. Alljährlich kommen in Deutschland hundertachtzigtausend uneheliche Kinder zur Welt; und von den vierhundertachtigtausend Eheschließungen des Jahres erfolgen nach meiner Schätzung zwei Drittel ebenfalls nur, weil es die höchste Zeit oder weil man lange genug miteinander „gegangen" war, um einzusehen, daß man gut zueinander paßt. Was heißt nun da noch „Unsittlichkeit"? Das deutsche Volk hat ja tatsächlich eine ganz andre Moral, als man ihm einbilden möchte.

Nur die Junggesellen der gebildeten Berufsstände sind oft recht übel dran. Den Mühlstein der gesellschaftsmäßigen Ehe zögern sie sich um den Hals zu hängen; und alle „nicht auf die Dauer berechneten Geschlechtsbeziehungen" stoßen ihren Bekenner neuerdings zum Abschaum der Menschheit. Man höre über diesen Punkt eine der vornehmsten Wortführerinnen: „Vielleicht ist die Vorstellung die, daß durch die Aussonderung aus dem Gebiet des gesellschaftlich Zulässigen solche Beziehungen sozusagen näher an die Prostitution herangerückt werden und unter dem Brandmal moralischer Minderwertigkeit weniger Kraft haben, sich oberhalb der Prostitution zu halten". O bravissima! Dies, dies ist der suggestive Ton, in dem alles behandelt werden sollte, was in Deutschland noch Erotik zu heißen wagt. Da leuchtet eine Sehnsucht auf, ein Ziel wird gesteckt. Ob dies Ziel christlich sei, will ich nicht untersuchen; aber das steht fest: „sittlich" ist es enorm. Unter dieser Sorte von Sittlichkeit, die mehr und mehr zur Herrschaft kam, ist nur leider unser ganzes Volk nicht sittlicher, sondern widernatürlicher geworden, bis gar ein preußischer Kriegsminister im Reichstag den grotesken Notruf ausstieß: „Bitte, helfen Sie mir!" Man hätte ebenso gut versuchen können, die Sittlichkeit zu heben durch ungerechtere Verteilung von Nahrungsmitteln. Da die sozialen Tendenzen einer solchen Politik entgegen sind, steht aber vielleicht auch eine Demokratisierung der Liebe noch zu erhoffen. Vorläufig allerdings, obwohl aus rein mechanischen Gründen die eine, heut vorhandene, eheliche Haube längst nicht hinreicht, sämtliche Häupter zu bedecken, sind allen Unbedeckten und Frierenden dennoch andre Kopfbedeckungen untersagt. Die Gesellschaft hat den Junggesellen den Krieg erklärt und führt ihn, das

muß man ihr lassen, auf breiter Basis, durch Abgraben der natürlichen Existenz, ohne Ansehung der Folgen. All' die harmlos liebenswürdigen Beziehungen, die früher zwischen ledigen Männern und Mädchen üblich waren, werden näher und näher „an die Prostitution herangerückt". So kommt es bei vielen Zehntausenden darauf hinaus, daß für sie das Verheiratetsein sich von selbst verbietet und das Junggesellsein, wie man es früher einmal verstand, durch die herrschende säuerliche, sich aufdringende Moral verboten wird. Ein Pfarrer durfte bereits die gesellschaftliche Ächtung aller sittlich „nicht makellosen" Männer öffentlich befürworten.

Nun, wenn man ihnen derartig auf den Leib rückt, sie unmündig macht, unter Polizeiaufsicht stellt, die Absichten der Natur zum Verbrechen stempelt, dagegen das, was ein Verbrechen gegen die Natur ist, gar noch heuchlerisch und schadenfroh wegen seiner „Vorzüge vor der Prostitution" empfiehlt, sollten die Junggesellen sich nicht wenigstens zur Wehr setzen und ihre Zähne zeigen? Haben doch die Frauen sich organisiert und schon manches durchgesetzt. Warum nicht eine deutsche Junggesellenzeitung gründen, in der die Verfehmten ihre Interessen diskutieren und verteidigen könnten? Christus hat nirgend zu fasten befohlen. Auch gibt es kein elftes Gebot: „Du sollst nicht lieben". Ebenso ist es als böswillig abzulehnen, wenn immer nur „ordinäre Genußsucht", „unbeherrschter Leichtsinn", „mangelndes Verantwortlichkeitsgefühl" und ähnliche schöne Dinge zur Erklärung herangezogen werden, sobald auch außerhalb der privilegierten Speicher hungernde Menschen auf den Einfall kommen, zu essen.

Ich stelle zur Diskussion das Konkubinat. Es ist eine gut deutsche, gut beglaubigte, höchst nützliche Einrichtung und zugleich diejenige, über die zurzeit die gröbsten Verdrehungen im Schwange sind. Vor allen Dingen ist Konkubinat nicht identisch mit „Verhältnis". Was die jungen Leute heut ein „ideales Verhältnis" nennen, ist ein Bund, der einige Hauptannehmlichkeiten der Ehe gewährt ohne den Druck ihrer pekuniären Lasten, ohne Zwang für die Zukunft, freiwillig in jeder Hinsicht, ohne strenge Formalien lösbar. Am allerwenigsten — obwohl es zuweilen vorkommt — legt ein Verhältnis die Verpflichtung gemeinsamen Haushaltes auf. Dieser erst macht eine Beziehung zum Konkubinat, sowie die weitere Verpflichtung zum Versorgen etwaigen Nachwuchses, die Legitimierung dieses Nachwuchses inbezug auf

Erbrecht und so weiter, wovon allem beim „Verhältnis", wie man es landläufig auffaßt, gar keine Rede sein kann, falls nicht nachträglich auf Alimente geklagt wird. Es ist aber, als ob gewisse strengere Damen die große Gefahr, die ihrer engherzigen und kleinlichen, futterneidischen Ehepolitik von seiten des Konkubinates droht, witterten und es durch absichtliche Vermengung mit „anstößigen" Beziehungen in der Achtung herabsetzen möchten.

In kirchlichem, will sagen pfäffischem, Sinn ist die ganze altdeutsche Ehe, bei den Sachsen bis tief ins Mittelalter hinein, etwas Profanes, nur Zivilrechtliches gewesen. Zwei, die wollten und einig waren, traten „in den Ring" der Stammgenossen, legten ihre Hände ineinander und erklärten, beisammen bleiben zu wollen für gute und schlechte Tage, „for better, for worse", wie es bei den Engländern so schön heute noch heißt. Es hat Jahrhunderte gedauert, bis die Pfaffen die jungen Ehepärchen dort so weit bekamen, daß sie sich auf dem Kirchhofe vor der Kirchentür einsegnen, später in die Kirche hinein bis vor den Altar schieben ließen. Aber gerade die alte, unpfäffische Ehe, sie, die uns Tacitus beschreibt, ist reiner und fruchtbarer gewesen. Sie mußte sich als „Konkubinat" nun degradieren lassen, ohne daß sie doch aufgehört hätte, einem tiefen Volksbedürfnis zu genügen. Sie besteht heute noch an tausend und abertausend Stellen, geduldet, wie schon gesagt, ganz besonders in den sogenannten niedern Volksschichten, schon der vorhandenen Kinder wegen, aber scheel angesehen und übel beleumdet bei den Rigoroseren. Darum darf es nicht wundernehmen, wenn auch ein zweiter Punkt so häufig falsch dargestellt wird. Das Konkubinat hat *nicht* die Absicht, lüsternen Vorstellungen zu dienen und sittliche Normen zu lockern, sondern ganz im Gegenteil, im Einklang mit seinem festeren ökonomischen Gefüge, den Mann von dem nervenaufregenden, spannenden und eben deshalb leicht übertriebenen, ungesunden Außendienst zu befreien, ihm seine Ruhe, seine Regulierung zu gewähren, ihn von andern Weibern unabhängig zu machen.

Ich bilde mir nicht ein, mit diesem Nachweis, daß das Konkubinat ungefähr das Umgekehrte dessen vorstellt, was ihm in den Kreisen gewisser weiblicher Ethiker nachgesagt wird, diesen Damen gedient zu haben. Wie Stoßvögel werden sie herabfahren auf die Idee, daß der von ihnen so fest geschnürte Ehezirkel an einer Stelle durchbrochen werden könnte. Zuzugeben ist, daß für die meisten von „Bildung und Besitz" erzogenen oder verzogenen Mädchen

Verbindungen, die die Festigkeit der Ehe ohne deren soziale Genugtuungen darböten, wenig Anziehungskraft haben würden. Selbst die loseren, die auf ihren kleinen „Roman" erpicht sind, wollen sich durch ihn keinesfalls die richtige Ehe verlegen; und erst recht für die gediegneren, doch durch Abrichtung innerlich unfrei gewordenen, bildet gerade das, was der ungebrochene Mann als „Gesellschaftssklaverei" verabscheut, einen Hauptlebensreiz. Aber es gibt hunderttausende lieber und braver Mädel im kleinen Mittelstand, die erfahrungsgemäß, wenn sie nur dürften, gern bereit sein würden, solche Junggesellen, die wohl heiraten möchten, aber ökonomisch dauernd hieran verhindert sind, in Ordnung zu halten und zu versorgen. Wollten sie diese junge Garde nicht einmal für sich marschieren lassen? Was anders könnte schlimmstenfalls geschehn, als daß Verbindungen entständen, die sich von der Gesellschaftsehe nur durch das Fehlen überhoher ökonomischer Belastung unterschieden? Für zehntausende von Offizieren, Kaufleuten, Ärzten, Pfarrern, Beamten, Technikern e tutti quanti könnte die Duldung solcher bescheidneren Hausstände zum höchsten Segen gereichen und der Staat seinerseits froh sein, so viele frühere Kostgänger der Prostitution in guter Hut zu sehen. Liegt es nicht auch auf der Hand, daß, wenn die Prostitution durchaus totgeschlagen werden soll, was sie ja wegen ihrer Käuflichkeit und Verknechtung vielleicht verdient, der Natur doch ein andres Ventil geöffnet werden müßte? Die Experimente, die die Satten anstellen, um Hungernde in der Enthaltsamkeit zu üben, wirken ästhetisch viel zu widerlich, als daß ihre moralischen Früchte schmackhaft sein könnten.

Ich protestiere im voraus gegen die wahrscheinliche Unterstellung, als ob in diesen Zeilen ein Wort gegen die Ehe an sich gesagt sei. Die Ehe ist etwas ganz Vorzügliches für den, der sie sich leisten kann; die Menschheit wird niemals eine bessere Form ersinnen, den Mann zum Unterhalt seiner Kinder zu zwingen. Hier war die Rede nur von einem Surrogat, wie sich deren bei Notständen einzufinden pflegen. Übrigens würde gerade die hohe Justiz vielleicht mit sich reden lassen, da in ihren Reihen ja viele Germanisten sitzen, die mir bestätigen müssen, was ich vom altdeutschen Konkubinat ausgesagt habe.



Gebrüder Orgler

Erzählung von Hans von Hoffensthal

(Fortsetzung)



s kam die Zeit, in der im Innenleben des stillen, verschüchterten Menschen Vorgänge sich abspielten, in die niemand völlig Einblick gewann. Mochte es mit der Entwicklungszeit zusammenhängen, oder war der Umstand, daß man ihn ganz sich selbst überließ, der Reifung der seelischen Prozesse förderlich, genug, eine Vertiefung der Absonderlichkeit war im Gange. Der Sechzehnjährige wurde noch versonnener, noch schweigsamer. Jedes Wort, das er zur Umgebung sprach, schien ihm unendliche Mühe zu kosten und schien nur sehr widerstrebend und zögernd aus dem Hin und Her der Gedanken sich loszuringen, die ihn offenbar tiefinnerlich beschäftigten. Die Mutter fand ihn oft wie verloren, die Arme gekreuzt, mit vornüber gebeugtem Kopf, und konnte knapp an ihm vorübergehen, manchmal ihn auch bei Namen nennen, ohne daß er aufsah. Traf es sich, daß er, durch eine wiederholte Anrede aufgerüttelt, oder von Zeit zu Zeit unvermittelt dies von selbst tat, so war der Blick seiner hellblauen Augen auf kein bestimmtes Ziel gerichtet, sondern glitt an allem teilnahmlos und ohne jeden Ausdruck ab. Da schien es, als sähe er durch die Mauern hindurch in eine Ferne, die nur für ihn durch sonderbare Vorgänge bewegt und mit nur ihm sichtbaren Personen bevölkert war.

Derartige Zustände völliger oder zu mindestens teilweiser Geistesabwesenheit wiederholten sich von Monat zu Monat häufiger, nahmen auch später an Dauer zu, sodaß Gottlieb oft viele Stunden lang in derselben Stellung verharrte, in der sein Körper wie leblos schien und nur ein unruhiger Geist bunte, wirre Flüge tat.

Eines Tages war es, als ob in sein Nachdenken eine Lösung gekommen wäre, wenigstens eine teilweise Klarheit seiner Grübeleien und Erwägungen, die einem Entschlusse zustrebten. Denn Gottlieb saß an diesem Tage nicht mehr still, sondern ging, einen feiertägig festlichen Ausdruck im Gesicht, im Hause erst unstet hin und her, trat dann vor seine Mutter hin und sagte:

„Gott will, daß ich dich und die Brüder verlasse und in die Welt gehe. Gott sagte mir dies selbst. Ich bin sein Diener und will ihm folgen."

„Er ist ein Narr," sagte sein Bruder, der Schreiner, der zugegen war, „man sollte ihn einsperren."

„Das ist ein gottloses Gerede," verteidigte Joseph, der über der Hausbibel saß, den Jüngsten, „wenn ihn Gott ruft, mag er gehen. Es kommt für jeden die Zeit."

Der Schreiner sagte nichts mehr, da gegen Joseph nicht zu streiten war. Und die Mutter richtete mit allen Bitten gegen das Vorhaben ihres Jüngsten nichts aus und ergab sich. Sie richtete ihm ein letztes Mal sein Essen und küßte ihn, als er ging. Sie sah ihm noch lange nach und trug das Leid, den Scheidenden, der ihr Liebling war, zu verlieren, wie alles übrige Harte und Bittere stark, tapfer und gefaßt.

Als sie sich umwandte und das Fenster schloß, las Joseph wieder in der Bibel. Er las daraus mit lauter, wohlklingender Stimme, die sich dann und wann, wie bei einem Prediger, in hohem Tonfalle bewegte, beinahe sang. Er las lange, hörte auch nicht auf, als sein älterer Bruder die Mutter grüßte und mit Achselzucken und einem Blick, in dem verächtliches Bedauern lag, sich zur Türe wandte. Er las so lange, bis das Licht fahl wurde und die graue Dämmerung sich zwischen die Buchstaben und seine Augen schob.

* * *

In geradem Laufe mit der Sill, die ihr Bergwasser dem Inn zujagt, zieht sich, wenig mehr als eine Stunde lang, das Ahrental gegen Norden. Vom Viller Mittelberge steigen die Fichten in schweren, dunkeln Massen den Hang herab und treffen unten in der Sohle mit den Föhren zusammen, die über Felsen und mageres Erdreich von der Kuppe eines kleinen Hügelzuges herunterklettern. Dort, wo sich die Bäume begegneten und miteinander vereinbarten, einen gemeinsamen, tüchtigen Wald zu bauen, schleppt ein armer Quell seine Ader über Kiesel und Geröll, fürchtet wohl da und dort in einer Mulde zu versiegen, plätschert aber doch wieder auf einer Seite empor und benützt sogar den Weg, um aus dem engen Tal endlich herauszukommen.

Der kleine Bach macht nur wenig Geräusch, und dieses ist tagsüber nur hörbar, wenn die Singvögel, die an den Hängen in großer Anzahl nisten

und unermüdlich aus den Kronen rufen, einmal schweigen. Aber wenn dies der Fall ist — sie rasten ja nur ein, zwei Stunden am Mittag — dann geht auch das Wasser stiller und schläfriger über die Kiesel, und alles hält in dem lauten Atemholen des Lebens ein wenig inne und ruht verträumt und träge in der großen Sonne.

In diesen Stunden liegt eine sonderlich warme, verhaltene Ruhe über dem Tal. Kein Stein rollt, kein Raubvogel schreit, und das Laub der Buchen, die hie und da lichtgrün in den Fichtenreihen stehen, hängt gefältelt, schlaff und in Schlaf.

Indes, auch in den Morgen- und Abendstunden, während denen jedes Tier voll Geschäftigkeit nach Nahrung sucht, zuweilen wohl auch der Wind in Bäumen und Busch hörbar Spiel treibt, schwindet doch die große Ruhe nicht vollends aus dieser Einsamkeit. Die Felshänge im Osten, von denen einstmals grobe, schwere Blöcke sich lösten und splitterten, bröckeln nicht mehr, sondern halten ihre leuchtend roten Wunden, stumm blutend, der Sonne hin, daß sie sie vernarbe. An einigen Stellen hängt noch ein Felsstück in halber Höhe der Böschung, rollt aber nicht mehr weiter und stemmt nur seine schwere Gewalt gegen ein paar Stämme, die, qualvoll gekrümmt, sich ihm entgegenstellten. Die Fehde der Felsen oben, die brüllten und drohten, und der Bäume unten, die litten und brachen, ist zurzeit eingeschlafen; ein Stillstand aller Feindseligkeit, ein Frieden schien vereinbart. Und dieser Frieden in dem Tale ehemals so erbitterter und harter Kämpfe gab allen Wesen darin eine besonders tiefe und versonnene Ruhe, die darum so still, so feierlich schien, da sie eine Genesung von gelittener Unrast und eine Erholung von laut stöhnender Mühe war.

Zu den ständigen Bewohnern, die mit Ausnahme des Fuchses friedlich sich vertrugen, kamen manchmal Gäste. Zugvögel strichen ein, rasteten einige Stunden und hoben sich dann gegen Abend, um gekräftigt weiterzufliegen. In den Frühjahrsmonaten und im Herbst wirbelte nachts die Schnepfe nieder, stach eine Weile im Moor am Bache, war aber am Morgen, als ein Weih über die Kronen segelte, schon wieder im Busch, vor dem Raubjäger gedeckt. Dann und wann lief ein Reh, von Viller Hunden gehetzt, den Hang herab, folgte eine Strecke dem Weg und flüchtete, minder ängstlich, jenseits den Föhrenwald hinauf.

Menschen kamen fast nie. Nur gelegentlich gingen ein Kräuterweib oder beerensuchende Kinder, gebückt und den Blick zu Boden gerichtet, durch das Gehölz, bekamen auf einmal Kienrauch in die Nase und blieben dann, plötzlich überrascht, bei der Höhle stehen, vor der ein Mann sein Feuer brannte. Das Kräuterweib nahm nicht Notiz von ihm, und die Kinder fürchteten sich, obwohl er ihnen freundlich die Hand bot, und flüchteten. Und doch waren sie es, die in der Umgebung das Gerücht verbreiteten, daß zu hinterst im Ahrentale ein Einsiedler lebe. Es dauerte nicht lange, dann kamen Neugierige, um ihn zu sehen.

Er war barhaupt und trug das rote Haar in langen, wirren Strähnen. Der tiefrote Bart hing wie ein Kranz um Wange und Kinn, zu dem sich die Haare der Oberlippe in gekräuseltem Golde niederbogen. Seine Kleidung war einfarbig, von erdigem Fahl, und schien in langen Jahren abgenützt, von Regen und Rauch gebeizt. Starke, gebräunte Hände, denen der Ruß die Schwielen deckte, lagen im Schoße und redeten von getaner Arbeit und davon, daß sie nun müde waren.

Den Ausdruck seines Gesichtes, das gutgeformt, in ruhigen Linien gebildet war, beherrschte die Güte. Die sah aus den sonderbar hellen Augen, lag sonnig und von Heiterkeit redend um den Mund und verschönte so seine Züge, ähnlich wie eine Landschaft durch der Sonne Leuchten Anmut und Glanz erhält.

Er empfing die Besucher in freundlicher Herzlichkeit, bot ihnen Platz, hörte geduldig alle ihre Fragen und erzählte viel und gerne. Mit seiner Rechten, die stets bereit war, die lebende Wirksamkeit seines Gespräches durch anschauliche Gesten zu mehren, pflegte er dabei immer wieder an ein Mal zu greifen, das ihm in Form eines Viererklees an der Schläfe stand. Er tat das rasch, aber ohne Heimlichkeit und überaus zärtlich, in gleicher Weise, wie eine Mutter zuweilen ihre Hand auf den Scheitel des Kindes legt, das sie besonders lieb hat. Sehr häufig, beinahe unablässig hob er seinen Blick nach oben, als wollte er dadurch sein ständiges Gedenken an Gott und das Leben des Jenseits den Leuten, die um ihn waren, recht eindringlich vor Augen führen. Es sah aber nie aus, als ob es in seinem Sinne läge, sich in irgendeiner Hinsicht über die Anwesenden zu erheben. Vielmehr wich seine Bescheidenheit und Demut nie aus seinem Blick und stand allezeit, als tiefe Frömmigkeit jedem les- und sichtbar, in deutlicher Sprache auf seinen Zügen.

Was er von seinem etwa vierzigjährigen Leben berichtete, aus dem er zusammenhanglos und ohne Plan bald dem bald jenem Besucher eine Episode erzählte, hatte nicht nur durch die Art seiner Darstellung, sondern vorwiegend durch die Seltsamkeit und Fülle der Geschehnisse ein so merkwürdiges Gepräge, daß sich in der nahen Stadt bald Leute fanden, die von den verschiedenen Besuchern des Einsiedlers sich alles wiedererzählen ließen, um daraus ein möglichst zusammenhängendes und vollständiges Bild dieses eigenartigen Lebens zu bekommen. Es bedarf keiner Bemerkung, daß diese Sammler, im Eifer, alles, was sie erfahren konnten, vom Standpunkte des Originellen aufzufassen, zu weit gingen und darum der Geschichte dieses Mannes Züge hinzudichteten, die weder wahrscheinlich noch auch glücklich erdacht waren. Doch verfehlten sich darin nicht wenige, indem sie, durch die Besonderheit einzelner Episoden gefesselt, auch alles übrige im festen Glauben, daß es gleichfalls ungewöhnlich sein müsse, bizarr und wunderlich nacherzählten. Einzelne, die übrigens Beachtung verdienen, taten dies auch aus dem sicheren Gefühl, daß allen Sonderlichkeiten dieses bunten Lebens eine sonderliche Veranlagung, deutlicher gesagt eine Wahnbildung zugrunde liege, die allen Entschließungen und Taten Gevatter stand und alle äußeren, daraus entstandenen Geschehnisse als Folgen verschuldete.

Genug davon. Ich habe mehrere dieser Gewährsmänner, von denen mir einige verläßlich schienen, von Gottlieb Orglers Wanderjahren berichten hören, und wenn ich die Erzählung des Vorsichtigsten zur Wiedergabe wähle, so käme ich wohl der Wahrheit am nächsten, ohne dabei von den reizvollen Abenteuerlichkeiten, an denen andere schmunzelnd sich ergötzen, allzuviel zu verlieren.

* * *

Gottlieb Orgler hatte im achtzehnten Jahre der Sendung, die ihm offenbar geworden, gehorcht. Er hatte das Elternhaus verlassen und wanderte hinter einem Traume her, der ihm, dunkel noch und unbestimmt, voranlief. Erst hatte er sich nach Süden gewendet und war nach der ewigen Stadt gekommen, in der seine Sehnsucht Gottes Stellvertreter wußte, um diesem seine hehre Aufgabe zu eröffnen. Der Papst empfing den Eifrigen freundlich, erschrak aber, als ihn dieser unvermittelt umarmte und segnete, und verbarg sein entsetztes Erstaunen über das sonderbare Benehmen hinter einem mitleidigen Lächeln.

Von dem Tage an blieben die Tore des Vatikans dem Einlaßbittenden verschlossen.

Noch hatte niemand Einblick in sein Vorhaben. Er war dem Papst gegenüber damit nicht zu Worte gekommen, und den Pilgern, die in der Herberge mit ihm waren, teilte er davon nichts mit, sondern ging, freundlich lächelnd, aber von dem, was ihn zuinnerst beschäftigte, schweigend, an ihnen vorbei und vorüber. Noch hielt er mit Bekenntnissen zurück, verwahrte gegen jedermann sein Geheimnis, und erst als er wieder in die Heimat kam — es war in einem Städtchen an der tirolischen Grenze — trat er mit einem Male in eine Kirche, ging durch die Reihen der Beter und fing, unbekümmert um die Andacht des Volkes, das dem Priester nachbetete, an:

„Ich bin Gott Vater und suche unter euch Frauen Maria, um den Gottessohn mit ihr zu zeugen."

Weiter kam er nicht. Denn die Frauen schrieen auf und flüchteten, während einige Männer den Ungebetenen aus der Kirche drängten. Er leistete keinen Widerstand. Still lächelnd ging er hinaus und war froh, daß ihn niemand verfolgte. Und still lächelnd, mit leiser Wehmut, wandte er sich von der Höhe des Weges noch einmal dem Dorfe zu und hob segnend die Hand. Noch war es offenbar zu früh. Das Volk schlief noch im Dunkel und wußte nicht, wie nahe Gott an ihm vorübergegangen wäre.

Eine innere Überlegung riet ihm, von nun an Kirchen und Ansammlungen von Leuten zu meiden. Dagegen trat er da und dort auf seiner Wanderschaft an einzelne Personen, zumeist Frauen heran, sah ihnen lange suchend ins Auge und sagte dann den Erstaunten und Geängstigten von seiner Sendung. Da und dort erntete er dafür Schimpf und Hohn, einmal, als er einer jungen Bäuerin, die mit ihrem Vater die Straße kam, sein Vorhaben eröffnete, auch derbe Schläge. Er setzte sich indes weder gegen diese noch gegen Beschimpfungen irgendwie zur Wehr, sondern fuhr fort, nach der zu suchen, die ihm bestimmt wäre und die sicher einmal, lächelnd und in Seligkeit beglückt, auf seinem Wege auf ihn wartete.

An einem oder dem anderen Orte, in dem irgendeine dunkle Ahnung seine Hoffnung, bald am Ziele zu sein, verstärkte, verhielt er sich länger, durch Tage, wohl auch durch Wochen. Und da der Bettel, der ihn auf seiner Wanderschaft von Ort zu Ort ernährte und nächtigen ließ, in einem und demselben

Dorfe schon bald versperrte Türen fand, ging er zu einem Bauern in Dienst und arbeitete im Taglohn geduldig und ohne von seinem Vorhaben ein Wort zu sagen, nur um Gelegenheit zu haben, bleiben zu können.

Noch fand er nichts, noch war es zu früh. Und der Sommer ging, und der Herbst kam, und als der Vorwinter stürmend und mit schweren Regengüssen über das matte Land fuhr, fand er bei einem Bauern im Eisaktale Unterkunft für die nächste harte Zeit.

Es genügt zu erzählen, daß ihn viele Frühjahre und Sommer hinter seinem Ziele wandernd auf der Landstraße sahen. Mancher Herbst traf ihn enttäuscht und müde und fast entmutigt, ob er wohl die, die er suchte, je finden könnte. Denn die Zeit verrann, und noch war kein Ende, sondern nur Mühsal und oft Sorge und Bangen, das Mädchen, das ihm zur Erlösung der Menschen bestimmt sei, warte irgendwo auf ihn, und er wandere, ohne sie zu sehen, an ihr vorüber.

Ein festes, gläubiges Vertrauen hob ihn indes immer wieder aus allen Zweifeln. Es half ihm auch über Tage, die hart und entbehrungsreich waren, und über Prüfungen, die da und dort seiner harrten. Denn nur zu bald und immer wieder fiel der Wanderer Gensdarmen in die Hände, die ihn um Ausweise angingen und ihn, da er solche nicht besaß, dem nächsten Dorfschulzen übergaben. Da ihm außer Betteln und Vagabundieren nichts nachzuweisen war, wurde er meist nach geringen Strafen der Freiheit wieder überlassen. Für den Ungeduldigen war aber jeder Tag, den er tatenlos in Gemeindearresten verbringen mußte, schon Versäumnis genug.

Die still verschneite Einsamkeit in einem der nächsten Winter brachte es mit sich, daß er sich in einem Etschländer Bauernhofe beim Großknecht im Ziehharmonikaspiel unterweisen ließ. Als der Frühling die Wege aus dem Schnee löste, setzte er alle seine Bettel- und Lohnersparnisse daran, ein Instrument zu kaufen, und erstand ein solches bei einem Trödler. Es war gut für ihn. Denn das Spiel half ihm nicht nur an manchem Gensdarmen vorüber, sondern war auch seinen vielen einsamen Stunden zufriedenes Genügen.

Und von nun an brachte er sich musizierend weiter. Er zog von Dorf zu Dorf, hielt da und dort vor einem Hause und sang zu den warmen Bässen seines Instrumentes, das er einförmig, doch mit Gehör zu spielen wußte, selbsterdachte religiöse Lieder.

(Schluß folgt)



Rundschau

England und Deutschland

Nur wenige Monate sind ins Land gegangen seit der mit so viel Eclat ins Werk gesetzten Reise des deutschen Kaisers nach England, in deren Verlauf zahllose Versicherungen der gegenseitigen Hochachtung, Freundschaft und des Vertrauens auf beiden Seiten des Kanals vom Stapel gelassen wurden, und schon wieder regt sich da und dort im Deutschen Reich Mißtrauen und Mißmut anläßlich der Kunde, daß England augenscheinlich für absehbare Zeit in seinen Rüstungen zur See keine Einschränkungen zu machen gedenkt.

Die Stimmungen sind begreiflich — denn die Spannung zwischen beiden Völkern hat unendlich viel tiefere Ursachen, als daß deren Gründe mit einigen „toasts“ oder „speeches“ aus der Welt geschafft werden könnten.

Wo immer sich der Deutsche mit dem Engländer im Wettbewerb um eine Machtstellung, sei sie nun eine politische oder eine kommerzielle, mißt, überall zeigt sich dasselbe Bild, das mir hundertfältig drüben und in den Kolonien entgegentrat.

Hier der selbstbewußte, stolze, wortkarge Engländer, der mit einer beispiellosen Ruhe, Sicherheit und mit lautloser Stille seinem Ziele zusteuert, und dort der geräuschvolle, auf alle und alles Rücksicht nehmende, noch wenig selbständige Deutsche, über dessen Vorhaben sein Rivale schon längst im klaren ist, ehe er selbst sich genau darauf besinnt, was er will.

Woher kommt das? War doch in früheren Zeiten eine der vornehmsten Eigenschaften des Germanen die Schweigsamkeit, eine Eigenschaft, die Goethe nicht müde wurde zu schätzen, und die in unseren Tagen vielfach schmerzlich vermißt wird.

Man muß nur ins Auge fassen, wie unter sonst gleichen Verhältnissen die beiden Nationen so ganz anders zu handeln gewohnt sind.

Wenn ein Regent einer deutschen Stadt einen offiziellen Besuch abstattet, so wird er von dem Stadtoberhaupt beim Betreten des Burgfriedens mit einer ebenso langen wie inhaltslosen Rede an irgendeinem Torbogen oder auf einem freien Platz empfangen, an dem vielleicht die Spitzen der Behörden schon stundenlang auf den Einzug gewartet haben. Mag es nun regnen oder die Sonne scheinen, mag es kalt sein oder warm, — mit entblößtem Haupte wird der Herrscher der Treue und Ergebenheit der Bewohner versichert und in die Stadt geleitet.

Wie ganz anders der Engländer! — Als der deutsche Kaiser der Stadt London seinen offiziellen Besuch abstattete, da erwartete ihn das Stadtoberhaupt, der „Lordmayor“ auf seinem Amtssessel im Empfangssaale sitzend, neben ihm seine Gattin, und schritt dem Kaiser, als dieser den Saal betrat, entgegen. Bei Tische galt der Trinkspruch den beiderseitigen guten Beziehungen.

Ein anderes Beispiel:

Mit welch staunenswerter Stille hat vor ein paar Jahren General Junghusband von Indien aus seinen grandiosen Marsch nach Lhasa, der Hauptstadt Tibets, ins Werk gesetzt und

durchgeführt, so lautlos, so ganz ohne alle unnötigen Beigaben, daß die ganze Welt damals von dieser Tatsache überrascht wurde, — und welche geräuschvollen Posaunenstöße begleiteten die Ausreise des Grafen Waldersee in das Asbesthaus nach China? —

So ist es im großen und so im kleinen. Wer im Auslande still beobachtet, der könnte die Beispiele häufen.

Der deutsche Mangel einer Gewöhnung an die größeren Verhältnisse und die größere innere und äußere Ruhe, die sie gebieten, die jämmerliche Zersplitterung des politischen Lebens, das eine solche Unzahl von politischen Parteien gezeitigt hat und noch zeitigt, diese dadurch bedingte Unsicherheit und Haltlosigkeit in unserer gesamten Entwicklung auf politischem und sozialem Gebiete, der grauenhafte konfessionelle Hader, der allerorten wieder emporzüngelt, — das alles und vieles ähnliche bedeutet eine Vergeudung an nationaler Kraft und Lebensenergie, die anderen Aufgaben verloren geht und die Selbstsicherheit beeinträchtigt.

Wie kann sich ein Volk, das „zu Hause" so intensiv in Anspruch genommen ist, erfolgreich, klar und ruhig am Wettbewerb um die Weltherrschaft beteiligen, wie kann ein Volk, in dem der Gegensatz zwischen Protestant und Katholik fast noch größer ist als der zwischen Arier und Jude, sich um eines gemeinsamen höheren Interesses willens zu einem selbstlosen Mitarbeiten an der „salus rei publicae" bereit erklären? — Ich sehe keine Möglichkeit. Dieses Mißtrauen, das jeder einzelne im Lande dem Nächsten entgegenbringt, dieser erbärmliche Partikularismus ist dem Deutschen so sehr in Fleisch und Blut übergegangen, daß er sich seiner natürlich auch im internationalen Verkehr nicht entledigen kann; und darum wird er nicht nur als der Störenfried des Weltfriedens betrachtet, sondern — bildet in seiner nervösen Eigenart auch tatsächlich ein Element der Unruhe. Die gesamte äußere Politik der letzten Jahre, in der Deutschland eine Schlappe nach der andern erlitten hat, ist zugleich der Beweis dafür und die Konsequenz davon.

Wo Deutschland mit irgendeiner anderen Nation in Wettbewerb tritt — und ich kenne keine, die dessen mehr wert wäre als England — wird es so lange den kürzeren ziehen, bis es bei sich zu Hause ein großes Reinemachen abgehalten hat, bei dem es alles, aber auch a l l e s von Grund aus auf immer ausgemerzt hat, was seiner gesunden Entwicklung hinderlich ist.

Wann endlich sieht das deutsche Volk ein, welches Unheil der Ultramontanismus ihm gebracht hat und noch bringt, wo es doch an der Geschichte Spaniens und Italiens, die durch ihn ruiniert wurden, lernen könnte, zu welchem Ende das Dulden einer solchen „Eiterbeule" führt; wann endlich rafft sich das deutsche Volk auf, um über alle die politischen Parteien hinweg zu einer Regierungsform zu gelangen, wie sie England besitzt; wann endlich, fragt man sich besorgt im Ausland, wird das deutsche Volk zu der Einsicht kommen, daß es nur eine Rettung aus dem konfessionellen Chaos gibt, und das ist — das Entkonfessionalisieren? Wird das deutsche Volk diese heroische Tat vollbringen, so ist nichts gewisser, als daß die deutsche Nation, die auf geistigem und wissenschaftlichem Gebiete allen anderen Nationen meilenweit voraus ist, auch durch ihre kulturellen Taten in der Welt beweisen wird, daß sie wohl wert ist, daß man mit ihr vereint die Welt regiere; die „splendid isolation" wird vergessen werden, und England wird dann die dargebotene Freundeshand annehmen. — Aber noch einmal: es gilt zuerst bei sich zu Hause anfangen. — Aller Erziehung Geheimnis ist das Beispiel. Sieht

England, daß dem Deutschen der ehrliche Wille innewohnt, aus diesen Wirrsalen des politischen, sozialen und konfessionellen Lebens hinauszukommen, rafft sich der Deutsche dazu auf, zu handeln — und nicht an Worten sich zu erbauen — dann ist der Engländer der erste, der aus seiner kühlen Reserve hervortritt.

Wie es in keiner anderen Sprache ein Wort gibt, das sich mit „gentleman" völlig deckt, so ist auch nirgends auf der Welt der „gentleman" häufiger als in England und nirgends das Gefühl gegen alles, was nach der Unruhe des Emporkömmlings schmeckt, lebhafter als dort.

Gerade diese „gentleness" ist es, die uns Deutschen noch mangelt, und die — unserem Nationalcharakter einverleibt, — uns so gut anstehen würde.

Arthur Mülberger jun.

Konkurrenz

In der Xstraße hat einer eine Salzstößlerei und eine Menge Kundschaft. Vis à vis fängt plötzlich ein anderer an — das wäre also Konkurrenz.

In der Regel geht das nicht so glatt, daß der andere einfach anfängt, sondern der andere hat stets „durch langjährige Tätigkeit in der Branche reiche Erfahrungen und die Verbindungen mit allerersten Firmen gesammelt" — er verkauft alles ein paar Pfennige billiger!

Der Professor, der in der Xstraße wohnt — in Deutschland wohnt in jeder Straße ein Professor —, nimmt im Vorübergehen Notiz von dem veränderten Straßenbilde. Vielleicht werden ein paar nationalökonomische Gedankenblitze in seinem Gehirn ausgelöst, vielleicht auch dämmert etwas von dem Segen der Gewerbefreiheit durch seine erleuchtete Mansarde.

Jedenfalls kauft die Frau Professor dort, wo es am billigsten ist, spricht aber von schmutziger Konkurrenz, wenn sie durch irgendeine Mesalliance mit dem alten Lieferanten verwandt oder verschwägert sein sollte.

Der Herr Professor hat inzwischen ein Buch darüber geschrieben, daß der Floh des Polarfuchses an seinem hintersten Unterleibe einen hellbraunen Flecken besitze, den der Kollege Schnüffelhuber in einer Abhandlung über diese Spezies übersehen habe.

Natürlich hat die Frau Professor die Jagd nach billiger Ware fortgesetzt und den Profit aus der Salzstößlerfehde längst dadurch zugebuttert, daß sie eine Bluse gekauft hat, Sie wissen ja! früher fünfundzwanzig Mark, jetzt zwölf Mark.

Die beiden Krämer in der Xstraße schimpfen aufeinander und unterbieten sich weiter bis sie sich gegenseitig das soziale Lebenslicht ausgeblasen haben.

So auf der ganzen Linie!

Einer überbietet den andern, nur blasen sie sich nicht immer das Lebenslicht aus.

Es gibt Geschäfte, deren Inhaber immer nur „unter Einkaufspreis verkaufen" und dennoch ihr Einkommen von Jahr zu Jahr verbessern.

Ausverkäufe, Ausmietung, Gelegenheitskäufe, Ware zu jedem annehmbaren Preise, wo man hinsieht.

Warum das alles?

Ich habe meinen Freund Meier von der Konfektion darüber gefragt, na, ich will's Ihnen wiedersagen — ohne Obligo!

„Warum das alles?" sagt Meier: „Weil das Publikum so haarsträubend dumm ist und stets dem illusorischen Vorteil nachläuft, weil der Gedanke an regulären Verdienst des Verkäufers jedem Käufer den Angstschweiß aus allen Poren treibt, und weil die große Masse den

blödsinnigsten Humbug lieber einsteckt als die ruhige, klare Wahrheit.

„Und oben! Glaubt man da wirklich durch ein Gesetz oder ein anderes Mißtrauensvotum die Schärfe des Kampfes zu mildern?

„Der Kaufmann bietet Schund nicht deshalb, weil er Gefallen daran hat, sondern weil der Schund am liebsten gekauft wird.

„Das Publikum allein hat es in der Hand, die Konkurrenz auf das Gebiet der Qualität, des guten Geschmackes, ja selbst der Kunst hinüberzuleiten; es müßte aber vor allen Dingen seine jungen Hausfrauen, die ja für den Einkauf in Detailgeschäften am meisten in Betracht kommen, mit etwas mehr sozialem Verständnis ins Leben schicken.

„Wenn man eines der vielen Hausfrauenblätter, aus denen viele ihre Weisheit schöpfen, durchblättert, ist man baß erstaunt, wieviel Geschmacklosigkeit, wieviel zeit- und geldraubende Arbeitsverschwendung, wieviel unwirtschaftliche Wirtschaftlichkeit irgendeine alte Schachtel ihren Leserinnen anempfiehlt."

„Nun aber Schluß!", sage ich, „wenn das deine Kundin hörte, die Frau Professor in der Xstraße, die dir immer die alten Schmöker abkauft und die Modeberichte in der ‚Geölten Hausfrau' schreibt."

Ein verrückter Kerl, mein Freund Meier! Und ganz auf dem Holzwege!

Der Daseinskampf ist ja schließlich universelles Prinzip, aber er kann unter gebildeten Leuten auf ein Minimum beschränkt werden.

Gibts vielleicht bei anderen Berufsarten diese abscheuliche Balgerei?

Zum Beispiel bei der Justiz?

Nein, nein, hier gibts weder Ellenbogen noch Übelwollen, weder Protektion noch Emporkömmlinge, hier gibts nur Fähigkeiten und Erkenntnis, nur Arbeit und Gottes Segen für den Vordermann.

Wie menschenfreundlich mancher Arzt seinem Kollegen, der neben ihm eine Praxis eröffnet, unter die Arme greift, ist oft geradezu rührend.

In München soll in einer Heilanstalt eine Kollegialität entwickelt worden sein, die in ihrer Fülle und Herzlichkeit direkt tötlich war.

Der große Gedanke unserer Kulturreligionen ist die Nächstenliebe.

Sehen Sie, dieser große Gedanke einigt die Vertreter unserer Bekenntnisse in einer Weise, daß wir eigentlich nur mehr der Form nach von Konfessionen reden können. Wie liebevoll verkehren der päpstliche Stuhl, das evangelische Konsistorium und der israelitische Kirchenrat miteinander.

Kein Wort des Mißtrauens, kein Ausdruck der Gehässigkeit, kein Streben nach Besitz, Prunk und äußerer Macht, der große Menschengedanke der Duldsamkeit und der Liebe einigt sie und streuet Frieden in die Herzen der Gläubigen.

Die Männer der Wissenschaft einigt der Durst nach Wahrheit!

Wahrheit ist ihr einziges Ziel, das Streben nach Wahrheit, einer Schwester der Gerechtigkeit, läßt das Persönliche mit allen seinen Schwächen und Härten niemals bei ihnen aufkommen.

Wenn schon Eukleides bewiesen hat, daß die Winkelsumme eines Dreiecks einhundertachtzig Grad beträgt, so kann ein spekulativer Kopf immerhin zu der Behauptung kommen, daß dieser Satz erst dann Geltung haben könne, wenn alle Dreiecke der Welt nachgemessen sein würden.

Ein Gegner mit bürgerlichem Handwerkercharakter würde auf eine so sonderbare Behauptung vielleicht entgegnen, daß bis dato noch nicht jeder Professor trepaniert worden ist. Shoking!

So was brächte ein Wissenschaftler nicht fertig, selbst wenn sein Gegner den größten Blödsinn behauptet hätte!

Wer die noble Art kennen lernen will, mit der man in diesen Kreisen Meinungsverschiedenheiten vertritt, der braucht zum Beispiel nur die Schriften des Professors Eh.... und anderer contra Häckel zu lesen.

Über Kameradschaftlichkeit, Liebe und guten Ton beim Militär, über das menschenfreundliche Verhältnis zwischen Untergebenen und Vorgesetzten wäre jedes Wort zuviel.

Wer also ist immer wieder das Karnikel?

Der Kaufmann und Gewerbetreibende! Gut, daß seine Meinung oben nicht maßgebend ist, gut, daß man ihn selten, nie um etwas fragt.

Wenn man oben wissen will, wie das Geschäftstreiben saniert, unsere Fabrikate qualitativ verbessert, unsere Mode ästhetisch gehoben werden soll, so würde der Herr Professor in der Xstraße sicher um Auskunft gebeten werden.

Er würde seinen Bericht mit geistreichen Vorschlägen spicken, derweilen seine Gemahlin ihr Wissen der „Geölten Hausfrau" verkauft.

Oskar Harslem

Parlamentsverdrossenheit

Die Behauptung, daß unsere Schulbildung keinen Pappelstiel wert ist, muß wahr sein. Warum? Weil es sonst nicht immer noch Leute gäbe, die in jedem Monarchen einen geborenen Feind der parlamentarischen Regierungsform witterten.

Du lieber Gott! Wär's wahr, so stünde an der Stelle des österreichischen Areopags längst eine Hofstallung. Oder ein Operettentheater. Und all die tiefsinnige Weisheit, die heute dortselbst von den Volkstribunen gratis und, so du Abonnent des Parteiblattes bist, auch franko verzapft wird, wäre den Österreichern verloren gegangen. Was? Sie meinen, wenn, dann ... Ach Verehrtester, da kennen Sie die Weaner von der falschen Seite. O ja, Mannesmut, ha, das ja!! Versuchen Sie es einmal, den Walzertraum zu verbieten, Caruso einzusperren und die Heurigenbuden zu schließen. Blut fließt, das sag ich ihnen, Freund, Blut der Weaner Bürgerssöhne. Und die Scheiben der Hofburg zittern unter dem Tritt der anrückenden Volksmassen. Aber für die „Polütük" hat der Weaner ka Schan. Die nackte Brust den Bajonetten entgegenwerfen zur Rettung der Volksrechte, das erlaubt ihm vormittags der Frühschoppen nicht, nachmittags das Kaffeehaus und abends das Sperrsechserl.

Also von dem Kochen der Volsseele, mein Lieber, wäre verflucht wenig für die Verteidigung des gefährdeten Redehauses am Franzensring zu erwarten.

Aber die Monarchen, sie sind nicht so. Sie lieben ihre Parlamente und schätzen sie sehr, o viel mehr, als die Völker, denen das Vergnügen obliegt, diese Versammlungen gesinnungstüchtiger Männer zu bezahlen. Und leider macht die Gesinnung von der allgemeinen Preissteigerung keine Ausnahme. Bei uns soll sie übrigens demnächst pauschaliert werden.

Ich halte dafür, daß die Parlamente heute unentbehrliche Institutionen des Fürstentums sind. Essentielle, würde ein Kathederjurist sagen. Gäb es keine Parlamente, man müßte sie auf der Stelle erfinden. Und einen Kaiserpreis dafür aussetzen. Man wäre versucht, sich zu wundern, daß die Herrschenden sie nicht schon ein paar Jahrhunderte früher erfunden haben. Wenn wir nicht wüßten, daß die Geschicke der Menschen von einer höheren Macht gelenkt würden. Die wird wohl auch den Zeitpunkt, da etwas erfunden werden darf, bestimmen.

Kein modern-absolutistischer Staat könnte ohne sie bestehen. Wie war es doch einstmals peinlich und riskant, die Steuern ein bißchen zu erhöhen. Die Liebe der Völker zu ihrem König stand seit Salomon in einer verkehrten Proportion zu den Steuern. Und nur wenig erleuchtete Köpfe teilen die Anschauung des Stubaier Bauern, der meine sozialistischen Ideen mit den Worten widerlegte: „Sell glab i nöt. Gstuiert muß wearn. Der Kaiser muß a löbn."

Und so identifizierte die unwissende Menge die Güte eines Herrschers mit geringen Abgaben und hegte tiefe Zweifel in das Gottesgnadentum, wenn die Steuern aufsteigende Tendenzen verrieten.

Bis die Völker endlich das schöne Recht erlangten, sich selbst schröpfen zu dürfen.

Es ist doch ein Unterschied, den freilich nur feiner besaitete Seelen merken, ob ich mir selbst die Schlinge um den Hals legen darf, oder ob dies ein Standesprivilegium des Nachrichters ist.

Das österreichische Volkshaus ist auch aus einem anderen Grunde eine unentbehrliche Einrichtung unserer vielsprachigen Monarchie. Wir prügelten uns vermutlich täglich auf der Straße und im Kaffeehause, nach nationalen Gruppen sortiert, wenn wir nicht das anerzogene Gefühl hätten, daß dies einen unerlaubten Eingriff in das schöne Vorrecht der Abgeordneten bedeutete. Unser Parlament ist sozusagen das Ventil im Nationalitätenstreite, ohne das der Staatskessel eines blauen Tages in die Luft fliegen würde. Außerdem macht es sich auch dadurch sehr nützlich, daß es eine überstürzte Gesetzgebung verhindert, als Fortschrittsbremse gegen die Pest des Modernismus wirkt. Denn Österreichs Entwicklung geht nach der schweizer Seite hin. Fremdenland. Da ist das erste: die Wahrung des historischen Charakters. Es gilt, solche europäischen Abnormitäten, wie das hundert Jahre alte Strafgesetz, das gleich ehrwürdige Bürgerliche, die unauflösbare katholische Ehe, zu konservieren.

Leider bringt die misera contribuens plebs diesen hehren Zielen nicht das richtige Verständnis entgegen. Selbst die tatkräftigsten Raufereien im Reichsrate finden nicht mehr das nötige Interesse. Seit der Nimbus der Würde dahin ist. Einst hieß es: „Haben Sie gehört, im Parlament hat ma g'rafft?" Heut sagt der Spieß zu seinen Fratzen: „Raffts nit, ös seids nit im Parlament." Des Bierphilisters alias strammen Parteigängers Achtung richtet sich nach dem Abstandsgefühl. Achtung vor jemand anderem ist schließlich nichts anderes als das Bewußtsein eigener Minderwertigkeit. Und so konnte sich kürzlich im österreichischen Parlamente ereignen, daß ein Galeriebesucher seiner Hochschätzung für das Haus dadurch Ausdruck verlieh, daß er den Abgeordneten auf die Köpfe spuckte. Diese drastische Dokumentierung der Wertachtung seitens eines schlichten Mannes aus dem Volke quittierte der Abgeordnete Stransky, der besonders davon getroffen wurde, mit einem Schimpfworte, was zur Folge hatte, daß ein anderer Abgeordneter, der es auf sich bezog, mit geballten Fäusten auf ihn losstürzte. Es hätte sich eine veritable Keilerei entwickelt, wenn es nicht gelungen wäre, noch rechtzeitig das Mißverständnis zur „allgemeinen Heiterkeit" aufzuklären.

Braucht's dazu noch eine Glosse? Heiter scheint es dem österreichischen Parlamente, daß ihm das Volk auf den Kopf spuckt, heiter, daß seine Mitglieder sich die Krawatten vom Halse reißen und die Zwicker von der Nase schlagen! Welch beneidenswerter Humor!

Was in jedem anderen Parlamente der Welt einen Sturm der Entrüstung erzeugt, seine Weitertagung unmöglich gemacht hätte, scheint dem österreichischen

nur heiter! O du glückliches Land der Phäaken!

Und das Bildnis des Mannes aus dem Volke wird einst im „Interessanten Blatte" zu schauen sein. „Leopold Hernalser, der in der Sitzung vom zweiundzwanzigsten Dezember dem österreichischen Abgeordnetenhause auf den Kopf spuckte."

Wer staunt, wenn bei solchen Zuständen die Parlamentsverdrossenheit die österreichischen Völker immer stärker ergreift. Trotz des allgemeinen Wahlrechtes. Geht es so weiter, dann dürfte in Bälde die Zeit kommen, da die Regierung durch die Polizei das Volkshaus vor dem Volke schützen muß.

Es gibt heute schon Leute, die bereit wären, das Parlament gegen die gesetzlich verbürgte völlige Preßfreiheit in Umtausch zu nehmen.

Dr. Oskar Friedrich Luchner

Alexander Kielland

Naturdichtung und Menschenschilderung — das sind nach Christian Collin (Björnson-Biographie, Teil I., Albert Langen, München) die beiden streng gesonderten Richtungen, die der Literatur Norwegens im letzten Jahrhundert das charakteristische Gepräge verleihen. Als ihre Vertreter dürfen Wergeland und Welhaven auf der einen, Ibsen und Björnson auf der anderen Seite bezeichnet werden. Neben diesen führenden Geistern erscheint dann eine Reihe hochbedeutsamer Talente, nicht an letzter Stelle der erzählende Dichter Kielland, der zeitlich sowie nach der Wahl seiner Stoffe der zweiten Periode der Menschenschilderung zugerechnet werden muß. In Alexander Kielland tritt uns eine starke Persönlichkeit entgegen von durchaus eigenartigem Gepräge, ein hervorragender Erzähler, dessen Werken poetischer Gehalt und vor allem feinste psychologische Detailmalerei eignet, ein Geistesverwandter Ibsens und Björnsons. Wie bei diesen, so auch in Kiellands Dichtungen das unverkennbare Leitmotiv: Der Kampf wider die in vererbter, gleißender Lüge und in Selbstbetrug verkommenen Stützen der Gesellschaft, die in steter Furcht leben, daß vor dem Ansturm der neuen Zeit mit ihrem Leben der Wahrheit und Freiheit das alte morsche Bauwerk in Trümmer fallen werde; sind doch auch seine „Menschenfiguren als Ausdruck des Dichtens und Trachtens ihrer Zeit" aufzufassen und zu verstehen. Freilich, die von goldenem Morgenlichte umstrahlten Höhen, auf denen jene Vorkämpfer für Recht und Wahrheit wandeln, erreicht er nicht; er ist kein alte Werte umwertender, schöpferisch gestaltender und wirkender Prophet: seiner Dichtung fehlt „das Positive", das Ibsen und Björnson in ihren tragischen Gestalten verherrlichen, „der hochgespannte Lebenswille, das anspruchsvolle Streben nach hohen und kühnen Zielen." (Collin.) Man darf ihn mithin nicht, wie es wohl hin und wieder geschieht, als „den dritten großen Norweger" bezeichnen; dagegen wird man ihm einen ersten Platz in der Reihe der hervorragendsten Erzähler aller Zeiten ohne weiteres einräumen müssen. Seine zum Teil immerhin grandiosen Schöpfungen sollten in der Flut einer fast täglich anschwellenden, den Büchermarkt überschwemmenden Woge literarischer Neuheiten nicht untergehen, sein Name nicht über dem so vieler mehr oder weniger minderwertiger Tagesgrößen vergessen werden. Vielleicht daß gerade Kielland mit der ihm eigenen Tiefe des Gemüts, seiner Fülle an Gedanken, der immer fesselnden Kraft in der Darstellung dramatisch bewegter

Konflikte, nicht zuletzt aber mit seinem sonnigen Humor, mehr als Ibsen und Björnson mit ihren tiefgründig-problematischen Dichtungen, berufen ist, in den weitesten Kreisen bekannt und beliebt, im wahrsten und besten Sinne des Wortes populär zu werden.

Wenn in Deutschland seine Schöpfungen bisher noch immer keine dem Werte entsprechende Bedeutung erlangt haben, so mag das darin begründet sein, daß die Werke des Dichters in teilweise nicht gerade mustergültigen Übersetzungen, dazu außer Zusammenhang und überall verstreut vorgelegen haben. Es ist daher ein mit lebhaftem Interesse und warmem Danke zu begrüßendes Verdienst des Verlages Georg Merseburger, Leipzig, wenn er soeben eine noch von dem vor zwei Jahren verstorbenen Dichter selbst autorisierte Gesamtausgabe hat erscheinen lassen, die in sechs äußerst vornehm ausgestatteten Bänden das Schaffen Kiellands zusammenfaßt. Der erste, dritte und vierte Band enthalten die großen Romanzyklen „Garman und Worse“, „Abraham Lövdahl“ und „Arbeiter“; der zweite die „Novellen“; der fünfte das Geschichtswerk „Rings um Napoleon.“ Eine „Nachlese“ bringt dann noch die Studien „Menschen und Tiere“.

Von den der frühesten Schaffensperiode des Dichters entstammenden „Novellen“ möchte ich vor allem die durch seelenvolle Innigkeit des Empfindens ausgezeichneten „Welken Blätter“ und den „Pfarrhof“ hervorheben. Durch köstliche Ironie fesseln die Satiren „Erotik und Idyll“, „Eine Schiffergeschichte“, „Ein gutes Gewissen“. In den Skizzen „Ballstimmung“, „Ein Volksfest“, „Treu“ und der eigenartig faszinierenden „Siesta“, ferner in der erschütternden Weihnachtsgeschichte „Else“ werfen wir einen Blick in die gähnende Tiefe hinein, die „alles Gold der Welt“ nicht ausfüllen kann, in den sozialen Abgrund „zwischen denen, die es gut haben, und denen, die es schlecht haben.“

Kiellands nicht leicht zu übertreffende Kunst der Menschenschilderung entfaltet sich zu höchster Reife in den großen Romanen: durchgängig steht hier der Kampf zwischen dem Alten und Neuen im Vordergrunde der Handlung, und zwar in der spezifischen Form, die er in einer „alten Stadt“, der typischen Kleinstadt Norwegens, annimmt. Größte Bewunderung verdient das mit vollendeter Meisterschaft skizzierte Milieu mit seiner Enge der Verhältnisse, seinen in veraltetem, totem Formenkram, in einer Fülle der kleinlichsten Vorurteile verstaubten Menschen.

Der teils feinsinnige, teils derbe Humor des Dichters kommt am besten in den Studien: „Menschen und Tiere“ zur Geltung, von denen vor andern der einleitende, dem Titel der Sammlung gleichnamige Aufsatz, der Essay „Herbst“ und die wertvollen Abhandlungen über „Musik“ sowie „Kunst und Kunstsinn“ genannt werden mögen.

Das monumentale, die Historie poetisch nachempfindende Geschichtswerk „Rings um Napoleon“ bildet für das Schaffen Kiellands einen würdigen Abschluß. Hier feiern die künstlerisch vollendete Erzählergabe, das feinsinnige psychologische Verständnis des Dichters noch einmal höchste Triumphe. Besonders charakteristisch ist der plötzlich sich vollziehende Umschwung des Napoleonischen Kriegsglückes dargestellt: wie mit einem Schlage im Feldzuge gegen Rußland der ganze Apparat, der früher so fehlerlos funktioniert hatte, versagt; grandios die Schilderung der mit einer Symphonie verglichenen Schlacht an der Beresina, „wo die Partitur Seite um Seite nichts anderes enthält, als unbarmherzige Säbelhiebe, die sausen, sausen, sausen ohne Unterlaß; bis die große Mutter Rußland ihre klaren, ernsten Glocken

wieder über die blutigen Ebenen hin ertönen läßt."

Die von Doktor Friedrich Leskien und Frau Maria Leskien-Lie besorgte Übersetzung zeugt von tiefem Verständnis für Sprache und Eigenart des Dichters. Sie bietet in ihrer fließenden, geschmackvollen Form einen vollgültigen Ersatz für die Lektüre des Originals. Mögen die liebevolle Mühe und Sorgfalt, mit der Verleger und Übersetzer ihrer Aufgabe sich unterzogen, reiche Früchte tragen; mögen die Werke Kiellands in dieser neuen, trefflichen Gewandung auch im deutschen Volke endlich die längst verdiente Anerkennung und Verbreitung finden.

Alfred Wien

Demonstration

Wort und Schrift sind vortreffliche Mittel, seine Meinung kundzutun: es fragt sich nur, ob ein Ohr da ist, sie zu hören, ein Auge, sie zu lesen. Das schallendste Organ und die fetteste Frakturschrift verfehlen ihren Zweck, wenn der, dem man etwas mitzuteilen hat, die Augen fest zudrückt oder sich nach dem Vorbilde des Odysseus die Ohren mit Wachs verstopft. Fünfundzwanzig Volksversammlungen an einem Tage beweisen nur dem etwas, der in eine geht; aber es geht nur hin, wessen Meinung von vornherein schon feststand. Die Konsolidierung der Parteien ist in den letzten Jahren so mächtig fortgeschritten, daß es kaum mehr möglich ist, Proselyten zu machen. Die Haltung der preußischen Regierung in innerpolitischen Dingen ist so starr, daß es ausgeschlossen scheint, ihr in parlamentarischen Diskussionen etwas abzuringen. Die feinen Fäden, die in einem demokratischen, das heißt wandlungsfähigen und beweglichen Staatswesen von der Regierung zu den Staatsbürgern und von einem Bürger zum andern gehen, sind wie abgeschnitten. Die gegenseitigen Beziehungen zu betonen, ist nur erst durch grobe Mittel möglich. Schade! Man kann nämlich wirklich auch vom Gegner etwas lernen, wenn man sich auf dem Fuße verständiger Zwiesprache hält.

Wir sind nun glücklich so weit, daß demonstriert wird. Die Demonstration hat an sich eine mächtige Plakatwirkung. Sie verändert das Gesicht des alltäglichen Daseins, man kann sie nicht ignorieren. Wenn zum Beispiel die Warschauer Polen an den Tagen, wo ein dynastisches Fest durch eine offizielle Illumination gefeiert wird, alle Lichter in ihren Häusern löschen, so spricht das leichenhafte Aussehen der lichterlosen Stadt zweifellos eindringlicher als jedes Wort. Die Menschen schweigen, aber die Häuser reden. Eine derartige Kundgebung hat zudem den großen Vorteil, daß sie polizeilich unangreifbar ist. So viele Polizisten gibt es gar nicht, um in jeder Wohnung einer großen Stadt zwangsweise Lichter aufzustecken. Die Demonstration ist stark dadurch, daß sie von vielen zerstreuten Punkten aus ins Werk gesetzt wird.

Ganz anders liegt die Sache bei der Straßendemonstration. Sie sammelt eine Menge zerstreuter Kräfte auf einen Punkt. Ihre Physiognomie wird dadurch drohend. Aber dieses martialische Aussehen erkauft sie teuer: durch ihre außerordentliche faktische Schwäche. Die staatliche Autorität kann sich ja gar nichts Besseres wünschen, als einmal die Vaterlandsfeinde, die sie sonst mühsam aus allen Mauselöchern aufstöbern muß, hübsch rudelweise zusammen auf einem Platze zu haben. So was wird ihr wahrhaftig nicht alle Tage geboten. Es stärkt ihr Selbstgefühl ungeheuer, so auf einmal tausend düstere

Gesichter eine halbe Wendung tun zu sehen — zum unvermeidlichen Ausrücken.

Man täusche sich doch darüber nicht, oder vielmehr: man mache sich nichts weis! Eine Straßendemonstration ist eine Farce, wenn sie sich beim bloßen Antippen der staatlichen Gewalt in eine Flucht auflöst, die nur dadurch einen Widerstand findet, daß die Häuser nicht aus dem Wege gehen und die Beine nicht rasch genug fortkönnen. Die Straßendemonstration hat nur Sinn in zwei Fällen: einmal, wenn die Regierung so waschlappig ist, daß sie sich durch ein bloßes Augenschauspiel ins Bockshorn jagen läßt, und zweitens, wenn die Demonstranten rabiat genug sind, den eventuell sich entspinnenden Straßenkampf nicht zu scheuen. Beide Bedingungen werden bei uns nicht erfüllt und nach Menschenermessen nie erfüllt werden.

Wir sind, der Himmel weiß es, kein zufriedenes Volk. Aber erst recht sind wir kein verzweifeltes Volk. Unsere Sozialisten sind, wie es sich immer deutlicher herausstellt und auch immer lauter in der Öffentlichkeit gesagt wird, keine Wüstenlöwen, sondern nahezu bürgerliche Doktrinäre. Sie verfügen über eine respektable Überzeugungstreue, haben aber sehr, sehr wenig spontanen Zorn. Und das liberale Bürgertum beißt erst recht nicht. „Empörung" ist nicht das zutreffende Wort, um die Stimmung unserer Bevölkerung zu bezeichnen. Wir haben es noch nicht weiter gebracht als bis zur Verdrossenheit. Der tatsächliche Ausdruck dieser flauen Stimmung ist nicht der Kampf, sondern das Schmollen. Ich möchte, man könnte einmal die Menschen zählen, die für ein besseres Wahlrecht Gut und Blut zu opfern bereit wären. Vermutlich wären es weniger als weiland Gerechte in Sodom und Gomorra.

Die Herren am Steuer und in der ersten Kajüte wissen das genau. Sie regen sich deshalb innerlich über ein wenig Demonstrieren nicht auf. Im Gegenteil: so eine Demonstration ist allemal eine schlagende Probe auf ihre Berechnung, daß der Haß nach wie vor fest in ihren Händen liegt. Diese beruhigende Erkenntnis ist schon ein paar blutige Köpfe wert.

Andrerseits: die unzufriedenen Elemente gewinnen reinweg nichts. Auch wenn ein paar Unbeteiligte, vielleicht sogar Frauen und Kinder, verletzt werden, es läßt sich agitatorisch verdammt wenig damit anfangen. Bei einem Krawall kann man eben nicht so genau hinsehen. Die armen Schutzleute sind doch einmal dazu verpflichtet, reinen Tisch zu machen. Man versetze sich nur in ihre Lage. Wer einen geschliffenen Säbel in der einen, eine geladene Pistole in der andern Hand hat, der wird nervös. Das schreckliche Bewußtsein, sehr viel Unheil anrichten zu können, wirkt wie eine Benebelung auch auf den besten Menschen. Der relativ wenig blutige Verlauf der letzten Straßendemonstrationen stellt der Berliner Schutzmannschaft ein recht anständiges Zeugnis aus. Man darf niemals vergessen, wie aufregend Waffen auf ihren Träger wirken. (Daß die Londoner Polizisten nur Stöcke tragen, ist wohl der Hauptgrund dafür, daß sie als sehr gesittet und menschenfreundlich gelten.)

So haben wir auf der einen Seite eine Menge, die nicht allzuviel riskieren will; auf der andern eine Behörde, die absolut nicht blutdürstig ist. Das Blut, das hier fließt, kommt mehr auf das Konto der Tatsache, daß Waffen überhaupt für die menschliche Epidermis schädlich sind, als auf das der bewußten Absicht. Kein Mensch will metzeln, keiner sich ernsthaft wehren. „Tu du mir nichts, ich tu dir nichts", ist die Losung. Das nenn' ich (Verzeihung!) die Parodie einer Demonstration. Und

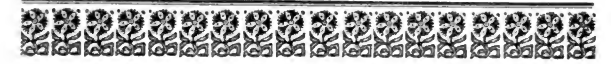
so was sollten erwachsene Menschen lieber unterlassen.

Unser politisches Leben stagniert. Die alte Glut der vierziger Jahre ist erloschen. Man kann durch das vorige Jahrhundert hindurch genau verfolgen, wie es sich von Jahrzehnt zu Jahrzehnt mehr verflüchtigte. Politisches Interesse heftet sich nur noch an Skandalosa; etwa Fall Krupp, Fall Tippelskirch, Fall Moltke. Wahrhaft wirksam und mächtig sind nur noch soziale, also in letzter Linie Magenfragen. Ihre ungeheure Wichtigkeit zu leugnen, wäre töricht; sie erfordern alle weitestgehende Berücksichtigung, weil sie allzulange ganz vernachlässigt waren. Hier auf diesem Gebiet hat die Sozialdemokratie die Führung genommen und siegreich behauptet. Aber diese zähe und erfolgreiche Arbeit hat sie fast ganz vergessen lassen, daß es auch politische Fragen gibt. Dabei zählt sie nicht mit. Als bei der letzten Reichstagswahl Bülow — höchst geschickt! — ein rein politisches Parolewort ausgab, erntete sie einen mächtigen Mißerfolg. Politik ist nicht ihre Sache. Und wie sie da ihre Fragen hineinmengt, richtet sie nur Unfug an. Sie arbeitet nach veralteten Methoden, zu denen heute die Voraussetzungen fehlen.

Liberalismus! Alter, lieber, guter Liberalismus! Siehst du nicht, daß es hier ein Feld für dich gibt, auf dem du wirklich eine Mission erfüllen kannst? Es gilt, das deutsche Volk wieder mit politischer Leidenschaft zu führen. Sollte einmal ein leidenschaftlich bewegtes Volk ums Wahlrecht auf die Straße gehen, dann wäre das böse, aber nicht — komisch. Doch keine Beunruhigung! Ein Volk, dem es die Sache gilt, wird das nicht nötig haben; denn es ist stark und geachtet genug, um friedliche Triumphe zu erringen.

Dr. Fischer





Glossen

Die „Times" in Nöten

Das riesige Stück Papier am Printing-House Square soll demnächst im öffentlichem Aufstreichverfahren an den Meistbietenden versteigert werden; denn seine Finanzen nahmen seit geraumer Zeit den Krebsgang. Die Aktionäre, in drei Gruppen zersplittert, stehen untereinander im Streit und machen sich wechselseitig das Recht der Kontrolle zunichte. Wer morgen Eigentümer des einstmals berühmtesten Weltblattes wird, steht dahin.

In diesem kritischen Zeitpunkt die alte „Times" einem kauflustigen Publikum in empfehlende Erinnerung zu bringen, dazu hat der militärische Mitarbeiter im Verein mit etlichen imperialistisch und unionistisch gesinnten Redakteuren einen Brief Kaiser Wilhelms II an den ersten Lord der Admiralität Tweedmouth mißbraucht.

Der Zeitpunkt für die Inszenierung dieses politischen Skandals erwies sich sehr geschickt gewählt: King Edward saß fern von London im Gesandtschaftshotel Nummer 39 des Faubourg St. Honoré zu Paris zwischen Georges Clemenceau und Stephen Pichon am Frühstückstisch, als Rt. Hon. Sir L. Bertie den Alarmartikel der „Times" erhielt. Schlimme Posten für die liberale Partei! Der Premierminister Sir Henry Campbell-Bannermann hoffnungslosem Siechtum verfallen, sein Stellvertreter H. Asquith wegen Mangels an Autorität, Schlagfertigkeit und Humor vom Hause der Gemeinen minderwertig befunden, der Marineminister Lord Tweedmouth als indiskreter Schwätzer heillos bloß gestellt und das radikale Kabinett in seiner Gesamtheit angeblich als blöder Gimpel vom Germanenkaiser auf die Leimrute unzureichender Rüstung gelockt: das Britenvolk, dem seit den Tagen der Queen Beß und des Sir Walter Raleigh die Flotte als Idol seiner Macht und Größe gilt, muß einer so wenig vaterländisch gesinnten Regierung alsbald den Laufpaß geben! —

Die ungeheuerliche Verdächtigung konnte mit einigem Erfolg riskiert werden; denn der Brief Kaiser Wilhelms II an den englischen Lord durfte nicht gedruckt werden. Shoking! Genau wie weiland das verhängnisvolle Schreiben an den französischen Generalstabschef Boisdeffre diente es den ärgsten Feinden des Deutschen Reiches und seines Kaisers zur Fälschung und zur bewußten Irreführung der öffentlichen Meinung.

Diese Briefgeschichte ist durch Lord Esher, King Edwards Schloßhauptmann und Vertrauten, verschuldet. Die neue „Imperial Maritime League", die in Großbritannien beinahe soviel Takt und Mäßigung an den Tag legt wie der Deutsche Flottenverein in Bayern, beliebte eine Untersuchung wider die gegenwärtige Admiralität ins Werk zu setzen. Lord Esher lehnte eine Teilnahme an der „League" ab und schloß seinen Brief de dato zweiundzwanzigsten Januar mit den Worten:

„Es gibt niemand in Deutschland, vom Kaiser abwärts, der nicht den Fall Sir John Fishers willkommen hieße. Schon aus dem Grund allein muß ich, von allem anderen abgesehen, Ihre Aufforderung ablehnen, dem Vorstand der Maritime League beizutreten."

Diese am sechsten Februar veröffentlichte Kundgebung Eshers kam dem deutschen Kaiser verspätet zu Gesicht; sie mußte ihm wider den Strich gehen.

Darum nahm er eilends Feder, Tinte und Papier und schrieb dem Lord Tweedmouth einen Brief.

Zur Sache selber beweist das kaiserliche Schreiben vom achtzehnten Februar gar nichts. Schon zwölf Tage zuvor war das Flottenprogramm pro 1908/09 von Englands Regierung in allen Einzelheiten fest- und fertiggestellt worden.

Eine internationale Verwickelung wegen dieser Briefgeschichte erschien von Anfang an ausgeschlossen, obwohl King Edwards Privatsekretär Lord Knollys sofort von Biarritz aus die Nachricht nach Rom gelangen ließ: Kaiser Wilhelm wird bis anfangs Mai im Mittelmeer weilen; König Edward VII besucht in diesem Frühjahr die Höfe von Dänemark und Norwegen.

In der inneren Politik Großbritanniens dagegen muß der Zwischenfall mit Lord Tweedmouth als eine Erschütterung des liberalen Kabinetts gedeutet werden. Millionen von Wählern sind durch Tücke und Arglist in den Irrtum versetzt worden, daß der deutsche Kaiser sich mit Erfolg in die inneren Angelegenheiten Großbritanniens eingemischt habe, um im Flottenbau einen Vorsprung zu gewinnen. „Seht, die Liberalen machen das Vaterland wehrlos!" — mit dieser Losung ziehen jetzt alle Konservativen, Imperialisten, Unionisten und Nationalisten als Verbündete der großen Waffenlieferanten, Rheder und Schiffsbauer, der Kolonialbanken und Dampfergesellschaften in den Wahlkampf.

Die „Times" aber hat mit dieser Preßkampagne ihre Schwenkung vollzogen: aus finanzieller Not ist das vordem berühmte Weltblatt zur publizistischen Magd der imperialistischen Partei geworden. Sic transit gloria.

Spectator alter

Eine Ungerechtigkeit der Gerechtigkeit

Die Forderung einer Entschädigung der Opfer einer irrenden Justiz entsprang einem vornehmen Empfinden des Volks. Das Reichsgesetz vom zwanzigsten Mai 1898 über die Entschädigung unschuldig Verurteilter mußte in einem heißen Ringkampf der Reichsregierung abgerungen werden. Es trägt tiefe Spuren dieses Kampfes. Es gewährt im Prinzip und versagt die Hälfte durch eine sinnreiche Ausgestaltung.

Zum ersten: Das gleiche Gericht, das irrend verurteilte, hat wieder zu entscheiden. Der Richter wird zum Richter über sich selbst und seine Fehler gesetzt. Das geht bei manchem „über die Kraft". Auch besitzen Gerichte und Strafkammern einen Korpsgeist wie fast alle Gemeinschaften.

Aber weiter: Es wird in die Hand desselben Gerichts noch viel mehr gelegt, nämlich die Entscheidung, ob der nachträglich Freigesprochene entschädigt werden soll. Auf Entschädigung hat dieser einen „Anspruch". Aber unter einer Bedingung: wenn seine „Unschuld sich ergeben hat oder doch dargetan ist, daß ein begründeter Verdacht nicht mehr vorliegt".

Diese Formel lullt das Rechtsbewußtsein ein. Sie kann aber zum Fallstrick werden. Das ahnt auch der Laie, wenn er folgendes erfährt und sich vergegenwärtigt: Der Richter, der auf Grund neuer Tatsachen und Beweise freispricht, entlastet sein Gewissen; indem er aber die Entschädigung aberkennt, salviert er wiederum sein Gewissen in Beziehung auf sein früheres Urteil, indem er sagt: „Für die Schuld reichen die Beweise nicht, ein Verdacht war und ist aber vorhanden. So schlecht war mein früheres Urteil denn doch nicht."

Für die Gefahr solcher Gedanken-

gänge müßte das Gesetz ein psychologisches Gefühl haben. Hat es aber nicht. Denn nicht nur legt es die Entscheidung in die Hand desselben Gerichts, sondern es macht auch gleichzeitig in allen Strafkammer- und Schwurgerichtsfällen den Beschluß des Gerichts über die Entschädigung unanfechtbar. Es versagt jedes Rechtsmittel und stattet den Richter mit dem Attribut unnachprüfbarer Allmacht aus. Das ist der dritte Fehltritt des Gesetzes. Jeder Jurist kennt die Gefahren der Omnipotenz einer höchsten Instanz.

All das sind theoretische Erwägungen und deshalb „grau".

Ich will zwei Fälle erzählen, die mich nachdenklich gemacht haben, als ich sie in letzter Zeit beruflich zu behandeln hatte.

Ein junger Bäcker war der Brandstiftung angeklagt worden. Er versicherte seine Nichtschuld, wurde auf Grund von Indizien prozessiert, zu zwei Jahren verurteilt und ins Zellengefängnis abgeführt. Er wurde schwindsüchtig, mußte nach dreiviertel Jahren entlassen werden und starb. Das war vor zwölf Jahren. Letztes Jahr schrieb der hochbetagten Mutter — die auch noch den Schaden für das niedergebrannte Gebäude für den Sohn hatte zahlen müssen — ein Geistlicher aus einem andern deutschen Einzelstaat, ihm habe ein Angehöriger seiner Kirchengemeinde ein Geständnis abgelegt, daß er der Täter sei; den Namen zu nennen, verbiete ihm das Beichtgeheimnis. Man sollte annehmen, das sei eine neue Tatsache. Das Gesetz kennt eine Wiederaufnahme auch nach dem Tod des Verurteilten zur Rettung seines Andenkens. Der Antrag des Anwalts auf Einleitung der Wiederaufnahme wird aber von dem Gericht erster Instanz abgelehnt. Hier schuf die Existenz eines Rechtsmittels Abhilfe. Die obere Instanz veranlaßte die Vernehmung des Geistlichen, der den Inhalt seines Briefes als Zeuge bestätigte. Auch die ergreifenden Angaben eines Geistlichen über das Geständnis des Schuldigen genügten der Strafkammer nicht. Sie lehnte die Wiedereröffnung ab. Wiederum brachte die Beschwerde Rettung. Das Oberlandesgericht hob am neunten Oktober 1907 das Urteil vom zweiten Juli 1895 auf, sprach — so stark waren die Beweise — den Verstorbenen ohne neue Verhandlung frei und erkannte weiterhin, daß ein begründeter Verdacht nicht vorliegt. Darauf wurden der Mutter die von ihr bezahlten Summen von den Feuerversicherungsanstalten zurückbezahlt, und die Justizverwaltung entschädigte sie auch für andere Kosten aus Billigkeitsgründen.

Ohne Rechtsmittel wäre der Tote entehrt und die Mutter belastet geblieben.

Es sind auch zehn Jahre her, da wurde ein Rechtsanwalt von einem deutschen Schwurgericht, welchem Staatsanwaltschaft und Schwurgerichtspräsident gutgläubig zusetzten, wegen eines angeblichen Sittlichkeitsdelikts zu drei Jahren und zum Verlust der Ehrenrechte verurteilt. Nach zwei Jahren wurde ihm der Rest gnadenweise nachgelassen, weil „einige Zweifel" vorlagen. Die Fähigkeit, Anwalt zu sein, blieb ihm verloren. Er stand völlig allein und hat mehr als einmal gehungert in den letzten zehn Jahren. Am vierten Februar 1908 ist er vom Schwurgerichte desselben Gerichts nach kurzer Beratung freigesprochen worden. Die Strafkammer hatte zuvor alle Wiederaufnahmegesuche abgelehnt, erst die Beschwerdeinstanz hat die Zulässigkeit der Wiederaufnahme erkannt, und als auch nach den Ergebnis der neuen Beweisaufnahme die Strafkammer an ein neues Verfahren nicht heranwollte, die Neuverhandlung angeordnet.

Nachdem die Geschworenen das Nichtschuldig verkündet hatten, sprach der Schwurgerichtshof frei. Aber es faßte

gleichzeitig den Beschluß, dem freigesprochenen Angeklagten einen Anspruch auf eine Entschädigung nicht zuzuerkennen „da weder die Unschuld des Angeklagten bezüglich des ihm zur Last gelegten Verbrechens sich ergeben, noch dargetan sei, daß ein begründeter Verdacht nicht mehr vorliege".

Dieser Beschluß kann mit keinem Rechtsmittel angefochten werden, so verletzend er nach Sachlage und nach dem hier nicht erörterbaren Hergang auch ist.

Ist der Zustand erträglich, daß einem Menschen durch ein Urteil die allerschwersten Schäden zugefügt werden und daß dann, wenn ein neues gesetzliches Verfahren, in der ein Schwurgericht dieses Urteil als falsch erkennt und den Verfolgten freispricht, — daß dann von demselben Gericht, das schon einmal im „Namen des Königs" geirrt hatte, im Namen der Gerechtigkeit erklärt wird, der Freigesprochene müsse den Schaden des falschen Urteils auf den vom Gefängnis gebeugten Schultern allein tragen — von Rechts wegen?!

Das ist das Gegenteil von Gerechtigkeit. Hier muß die Strafprozeßreform lieber heut als morgen einsetzen.

Die Scheidung zwischen nicht schuldig aber nicht unschuldig ist eine undurchführbare Begriffsspalterei und führt in das Labyrinth der von der Wissenschaft verworfenen Verdachtsstrafen zurück. Es gilt auch für die Justiz das Wort: „Euere Rede sei ja ja oder nein nein." Die Übertragung der Entscheidung an das Gericht, das sich präjudiziert hat, ist eine Gefahr, und die Verweigerung des Rechtsmittels ist ein Unsinn.

Conrad Haußmann, M. d. R.

Calwer und König David

Richard Calwer, bekannt als Herausgeber der Arbeitsmarkt-Korrespondenz wie als Verfasser wertvoller Monographien („Einführung in den Sozialismus", „Einführung in die Weltwirtschaft" und so weiter) ist unter den Sozialdemokraten einer der wenigen unerschrockenen Gelehrten, die dem Popanz des Marxismus fest ins Auge zu blicken und, aller Doktrin zum Trotz, die Wahrheit zu sagen gewagt haben. Diese Wahrheitsliebe hat dem aufrechten Mann bekanntlich seine sozialdemokratische Stellung in Braunschweig gekostet; er ist wegen Mangel an Rechtgläubigkeit auf dem üblichen Wege „geflogen". Für die Sache politischer Freiheit ist dieser Mann Goldes wert, weil er auch ferner durch seine Forschungen zur Ernüchterung von Berauschten beizutragen und das Postament eines Götzen zu unterhöhlen nicht umhin kann. So zum Beispiel durch seinen jüngsten Nachweis, daß in den zwölf Jahren von 1895—1906 sich der Lohndurchschnitt eines deutschen Industriearbeiters, der dreihundert Tage im Jahr schafft, von etwa siebenhundertsechsundvierzig Mark auf etwa eintausendsiebenundzwanzig, also um siebenunddreißig bis achtunddreißig Prozent gehoben hat. Seine Berechnungen basieren auf den Lohnnachweisungen der gewerblichen Berufsgenossenschaften. Zur Kontrolle zieht er die Schwankungen des Geldwertes in seiner Kaufkraft heran und findet, daß in der gleichen Zeit (1895—1906) die Kosten der Lebenshaltung — der statistisch-technische Ausdruck für sie lautet „Konsumeinheit" — sich um etwa zweiundzwanzigeinhalb Prozent verteuert haben. Das Schlußresultat ist also, daß der Durchschnittslohn unsrer industriellen Arbeiterschaft sich innerhalb zwölf Jahre um zwölf bis dreizehn Prozent mehr erhöht hat, als die gleichzeitige Steigerung der

Lebensmittel- und Warenpreise betrug. Die Fortschritte des deutschen Arbeiters waren günstiger noch als die des nordamerikanischen, bei dem jene Steigerung in demselben Zeitraum nur ein Schlußresultat von etwa acht Prozent ergab.

Dies ist eine wissenschaftliche Maulschelle für die berüchtigte „Verelendungstheorie" und ihre Fanatiker, die sich des Anschauens der Wirklichkeit entwöhnt hatten. Sie sind noch zu Zeiten unsrer Hochkonjunktur (Januar 1907) mit Pausbacken in die „Hungerwahlen" gezogen, vollständig blind für die grobe Tatsache, daß Deutschland seit Jahren bereits ein Arbeiter importierendes Land ist für Leistungen, zu denen unser niedres Volk zu vornehm wurde, daß besonders italienische Erd- und russische Erntearbeiter, aber auch sonstige „Hände" von mannigfacher Verrichtung bis aus Kroatien zu uns, in das neue Dorado der Lohnarbeiterschaft, strömen.

Fast gleichzeitig mit Calwers Nachweisungen ist die Statistik der preußischen Einkommensteuer für 1907 dem Abgeordnetenhause vorgelegt worden. Laut ihr ist nicht nur der Betrag der Einkommensteuer gegen das Vorjahr um etwa dreiunddreißig Millionen Mark (auf beinahe zweihundertfünfzig Millionen), sondern auch die Kopfzahl der steuerpflichtigen physischen Personen um siebenhundertzwölftausend (auf bald fünfeinhalb Millionen) angewachsen. Das erfreulichste an diesem Nachweis bleibt, daß gerade der Anteil der hohen Einkommensgruppen zurückgegangen, der Anteil der niedrigen Einkommen stark gestiegen ist. Also auch das „Verschwinden" des Mittelstandes ist eine dumme, boshafte Fabel.

Schon Bernhard Shaw hat sich darüber lustig gemacht, daß der Marxismus aus einer Theorie zu einer Art von Religion geworden ist. Es käme der sozialdemokratischen Arbeiterschaft gegenüber nicht darauf an, ob etwas wohlwollend oder übelwollend, beweisbar oder widerlegbar, richtig oder unrichtig, sondern lediglich darauf, ob es marxistisch oder nicht marxistisch sei. Tatsächlich führt Mangel an Ehrfurcht vor dem Götzen sofort zur Exkommunikation durch die Parteikurie, wie denn auch der Sozialist Shaw vergebens Anschluß an die deutsche Sozialdemokratie gesucht hat. Ebenso ist neuerdings die „Geschichte des niedern Volkes in Deutschland", die — wie der treue Volksfreund Friedrich Haußmann auf seinem Sterbebett und andre unbefangene Männer mit ihm ausgesagt haben — der Liebe zum deutschen Volk ihre Entstehung verdankt, in der „Neuen Zeit" von F. M. in geradezu niederträchtiger Weise beschimpft und anrüchig gemacht worden. Deutsche Arbeiter sollen verhindert werden, sie zu lesen. Weshalb? Weil ihr Verfasser den Marxismus als überlebt hinstellt und sich von ihm so wenig wie Richard Calwer imponieren ließ.

Ob Calwer überhaupt noch zu seiner Partei spricht? Es würde ihm dann wohl gehen wie dem König David in der Bibel. David sang vor der Königin; aber „sein Weib verachtete ihn". So verachtet die offizielle Sozialdemokratie Vernunft, Wissenschaft und Volksfreundlichkeit, bis sie zuletzt von der Statistik ihr dummes Zeug um die Ohren geschlagen bekommt. Wird sich die Gesundung aufhalten lassen, die Emanzipierung von einer brutalen, durch und durch unfreien, erstarrten Orthodoxie? Gelehrte wie Richard Calwer werden uns helfen, die gewaltigen Kräfte der deutschen Lohnarbeiter für eine volkstümliche, im besseren Sinn demokratische Politik zurückzugewinnen.

Gothus

Ein neuer Exportartikel

Hauptexportartikel Deutschlands sind Baumwollenstoffe, Tuche, Eisen, Zucker. Wir exportieren sie, weil wir von ihnen mehr im Lande haben, als wir brauchen. Wir exportieren aber auch Christentum. Davon haben wir doch gewiß nicht zuviel. Jedenfalls aber ist das Geschäft wenig einträglich, in seinen Folgen zudem schädlich. In Ländern mit alten Kulturen, wie Ostasien und Indien, läuft nur das Gesindel dem Christentum zu. Unter den Wilden aber wirkt die Mission deswegen verderblich, weil sie den Negern, Hottentotten und Papuas ganz unnötigerweise Anteil an europäischem Geistesleben gewährt, so ihre Überhebung züchtet und schließlich direkt und indirekt Unbotmäßigkeiten heraufbeschwört.

Engländer und Amerikaner, die mit uns den schärfsten Wettbewerb um exotische Täuflinge führen, haben diese Nachteile längst erkannt und einen Weg zum Ausgleich gefunden. Während offiziell, des alten Nimbus halber, die Heidenbekehrung gefördert wird, arbeiten die geschäftstüchtigen und findigen Kaufleute ihr entgegen. Ansehnliche Firmen stellen nette, preiswerte Götzenbilder her und vertreiben sie auf den dunkeln Märkten. Das bringt etwas ein, gefällt den schwarzen Brüdern und erhält sie in dem ungestörten Genusse des ungefährlichen Fetischdienstes. Endlich ist ein Strahl der Erleuchtung auch in die Seele deutscher Unternehmer gefallen. In Idar, der durch ihre Edelsteinindustrie berühmten Stadt an der Nahe, werden zurzeit aus neuseeländischem Nephrit hübsche Idole und Amulette angefertigt, die nach der Heimat des Materiales zurückwandern.

Damit ist in Deutschland der Grund zu einer neuen, entwicklungsfähigen Industrie gelegt. Statt zu den Negern fernerhin Bibeln, alte Zylinderhüte, Schnaps und Gewehre zu bringen, werden wir ihnen Fetische in allen Gestalten und Preislagen liefern. Wir werden Trommeln für die Schamanen der Tschuktschen und Tungusen, Gebetmühlen für Kalmücken und Tibetaner, Lingams für die Schiwaanbeter des Dekhan fabrizieren. Vor allem aber werden wir für unsere Kolonien sorgen. Die Gegenden um den Ukerewenyanza und nach dem Tschadsee hin versprechen glänzende Abnehmer zu werden. Durch die Einführung primitivster Götzendienste werden wir die Gebilde, in denen europäischer Geist bereits um sich gefressen hat, rückwärts kultivieren. Der Neger der Goldküste wird den Popanz, der Duala den Baubon und der Herero den Püstrich (den Goethe bekanntlich in einem Gedichte gefeiert hat) anbeten, europäischen Ambitionen entsagen und in der Tierheit verharren, die sein Land zum geeigneten Objekt einer verständigen Kolonisation macht. Dernburg möge diese Bestrebungen unter seinen besonderen Schutz nehmen; er wird sich des zwiefach gesegneten Resultates freuen.

Michel



Verantwortlich: Für die Redaktion Hans Fischer (Kurt Aram), für den Inseratenteil Otto Friedrich, beide in München. — Verlag von Albert Langen in München. — Redaktion und Expedition: München, Kaulbachstraße 91. — Druck von E. Mühlthaler's Buch- und Kunstdruckerei AG. in München, Dachauerstraße 13



Die Illusionen des Sozialismus

Von Bernard Shaw

Man glaube nicht, daß ich über die Illusionen des Sozialismus in der Absicht sprechen wolle, irgendjemanden vor ihnen zu bewahren. Man nehme dem Werk der Menschheit den Teil, der in der Jagd nach Illusionen besteht, und man wird zugleich eine Haupttriebfeder der Welt entfernen. Man glaube auch nicht, die Jagd nach Illusionen sei die eitle Jagd nach einem Nichts. — Im Gegenteil, es kann ebensowenig eine Illusion ohne Wirklichkeit wie einen Schatten ohne Körper geben. Nur sind die Menschen größtenteils so beschaffen, daß Wirklichkeiten sie abstoßen und Illusionen sie anziehen. Um das einfache, von Schopenhauer viel erwähnte Beispiel zu gebrauchen: junge Männer und junge Mädchen ziehen sich nicht als das an, was sie wirklich sind. Der junge Mann wird das junge Mädchen erst dann zur Frau nehmen, wenn er überzeugt ist, daß es ein Engel sei, mit dem zu leben eine Wonne sein werde; und das junge Mädchen wird ihn nicht zum Manne wählen, bevor es ihn für einen Helden hält. Im Zauberbanne dieser Illusion haben sie es eilig mit der Heirat. Aber daraus folgt keineswegs, daß sie das in Mußestunden bereuen. Wäre das der Fall, so würden sie ihre unverheirateten Freunde vor der Ehe warnen, anstatt sie aufzumuntern; und Witwen und Witwer würden sich nicht wiedervermählen, was sie doch gewöhnlich tun, wenn sie können. Die Eheleute erkennen einander allerdings; aber wenn die Verbindung überhaupt glücklich ist, so besteht die Ernüchterung in der ermutigenden Entdeckung, daß eine wirkliche Frau mit allen ihren Fehlern ein Dutzend Engel, und ein wirklicher Mann samt allen seinen Torheiten alle Helden aufwägt, die man sich je erträumen konnte. Daraus folgt, daß diese beiden, die von einer lächer-

lichen Illusion genarrt wurden, anstatt sich betrogen und enttäuscht zu fühlen, mehr empfangen, als worum sie gefeilscht hatten. Sie wiederum ziehen der Welt neue Generationen groß; und darum lassen sie ihre Söhne und Töchter derselben Illusion nachjagen, sobald die Reihe an sie kommt.

Wenn ich deshalb rundweg erkläre, daß der Sozialismus, wie er den meisten eifrigen jungen Sozialisten erscheint, die dies lesen werden, eine Illusion sei, so will ich damit nicht sagen, daß hinter der Illusion keine Wirklichkeit stecke, oder daß die Wirklichkeit nicht viel besser als die Illusion sein werde. Ich behaupte nur sehr nachdrücklich, daß die sozialistische Zukunft, wenn sie in ihrer Wirklichkeit denen gezeigt würde, die alle Kraft, welche ihnen nach ihrem Tagwerk überbleibt, und alle Begeisterung, deren sie fähig sind, „der Sache" widmen, — daß dann viele keinen Finger für sie rühren und sie sogar als eine jämmerlich prosaische „Bourgeois"-Entwicklung und als eine bloße Erweiterung der heutigen Mittelstandsehrbarkeit herabsetzen und verabscheuen würden. Wenn irgendein Teil des Sozialismus sich in der rauhen Wirklichkeit eines konkreten Vorschlages präsentiert, der von einer wirklichen Regierung angenommen und von einer wirklichen, ausübenden Staatsgewalt ausgeführt werden könnte, so sind die erklärten Sozialisten die letzten im Lande, auf deren Unterstützung man sich verlassen könnte. Im günstigsten Falle werden sie einen solchen Vorschlag als „Beschönigungsmittel" verunglimpfen und dem Publikum versichern, daß er keinen Nutzen brächte, falls das kapitalistische System nicht gleichfalls abgeschafft werde. Im schlimmsten Falle werden sie ihn heftig denunzieren und seine Befürworter als Schwindler, Verräter und so weiter brandmarken. Dieser natürliche Antagonismus zwischen den Enthusiasten, die den Sozialismus ausdenken, und den Staatsmännern, die ihn in legislative und administrative Maßregeln umzuwandeln haben, ist unvermeidlich und muß mit in Kauf genommen werden. Aber man braucht das nicht stillschweigend hinzunehmen. Jeder Mensch, ob Enthusiast oder Realist, hat mehr oder weniger Kraft zur Selbstkritik; und je mehr Vernunftgründe man ihm beibringt, desto vernünftiger wird er wahrscheinlich in seiner Haltung sein.

Hier wird der kluge und aufmerksame Leser ausrufen: „Aha! Sie wollen also schließlich doch versuchen, mir meine Illusionen wegzudisputieren?" Nun, das will ich ohne Zweifel; aber wenn ich damit fertig bin, werden noch genug

Illusionen übrigbleiben, um weiter Propaganda zu machen. Also fürchten Sie sich nicht!

Zuerst möchte ich noch sorgfältig die Ursache hervorheben, warum die von mir erwähnte heitere Anschauung von den Illusionen als nützlichem Anspornungsmittel für die Menschen, nach noch besseren Wirklichkeiten zu streben, — warum diese Anschauung nicht für alle Illusionen gilt. Wenn ein Mann sein Herz daran hängt, Millionär zu werden, oder ein Weib sein Herz daran, die Braut Christi zu werden und die ewige Seligkeit zu erlangen, indem es als Nonne lebt und als Heilige stirbt, so besteht nicht die geringste Wahrscheinlichkeit, daß die Resultate verdienen, gegen das Los eines bescheidenen Gepäckträgers oder Fabrikmädchens eingetauscht zu werden. Ebenso wird ein Sozialist, wenn er bloß ein Mann ist, der nach dem Zeitalter des Weltfriedens schreit, weil er für sich und die Welt unverdientes Glück begehrt, dies Glück nicht nur nicht erlangen, sondern er wird mit dem, was er erlangt, genau so unzufrieden sein wie mit seiner gegenwärtigen Lage. Es gibt sowohl törichte als auch weise Illusionen; und ein Mensch kann ebenso leicht ein Gegner unsrer bestehenden sozialen Ordnung sein, weil er nicht gut genug für sie ist, als weil sie nicht gut genug für ihn ist.

Es gibt zwei Arten von Illusionen, schmeichelnde und notwendige. (Es gibt übrigens zwei Millionen Arten; aber ich habe es hier nur mit diesen beiden zu tun.) Schmeichelnde Illusionen geben uns die Kraft, nach Dingen zu streben, die wir in ihrer nackten Wirklichkeit nicht zu schätzen verstehen. Sie versöhnen uns mit der Trostlosigkeit unseres Schicksals oder den unvermeidlichen Handlungen, die gegen unser Gewissen verstoßen. Die Begeisterung des Durchschnittskonservativen oder -liberalen für seine Partei und ihren Führer wird nicht durch Tatsachen, sondern durch die Illusion erregt, daß sein Führer ein überaus großer Staatsmann und seine Partei die Verfechterin aller großen Reformen und die Gegnerin aller der verderblichen Neuerungen und Reaktionen sei, die in der politischen Geschichte des Jahrhunderts vorgekommen sind. Wenn wir als zivilisierte Nation eine unzivilisierte berauben und vernichten, ein Vergehen, das, obgleich oft ganz wohl angebracht und unvermeidlich, zwischen zwei zivilisierten Bürgern einfacher Raub und Mord wäre, so umkleiden wir das mit der Illusion des militärischen Ruhmes, der Herrschaft, der Vaterlandsliebe, der Verbreitung von Auf-

klärung und so weiter. Wenn ein Landmann sich rühmt, ein freier Engländer zu sein, und erklärt, er werde keine Possen von seiten des Deutschen Kaisers dulden, oder er wolle doch sehen, ob es jemand wagen würde, den englischen Thron oder die englische Kirche anzutasten, so söhnt er sich mit seiner wirklichen Sklaverei durch die Illusion der „Rule Britannia" aus.

Die dümmste der schmeichelnden Illusionen ist die alltägliche, kraft deren die Menschen sich für moralisch höher stehend halten als die anderen, deren Meinung von der ihren abweicht. Ein Sozialist, der denkt, daß die Ansichten Gladstones über den Sozialismus ungesund und seine eigenen gesund seien, bleibt innerhalb der Grenzen seines Rechtes; aber ein Sozialist, der da glaubt, daß seine Ansichten tugendhaft und die Gladstones lasterhaft seien, verletzt die erste Regel der Moral und Sitte in einem demokratischen Lande. Die besteht nämlich darin, daß man seinen politischen Gegner nicht als moralischen Verbrecher behandeln darf. Trotzdem ist diese dünkelhafte Illusion, wie es scheint, gegenwärtig in der politischen Organisation unentbehrlich. Eine Rede von einem unserer hervorragenden Parteiführer nimmt gewöhnlich die Form eines Ausbruches tugendhafter Entrüstung über das Vorgehen seines Gegners an. Chamberlain kanzelt Sir William Harcourt ab; Sir William Harcourt kanzelt Balfour ab; Balfour kanzelt Morley ab; Morley kanzelt Lord Salisbury ab und so weiter. Dasselbe geschieht, nur engherziger und bösartiger, zwischen der Kirchenpartei und den Nonkonformisten und den Protestanten und den römischen Katholiken in Irland; während die Sozialisten, wie ich leider sagen muß, es gewöhnlich allen anderen Parteien in der gewohnheitsmäßigen Annahme zuvortun, daß ihre in dem Begriff „Kapitalist" versinnbildlichten Gegner Räuber, Schurken, Lügner und Heuchler ohne einen einzigen mildernden Charakterzug seien. Die Arbeit wird von den Sozialisten gewöhnlich als zwischen zwei Schächern gekreuzigt geschildert, ein Phantasiebild, das nicht nur die Niederträchtigkeit des Grundbesitzers und Kapitalisten, sondern auch die gemarterte Sündlosigkeit des Sozialisten in sich schließt, der (nach seiner Darstellung) zu seinen Gegnern in derselben Beziehung steht wie gut zu böse. Nun, das ist eine außerordentlich schmeichelnde Illusion. Unglücklicherweise ist es auch eine notwendige Illusion, und deswegen kann sie nicht durch eine bloße höfliche Mißbilligung ihrer Lieblosigkeit, Torheit und Unmanierlichkeit ausgerottet werden.

Was ist also eine notwendige Illusion?

Es ist die Maske, in der die Wirklichkeit dargestellt werden muß, damit sie das Interesse eines Menschen erwecken oder seine Aufmerksamkeit fesseln oder überhaupt bewußt von ihm aufgefaßt werden könne. Beim gewöhnlichen Menschen kann man sich darauf verlassen, daß er liebt und haßt, bewundert und verachtet, um das Leben wirbt und dem Tode ausweicht; und diese Eingebungen seines Willens regen ihn zum Denken und Arbeiten an, wodurch sie nützen und schaden, geben und nehmen, schaffen und zerstören, erzeugen und verbrauchen; mit genügender Kraft und genügendem Interesse, um aufzubauen und niederzureißen und die Zivilisation hervorzurufen, die wir jetzt haben. Aber wenn wir einem solchen Menschen irgendein Problem — sagen wir ein rein mathematisches — darbieten, das an keine seiner Leidenschaften appelliert, so wird man große Mühe haben, es ihm begreiflich zu machen. Er hat nicht genug Interesse dafür, um sich hinreichend anzustrengen, selbst wenn er jahrelang als Schulknabe und Universitätshörer gezwungen war, einige Übung und Gewandtheit in solchen Dingen zu erwerben. Der gewöhnliche Mensch widmet sich dem leidenschaftslosen Denken nur, wenn er genötigt ist, seinen Lebensunterhalt damit zu verdienen; und da nur, wenn seine Erziehung, seine Verhältnisse und seine Befähigung ihm die tägliche Beschäftigung mit der Wissenschaft oder Philosophie schließlich weniger beschwerlich machen als ein Geschäft oder eine Handarbeit. Man stelle sich zum Beispiel den Durchschnittskapitän eines kleinen Kauffahrteischiffes vor. Er wird gerade soviel wissen, wie nötig ist, ihn zur Erlangung der unentbehrlichen Handelsamtszeugnisse über Schiffahrtskunde zu befähigen. Aber man verlange von ihm, er solle ein freiwilliges Interesse für die Wissenschaft fassen wie Galilei oder Newton, und man wird vergeblich gefordert haben. Mathematik, Ökonomie, Physik, Metaphysik und so weiter sind für ihn das, was er „trockene Gegenstände" nennt, und das bedeutet in Wirklichkeit, daß er nicht gesonnen ist, sie zu studieren, wenn er dafür nicht bezahlt wird; und selbst dann nicht, wenn er seinen Lebensunterhalt auf irgendeine ihm mehr zusagende Weise verdienen kann. Aber er wird ohne Bezahlung oder äußeren Zwang Geschichtenbücher oder Predigten kaufen und lesen und auf eigene Kosten ins Theater oder zu Gottesdiensten gehen. Er ist leicht, gern, freudig empfänglich für Kunst und Religion, da die sich entweder an seine Leidenschaften

und Gefühle oder an seinen direkten physischen Sinn für die Schönheit der Form, des Klanges oder der Farbe wenden; aber der Wissenschaft gegenüber ist er widerspenstig und störrisch.

Die Wissenschaft wendet sich also niemals erfolgreich an das Volk, ohne sich zu maskieren. Sie muß das Volk entweder dadurch bestechen, daß sie verspricht, seinen Wohlstand zu erhöhen, sein Leben zu verlängern und seine Krankheiten zu heilen, ohne sich in seine ungesunden Gewohnheiten einzumischen; oder aber sie muß seine romantische Vorliebe für Abenteuer und Wunder durch Seereisen auf der Suche nach dem Pole, durch die Erforschung verborgener Kontinente oder durch einen Aufmarsch von Billionen und Trillionen Meilen des zwischen den Sternen liegenden Weltenraumes erregen. Solche Kunstgriffe zur Erweckung des Interesses beim Publikum, heißt man „die Popularisierung der Wissenschaft." Sie wird heimlich von den Gelehrten lächerlich gemacht (genau so, wie die Staatsmänner heimlich ihre eigenen Wahlreden ins Lächerliche ziehen); diese dulden sie nur, um die Anerkennung zu erlangen, die ihnen für ihre Arbeit notwendig ist. Wenn Newton heute am Leben wäre, so würde er als „Mann der Wissenschaft" viel weniger populär sein als Edison, der amerikanische Erfinder; und selbst Edison ist nicht als Erfinder, sondern als Schwarzkünstler populär.

Aber man macht sich nicht bloß um der Schlußfolgerung willen mit der Idee aus dem Staube, das menschliche Geschlecht bestünde aus einigen wissenschaftlich gebildeten Newtons, Keplers und Darwins und einer großen Menge von ganz ungebildetern Hinzen und Kunzen. Newtons Intellekt war so mächtig, daß er freiwillig an der mathematischen Theorie der Differential- und Integralrechnung arbeitete, um diesen Intellekt zu üben. Ungefähr so, wie ein Mann von großer Muskelstärke freiwillig turnt und Rekorde schlägt. Aber obwohl nicht jeder Mensch ein Newton oder ein Athlet ist, hat doch jeder Mensch einen gewissen Grad von geistiger Kraft; genau so, wie er einen gewissen Grad von Muskelkraft besitzt. Wenn seine tägliche Arbeit seine ganze Muskelkraft nicht aufbraucht, so nennt er seine Beschäftigung eine „sitzende" und verarbeitet den Überschuß, indem er sich des Abends „Bewegung macht". Wenn die tägliche Arbeit seine ganze geistige Kraft nicht aufbraucht, so unterhält er sich mit Rätseln oder spielt Spiele, die eine gewisse Geschicklichkeit erfordern, oder er liest Abhandlungen.

Nun betrachte man gefälligst sehr aufmerksam die Tatsache, daß der Intellekt sich ebensowenig seine eigenen Kräfte zuführen kann wie der Muskel. Wenn ein Mann ein Weib küßt, so geht die Handlung bloß von den Muskeln aus. Dennoch weiß jedermann, daß sie niemals stattfindet, bevor diese Absicht von den Gefühlen und der Phantasie des Mannes gebildet worden ist. Der Athlet ist keine automatische Muskelmaschine; er wird von Eitelkeit, Kampflust, Wetteifer und allerlei Instinkten angetrieben. Dasselbe gilt für den Intellekt. Nicht aus eigenem Antriebe führt er Differential- und Integralrechnungen aus oder spielt er Schach. Der Intellekt muß durch irgendeine Absicht oder eine Laune seines Besitzers auf jene besondere Form der Betätigung hingelenkt werden; und eine solche Absicht kann nur durch einen Appell an die Gefühle und die Einbildungskraft erweckt werden. Die einzige Kraft der Initiative, deren sich der Intellekt oder die Muskeln erfreuen, besteht darin, den Menschen geistig oder körperlich ruhelos zu machen, bis er Intellekt oder Muskeln auf irgendeine Art genügend geübt hat. Daher pflegte man mit den Worten eines einst volkstümlichen Verderbers des Kindergemütes zu sagen, daß „Satan für müßige Hände stets einen Unfug fände". Wenn dieser Herr so fromm an seinen Gott geglaubt hätte, wie er an seinen Teufel glaubte, so hätte er angesichts der unendlichen Wohltaten, die ihm sowie der übrigen Welt durch freiwillige Arbeit beschieden waren, nicht gelehrt, daß der Unfug dem Menschen mehr oder weniger auf irgendeine natürliche Weise in den Sinn komme, wie der Selbstmord.

Obgleich also die Popularisierung der Wissenschaft dadurch erreicht werden muß, daß man sie den Gefühlen und der Phantasie in Form einer Erzählung oder eines Dramas darbietet, ersehen wir hieraus, daß das Ergebnis des auf diese Weise erweckten Interesses ein gewisser Grad von wissenschaftlicher Neugierde sein wird. Insbesondere unter Leuten, deren Tagewerk in irgendeiner sitzenden mechanischen Beschäftigung besteht, die den Geist nur halb übt und nicht wie die schwereren Formen der Handarbeit die Kräfte des Arbeitenden so erschöpft, daß er bei der geringsten Denkanstrengung sofort einschläft. Darum ist die Nachfrage nach „wissenschaftlichen Erklärungen" so sehr verbreitet.

Und nun ergibt sich eine differenziertere Schwierigkeit, die sich nur durch eine neue Illusion überwinden läßt. „Eine Wissenschaft erklären", bedeutet,

sie als Gegenstand des Denkens verständlich machen. Genau so wie die Wissenschaft in eine Erzählung oder in ein Drama verkleidet werden mußte, damit sie im Publikum genügendes Interesse erweckte, um es zum Nachdenken zu bringen, so muß sie nun als logische Theorie verkleidet werden, damit sie der menschliche Geist, so willig er an sich auch sein mag, zu fassen oder zu begreifen vermag. Der Menschengeist gleicht darin der Menschenhand, daß auch er die Dinge nur dann fassen kann, wenn sie auf eine gewisse Art geformt sind. Man nehme einen einfachen hölzernen Sessel und fordere einen Menschen auf, ihn zu heben. Er packt ihn bei der Lehne oder bei einem der Querhölzer oder bei den Stuhlbeinen oder bei der Sitzkante und hebt ihn mit mehr oder weniger Leichtigkeit. Aber man verlange, daß er den Stuhl in der Mitte des Sitzes aufhebe: er kann es nicht, selbst wenn er so stark wie Sandow wäre, weil er eine glatte Oberfläche nicht packen kann. Er kann den Stuhl nur so lassen, wie er ihn findet, und ihn seinem eigentlichen Gebrauche zuführen, indem er sich daraufsetzt. Wenn man den Menschen, anstatt von ihm zu verlangen, daß er seine Hände an Sesseln übe, auffordert, sein Gehirn an Denkgegenständen zu üben, so wird man finden, daß er sich in genau derselben Notlage befindet, daß er sozusagen einen Griff für seinen Gegenstand bekommen muß, damit er ihn erfassen kann. Und eine logische Theorie mit ihren Voraussetzungen von Ursache und Wirkung, von Zeit und Raum und so weiter ist just ebenso eine geistige Handhabe und nichts weiter. Ohne Theorie können natürliche Vorfälle zwar nutzbar gemacht, aber nicht ausgedacht werden. Die Menschen bauen Windmühlen und Wassermühlen und mahlen darauf Weizen, lange bevor sie sich den Kopf über die Physik der Winde und Strömungen zerbrechen. Wenn sie es tun, müssen sie warten, bis ein Gedankenzimmermann von Beruf ihnen eine Theorie zurechtmacht. Dann kann jedermann „die Sache verstehen", vorausgesetzt, daß die Theorie einfach genug ist. Als ich ein Kind war, gab man mir folgende Handhabe damit das Universum zu erfassen:

„Gott machte den Menschen; und der Mensch machte das Geld.
Gott machte die Bienen; und die Bienen machten den Honig.
Gott machte Satan; und Satan machte die Sünde.
Und Gott machte eine Hölle, um Satan hineinzusperren."

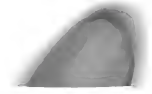
Das war ein etwas roher Griff; aber viele Zeitalter hindurch diente er, wie auch jetzt noch immer, großen Mengen von Menschen dazu, die Tatsachen der Welt in den eigenen Köpfen so zurechtzulegen, daß die Menschen im Zusammenhang über sie nachdenken konnten. Die unbedingte, selbstverständliche Gültigkeit und Zulänglichkeit dieses Griffes schien einstmals sehr tüchtigen Männern ebenso einfach und gewiß, wie die Gültigkeit der Gravitation oder der Evolution sehr tüchtigen Männern noch heutzutage erscheint; und es besteht nicht der geringste vernünftige Zweifel, daß Gravitation und Evolution eines Tages ganz ebenso roh und kindisch erscheinen werden, wie der oben angeführte Vierzeiler Darwin erschien.

Jetzt haben wir die Bedingungen beisammen, unter denen die Wissenschaft bei dem gegenwärtigen Stadium der menschlichen Entwicklung von der breiten Volksmenge absorbiert werden kann. Wenn sie ihr nicht aufgezwungen werden kann, wie das Einmaleins den Kindern, wenn sie nicht bezahlt werden kann, wie dem Schiffskapitän das Studium der mathematischen Geographie, so muß die Wissenschaft entweder in einer künstlerischen oder in einer religiösen Form dramatisiert werden, um die Sympathie des Volkes zu gewinnen und seine Aufmerksamkeit zu fesseln. Und wenn der Sympathie und dem Interesse die intellektuelle Neugierde folgt, dann muß dem Drama die Theorie folgen, damit die Leute sich die Wissenschaft ebenso denken und sich vorstellen wie fühlen können.

Nun wird man nicht bezweifeln, daß der Sozialismus, wenn er heutzutage ernsthafte Beachtung finden soll, als politische W i s s e n s c h a f t und nicht als G e f ü h l s d o g m a ins Feld rücken muß. Es ist wahr, daß er auf einem Gefühlsdogma aufgebaut und ohne dieses ganz bedeutungslos und zwecklos ist. Aber so verhält es sich mit allen modernen demokratisch-politischen Systemen. Die amerikanische Verfassung behauptet nachdrücklich, daß jeder Mensch ein natürliches Anrecht auf Leben, Freiheit und die Jagd nach dem Glück habe. Dies ist der formelle Ausdruck für die Tatsache, daß ein demokratisches, politisches System von der Voraussetzung des absolut dogmatischen, unvernünftigen, nicht zu rechtfertigenden, unverantwortlichen, kurz „natürlichen" Entschlusses (von seiten jedes Bürgers) ausgehen muß, zu leben, zu handeln und zu reden, wie es ihm gefällt, und seine Kräfte zu verwenden, um auf seine eigene Art zu seinem Glücke zu gelangen. Sittenprediger haben wieder

und wieder bewiesen, daß das Leben, wenn man es auf der vernünftigen Grundlage eines Vergleiches seiner Freuden mit seinen Leiden, Sorgen und Mühen beurteile, nicht wert sei, gelebt zu werden. Hochtories haben bewiesen und können noch immer beweisen, daß Sklaven ihre Freiheit um den übermäßigen Preis eines gesicherten Unterhaltes, einer guten Regierung, des Friedens, der Ordnung und der Sicherheit erkaufen. Philosophen haben uns darauf aufmerksam gemacht, daß das Streben nach Glück von allen Bestrebungen die traurigste sei, und daß das Glück noch niemals anders gefunden worden sei als auf dem Wege nach einem andern Ziele. Die Vernunft eines jeden Menschen stimmt diesen Sätzen bei; und der Wille eines jeden Menschen ignoriert sie vollständig. Die Menschheit ist, wenn man es definieren will, in diesen Dingen unvernünftig; und wir bekräftigen unsere Unvernunft, wenn wir das beanspruchen, was wir „natürliche Rechte" nennen, und für die politische Anerkennung dieser Rechte als für Postulate agitieren, von denen jede Gesetzgebung ausgehen und auf deren praktische Befriedigung und Erweiterung alles gerichtet sein müsse. Jedes politische Dokument, in dem diese Rechte einen volleren und bewußteren Ausdruck finden, wird, so unwirksam es auch in der Praxis sein mag, zu einem historischen Markstein. Wie zum Beispiel die Magna Charta, die Petition of Rights, die Habeas-Corpus-Akte und die amerikanische Verfassungsurkunde. Die schließliche Anerkennung der „natürlichen Rechte" in der Unabhängigkeitserklärung war, trotz der praktischen Ausschließung der Frauen und der Neger aus der Definition dieses Rechtes, für jeden Menschen die formelle Einweihung der modernen Demokratie auf ihrer festen, dogmatischen Basis.

Aber es ist ganz etwas anderes, ob man feststellt, was man sicherzustellen wünscht, oder ob man die richtige Methode feststellt, welche die Sicherstellung herbeiführen soll. Die amerikanische Verfassungsurkunde bedeutet oft ein so erbitterndes Hindernis für das Leben der amerikanischen Nation, ihre Freiheit und ihre Jagd nach dem Glück, daß amerikanische Reformatoren danach lechzen, damit aufzuräumen. Und jeder Herr, der an einer Universität geistig kampfunfähig gemacht worden ist, erklärt, die natürlichen Rechte könnten nicht bestehen, weil sie unlogisch seien. Als ob darin nicht ihr ganzes Um und Auf läge. Eine Nation, die die ersten Versuche macht, ihre natürlichen Rechte zu sichern, gleicht einer Dame, die das durstige Unbe-



hagen eines sehr heißen Tages dadurch zu lindern versucht, daß sie Gefrorenes ißt. Die einleuchtendsten Schritte sind nicht bloß unwirksam: sie vernichten ihren eigenen Zweck. Die ersten Demokraten, die sich unter oligarchischer oder autokratischer Herrschaft daran gewöhnt hatten, die Verweigerung ihrer natürlichen Rechte mit der Tätigkeit der Regierung in Verbindung zu bringen, begannen mit systematischen Versuchen, die Macht des Individuums auszudehnen und die des Staates einzuschränken. Daher sind die ersten Früchte der Demokratie die Triumphe der Whigs und ihrer Prinzipien der kontraktlichen Freiheit, des Laissez-faire und so weiter mit der Manchesterschule als Vorhut und den Anarchisten*) als äußerstem linken Flügel der Gleichmacher. Gerade so wie Cromwell seinen linken Flügel von Gleichmachern hatte. Aber ein kurzer Versuch mit dem Whig-Anarchismus als Schutz für die natürlichen Rechte zeigt, daß das Problem, ihnen die weitest mögliche Ausübung zu sichern, viel komplizierter ist, als es einstmals schien. Man bemerkt, daß geradeso, wie die Wissenschaft kein Licht auf die dogmatische Grundlage der Demokratie wirft, die Dogmen der natürlichen Rechte kein Licht auf die Wissenschaft der Politik werfen. Die unmittelbarsten und einleuchtendsten Folgerungen aus diesen Dogmen haben einen Stand der Dinge hervorgerufen, der im schlimmsten Falle eine vollkommene Hölle von Sklaverei, Elend und Lebensvernichtung in Fabriken und Bergwerken bedeutet und im günstigsten Falle, obwohl im großen und ganzen besser als alles Vorangegangene, doch als permanent befriedigende soziale Einrichtung gar nicht in Frage kommt. Man hat entdeckt, daß in der menschlichen Gesellschaft der dominierende Faktor nicht die politische Organisation, sondern die industrielle Organisation ist; und daß, wenn man dem Volke eine Überwachung der politischen Organisation sichert, ihm aber die industrielle Organisation durch

*) Vielleicht täte ich gut daran, zu erklären, daß ich unter Anarchisten nicht die unseligen Verbrecher verstehe, die in den Zeitungen gelesen haben, daß Anarchisten Brandleger, Diebe und Mörder seien, und deshalb ihren Ausbrüchen dadurch Würde zu verleihen suchen, daß sie sich als Anarchisten ankündigen. Auch meine ich nicht jene materialistischen Rationalisten, die da glauben, daß das Dynamit, weil logisch, auch menschlich gültig sei. Ich meine jene Theoretiker, die wie Herbert Spencer oder Krapotkin das soziale Problem durch Abschaffung des Staatszwanges und der Staatsunternehmung und durch Einsetzung der Macht des freien Individuums lösen möchten.

die Finger schlüpfen läßt, — daß dies die Sklaverei unter den politischen Formen und Ansprüchen der Freiheit und Gleichheit verschärfen heißt. Kurz: wenn nicht die Regierung die Industrie überwacht, ist es zwecklos für das Volk, die Regierung zu überwachen.

Als dies klar wurde, schoben die Kollektivisten die Manchester- oder Sozialistenschule beiseite*), und die Demokratie wurde zur Sozialdemokratie. Ihre Ziele waren die Regelung des Eigentumsrechtes und die Organisierung und Überwachung der Industrie durch den Staat. Nun muß man bemerken, daß wir hier keinen Widerruf und keine Verbesserung der amerikanischen Verfassungsdogmen haben. Die Demokratie jagt noch immer nach Glück und strebt nach erweitertem Leben und erweiterter Freiheit; und sie mißachtet noch immer die Lehren der Askese und des Pessimismus. Und der Sozialismus ist ganz auf seiten der Demokratie. Er räumt durchaus ein, daß das System, welches die Demokratie in Vorschlag bringt, damit stehen oder fallen muß, ob es dem Sozialismus gelingt, die Menschen lebhafter, freier und glücklicher zu machen, als sie ohne ein solches System sein können. Folglich ist der Sozialismus nach seiner dogmatischen Seite hin nicht unterscheidbar von der altmodischeren Demokratie, der republikanischen Regierungsform, dem Radikalismus oder dem Liberalismus oder sogar von dem englischen Konservativismus, der ja nicht mehr behauptet, das Organ einer Klasse gegenüber dem Volke zu sein, und der tatsächlich praktisch weiter vorgeschritten ist als die deutsche Sozialdemokratie.

Der einzige Unterschied ist: der Sozialismus bestreitet, daß der industrielle Kollektivismus die wahre politische Wissenschaft der Demokratie sei. Die Sozialisten sagen nicht zu den Manchesterleuten: „Eure humanitären Ziele mißdeuten den Willen des Menschen", sondern: „Eure Methoden, unseren gemeinsamen Zweck zu erfüllen, sind falsch, weil eure soziale Wissenschaft irrig ist. In eurer Schlußfolgerung habt ihr den größeren Teil der

*) Die Sozialisten sollten, nebenbei bemerkt, ihre Verpflichtungen den Positivisten gegenüber nicht vergessen, — Verpflichtungen, die so groß sind, daß Sidney Webb erklärte, die einleuchtendste moderne Nutzanwendung von Comtes „Gesetz der drei Stadien" bestände darin, daß der Comtismus das metaphysische Stadium des Kollektivismus und der Kollektivismus das positive Stadium des Comtismus sei.

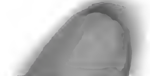
Tatsachen verkannt, weil euer Interesse und eure Klassenvorurteile eure Aufmerksamkeit ausschließlich auf den geringeren Teil dieser Tatsachen gelenkt haben. Ihr habt euch zu viel auf die Deduktion und zu wenig auf die historische Forschung und die zeitgenössische Untersuchung verlassen. Ihr habt die Kompliziertheit des Problems, das hier zu lösen ist, auf lächerliche Weise unterschätzt und euch in euerm Denken von alten Ideenassoziationen hemmen und aufhalten lassen, die ihr irrtümlich für Prinzipien hieltet. Ihr habt den Politikern als den Ingenieuren, welche die politische Maschine in Gang bringen, und den Handwerkern, welche sie reparieren und vergrößern müssen, schlechten Rat und unausführbare Befehle erteilt und erteilt sie ihnen noch. Deshalb wollen wir das Volk überreden, euch zu entlassen und uns an eure Stelle zu setzen."

Die ganze Streitfrage ist also eine Frage der politischen Wissenschaft und Praxis — und nur eine solche. Geradeso, wie die Einführung des Schraubendampfers, oder der Durchstich des Suezkanals, nicht auf den Wunsch des Auswanderers, nach Amerika oder Ceylon zu gehen, einwirkte, sondern ihn einfach mit einer besseren Methode hinzukommen versah, geradeso übt der Sozialismus keinen Einfluß auf das Ziel der Demokratie aus, sondern er bietet einfach ein besseres Mittel, es zu erreichen. Auf der sozialistischen Seite besteht keine Neigung, das — wenigstens buchstäblich — zu bezweifeln. Seitdem Marx und Engels in den kommunistischen Manifesten erklärten, daß alle anderen menschlichen Einrichtungen nur der Reflex der industriellen Einrichtungen — in der Politik, Kunst, Religion und was nicht sonst — gewesen seien und noch immer sind und immer sein müssen, seitdem haben wir stets die äußerste und absichtliche Schaustellung des wissenschaftlichen Charakters des Sozialismus geübt. Zuerst dem utopischen Sozialismus Fouriers gegenüber. Und in neuerer Zeit dem reinen Opportunismus der angestammten politischen Parteien gegenüber. Das Manchestertum war das erste moderne politische System, das mit absoluter Unverfälschtheit als Nutzanwendung der reinen politischen und industriellen Wissenschaft, und nicht der übersinnlichen Religion oder Pflicht, ins Feld zog. Der Sozialismus ist ebenfalls profaner, materialistischer und fatalistischer, weil er den Verhältnissen als Faktor für den persönlichen Charakter und der industriellen Organisation als Faktor für die Gesellschaft mehr Bedeutung beilegt. Die Daten des Kollektivismus sind in Blaubüchern, statistischen Auszügen, amt-

lichen Berichten, Protokollen und Beobachtungen der wirklichen Tatsachen und Zustände des industriellen Lebens zu finden, nicht in Träumen, Idealen, Prophezeiungen und Offenbarungen. Bei der Bildung von Theorien aus diesen Daten haben die Sozialisten oft genug grobe Fehler gemacht. Marx zum Beispiel war in seiner theoretischen Wirtschaftslehre ebenso unvollkommen wie Adam Smith. Aber sein Fehler war niemals einer absichtlichen Fälschung des Freidenkertums oder einer Beweisführung durch unwissenschaftliche Erwägungen zuzuschreiben.

Und was steht uns nun als Folge dieses wissenschaftlichen Charakters des Sozialismus bevor? Offenbar muß er dem Gesetze gehorchen, dem sich jede Wissenschaft beugt, wenn sie der Unterstützung des Volkes bedarf. Der Sozialismus muß dadurch popularisiert werden, daß man ihn zuerst dramatisiert und ihn dann in eine Theorie umsetzt. Der Sozialismus muß unter einem mit Versprechungen bestickten Schleier von Illusionen versteckt und mit einer einfachen geistigen Handhabe für das Fassungsvermögen des gewöhnlichen Menschenverstandes versehen werden. Ich gedenke nicht, eine Aufzählung aller dieser Illusionen und Zimmermannsarbeiten zu versuchen. Damit, daß ich ihre Notwendigkeit bewies, habe ich alles getan, was ich mit Nutzen tun kann. Was folgt, dient nur als Illustration.

Die dramatische Illusion des Sozialismus ist diese: sie stellt die arbeitende Klasse als tugendhafte Helden und Heldinnen in den Netzen eines „Kapitalist" genannten Schurken furchtbar leidend und edel kämpfend, aber mit einer glücklichen Lösung für sie und einer fürchterlichen, nahen Vergeltung für den Bösewicht dar, ehe der Vorhang über einer Zukunft voll ungetrübter Seligkeit herabrauscht. In diesem Drama findet der Proletarier einen, den er lieben, mit dem er fühlen und für den er eintreten kann, den er mit sich selbst identifiziert; und einen andern, den er verabscheuen, dem er sich entrüstet überlegen fühlen, und den er mit der sozialen Tyrannei identifizieren kann, unter der er leidet. So kommt es, daß der Sozialismus auf der Rednerbühne genau wie das Leben auf der Bühne des Adelphi-Theaters dargestellt wird, also ganz falsch und konventionell. Aber auf die einzige Art, auf die man das Publikum dazu bringen kann, sich dafür zu interessieren. Eng verbunden mit der dramatischen Illusion und tatsächlich im Grunde dasselbe ist die religiöse Illusion. Diese Illusion stellt dar, wie der Sozia-



lismus sich durch einen großen dies irae, genannt die „Revolution“ vollendet, durch den der Kapitalismus, der Kommerzialismus, der Wettbewerb und alle die Begierden der Börse gerichtet und verbannt werden sollen, damit die Welt dem Reiche Gottes auf Erden erhalten bleibe. Und dies alles wird in einem zuverlässigen Buche von einem großen Propheten und Führer offenbart. Bei dieser Illusion ist der Kapitalist kein Theaterbösewicht, sondern der Teufel. Der Sozialismus ist nicht die glückliche Lösung eines Dramas, sondern der Himmel. Und „Das Kapital“ von Karl Marx ist „die Bibel der arbeitenden Klassen.“ Der Arbeiter, der durch die Verweltlichungspropaganda von der Staatskirche oder ihren Sekten losgelöst wurde und nun als ausgesprochener Agnostiker oder Atheist den gangbaren Glauben an Himmel und Teufel und Bibel heftig leugnet und voll Verachtung lächerlich macht, wird mit der größten Erleichterung und Gier zu seinen alten Denk- und Vorstellungsgewohnheiten zurückkehren, wenn sie in dieser weltlichen Form wieder auftauchen. Der Christ, der erkennt, daß die übersinnliche Form seines Glaubens ihm entschlüpft, gewinnt den Glauben in einer ihm vollkommen natürlich scheinenden Form als christlichen Sozialismus wieder zurück.

(Schluß folgt.)

Die zwei Briefe

Sehr geehrte Herren Kollegen!

Zuerst das Eingeständnis: Ja, es war ein Aprilscherz. Unsere Beziehungen zum Schlosse Windsor sind noch nicht so weit gediehen, daß man uns Schriftstücke anvertraut, die Sir Edward Grey dem Oberhause mit schönem Takte vorenthalten hat. Vielleicht hätten Sie diesen Umstand in Erwägung ziehen können. Vielleicht hätten Sie mit einem Blick auf den Abreißkalender zu der Ansicht kommen können, daß der Schreibtisch des Lord Tweedmouth auch für uns verschlossen ist, — jedenfalls, Sie taten es nicht, sondern Sie erwiesen uns die Ehre Ihres Vertrauens.

Wir bitten Sie alle, das Ereignis mit jenem Humor hinzunehmen, welcher nur dann wertvoll genannt werden kann, wenn er uns über die Mißlichkeiten des Lebens hinweghilft.

Sehr geehrte Herren Kollegen! Wir alle, gleichviel welcher Richtung wir angehören, müssen uns kummervoll eingestehen, daß wir dort, wo der Deutsche seine allerhöchste Anerkennung sucht, das Gegenteil finden. Das ist um so betrüblicher, als unseren englischen und amerikanischen Kollegen die geistigen Qualitäten eines Generals zuerkannt worden sind; und Sie wissen selbst, wieviel das in Preußen bedeutet. Angespornt durch den Ehrgeiz, unserem Stande eine ähnliche Anerkennung zu verdienen, steckten wir uns das Ziel noch höher und versuchten, einen Brief abzufassen, der an Einsicht, Klarheit der Gedanken, diplomatischem Geschick, profunder Sachkenntnis so Ungewöhnliches bot, daß er als echter Brief Seiner Majestät an Lord Tweedmouth vor ganz Europa gelten konnte.

Es ist uns gelungen.

Von der gesteigerten Wertschätzung, die sich daraus für den deutschen Journalismus mit Notwendigkeit ergeben muß, überweisen wir Ihnen nach dem Siege den gebührenden Teil und rechnen auf Ihre Dankbarkeit.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Der März

Rochette / Von Georg Bernhard

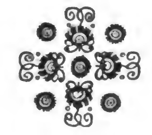
Fünfundvierzig Kilometer von Paris, auf der Strecke nach Fontainebleau, liegt der Ort Melun. Das Bahnhofcafé dieses Fleckens ist heute zum historischen Ort geworden. Denn dort war einst als flinker Galopin Monsieur Rochette tätig, dessen finanzieller Zusammenbruch als jüngste cause célèbre de Paris interessierte. Rochette heißt zu deutsch Rakete. Der Mann hatte seinen Namen zu Recht: er stieg mit viel Geprassel empor, und sein Licht verlosch ebenso schnell wie eine Rakete. Der Fall Rochette selbst bietet eigentlich wenig des Interessanten.

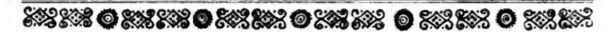
Es las sich ja in den Zeitungen als recht hübsche Tragikomödie, aber für uns abgebrühte Leute vom Fach war eigentlich kaum etwas Originelles an der Geschichte. Für Frankreich sind die Rezepte, nach denen Rochette arbeitete, uralt gewesen. Man wird besonders lebhaft an den Bontouschwindel erinnert. Schon durch ein äußerliches Moment. Bontou gründete die „Union générale", Rochette nannte das Kind seiner Finanzlaunen „Union Belge"; geht man noch weiter zurück in der Finanzgeschichte Frankreichs, so findet man den „Crédit mobilier" der Gebrüder Pérreire als Vorbild für Herrn Rochettes „Crédit minier et industrielle". Selbstverständlich gründete auch Herr Rochette nicht, um Geld zu verdienen, sondern um Wohltäter der Menschheit zu werden. Nur konnte er die Echtheit dieser Gesinnung nicht so glaubhaft nachweisen wie die Gebrüder Pérreire, die ja schließlich bereits als Schüler Saint Simons für philantropisch-sozialistische Ideen geschwärmt hatten. In der Finanztechnik gleicht Herr Rochette durchaus seinen Vorgängern. Er steigerte die Kurse der Aktien seiner Gründungen und ließ Agenten in Paris sowie Filialleiter in der Provinz umherreisen, um den Sparer zum Kaufen zu animieren. Die kleinen Leute verdienten zunächst, da Herr Rochette dafür sorgte, daß die Aktien tüchtig stiegen. An den Stammtischen und in den Salons, wo die Bürgersfrauen Kaffeeklatsch abhielten, erzählte einer dem anderen von seinen Gewinnen, und jeder Käufer trat so selbst wieder als Werber ein. Auf solche Weise gelang es Herrn Rochette schließlich, namhafte Schulden zu kontrahieren und sich eine Partei zu gründen. In Frankreich arbeitet man hauptsächlich mit Deputierten. Herr Rochette war nicht knauserig. Ein einziger Senator soll allein achthunderttausend Franken in ein paar Jahren verdient haben. Der französische Volksvertreter bezieht neuntausend Franken jährlich. Die bezieht er fürs Reden. Aber da Reden bekanntlich nur Silber ist, Schweigen jedoch Gold, muß das Schweigen teuerer bezahlt werden. Ein besonderer Vertrauensmann von Herrn Rochette war Herr Rabier, der Vizepräsident der französischen Kammer. Herr Rabier, ein bekannter pariser Advokat, hatte das Glück, zehn Tage, bevor man seinen Klienten ins Untersuchungsgefängnis geleitete, ihm die Freundschaft zu kündigen, weil er — Herr Rabier sagt unbefugt — seinen Namen auf die Briefbogen und Prospekte seiner Unternehmungen gesetzt hatte. Herr Rabier kündigte Herrn Rochette zur rechten Zeit die Freundschaft, denn in den elf Tagen,

in denen Herr Rochette noch Mandate zu vergeben hatte, wäre nicht mehr viel an ihm zu verdienen gewesen; und hätte er ihm wieder früher die Freundschaft gekündigt, so hätte er nicht zwei Jahre lang einhundertachtzigtausend Franken beziehen können. Man sieht: Ehrlichkeit, zu rechter Zeit ausgeübt, ist ganz lukrativ. Wie gesagt, für Frankreich ist das, was Herr Rochette tat, ebenso wie er es tat, nicht neu.

Vor zehn Jahren würde man in Deutschland noch manches Neue gefunden haben. Aber seitdem im Verbrecheralbum die Bilder von Terlinden, Schmidt, Exner und Sanden prangen, konnte uns Herr Rochette mit seinen Tricks nicht mehr imponieren. Seine Freunde erklären jetzt, er sei ein mustergültiger Sohn gewesen, er habe bis spät in die Nacht gearbeitet, und was dergleichen Dinge mehr sind, die auf die Tränendrüsen wirken sollen. Man kann ein guter Sohn und ein ebenso guter Schwindler sein, und ein guter Schwindler muß lange arbeiten. Die Leute reden sich immer ein, daß Schwindel keine Tätigkeit erfordere. Das Gegenteil ist richtig: Beamte, die unterschlagen, führen die Unterschlagungen meist nach den Geschäftsstunden aus und kommen deshalb in den Ruf, besonders fleißige Menschen zu sein. Nur in einem Punkt ist Herr Rochette schlechter gestellt gewesen als zum Beispiel Herr Sanden. Herr Sanden war bereits Ritter höherer Orden, Herr Rochette kam über die Vorschlagsliste der Ehrenlegion nicht hinaus. Viel interessanter als das Treiben Rochettes ist die Psychologie des Publikums. Jahrelang hatte man in allen Kreisen von Paris den Mann als großes Finanzgenie gefeiert; jetzt, wo er zusammenbricht, stöbert man in den Geburtsregistern, findet, daß er der Sohn armer Leute war, forscht weiter nach, stößt auf seine Kaffeeburschentätigkeit in Melun und sagt entrüstet: „Dös wenn i g'wußt hätt'!" Es ist merkwürdig, wenn Carnegie es vom Zeitungsboy zum Milliardär bringt, oder wenn Lafitte, der als Armeleutekind geboren wurde, als reicher Bankier stirbt, dann übernimmt man die Historien solcher Leute in die Lesebücher zum Nacheifern für alle Armeleutekinder und Zeitungsboys und ruft: „Ecce homines!" Maßt sich aber einer, der unterwegs stürzt, das Rennen über die Schicksalshürde an, dann verurteilt man ihn, dann tut man, als ob jeder bei der Geburt schon amtlich für die zukünftige Laufbahn abgestempelt werden müßte. Dabei war schließlich der Advokatensohn aus Ajaccio ein recht guter Kaiser, und der ehemalige Schauerjunge Jayne Hill

soll ein sehr großer Diplomat vor dem Herrn sein, wenn man ihn auch am berliner Hofe für einen unzulänglichen Vertreter der amerikanischen Macht hält. Dieses undemokratische Getue ist wahrhaftig recht albern. Wenn es Herrn Rochette geglückt wäre, so hätte sicher ein duc oder conte mit Vergnügen in Monte Carlo das erschwindelte Geld verspielt, genau wie die ducs und contes das Geld der reich gewordenen Schweineschlächter verjeuen. Aber jetzt kann der Mann ja doch keine Mitgift mehr vergeben; warum soll man sich da nicht über den Kaffeekellner von Melun lustig machen und entrüsten? Das einzige, was an der Affäre Rochette eine gewisse Originalität aufweist, ist der Umstand, der den direkten Anlaß zu seinem Sturz brachte. Herr Rochette hatte die Aktien des Petit Journal aufkaufen wollen, und um diese Aktien billig zu bekommen, hatte er sich die Aktionärlisten verschafft und an deren Adressen ungünstige Berichte über die Finanzlage des Blattes geschickt. Gleichzeitig hatten einige Börsenmakler Auftrag, die etwa an den Markt kommenden Aktien billig zu kaufen. Die Redakteure des Petit Journal bekamen davon Wind und zogen gegen ihn vom Leder. Das war sein Pech. Hätte er die Zeitung durch seine eigens gegründete Annoncenexpedition ruhig weiter mit guten Inseraten versorgen lassen und nicht den Ehrgeiz gehabt, um die Produktionskosten der Reklame zu verringern, selbst Zeitungsbesitzer zu werden, so lebte er vielleicht noch als der große Finanzier. Daß mit den französischen „Saubengels" nicht zu spaßen ist, wissen die französischen Finanziers ganz gut. Darin zeigt sich auch, ob einer von der Zunft und vom alten Finanzadel ist. Herr Rochette hätte das eigentlich auch wissen können, denn es ist noch gar nicht so lange her, daß der Kampf zwischen dem „Matin" und dem „Crédit Lyonnais" mit einem sehr unrühmlichen Rückzug dieses alten, gefestigten pariser Bankinstitutes endete. Herr Rochette endete also an der Presse, und zwar am „Petit Journal", das für ihn unbekömmlich war.





Briefe an eine Freundin

Von Wilhelm Busch †

(Fortsetzung)

Wolfenbüttel 17. Jan. 82.

Liebe Frau H.!

Mit meinen Pullen und Pillen komm ich mir oft recht absonderlich vor. Hab aber wieder Appetit. Nur Schlaf und die Heiterkeit, welche mein Handwerkszeug ist, hab ich noch nicht recht wieder. — Bei dem wunderbaren Winterwetter war ich letzthin mehrfach im Wald, den der Rauhfrost auf's Zierlichste versilbert hat. — Ich muß oft an Sie denken und hoffe, daß die milde Zeit Ihnen gut thut. — In acht Tagen so etwa denk ich wieder in Wiedensahl zu sein und das Arbeiten zu versuchen.

Meine herzlichsten Grüße!

Ihr Wilh. Busch.

Wiedensahl 4. April 82.

Meine liebe Frau H.!

Seit etwa vier Wochen bin ich wieder wohl. Eine Erinnerung dran, daß man nicht immer so umsonst durch diese Welt reisen soll, hat, denk ich, ihr gutes für mich gehabt.

Wie geht es denn Ihnen? Der milde Winter, der rasch nahende Frühling, hab ich mir oft gedacht, muß doch recht wohlthuend für Sie gewesen sein. — Schon längst haben die Spatzen die ersten Erbsenkeime abgerupft, die Bäume drängen der Blüthe zu und über das junge Roggenfeld gehen bereits kleine Wellen hin.

— Wo sind Sie nun? Sind Sie noch im Gewurrl der Stadt, oder hören Sie auf dem Gut die Vöglein pfeifen? — Bei uns sind die drei Jungens auf Ferienbesuch; Hermann schon etwas länger, Adolf und Otto seit Sonnabend. Die letzteren sind wieder als Erste versetzt, obgleich Otto wegen Scharlach mit Dyphteritis die Schule 6 Wochen lang versäumen mußte. —

Wir Vier erinnern uns oft und gern an unsere Borkumer Freunde und lassen Sie, Herrn H., Georg und's Gretel recht herzlich grüßen.

Schreiben Sie bald mal einige Worte an

Ihren

aufrichtig ergebenen
Wilh. Busch.

Wiedensahl 12. Jun. 82.

Liebe Frau H.!

Die Nachricht von dem Tode Ihres Vaters hab ich erhalten. Da Sie mir oft mit großer Liebe von ihm gesprochen, so kann ich wohl ahnen, daß sein Verlust ein großer Schmerz für Sie sein muß. Wie wenig aber, ja fast nichts, kann in solchen Fällen ein Anderer uns sagen, was uns wirklichen Trost gewährt. Nur an einer Hand, welche durch alle Ewigkeit fest ist, können wir, scheint's, solche ängstliche Stellen unserer Bahn mit Beruhigung überschreiten.

Ich denke mir, Sie sind jetzt auf Ihrem Gut und freuen Sich an der Fülle von Blüthen und Aehren, welche dieser Frühling dem Sommer entgegenträgt.

Die Ferienzeit und damit die Rückkehr der Neffen sind nahe. Ob ich länger und weiter mit ihnen reise, weiß ich nicht und glaub es kaum. Meine Schwester geht ungern fort. So ist denn natürlich, daß sie möglichst lange bei Muttern bleiben, die sonst so viel allein ist.

Die herzlichsten Grüße von

Ihrem getreuen Freunde Wilh. Busch.

Wiedensahl 8. Aug. 82.

Liebe Frau H.!

Sie haben mir so lange nicht geantwortet. Bitte, geben Sie mir doch mal wieder durch ein paar Zeilen Nachricht, wie und wo Sie sich mit den Ihrigen befinden. — Ich war so ganz still für mich weg auf ein paar Wochen in Wolfenbüttel. Auch Bruder Hermann war acht Tage mit dort. Nun sitz ich wieder hier und sehe der Erndte zu und wünsche gut Wetter herbei, denn noch immer weht's und regnet's aus der Nordwestecke.

Adolf und Otto sind seit dem Ersten wieder nach Bückeburg auf die Schulbänke gerückt. Hermann kommt heut in die Ferien. Er wird wohl fleißig seinem österlichen Examen entgegen streben.

Seien Sie, Herr H., Georg und Gretchen auf's herzlichste gegrüßt von

Ihrem

Wilh. Busch.

Wiedensahl 2. Oct. 82.

Meine liebe Frau H.!

Wie sehr hat es mich gefreut, die Züge Ihrer Schrift mal wieder zu sehn und zu hören, daß es Ihnen besser geht! Welch schmerzliche Zeit muß das für Sie gewesen sein! Wie oft haben wir an Sie gedacht und immer gewünscht, Sie möchten an der englischen Küste ein milderes Wetter gehabt haben, als wir den Sommer hindurch gehabt. — Ich lese zwischen Ihren Zeilen ein gewisses Unbehagen der Welt gegenüber. Wohl Wenige haben's nicht. In freudiger Eile strebt man zur Höhe hinan, um dann oben angelangt doch nicht das angenehme Panorama, den „reizenden Blick", wie die Damen sagen, zu finden, den man so sehnsüchtig erwartet hatte. Was mich betrifft, so kann ich leider nicht umhin, den größten Teil meiner Nichtbefriedigung auf das höchst lästige Gepäck der eigenen Schuld zu schieben.

Am Sonnabend vor acht Tagen war ich auf dem Bahnhofe in Stadthagen, um meinen Bruder abzuholen. Eben hatte ich den Perron verlassen,



als mir Herrn H—ns Karte überreicht wurde, und ein sehr schmerzlicher Gedanke war es für mich, daß Sie nur ein paar Schritte entfernt so ungesehen an mir vorübergerauscht waren. Auch Adolf und Otto haben es sehr bedauert, Sie in Bückeburg nicht begrüßen zu können. Seit vorgestern sind sie in den Herbstferien hier. Hermann, der sich dem österlichen Examen entgegen arbeitet, bleibt ebenfalls noch ein paar Wochen bei uns. Wir alle vier sagen Ihnen und den Ihrigen unsere herzlichsten Grüße und hoffen recht bald auf gute Nachricht von Ihnen.

Stets Ihr aufrichtiger Freund

W. Busch.

Wiedensahl 16. Dec. 82.

Meine liebe Frau H.!

Hoffentlich haben Sie sich gegen den barschen Winter recht schön warm und behaglich eingewickelt. Der heurige zeigt sich grimmiger, als der verflossene. Wie in Watte verpackt, haben wir seither im hohen Schnee gesessen, aber auch beim wohl erwärmten grünen Kachelofen. Und wenn man dann so hinausblinzelt in die weiße, reinliche Welt und seine Dampfwolken vor sich hinkräuselt, dann scheint einem die Einschachtelung vergleichsweise doch auch nicht übel; man ist nur um so mehr geneigt, mit allen peinlichen Gedanken einen friedlichen Compromiß abzuschließen. (So lange, wie's dauert!) — Auf nächsten Sonnabend erwarten wir Hermann, Adolf und Otto. Ein wenig wird sich wohl schon in die Festfreude die betrübte Aussicht einmischen, daß Hermann nächste Ostern wahrscheinlich in die weite Welt hinaus muß und daher das drauf folgende Weihnachtsfest schwerlich bei Muttern feiern kann. — Die Sylvesterbowle denke ich hergebrachtermaßen auch diesmal wieder bei Bruder Gustav in Wolfenbüttel zu trinken. Sie, denk ich mir, stecken jetzt voller Bescherungspläne für die zwei Kinderchen. Ich wünsche, daß Ihnen Alles zur Freude und Zufriedenheit gerathen möge!

Mit den herzlichsten Grüßen Ihr ergebenster Freund

Wilh. Busch.

Wiedensahl 14. Jan. 83.

Liebe Frau H.!

Ihren guten, freundlichen Brief erhielt ich in Wolfenbüttel, wo ich bei einer stillen Bowle Ihrer gedacht habe. Es waren trübe regnichte Tage, die durch die traurigen Berichte über die schrecklichen Wassernöthe noch drückender wurden. Dazu kam, daß die Schwiegermutter meines Bruders sehr heftig erkrankte. So packt ich denn mein Bündel, eh ich's gedacht. — Ein ganz anderes Wetterbild war mein Reisebegleiter: eisig und sonnenklar. In Fußsack und Decke gehüllt, erreicht ich mein liebes Dörflein wieder. — Schneidig wehte der Ostwind über das Feld daher. Nase und Ohrmuscheln gewinnen schnell eine peinlich gläserne Sprödigkeit, wenn man, dem Wind entgegen, zum Walde strebt, wo's drin saust, wie das Meer zwischen den Buhnen.

Wo genießen denn Sie die herbe Heiterkeit dieser entschiedenen Wintertage? Noch in Liegnitz oder schon in Breslau?

Möge das Jahr 83 all das Gute über Sie ausschütten, was Ihnen von ganzem Herzen wünscht

Ihr aufrichtiger Freund

Wilh. Busch.

Wiedensahl 23. Febr. 83.

Es freut mich, liebe Frau H., daß es Ihnen leidlich ruhig geht. Mehr als das kann ich von mir gleichfalls nicht rühmen; und in dieser Welt voller Verdrießlichkeit sollte man ja auch wohl fast damit zufrieden sein. — Eine Kunstpause in den letzten acht Tagen hab ich dazu verwandt, einen Ausflug nach Ebergötzen zu machen, wo ich mal wieder in der alten Rumpelmühle wohnte und die Dorfchronik weiter studierte, die ich seit meinen Kinderjahren zum Teil mit erlebt habe. Aber das Interesse dran wird kühler, wenn man alt wird. — Zugleich besuchte ich den Neffen Hermann noch zu guterletzt vor seinem Abgange von der Universität. Er wird anfangs März ins Examen steigen und dann bis auf weiters eine Hauslehrerstelle annehmen, sobald sich

eine passende findet. — Otto soll Palmsonntag hier in Wiedensahl konfirmirt werden. Es müssen, denk ich, gemüthliche Tage sein, und der Frühling, hoff ich, wird auch schon so halb und halb dabei mitwirken. Die Schneeglöckchen sind da, die Veilchen haben Knospen, Rhabarber und Päonien bohren ihre rötlichen Spitzen durch die Erdkruste. —

Was die erwähnten Zeichnungen betrifft, so bin ich, falls Sie sich eine Meinung darüber gebildet haben, ganz derselben. Denn

Stets äußert sich der Weise leise,
Vorsichtig und bedingungsweise. —

Die Photographien der Kinder haben Sie mir noch nicht geschickt. Darf ich Sie drum bitten?

Ade! Und seien Sie mit den Ihrigen auf's Herzlichste gegrüßt von Ihrem ergebensten Freunde

Wilh. Busch.

Wiedensahl 3. April 1883.

Liebe Frau H.!

Wenn auch etwas spät, so doch nicht weniger herzlich, bedank ich mich für die Photographie der beiden Kinder. Sie steht nun zwischen der übrigen kleinen Welt in Schwarz und macht sich sehr hübsch.

Ein rauhes Winterwetter hat uns seitdem an's Haus gefesselt; es war um so lästiger, als unsere Hütte ganz voll Osterbesuch steckte, der sich dann stets innerhalb der Wände herum drängeln mußte.

Hermann hat ein sehr gutes Examen gemacht. Eine Hauslehrerstelle hat er noch nicht gefunden; bleibt vorläufig hier; wird aber wohl in etwa vierzehn Tagen zu seinem Stiefbruder nach Schwerin auf Besuch gehn, um dort das Weitere an sich herankommen zu lassen. Adolf und Otto sind beide wieder als Erste versetzt worden.

Den seit gestern, wie ich hoffe, aufrichtig erschienenen Frühling hab ich speziell Ihretwegen mit Dank willkommen geheißen.

Die allerbesten Grüße von den drei Neffen

und Ihrem Wilh. Busch.

Wiedensahl 9. Juni 83.

Es kommt mir so schrecklich lang vor, liebe Frau H., daß wir Nichts zu einander gesagt haben. Hermann und ich haben aber oft an Sie gedacht und uns auch besonders Ihretwegen über den sonnigen, wonnigen Frühling gefreut, der Ihnen gewiß wohlgethan. — Wir sitzen seit vierzehn Tagen in einem häuslichen Gemüll, da ich einen unglaublich umfangreichen bedrohlichen Rauchfang habe abreißen lassen. Es gab einen Lärm und eine Verwüstung wie von Orkan und Erdbeben miteinand. — Sonst denk ich den Sommer in aller Ruhe daheim zu sein. Auch Hermann bleibt hier, bis er eine passende Hauslehrerstelle gefunden hat. Adolf und Otto sollen in den Juliferien eine Reise über Frankfurt, Heidelberg den Rhein hinunter machen und sind natürlich schon vollständig vertieft in die Vorstudien dazu.

Wo kann ich mir Sie denn jetzt denken, und was haben Sie für die Sommerzeit vor? Ich bitte sehr, lassen Sie doch recht bald mal etwas von sich hören.

Die herzlichsten Grüße an Sie und die Ihrigen

vom Neffen Hermann und Ihrem alten

Wilh. Busch.

Wiedensahl 10. Aug. 83.

Sie bleiben also mit dem Grethel noch ein paar Wochen dahint in den Bergen, meine liebe Frau H.! Möchte Ihnen nur auch für die Zeit ein recht lustiges Spatzierwetter beschieden sein; ein schöneres, als wir hier haben; denn Regen und kühler Wind sind unser täglicher Umgang. Freilich für die Spätheuerndte soll dies ja sehr ersprießlich sein, und wohl dem, der in dieser Aussicht einen Trost findet. — Adolf und Otto, die ihre Rheinfahrt noch im Sonnenschein vollführt, sind befriedigt heimgekehrt und haben bereits wieder auf der Schulbank Platz genommen. — Mit Hermann macht ich ein paar kleine Ausflüge: Von Hameln per Kahn die Weser herab; nach dem Steinhuder See — dann zuletzt war ich in Wolfenbüttel und besah eine Aus-

stellung von alten Urkunden, woran schöne Siegel baumelten. — Den 19 ten giebts Einquartierung nebst militärischem Spektakel auf der Haide. Da ich nichts davon verstehe, so will ich derweil meinen alten Onkel in Lünthorst besuchen — Hernach hoff ich dann wieder meine Ruh zu haben.

Hermann läßt Sie freundlich grüßen; er hat zum 1 ten October eine Hauslehrerstelle in Rastorf (Holstein) bei einem Grafen Rantzau angenommen. — Adieu! liebe Frau H.! Behalten Sie in freundlicher Erinnerung Ihren ergebensten

Wilh. Busch.

11.

Wiedensahl 14. Dec. 83.

Liebe Frau H.!

Bei Regen und Sonnenschein haben wir Wiedensahler oft an Sie gedacht und diese wichtigen Naturerscheinungen mit Ihrem Befinden in Beziehung gebracht. Ihr Brief berichtete Gutes darüber und hoffentlich bleibt es dabei.

Ich krame hier so stille weg; war die letzten Monate in meiner Weise recht betriebsam, machte nur einen Besuch bei Bruder Hermann in Celle, um das jüngste Nichtchen mal zu besehn, was denn auch ganz lustig zu beobachten war.

Neffe Hermann scheint sich ja in diesem Rastorf, wo er ein paar junge gräfliche Tanten unterweist, ganz gut eingewöhnt zu haben. — Neffe Adolf, der ein halbes Jahr vor der üblichen Zeit sein Maturitätsexamen gemacht, studiert seit drei Monaten in Leipzig. — Otto sitzt noch fleißig in der Schule zu Bückeburg. — Sie alle werden sich nun bald zur Weihnachtszeit bei Muttern einfinden. — Adolf denk ich Morgen schon in Wolfenbüttel zu sehn. Er will dort ein paar Tage bei Onkel und Tante sein, ehe er hierher kommt. Ich denke dann aber noch bis zum 22 ten dort zu bleiben, um dann mit Hermann in Lehrte zusammen zu treffen und nach Hause zu reisen.

Sie sind nun gewiß sehr rührig für die Weihnachtsfreuden der beiden Kinder. Die Photographien derselben stehen neben der Ihrigen vor mir.

Mit dem herzlichsten Wunsch, daß Sie ein fröhlich Fest erleben und den besten Grüßen an Herrn H., Mutter und Kinder verbleibe ich

Ihr stets ergebenster Freund
Wilh. Busch.

Wiedensal 23. April 84.

Liebe Frau H.!

Wir freuten uns recht sehr, die Neffen und ich, als Ostern ein Brief von Ihnen ankam. Die Jungens hatten sich schon immer nach Ihnen erkundigt. Leider geben Sie uns gar keine frohen Nachrichten von sich; Sie sind krank und allein in Karlsbad. Aber Karlsbad ist ein Wunderbad. Ich hoffe fest und wünsche von ganzem Herzen, daß es sich, wie bei so vielen Anderen, auch bei Ihnen bewähren möge.

Hermann ist Sonntag wieder nach Holstein abgereist; er hofft Michaelis in's Stift nach Loccum zu kommen; etwa nur anderthalb Stunden von hier entfernt. Otto sitzt seit Montag wieder auf der Schulbank. Adolf wird heut in Tübingen ankommen, wo er sein zweites Semester antritt. — Es ist ein Behagen, zu sehn, wie diese jungen Leute mit so frischer Lust in die Welt hinaus wandern. Ist man erst über den Berg hinüber, wo's wieder hinaus geht, dann kann man sich nicht mehr viel Guts vermuthen. Ich schau auch nicht mehr so lustig drein, als dazumalen an der See. Der Bart wird grisselicht; die Nase beugt sich unwillig unter das Joch der Brille. Die einliegende Photographie, welche der Photograph sehr „geleckt" hat, bitt ich darnach zu corrigiren. — Das große althergebrachte Weltganze hat sich aber auch dies Jahr wieder frisch heraus gemacht. Seit einigen Tagen verdirbt aber ein scheußlich kalter Ostwind das Spiel. Die Rosen lassen auch die Ohren hängen.

Wenn's nur in Karlsbad gut Wetter ist, daß Sie viel ausgehen können? Die Neffen lassen grüßen, ebenso recht herzlich

Ihr Ihnen stets ergebener Freund
Wilh. Busch.

Wiedensahl 25. Juli 84.

Liebe Frau H.!

Meinen Dank für Ihren freundlichen Brief von Mitte Juni. — Ich möchte Ihnen nun auch mittheilen, wie es bei uns hier geht und steht. — Eigentlich wollt ich heuer nicht weiter hinaus; sondern gedachte so für mich in Garten, Feld und Wald herum zu spatzieren. Der Neffe Adolf hat einen Zug durch die Schweiz gemacht; von Tübingen aus; wird Anfang August in die Ferien kommen. Hermann und Otto wollten Holstein durchwandern. Diesen Beiden beschloß ich kurz und gut, mich anzuschließen. Mit Otto macht' ich vorher einen Abstecher nach Helgoland, dem rothen, graugestreiften, sonderbaren Felsbrocken in der Nordsee, wo der faule oder getrocknete Fisch durchweg den vorherrschenden Geruch verbreitet. Dann trafen wir Hermann in Lübeck; besuchten selbdritt ein paar holsteinsche Seen, Brutstätten der Mücken; umfuhren erst die Kieler Bucht, dann die Flensburger Föhrde; erfreuten uns an der Fernsicht von den Düppeler Schanzen aus; dampften nach Sylt hinüber und nach ein paar Tagen zurück; betrachteten den Dom in Schleswig und trennten uns schließlich in Neumünster; Hermann nach Rastorf, wo er noch bis September bleibt, Otto und ich nach Wiedensahl. — Lange, sehn Sie wohl, hat's nicht gedauert. — Während der Meerfahrt und am Strande von Sylt haben wir natürlich auch mehrfach unserer lieben H—ns gedacht. Hermann wie Otto haben mir Grüße an Sie aufgetragen. — Möchten Sie doch diese Zeilen bei guter Gesundheit antreffen. Das wünscht herzlich

Ihr ergebenster Wilh. Busch.

Wiedensahl 3. Nov. 84.

Liebe Frau H.!

Es freut mich von Herzen, daß Sie sich so gesund und heiter fühlen. Meinen Dank für die Photographie. Sie gefällt mir gut, obschon das kurze Haar etwas Befremdliches hat. Wenn ich die „grauen" auch nicht be-

wundernswert finde, so denke ich doch recht gelinde darüber, seit ich selber so viele davon habe; das heißt viele im Verhältnis zu dem höchst mäßigen Gesammtbesitz, den Bart außer Rechnung gelassen. Mutter Natur, welche dem Individuum zu seiner Ausstattung erst allerlei vorschießt, hält sich eben für verpflichtet, es für die gemeinsamen Fonds, woraus es geliehen, wieder zu reclamiren, wenn es, ihrer Meinung nach, lange genug her ist. So muß ich denn auch durch den Zwicker lesen; zum Beispiel die Wahlberichte, wonach es scheint, daß der Leute, welche wenig haben, zum Schrecken der Leute, welche mehr besitzen, mehr als zu viel werden.

Der Neffe Hermann ist nun in unserer Nähe, in Loccum, anderthalb Stunden von hier. Er kommt so alle Woche mal herüber, bei trocknem Wetter per Veloziped; ich hinüber per Stock und Stiefel. Adolfen denk ich nächster Tage mal in Göttingen zu besuchen und von da nach dem Dorf Ebergötzen, wo ich einige Kinderjahre verlebt, hinüber zu kutschiren, um die alte Klappermühle und meinen lieben alten Freund den Müller mal wieder zu sehn. — Neffe Otto in Bückeburg sowohl wie Adolf und Hermann tragen mir bei jeder Gelegenheit Grüße an Sie und die Ihrigen auf. —

Leben Sie recht wohl, liebe Frau H., und seien Sie überzeugt, daß ich stets bin und bleibe

Ihr ergebenster Freund

Wilh. Busch.

Wiedensahl 16. Febr. 85.

Liebe Frau H.!

Unsern vierfachen Neujahrswunsch werden Sie erhalten haben.

Bald nach Neujahr mußte ich nach Lüthorst, um meine alte Tante mit zu begraben. Mein alter neunundsiebenzigjähriger Onkel, ein Bruder meiner Mutter, sitzt nun ganz allein in dem großen stattlichen Pfarrhause. Es klang so hohl drin, und er that mir so leid, daß ich ihm zur Gesellschaft noch eine Zeitlang da blieb. Ich war neun Jahr alt, als ich bei ihm in Pension gegeben wurde. Die alten Leute gehn weg, und nun kommt man selber an die

Reihe. — Von Lünthorst mußt' ich dann zu meinem Bruder in Celle. Vor einigen Tagen bin ich wieder hieher zurückgekehrt. Und mittlerweile haben sich auch unsere Staare wieder eingestellt. Noch ein paar Wochen, so ist der Frühling da. Ich wünsche von ganzem Herzen, meine liebe Frau H., daß Sie sich gesund und zufrieden daran erfreuen können.

Der Neffe Hermann kommt fleißig von Loccum herüber; bei trocknem Wetter per Velociped. Adolf wird demnächst sein drittes Semester beschließen. Beide haben schon ganz stattliche Vollbärte. Otto arbeitet noch tüchtig in Bückeburg. Was Fleiß, Ordnung und Begabung anbetrifft, kann die Mutter schon ihre Freude dran haben und der Onkel auch. — Sie vergessen selten, sich nach Ihnen zu erkundigen. Sind doch die hübschen Tage von Borkum noch immer frisch in unserer Erinnerung!

Leben Sie wohl! und schreiben Sie bald mal wieder! Mit den herzlichsten Grüßen

Ihr

Wilh. Busch.

Wiedensahl 27. Juni 86.

Liebe Frau H.!

Ich danke Ihnen für Ihren freundlichen Brief! — Auch wir hatten hier einen wunderschönen Frühling, und habe ich daher schon viel in Wald und Wind herumgezeichnet. Ich war auf meine alten Tage auch noch mal tiefer nach Italien hinein; aber schon in Florenz hatt ich so überwältigend viel gesehn, daß ich Lust hatte wieder umzukehren, hätt ich nicht dem Lenbach versprochen gehabt, ihn in Rom zu besuchen. Hier wohnt ich dann auf's Fürstlichste im Palazzo Borghese, wo sich im ersten Stock ein hübscher Garten mit Lorbergängen und Fontänen befindet. Es war sehr kaltes und regnerisches Wetter, und wenn ich in Florenz eine Unmasse von Bildern in den Erinnrungskasten gepackt, so wurde nun hier auch noch eine Last von alten Steinen dazu geworfen. Herrlich, aber zu viel! Bin sehr befriedigt, aber reisemüde zurück gekehrt. So werd ich den Sommer hübsch zu Hause ver-

bleiben. Auch ist meine Schwester seit acht Tagen in Suderode a/Harz. Infolgedessen muß ich die Hütte hüthen.

Hoffentlich werden Sie an der See ein wünschenswerthes Wetter vorfinden und nur inzwischen mal einen Regentag, und dann, bitte, schreiben Sie doch mal. Die Neffen, wie ich, haben Sie stets in freundlicher Erinnerung. Otto, der grade per Velociped hier, läßt grüßen. — Leben Sie recht wohl, liebe Frau H.! Allen meinen herzlichsten Gruß.

Stets Ihr Wilh. Busch.

Wiedensahl 24. April 87.

Haben Sie vielen Dank, liebe Frau H., für Ihre freundlichen Wünsche zu meinem Geburtstage! Sowohl ich, wie meine drei Neffen, gedenken noch oft und mit Teilnahme an unsere liebenswürdigen Freunde von Borkum her und freuen uns stets, von Ihnen zu hören, vor allem, wenn Sie uns mittheilen, daß es Ihnen und den Ihrigen gut geht.

Hermann, der kurz vor Ostern in Hattorf am Harz mit Erfolg zur Wahl gepredigt, wird voraussichtlich noch vor Pfingsten seine interimistische Stelle in Bergen bei Celle verlassen, um seine neue Pfarre anzutreten, nachdem er zuvor Hochzeit gehalten. — Adolf geht morgen wieder nach Göttingen. — Otto hat Ostern sein Maturitätsexamen gemacht, wurde vom Mündlichen dispensirt, erhielt ein glänzendes Abgangszeugnis und bezog am vergangenen Donnerstage die Universität Tübingen, wo er ein Semester zu bleiben und nicht eben viel zu arbeiten gedenkt.

Leben Sie wohl, liebe Frau H.! — Mit den herzlichsten Grüßen

Ihr alter Freund

Wilh. Busch.

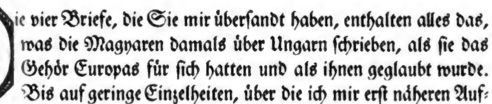
(Fortsetzung folgt)



Vier Briefe und die Antwort

Von Björnstjerne Björnson

Herr Redakteur!



Die vier Briefe, die Sie mir übersandt haben, enthalten alles das, was die Magyaren damals über Ungarn schrieben, als sie das Gehör Europas für sich hatten und als ihnen geglaubt wurde. Bis auf geringe Einzelheiten, über die ich mir erst näheren Aufschluß einholen mußte, kannte ich bereits alles. Aber indem ich im Begriff stehe, dieses abzusenden, muß ich einräumen, daß die Antwort ebensowenig wie die Briefe etwas Neues enthält. Aus diesem Grunde und mit Rücksicht auf den „März" schlage ich vor, daß beide Teile die Sache auf sich beruhen lassen. Um so mehr, als meine Dokumentierung mit dem, was sie nach sich gezogen hat, nur ein Vorpostengefecht war, das endete, als es die Aufmerksamkeit auf die Unhaltbarkeit der jetzigen Zustände gelenkt hatte. Und unhaltbar sind sie.

Mein Ziel war und ist: die Friedensfreunde Österreichs und Ungarns (und damit meine ich alle, die etwas tun wollen, um Frieden zu erreichen) zum Nachdenken darüber zu bringen, wie sie eine große Friedenspartei schaffen können, die aus Männern und Frauen der verschiedenen Völker in beiden Ländern zusammengesetzt ist.

Eine Friedenspartei, die zur Zeit der Erfüllung die Macht an sich nähme und ihr Programm realisierte.

Unter der „Zeit der Erfüllung" meine ich die Zeit, wo die mittelalterliche Tradition von Staat und Staatsleitung als Zwangsanstalt modernen Begriffen Platz zu machen beginnt und die nationalen Vorurteile den Wünschen nach Wohlstand und Glück weichen.

Ich glaube, ich kann die Verhältnisse am besten so zeichnen: Unter Segel auf stürmischem Meer Trugbilder für Land zu halten, ist gefährlich; aber Küstengrenzen für Trugbilder zu halten, ist noch gefährlicher.

Wenden wir dies auf die Großmagyaren an, so will es folgendes sagen: Mit Treubruch und Gewalt haben sie sich in Siebenbürgen und Kroatien zu Herren gemacht, mit ungerechter Wahlordnung und Verwaltung halten sie ihre Oberherrschaft aufrecht; aber wenn sie damit auf ein Großmagyarenreich loszusteuern glauben, so ist dies ein Trugbild, ein gefährliches Trugbild. Und wenn sie im entgegengesetzten Falle den Panslawismus für ein Trugbild halten, das sie auf ihrer Fahrt nach einem Großmagyarenreich durchsegeln zu können glauben, so wird ihnen dies zu gewissem Untergang. Der Panslawismus ist eine Naturmacht mit historischem Halt in altem Boden, in gemeinschaftlicher Sprache und mit gewaltigen Bundesgenossen; was aber ist das Großmagyarenreich?

Das Großmagyarenreich hat nie bestanden.

Aber die Magyaren waren immer die Leiter in Ungarn — oft darüber hinaus. Das können sie weiter sein, wenn sie von dem Trugbilde absehen und die Küstengrenzen respektieren. Selbst wenn sie sich in Zukunft mit einem freien Kroatien oder sogar mit einem südslawischen Reich vereinigten, würde ihnen immer kraft ihrer alten Herrschergewohnheit und ihrer seltenen Begabung für praktische Politik die Leitung anvertraut werden.

Aber hierfür ist die unumgängliche Bedingung: sie müssen ihre künstliche Majorität aufgeben und alle Kniffe, welche diese stützen; sie müssen in die Schule des unverfälschten Parlamentarismus eingehen. Dort müssen sie die Niederlagen ertragen, bis sie lernen, wie die Macht in gleichgestellten Verhältnissen gewonnen und erhalten wird.

Ich setze nämlich — im Gegensatz zu der großösterreichischen Partei — eine selbständige ungarische Staatsgruppe voraus. Daß diese und die österreichische einst zu einer werden, ist möglich, ja wahrscheinlich. Wir stehen am Beginn der großen Völkerbunde, die allein dem Krieg ein Ende machen können. Die kleineren folgen dann von selbst; denn die Kriegsfurcht war es, welche die scharfen politischen Grenzen schuf und aufrecht erhielt; mit der Kriegsfurcht fallen viele von ihnen. Nur die geistigen bleiben bestehen.

Aber dies sei die Sorge der kommenden Zeit.

Jetzt handelt es sich nicht darum, zwei Reiche zu vereinigen, sondern dem gefährlichen nationalen Streit zwischen beiden ein Ende zu machen. Hierin

besteht das zunächstliegende Ziel der Friedensfreunde, hier ist ihr fruchtbarstes Arbeitsfeld.

Lassen Sie mich dies an einem einzelnen Fall klarmachen. Da ich zurzeit in Italien lebe, war es natürlich, einen Irredentisten zu fragen: „Wenn Österreich dem italienischen Element volle Sprachenfreiheit, ja so viel Universitäten und Gymnasien gewährte, wie es errichten kann, — fiele dann nicht der Irredentismus von selbst fort?" „Ganz sicher", antwortete mir der Mann. Ich fragte weiter: „Würde dann noch eine Partei bestehen, die Triest zurückverlangte?" Die Antwort lautete: „Selbst jetzt denken ernsthafte Menschen kaum daran, Österreich seines natürlichen Hafens zu berauben; aber dann würde überhaupt kein verständiger Mann und keine verständige Frau daran denken."

Endlich fragte ich: „Würde es bei voller Sprachenfreiheit irgendjemand wunderlich finden, wenn die italienischen Repräsentanten Deutsch lernten, um diese Sprache auf dem gemeinschaftlichen Reichstag und für gemeinschaftliche Angelegenheiten zu benutzen?" Die Antwort lautete: „Die Leute, die Geschäfte mit Deutschland oder mit Ungarn oder mit sonst irgend einem von allen den Völkern in Österreich und Ungarn treiben, müssen ja jetzt schon von selbst Deutsch lernen."

In diesem Beispiel mit den Italienern liegt die Lehre, die ich eingeprägt haben möchte. Auf dem Wege der Freiwilligkeit erhält jedes Volk, was es sich wünscht, und die deutsche wird von selbst die Sammelsprache.

Nun flüstern die Deutschen mir zu: „Sagen Sie das nicht laut, denn sonst glauben die Menschen, daß der Pangermanismus draußen ist und fischt."

Aber ohne die Deutschen kann über diese Angelegenheit nicht verhandelt werden. Und die Deutschen drängen auch dazu, zu lernen, daß sie auf dem Wege der Freiwilligkeit alles erhalten, was sie gerechterweise wünschen können; oder richtiger: allein auf diesem Wege erhalten sie es.

Erhält alles Volk volle Sprachfreiheit für Schule, Kirche, Gerichtsverhandlungen, so findet sich die deutsche Sprache — ohne Gendarmen und Schulgesetze — von selbst ein. Die Völker wollen dies aus Notwendigkeit. Eine Sammelsprache müssen sie haben.

Der erobernde Pangermanismus mit seinem auf allen Feldern arroganten Wesen ist uns Germanen außerhalb Deutschlands (und zweifellos auch der großen Mehrzahl innerhalb Deutschlands) ein Ekel.

Aber der dienende Pangermanismus, der auf beiden Seiten des Atlantischen Meeres Brüder sucht, um dem Krieg ein Ende zu machen, und der innerlich die verschiedenen Völker, welche Platz auf der gemeinschaftlichen Erde bekommen haben, vereint, — der ist ein Schutzheiliger, der ist der Segen Mitteleuropas.

Dies ist meine Antwort auf die vier Briefe. Wollen deren Schreiber sich damit begnügen?

Gebrüder Orgler

Erzählung von Hans von Hoffensthal

(Fortsetzung)

Dreimal schon in zehn Jahren hatte er Tirols Täler, den Flüssen entlang, auf und ab durchwandert. Da wandte er sich dem Ausland zu, zog gen Westen in die Schweiz, bis eine fremde Sprache ihm Halt gebot, und kam dann über den Bodensee nach Bayern. Zwei Erlebnisse aus dieser Wanderzeit verdienen Erwähnung. Unweit Kempten schloß sich ihm ein lustiger Drechsler an, der in die Absonderlichkeit seines Genossen wahrscheinlich bald Einblick bekam, aber seine Gutmütigkeit ausnützte, sich über ihn lustig machte und ihn jämmerlich betrog. Es war ein blutjunger Bursche aus Innsbruck, der durch Gottliebs Bruder, den Schreiner, von der Familie gehört hatte und später, einige Monate darauf, bei seiner Rückkehr Gottliebs Mutter besuchte und ihr vom Muttergottessucher erzählte. Freilich, daß er ihn übers Ohr gehauen, verschwieg er.

Das war die erste Kunde, die die alternde Frau von ihrem verloren geglaubten Jüngsten erhielt. Er selbst schrieb nie, kümmerte sich auch sonst in keiner Weise um die Mutter, an der er als Knabe mit so zärtlicher Hingabe gehangen, sondern schien sie völlig vergessen zu haben, als wären alle Erinnerungen an seine Kindheit und an die, die sie behütet, in ihm ausgelöscht und zerstört. An seine Brüder — einen ausgenommen — dachte er noch weniger. Der Schreiner, der das Jahr darauf starb, hatte für ihn immer nur ein Achselzucken gehabt, und die beiden anderen, die ihr Brot auswärts verdienten,

waren so selten ins Haus gekommen, daß die Erinnerung an sie auch bei einem weniger mit sich selbst Beschäftigten kaum lebensfähig gewesen wäre. An Bruder Joseph jedoch, den Bibelleser, dachte er viel und oft. Der hatte auch wie er die ganze Jugendzeit zu Hause versessen und ihm, dem Jungen, nie Spott und Verachtung, sondern allezeit eine, wenn auch herablassende, Freundlichkeit entgegengebracht. Je mehr Jahre sich zwischen seinen Abschied vom Hause und der Gegenwart schoben, desto ausgesprochener gewann die Erinnerung und das Gedenken an Joseph veränderte Formen. Erst schien ihm der Bruder darum vertrauter und besser als die übrigen, da er der einzige gewesen, der außer der Mutter ihm gut und verständig begegnet war. Später — es entwickelte sich diese Umwandlung, diese Fälschung der Erinnerung ganz unmerklich und allmählich — kam es ihm vor, als sei Joseph gleich ihm mit einer Botschaft und Aufgabe von oben ausgestattet, die ihn über die anderen, „die nur zum Essen da seien," bedeutungsvoll erhob. Er gewann vorderhand noch keine Klarheit, worin wohl des Bruders Sendung bestehen könne, doch legte er sich mit der Zeit zurecht, daß diesem wohl die Rolle eines Propheten verliehen sei, eines mächtigen Predigers, der den schwanken Glauben des Volkes wachriefe und dieses für die Freudentage des Gottessohnes vorbereiten helfe, den er, Gottlieb, der Welt schenken werde. Und allmählich gewann diese noch undeutliche Vermutung bei ihm Sicherheit und ward zur Überzeugung. Und mit ihr kam zu seiner Hoffnung, die Mutter des Gottessohnes zu finden, noch die, den Verkünder desselben in seinem Bruder irgendwo zu begegnen.

Die Erfüllung beider Hoffnungen ließ auf sich warten. Er suchte und wanderte weiter, und immer wieder zeigte ihm eine Enttäuschung ihr höhnisches Lächeln.

Vor München geriet er wandernden Spaßvögeln in die Hände, die gleich, nachdem sie von seinem Ziele erfahren, mit dem Harmlosen ihren Unfug beschlossen. Sie gingen mit ihm zur Stadt, und während ihn die einen in einer Schenke zurückhielten, brachten die anderen ein junges Frauenzimmer, das sie ihm als die so sehnlichst gesuchte Maria vorstellten. Das Mädchen, eine liederliche, kaum neunzehnjährige Dirne mit Kinderaugen, die gegen Belohnung mit dem Spaße wohl einverstanden war und noch ihrerseits daran Gefallen fand, ging auf die freudige Überraschung des Glaubensseligen mit Komödiantengeschick ein. Sie versicherte ihm, daß sie durch Auftrag von

oben bestimmt sei, Gottes Mutter zu werden, und bis heute auf ihn gewartet habe, um den Gottessohn zu empfangen.

Der Ahnungslose glaubte. Er umarmte die Dirne mit Tränen in den Augen und sprach in der Gaststube, in der außer den Schelmen niemand war, mit gerührter Stimme einen warmen Dank zum Himmel, sein Ziel erreicht zu haben.

Die Spaßvögel am Tische sahen sich an, verbissen ihr Lachen und freuten sich der Dinge, die noch bevorstanden. Es kam noch vergnüglicher, als selbst die Phantasie des Hoffnungsvollsten es sich ausmalte. Denn als die Dirne Gottlieb in eine Stube zog und ihn dort mit ihren gewöhnlichsten Verführungskünsten bedrängte, zeigte es sich, daß „Gott Vater" von den Vorgängen, die zur Zeugung eines dritten Wesens nun einmal unerläßlich sind, weder Kenntnis noch die geringste Ahnung hatte. Er war darin ein unverdorbenes Kind.

Die Entrüstung, die der Gefoppte „dem ruchlosen Geschöpfe ob ihrer Schamlosigkeit" entgegenhielt, erheiterte sowohl die Dirne, als auch bei der Wiedergabe seines Verhaltens ihre Auftraggeber zu Tränen. Es muß freilich ergötzlich gewesen sein, wie er die „Leichtfertige" von sich schob und über die „Teufelsversuchung" eine Flut von Verwünschungen sprach. Wie sehr er in Zorn geraten, konnte jeder Besucher erfahren, der von dem Einsiedler im Ahrentale dieses Erlebnis hörte.

An München bewahrte er überdies noch eine andere schlechte Erinnerung. Denn dort hatte ihn die Polizei unermüdlich gestellt und ihn der Stadt verwiesen.

Enttäuscht durch den Streich, den man ihm gespielt, verschüchtert, zog er gegen Nürnberg, als ihm auf einmal eine Stimme aus stiller Nacht kam, die ihm auftrug:

„Du sollst heimkehren und in der Einsamkeit dein Leben führen. Dort wird dich Gottes Mutter finden."

Einen Monat später bezog er die Ahrentaler Höhle — — —.

Die ersten Jahre ging es ihm gut. Das wenige, dessen er zum einfachen Unterhalt bedurfte, verschaffte er sich durch Betteln in den umliegenden Höfen, auf denen gute, mildtätige Bauern saßen. Als die nichts mehr gaben, dehnte er seine Streifereien aus, nach Patsch oder gegen Igls, wo in den Sommer-

monaten zahlreiche Fremde die Seltsamkeit des Bittenden mit einem Almosen belohnten. An Sonn- und Feiertagen kroch er auch den Wald hinauf zur Straße, die von der Stadt nach Igls führt, und erntete dort durch seinen Gesang, zu dem er sich begleitete, genug Kupfermünzen in seinen Hut. — Später, als das Gerücht von seinem Einsiedlerleben sich herumsprach, bildeten auch die häufigen Besucher für ihn eine Einnahmequelle. Er zeigte mit Freude die Einrichtung seiner Höhle, in der er auf Reisig und trockenem Laub sein Lager aufgeschlagen hatte, und erzählte, während er seinen Mehlbrei über dem Harzfeuer kochte, von seinem Leben.

Von seiner Sendung, die ihn aus dem Elternhause durch die Welt und zum Ende hierhergetrieben, sprach er nicht zu jedem. Denn da er so oft enttäuscht worden war, eröffnete er sich nur solchen, denen gegenüber er das Vertrauen empfand, daß sie ihn weder belächelten noch verhöhnten. Diesen aber verhieß er, verzückt und hingerissen von der eigenen Darstellung, die Nähe des Gottessohnes, der nun bald den Menschen geschenkt werde, und sprach davon, wie sein Bruder, einem flammenden Herolde gleich, aufstehen werde, um das Glück dem Volke zu verkünden.

* * *

Wieder ging der Herbst über die Höhen und warf seine starken Flammen in die Wälder, daß sie in bunten Feuern standen. Die Birken brannten lichterloh, die Lärchen in mattem Glimmen, die Buchen aber leuchteten wie große, dicke Fackeln aus dem schweren Grün der Fichten. Die Dämmerung aber schattete schon früh, alles Leuchten hob sich aus den Kronen und schwamm im Westen davon. Und in so mancher sternenklaren Nacht rangen alle Bäume, Mann für Mann, stöhnend gegen einen zornigen Sturm, der sie schüttelte und bog.

Einige Wochen später kam die Traurigkeit des Vorwinters. Die Herbstfeuer waren erloschen, alles Laub war verbrannt oder trieb versengt im Winde. Kahles, wirres Geäst hob sich verzweifelt gegen einen trüben, matten Himmel, und eine Nacht darauf — im Frühgrauen — fiel zögernd feuchter Schnee. Nun wandte sich das Wetter. Stahlharter Frost begann zu herrschen, verschüchterte die Tiere, erstickte den Quell und riß meterlange Sprünge in den Boden. — Es war der kälteste Winter seit Jahren.

Ein paar Tage lang kämpfte Gottlieb mit der Kälte und harrte aus. Gottes Mutter könnte doch noch kommen. Als aber seine Vorräte zu Ende waren und die Not sich an sein Lager hockte, verließ er die Höhle. Meterhohe Schneewehen querten den Weg. Nein, wenn es so war, dann würde Maria nicht zu ihm kommen können. Für dieses Jahr müßte wohl die Hoffnung ruhen. Mühselig watete er durch den Schnee hinaus in die Stadt.

Er sah heruntergekommen und verhungert aus, schleppte sich bettelnd von Tür zu Tür und fiel, da er erschöpft und seiner sonstigen Vorsicht nicht mehr eingedenk war, bald einem Polizeimann in die Hände, der ihn zur Wache brachte. Da er fieberte, übergab man ihn dem Spital. Er lag einige Wochen auf der internen Abteilung, genas zwar bald, wurde aber, da er noch schwach und entkräftet und der Belegraum der Abteilung beschränkt war, dem Armenhause übergeben, in dem er blieb.

Er war der jüngste in diesem stillen, alten Hause, in diesem Friedhofe so vieler flügellahmer, ermatteter Hoffnungen. Eine sonderbar gepreßte, resignierte Atmosphäre herrschte in allen Räumen, in denen es überall ein wenig dumpf, ein wenig muffig roch, so als wäre da auch die Luft, wie alles andere, was hier war und auf ein Ende wartete, müde und verbraucht und abgenützt. Die Blumen, die an den niederen Fenstern standen, sahen alle recht kümmerlich und dürftig aus und ließen ihre Köpfe traurig hängen. — Im ganzen Hause war es überall still. Nur zuweilen ging ein schlürfender Schritt über einen Gang, aus einer Ecke kam ein kleines Seufzen von einem, der über dem Kalender eingenickt war und nun im Traum noch sein mißratenes Leben betrauerte.

Barmherzige Schwestern versahen die Insassen und die Wirtschaft. Sie waren selbst sehr still, und die meisten hatten wohl schon die Freiheit völlig vergessen. Sie taten ihre Arbeit in den Zimmern und in der Küche, still geduldig, mit viel Ergebenheit, und lebten einen stumpfen Gehorsam gegen strenge Gebote, die wie schwere, eiserne Tore vor ihrer erträumten Seligkeit standen.

Dem Neuankömmling begegneten sie besonders gut. Sie übersahen weder seine große Güte und Gefügigkeit, die den Verkehr mit ihm leicht machten, noch seine Bereitwilligkeit, ihnen bei der Pflege der hilflosen Zöglinge an die Hand zu gehen.

Und Gottlieb wurde bald der Freund aller. Er half den Schwestern, wo er nur konnte, trug das Essen, reinigte die Zimmer und bereitete jedem, der es

bedurfte, und jedem Neuankommenden das Bad. Seiner Demut war keine Arbeit zu gering, keine Last zu schwer. Er wurde auch nie müde. Denn seine Hoffnungen waren noch nicht gebrochen, wie die aller anderen, und sein Tag, sein großer Tag, würde schon kommen.

* * *

Kennt ihr Innsbruck? Nein? Nun, es tut wenig zur Sache. Derjenige, der die freundliche Stadt einmal gesehen hat, wird sich gewiß der Maria-Theresien-Straße erinnern, und dem, der nie dort war, kann ich von diesem Zentrum der Stadt nicht allzu schwer eine Vorstellung geben.

Die winkeligen Häuser der Altstadt machen hier plötzlich halt und ducken sich in der Bescheidenheit ihres unansehnlichen Aussehens noch mehr unter die vorspringenden, vielfach gegiebelten Dächer. Und aus kleinen, spiegelnden Augen sehen sie neugierig und ein wenig mißbilligend hinaus auf den Platz und die blanken hohen Neubauten, denen schon die neue Zeit Pate gestanden.

Breite Gehsteige folgen der leichtgekrümmten Häuserfront. An Werktagen flutet eine Menge von Emsigen hin und her, die ihren Geschäften nachgehen und nicht Zeit haben, einem flüchtigen Gruße mehr als ein paar eilige Worte hinzuzufügen. Völlig verändert ist das Bild am Sonntag. Da geht das feiernde Volk, rastende Bürger und festlich geputzte Ladenleute, in behaglicher Zufriedenheit auf und nieder. Sie haben ihre besten Kleider an, lächeln in ihrem Staate glücklich und nicht wenig stolz einander zu und freuen sich behaglich, gesehen zu werden und zu sehen.

So ist es einen Sonntag wie den nächsten, und am Sonntage, von dem ich erzählen will, war es nicht anders.

Vielleicht, daß damals — es war im Mai — noch mehr Leute am Platze waren, als gewöhnlich. Denn da nach einigen Regentagen sich wieder blauer Himmel über das Tal wölbte, trat nun ein jeder, der nur konnte, vor die Türe und ging in der frohen Sonne auf und ab, um den hellen, freundlichen Tag zu genießen.

Es mochte vielleicht elf Uhr sein, als in der Nähe der Annastatue, die in der Mitte des Platzes von ihrer Barocksäule herabsieht, ein leichtes Gedränge entstand und es aussah, als blieben die Bummler, die gerade dort waren, um einen Mittelpunkt, der sie zu interessieren schien, stehen. Ging man näher

hinzu, so sah man, daß allmählich die Bewegung des ganzen promenierenden Volkes dahin strebte und dort in einem immer wachsenden Menschenknäuel verebbte. Bald war die Ansammlung derart, daß die Bürgersteige zur Rechten und Linken wie vereinsamt schienen, und nur da und dort hastete ein verspäteter Neugieriger der gestauten Masse zu.

Mehr und mehr entstand in der Mitte der dichtstehenden Gaffer eine Lücke, die sich mählich zu einem Kreis rundete. Die Leute wichen ein wenig zurück, drängten dabei an die Hintenstehenden, wurden wieder gedrängt, und schon fiel hie und da ein leises Schimpfwort, ein kurzer Fluch.

Was war zu sehen?

Im Mittelpunkt des Kreises, den die Neugierigen umdrängten, stand ein Mann in hellgrünem Pilgerrocke, den er mit einem Hanfseile gegürtet hatte. Die bloßen Füße staken in Sandalen, das rotbehaarte Haupt war entblößt, und der Pilgerhut hing an einem roten Bande über seinen Rücken.

Der seltsame Gast predigte — —.

Das Murmeln der Umstehenden war indes noch zu laut, als daß man ihn verstanden hätte. Aber folgendes war zu sehen.

Während er sprach — er tat das mit leicht zurückgeneigtem Kopf — stach sein rötlicher Bart wie ein Keil in die Luft. Die Finger der hoch erhobenen Hände hielt er nach unten gespreizt, als sollten sie gleich Pfeilen in die Menge fahren. Seine Augen, aus denen lebhafte, rasch prüfende Blicke sich lösten, waren blaß, blau, von der Art solcher, deren schmeichelndem Banne selbst Männer endlich sich ergeben. Hob sich seine Stimme, die festgefügt, stark und tönend war, so lag das unstet gleitende Spiel der Blicke still. Da schien es, als wäre die ganze Macht des Ausdruckes, der seinen Blicken eignete, aus den Augen geschwunden, um belebt durch den Klang der Worte, voll und beredsam in die Sprache auszuströmen.

Die ersten Worte seiner Rede waren in der Unruhe der Zuhörer erstickt. Jetzt aber verstand man, was er verkündete:

„Ich bin als Gottessohn gesandt, um euch zu erlösen. Frohlocke, Volk, und beuge deine Kniee. Jesus steht vor dir."

Ein Gelächter, das neben ihm aufschlug, reizte ihn, daß er sich dem Frevler zuwandte.

„Ruhe, du Höllensohn, Kind des Widersachers und des Teufels."

Der Getroffene wurde rot und versteckte seine Verlegenheit hinter einem spöttischen Lächeln. Die meisten lächelten belustigt, darunter auch solche, die sich des ernsten Eindruckes, den der von seiner Sendung überzeugte hervorrief, nicht entziehen konnten. Aber sie blickten erheitert und spöttelnd, da sie sich vor den anderen genierten, nicht spöttisch zu erscheinen. Die Gassenbuben, die sich an die vordersten Plätze gedrängt hatten, höhnten laut. Nur wenige Einsichtige unter den älteren Herren und Frauen, die den Ernst der Sache nicht übersahen, blickten mitleidig auf den Eiferer.

Der war durch ein neuerliches Gelächter, das hinter seinem Rücken im Chore sich breit machte, in Zorn geraten und gerade daran, die Lästerer niederzudonnern, als ein Polizeimann auf ihn zutrat. Der allgemeinen Beachtung sicher, der Bedeutung seines Amtes übermäßig und dünkelhaft bewußt, gab sich der Uniformierte das Aussehen eines gewiegten Sachverständigen, dem seine Routine auch in diesem so ungewöhnlichen Falle zur Seite stehen würde. Aber er hatte sich verrechnet. Denn die barsche Aufforderung, „still zu sein und zur Wache zu folgen," brachte den Prediger nur in gesteigerte Erregung und zog eine Flut von Verwünschungen, die jedesmal ein belustigtes Lachen der Umstehenden zur Folge hatte, nach sich. Erst als ihm Kameraden zu Hilfe kamen, gelang es, den Widerstrebenden vor den Kommissar der nahen Wache zu bringen, nicht ohne daß der erste Wachmann ein paar tüchtige Hiebe auf seinen Kopf bekam.

Aber auch der Kommissar erlebte keine Freude. Durch jede Affäre, die, ohne Gelegenheit zu einer Auszeichnung zu geben, durch irgendeinen Grund die formularmäßige Erledigung erschwerte, gelangweilt und geärgert, begann er kühl und von oben herab mit dem Fremdling das Verhör. Es führte zu nichts. Denn der überhörte die Fragen und überhäufte sein Gegenüber und die Polizisten, die ihn hielten, mit derben Flüchen. Die erst so selbstbewußte Sicherheit des Kommissars wich jetzt der peinlichen Empfindung, vor seinen Unterbeamten nicht respektiert zu werden, und seine klägliche, beklommene Stimmung schwand erst dann, als er sich entschloß, das Zeichen zum allgemeinen Gelächter zu geben.

Als ihm damit genug schien, bestimmte er: „Es ist ein Kranker, zwei Mann mit ihm an die Klinik."

Der Pilger wurde dahin gebracht und vom Assistenten empfangen. Der

ließ die Beschimpfungen des Erzürnten ruhig über sich ergehen, ohne eine Miene zu verziehen, gab Auftrag, ihm nach dem Bade andere Kleider zu geben, und unterhielt sich dann über eine Stunde mit dem neuen Gaste, um die Krankengeschichte aufzunehmen. (Schluß folgt)

Die Forum-Szene / Von Karl Kraus

(Eine Harden-Erinnerung)

Wenn Deutschlands Genius ein Cäsar ist, dessen großes Herz brach und dessen Leichnam noch von den Wunden blutet, die die Verräterwaffe ihm geschlagen hat, so ist einer da, der auf offenem Forum sich mit dem löcherigen Mantel einer toten Pracht drapiert. Einer, der mit kaltem Pathos, aufgewärmten Reminiszenzen und einer Gebärde der Innerlichkeit, die Steine verhärten und Gehirne erweichen könnte, immerzu „ausspricht, was ist“. Einer, der beinahe das Vaterland gerettet hätte, dessen publizistisches Programm jedoch lautet: „Nun wirk' es fort — Unheil, du bist im Zuge, nimm welchen Lauf du willst!“ Einer, der sich als Vollstrecker eines politischen Testaments aufspielt, die Verschwornen ein Grüppchen nennt und den Brutus und Cassius bloß nachweisen kann, daß sie ehrenwerte Männer sind. Aber keinen Augenblick lang wäre das Volk von Rom im Banne eines Mark Anton gestanden, der den Vorwurf politischer Zweideutigkeit durch die Behauptung hätte stützen wollen, daß sie alle, alle normwidrig sind, und daß zumal Portias Bettgenoß in schwierigen Lagen seinen Mann nicht gestellt hat. Er hätte sich mit diesem Versuch in den Augen des letzten Plebejers gerichtet, er hätte den ganzen Kredit eingebüßt, den ihm die Erinnerung verschaffen mochte, daß Cäsar ihm am Lupercusfeste dreimal ein Vanilleneis angeboten hat. Und im günstigsten Fall konnte er sich nur durch eine undeutliche Ausdrucksweise den Folgen seines Wagnisses entziehen. Wenn er etwa begonnen hätte:

Mitbürger! Freunde! Nachfahren der im Tiberbezirk von der Wölfin Gesäugten! hört mich an! Cäsarn in die Grube zu senken, nicht mit blinken-

der Rede ihm seines Wirkens bleibende Spur zu zeichnen, bin ich vor euch, die der Volkheit Wollen eint, getreten. Was Menschen übles tun, trägt ins Gedenken noch die Viruskraft, wenn mit dem längst verdorrten Leib frommen Handelns Erinnerung die Scholle fühllos deckt. (Fühllos? Die im Frühlenz Erneute läßt menschlicher Kurzsicht den mit leiser Tröstung sänftigenden Kinderglauben der Wiederkehr). So sei es auch mit Cäsarn! Der edle Brutus hat euch, da er mit flinkem Finger den Schwichtigunggrund gefunden wähnte, gesagt, daß Herrschsucht ihm, der gleißende Wurm, am Ziel noch ungesättigt, aus dem Auge sah. Wenn dies erweislich wahr ist, kein Rügewort könnte den sichtbaren Fehl so schmerzvoll treffen, wie er's trotz einem Tag vor Tag an die res publica gebundenen Daseinsinhalt verdiente. Und das grause Ende, das diesem Leben ein Grüppchen der vom Volk Abgeordneten bereitet hat, würde auch den im politischen Handlungdrang noch nicht völlig gewirrten Sinn ein von Dike selbst befohlenes Werk dünken. Hier, mit des Cajus Titus Ämilius Marcus Brutus Willen und der Andern (denn Brutus ist, soweit das Urteil der im Geltungbereich der Sitte Wohnenden zum Ansehn hilft, ein der Ehren, die in der Siebenhügelstadt auch geringern Könnern heut die Stirn beglänzen, werter Mann; und neben ihm, mit ihm, sind alle, die gleiches Hoffen bindet, gleicher Erfüllung wert) — —

Zwischenrufe: „Das Testament! Das Testament!" wären schon an dieser Stelle laut geworden. In dem losbrechenden Lärm versucht Redner vergebens, sich unverständlich zu machen. Man merkt nur, wie er sich um die kürzeste Bezeichnung der Stadt Rom herumdrückt, und hört eine Geschichte von der dem Hirtengott bereiteten Wolfsfeier, worunter das bekannte Lupercusfest gemeint sein will. Endlich verschafft er sich Ruhe, nennt Cassius einen stillen Mächler und behauptet, daß das Plänchen zur Beseitigung Cäsars von Männern geschmiedet sei, die diesen Namen nicht verdienen, weil ihnen ein kränkliches Wesen eigne, und die politisch gefährlich seien, weil sie, denen der Willenskanal doch nicht völlig verstopft ist, auf ihren warmen Plätzchen flink ein Weltrühmchen erhaschen möchten. Da diese Anspielungen niemand versteht, halten alle den Redner für den Retter des Vaterlands und ahnen nicht, daß eine enttäuschte Frau hinter ihm steht, eine von jenen, die in der Politik schon einmal ohne Dank sich betätigt haben, als sie nämlich das Kapitol retteten. Darum entschließt sich Mark Anton zu einer deutlicheren

Sprache. Von einem der römischen Feldherren wurde offiziell zugegeben, er habe seinen Burschen Lucius „unzüchtig berührt". Solch beschönigender Darstellung gegenüber hält er es für seine Pflicht, nicht nur anzudeuten, sondern auszusprechen, was ist, und nachdem er in Parenthese bemerkt hat: „Nur berührt? Er hat ihn geküßt und versucht, ihm den Chiton herunterzureißen", bekennt er sich zu einer Tat, auf die ein Repräsentant der Kultur seines Volkes wahrhaft stolz sein kann: „Mein Handeln hat das Verfahren gegen die Mißbraucher der Dienstgewalt, die Verführer junger Soldaten erwirkt. Durch Zeugen, die ich dem Gericht, als es mich vorlud, genannt habe, ist die Überführung gelungen. Von Dankbarkeit habe ich nichts gespürt." Und leicht sei es ihm nicht geworden. Der Gedanke an das Schicksal dieser Männer (Männer?) ließ ihn „manche Nacht im Fieber", das man ursprünglich für eine Begleiterscheinung der Pleuritis hielt, „durchbeben; der grause, nie völlig wieder aus dem Hirn zu tilgende Gedanke, Menschenglück getötet, Kindern das Bild des Vaters verleidet zu haben. Doch mußte es sein. Quae medicamenta non sanant, ferrum sanat" ... Das Volk von Rom merkt sofort, daß man es hier mit einem Willensmenschen von säkularer Größe zu tun habe, der aus freiem Antrieb die ganze Arbeit zu leisten imstande ist, für die ein Staatsanwalt bezahlt werden muß. Er kann sich gar nicht genug tun in der Anerkennung seines Verdienstes, in zwei flagranten Fällen ein Vergehen gegen das Strafgesetz nachgewiesen zu haben, nachdem in so vielen anderen Fällen bloß ein schäbiges normwidriges Empfinden und kein ausgewachsenes normwidriges Handeln an den Tag gekommen war. „Daß zwei, die allzu lange auf fast unnahbar hoher Stelle gestanden hatten, vernichtet werden konnten und allen Soldaten von berufenen Warnern jetzt die Lebensgefahr der Männerlockung, Männerpaarung gezeigt wird, habe ich bewirkt!" — —

Fünfzehn Jahrhunderte später rief Hutten: „Ich hab's gewagt!", aber durch die Zeitalter schwoll das Pathos der sittlichen Überzeugung dermaßen an, daß es sich schließlich bei einem Berliner Publizisten, der sich sonst nur auf den alten Bismarck zu berufen pflegte, im Ausruf Luft machte: „Schon der alte Gehlsen hat gesagt, der Graf L. habe widernatürliche Unzucht mit Männern getrieben." Deutschland stand damals auf der Höhe der kulturellen Entwicklung, die christliche Moral hatte seit der Pilatusfrage nach der

Wahrheit ungeheure Fortschritte gemacht und war endlich bis zur Suche nach dem „Erweislich Wahren“ im Geschlechtsleben des Nebenmenschen gelangt. Es war der Weg, an dessen Anfang die Worte „Es ist vollbracht!“ und an dessen Ziel die Worte „Es ist erreicht!“ standen.

Das lateinische Extemporale

Von Arthur Bonus

(Arthur Bonus, den unsere Leser ja kennen, hat ein Buch „Vom Kulturwert der deutschen Schule“ geschrieben. In ihm findet sich der Passus: „Das einfachste und gründlichste Mittel wäre, daß man unsere altklassischen Pädagogen zusammentriebe auf irgendeinen pädagogischen Karmel, einen Teutoburger Wald, und sie allda schlachtete, wie Elias die Priester der toten Götter.“ Dieser blutrünstige Vorschlag hat einen klassischen Philologen aus Berlin (E. Grünwald) unter dem Titel „das Strafgericht im Teutoburger Wald“ zu einer Satire gegen „Arthur, den Guten“ getrieben, die in den „Basler Nachrichten“ erschien und lustig zu lesen war. Leider ist die Satire zu umfangreich, als daß wir sie hier wiedergeben könnten. Sie hat aber Arthur Bonus so gefallen, daß er sich zu einer Fortsetzung in gleicher Form entschloß, die zugleich seine Antwort auf den in der Satire verspotteten Angriff gegen die altklassischen Philologen bedeutet. Wir bringen diese Satire von Arthur Bonus um so lieber, als wir seinen Standpunkt teilen. Zum Verständnis unserer Satire genügt, daß E. Grünwald im Traume der Schlachtung im Teutoburger Walde beiwohnt, erwacht, sich mit einem Bindfaden aufhängen will, „mit dem der Buchhändler die letzte zu rezensierende Sendung von Schriften zur Schulreform verschnürt hatte“, aber durch die Einladung zur Versammlung der Freunde des humanistischen Gymnasiums in Basel und durch seinen Jüngsten an der Tat verhindert wird, der freudestrahlend berichtet, er habe das beste lateinische Extemporale geschrieben.

Die Redaktion)

„Wie sollte es auch anders sein,“ murmelte Silvester der Grüne vor sich hin, als er sich von dem gehabten Schrecken über den Traum und von dem gehabten Entzücken über das Extemporale gleicherweise erholt hatte, „die

klassische Gymnasialbildung ist ja nicht von heute. Zwar ist zuzugestehen, daß Lessing, Goethe und Schiller, die Unglücklichen, sie noch nicht genossen hatten, woher sich auch die oft bemerkten Unzulänglichkeiten ihrer Werke erklären — aber seitdem haben wir drei Generationen Idealismus und typische klassische Kunst getrieben, wie sollte es nicht gelungen sein, mit soviel Schweiß endlich einen guten Kern einzusenken!"

Silvester der Grüne erhob das Haupt; er fühlte es wie neue Zuversicht in sich aufsteigen. „Es war ein Traum!" sagte er mit Befriedigung, „die Wirklichkeit zeigt uns in allem das Gegenteil. Es wächst ein junges Geschlecht auf, das freudestrahlend die besten Extemporales schreibt, obwohl es nur Mittelschlag ist. Allerdings hat es bis in die allerletzte Zeit hinein unglückliche Einzelne gegeben, die die Wohltat dieser Erziehung nicht genossen haben, wie Gottfried Keller, Hebbel, Gerhard Hauptmann, oder sie nur mit Widerstreben und wenig Erfolg genossen, wie Bismarck, Liebig, Böcklin. Aber im großen und ganzen ist nun doch dafür gesorgt, daß solche geistige Krüppel mehr und mehr unmöglich werden.

Freilich, wir haben es nicht leicht gehabt, sind uns doch aus unsern eigenen Reihen Verräter erwachsen, wie der Philologensohn und selbst Philologe Lagarde, der uns die „Berechtigungen" nehmen wollte, jene Monopole, welche verbürgen, daß nur echter klassischer Geist zu Amt und Brot oder militärischen Erleichterungen gelange, welche dadurch den stetig wachsenden Idealismus in unserer Entwicklung garantieren und damit zugleich, daß das Latein seinen Mann in alle Zukunft hinein ernähre (so daß er nicht, wie ich in dem unseligen Traum, sich wegen mangelnder Existenzmittel an einen Bindfaden zu hängen braucht).

Oder gar wie jener Musterschüler der Schulpforta Nietzsche, der uns vorwarf, wir verstünden gar nichts von den Griechen, ihrem Wesen und ihrer Erziehung! Sagte er nicht sogar, wir könnten weder uns „schön und stolz bewegen wie sie, ringen, werfen, faustkämpfen wie sie," noch auch nur ihre Sprache wirklich sprechen? Als ob nicht dieses gerade unser Ruhmestitel ist, daß wir mit irgendeinem äußerlichen Können nichts zu tun haben, sondern uns ganz auf den Idealismus der Gesinnung konzentrieren, aus dem mit Naturnotwendigkeit typische klassische Kunst wachsen muß und vor unser aller freudestrahlenden Augen auch wächst."

Silvester des Grünen Brust hob sich höher: „Denn haben wir nicht“, fuhr er fort, „hier in Berlin eine ganze Allee davon?“

In was für Baracken barbarischer Konstruktion hausten noch die Zeitgenossen Winckelmanns und Goethes, die noch erst sehnsüchtige Propheten und Vorläufer des Zustandes waren, den wir nunmehr so glänzend erreichten! Man wandle unsere Friedrichstraße entlang, wie reiht sich da eine edle klassische Einfachheit an die andere! Man schreite unserm neuen Dome entgegen, wie schlägt er in seinen edlen Massen die ringsum stehenden vorgymnasialen Stümpereien der Schlüter und Schinkel allein schon durch den Umfang! Herrschen nicht vom Kaiserthron bis in die langgestreckten Zeilen der Arbeiterhäuser hinein ganz offen die ewigen Gesetze der Ästhetik? Von der edeln Einfalt der Sitten will ich ganz schweigen, es liegt vor jedermanns Augen, wie sie zunimmt. Wahrlich die tiefe innere Begeisterung für klassische Bildung, mit der man aus allen Ständen des Volkes heraus auf die Gymnasien drängt, ist zu verstehen! Gab es je ein Zeitalter, in dem der uneigennützigste Idealismus mit solcher elementarer Gewalt ein ganzes Volk ergriffen hätte? Wie stolz ist selbst der Milchjunge, dem es mit der Klassik nicht gelang, wenn er uns das „panis, piscis, crinis, finis“ hersagen kann! Ich war gerührt, als ich das neulich hörte.“

Silvester der Grüne fühlte sich nunmehr ganz frei und stolz. Er sah sich siegesgewiß um. „Was wollen sie eigentlich?“ sagte er, „hat denn nicht durch alles dies das Gymnasium allmählich sein Existenzrecht bewiesen? — und übrigens,“ fügte er mit bedeutendem Lächeln hinzu, „wenn man von der Unnützlichkeit der klassischen Studien spricht, sollte eine Uneigennützigkeit, deren innerer Wert sich in klingende Gehälter umrechnen läßt, wirklich so ganz unnützlich sein?“

„Was also wollen diese Reformer?“ murmelte Silvester vor sich hin, „und was wollen sie mit ihrem Stichwort vom grünen Wald als Symbol des Eigenwüchsigen? Sind wir denn nicht viel grüner?“

Während dieser Worte versank er mehr und mehr in immer lautloseres Schweigen, das allmählich in einen weniger lautlosen Schlaf überging. — —

Diesmal glückte es ihm besser. Denn er bekam Arthur den Guten in Person unter die Finger.

Und jetzt, was kam unter jubelndem „Allalaaaaaa!“ für eine glänzende breite Phalanx herangestürmt?

Silvester der Grüne erkannte die oft durchgenommene Szene des Hopliten-angriffs bei Kunaza sofort.

Die Antike selbst trat für ihre Vertreter ein!

Zwar unter den Helmen dieser Phalanx starrten Brillen, und die Beine mochten mehr an Gummischuhe als an eherne Schienen gewohnt sein. Aber lebensgefährlich war die Schlachtreihe doch, wie Arthur der Gute erfahren sollte.

Hinter ihnen hielt zu Roß verbissnen Antlitzes der Professor Paulsen. Er war expreß von der Wartburg geritten gekommen, wo er sich die Rüstung des Junkers Jörg geborgt hatte, um den Bilderstürmer im Teutoburger Wald, der sein Reformwerk bedrohte, zu erwürgen wie einen tollen Hund. Er hatte diesen Ritt schon geraume Weile auf einem Mietgaul eingeübt. Die geschlachteten Humanisten waren von der Macht seines weit gehörten Wortes ins Leben zurückgekommen und stürmten nun, ohne sich nach ihm umzusehen, vorwärts.

Jetzt waren sie angekommen. Aus ihrer Mitte sprang der wilde Marburger Hoplit Ali als vorderster den Opferhügel hinan. Er warf sich auf Arthur den Guten. Der Heidelberger Geront Ulrich war ihm zur Seite, und auch Silvester der Grüne half. So rissen sie den blutbefleckten Wüterich von seinem Platz, und während Ali und Ulrich ihm mit breiten Händen die Kiefern auseinanderrissen, stopfte Silvester der Grüne ihm das zusammengeballte, aber noch immer freudestrahlende Extemporale seines Jüngsten in die Kehle. — — — — — — — — — — — — — — — — —

Arthur der Gute hat diese Situation nie überlebt.

Man sagt, daß er schon in seiner frühen Jugend eine Idiosynkrasie gegen Extemporalien gehabt habe. Zehn Minuten lang schluckte er unter dem atemlos gespannten stillschweigenden Zuschauen der sämtlichen Freunde des humanistischen Gymnasiums an dem Papierpfropfen. Dann wurden die verzweifelnden Bewegungen seiner Arme schwächer und schwächer, mit denen er in der Haltung des Laokoon — was allgemein als eine „Bekehrung im Anblick des Todes" aufgefaßt wurde — seine Würger zurückzuhalten gesucht hatte. Endlich sanken die Arme schlaff an seinem Leibe herunter, und die Marmorfarbe, die Arthur dem Norden mißgönnt hatte, zeigte nunmehr siegreich an ihm selbst, daß sie auch unter unserm Himmelsstrich eine natürliche Berechtigung hat.

Tief ergriffen standen die tapferen Hopliten hinter ihren Brillen. Sie bewiesen jetzt, daß sie auch im wildesten Kampfe das an der Antike gelernte vornehme Maßhalten nicht verloren, wenn der Feind tot war. Kein Wort der Verleumdung wurde mehr laut. Und wie zur Belohnung zeigte sich nun auch, daß der gute Kern, welchen drei Generationen Gymnasialbildung in das Volk gesenkt hatten, selbst in diesen fast vertierten Horden ungeahnt tiefe Wurzeln geschlagen hatte.

Denn als endlich Silvester der Grüne das weihevolle Schweigen brach, um mit einigen passenden Worten darauf hinzuweisen, wie sich hier vor aller Augen bewiesen habe, was er und seine Freunde schon immer gesagt hätten, daß nämlich ein einziges freudestrahlend geschriebenes Extemporale den ganzen Reformunfug zum Schweigen bringen könnte, so glänzte nicht nur die innerste Überzeugtheit von allen Antlitzen, sondern es machte sich auch eine allgemeine Bewegtheit bemerkbar, wobei man manche bärtige Träne rinnen sehen konnte. Alles fühlte sich wie wieder heimgekehrt von langen bösen Irrwegen. Alles schwur tieferschüttert, es beim bewährten Alten lassen zu wollen.

Nachdem noch der Berliner „Germanist" Roethe darauf hingewiesen hatte, daß selbst der bloße Name der Germanen aus der Antike stamme, hielt der klassische Theologe Scholz das Schlußgebet an Christus im Olymp, und ein kleiner Quintaner stimmte den erhebenden Ruf an:

„Für unsre lieben Lehrer lassen wir Gesundheit und Verstand! Sie leben hoch!"

Ein nicht enden wollender Jubel erhob sich. Feuchte Kinderaugen glänzten vor Hingabe und Vertrauen. Kleine Knirpse schwenkten ihre Brillen. Andere ihre Extemporalienhefte. Einige hochgeschossene Primaner küßten voller Ergriffenheit ihren Ciceroschmöker. Und ein ganz kleiner Sextaner, der vorne anstand, faltete die Hände und betete mensa rotunda, der runde Tisch, Singular und Plural alle Kasus einschließlich der Vokative.

So endete der so blutig begonnene Tag nach Hinwegräumung der Unheilstifter in dem gerührten Schoß der allein den Staat erhaltenden Humanistik.

Aus den Erinnerungen eines Arbeitslosen

Von W. Hermannsdörfer

2

Im Münchener Hirschgarten

Gelegentlich eines Umzuges in Nymphenburg, bei dem ich mithalf, wurde ich von einer Kunstmalerin gefragt, ob ich gewillt sei, eine Anzahl Malleinwandrahmen zu machen. Als Arbeitsloser war ich froh, Aussicht auf einigen Verdienst zu bekommen, ich sagte also zu, obwohl ich weder über eine Hobelbank, noch über Holz verfügte.

Es gelang mir, bei einem Schreinermeister eine Anzahl Abschnitte zu bekommen. Unser Tisch diente als Hobelbank. Am Mittag des zweiten Tages hatte ich sechs tadellos gearbeitete Malrahmen in den mir angegebenen verschiedenen Größen fertig. Noch während ich daran arbeitete, hatte ich mit meiner Frau besprochen, in welcher Weise wir den zu erwartenden Verdienst verwenden wollten.

Zunächst wollten wir einige Liter Milch und etwas Reis beschaffen, um eine ordentliche Schüssel Reisbrei zu kochen. Kohlen, Holz sowie Brot sollte beschafft werden. Dann fehlte noch Salz, Petroleum, Zucker, Mehl, Fett, auch da sollte überall etwas beschafft werden.

Ich rechnete und rechnete, sechs Rahmen zu neunzig Pfennig, zusammen fünf Mark vierzig Pfennig. Die kleine Hedwig lag krank. Der Arzt verlangte, ich soll „Scott's Emulsion" besorgen, und auch sonst war verschiedenes notwendig; da reicht das Geld freilich kaum; gleichviel, satt essen sollen sich die Kleinen einmal. Hunger hatten alle sieben, der Kleine schrie schon zwei Tage vergebens nach Milch, die größeren mußten eben wieder nüchtern zur Schule. Na, wenn sie um vier Uhr zurückkommen, steht eine Schüssel Reisbrei auf dem Tisch.

Meine Frau wollte zwar Linsen oder Bohnen kochen, weil diese billiger sind und doch nahrhaft wären, allein ich bestand auf Reis; auch sollte etwas Zimmt und Zucker darauf, damit die Kleinen einmal sich gütlich tun könnten —.

So wanderte ich mit meinen Rahmen die Wotanstraße hinaus.

Die Malerin lobte meine Arbeit und stellte mir später weitere Aufträge in Aussicht, auch wollte sie mich bei Kolleginnen empfehlen. Sie lud mich ein, im Atelier Platz zu nehmen. Die hundert Dinge, die da kunterbunt umeinanderlagen und an den Wänden hingen, interessierten mich. Es waren da Gipsmasken, Skizzen, Teppiche, Embleme, Waffen, Plastiken, eine Anzahl Kopien von Murillo, Böcklin und Kirchweihszenen von Brown und Tennis. Indem ich all das musterte und den mir spendierten Tee trank und eine Zigarette rauchte, fragte mich die Künstlerin, ob ich auch manchmal in die Pinakothek komme oder in sonstige Sammlungen; sie war sehr freundlich mit mir, es entging mir jedoch nicht, daß sie sich sehr nervös und verlegen benahm. Schließlich schickte sich die Malerin denn auch an, mir unter vielen Entschuldigungen zu sagen, daß sie leider nicht in der Lage sei, mir die Rahmen sogleich zu bezahlen, sie hätte für eine Münchener Bürgersfamilie ein Porträt gemalt und ein Stilleben, es sei aber leider das erwartete Honorar bis jetzt noch nicht eingetroffen, so sei sie in der denkbar widrigsten Lage — sie werde alles daran setzen, mir das Geld möglichst rasch zu beschaffen.

In tiefes Sinnen nach einem Ausweg versunken, wanderte ich planlos den Kanal entlang; am Nymphenburger Schloßrondell überrannte mich fast eine Hofequipage. Ich konnte mich nicht entschließen, heimzugehen ohne Geld. — Es war ein prächtiger Vorfrühlingstag, warmer Sonnenschein, ein Grünen und Sprießen in Baum und Strauch, es wollte Frühling werden. Was war das auch für ein Winter, schon im Herbst und Sommer arbeitslos, dann das lange Krankenlager, dann wieder diese trostlose Zeit. Ach, wie wohltuend ist doch dieser wärmende Sonnenschein! Fast vergaß ich, daß eben meine Hoffnung getäuscht und daß ich sinnen sollte, wie ich daheim den Meinen Brot beschaffe.

So kam ich über die Wiesen hinweg an den Königlichen Hirschgarten. Unter den prächtigen alten Kastanien bei der Forsthausrestauration saß eine große Anzahl Münchener, die so glücklich waren, Muße zu haben, in dieser Großstadtoase Erholung zu suchen. Zwei dralle Heben hatten fleißig zu tun, die Gäste zu bedienen, in dem schon knospenden Geäst der Kastanien erklang lustiger Finkenschlag, wiedergekehrte Stare schmetterten hoch oben auf den schlanken Ulmen ihre Jodler und melodischen Liebeslieder. Und die Hirsche

erst, wie die sich dehnten und reckten im Sonnenschein, der noch ungehindert durch die blätterlosen Eichenwipfel wärmend strahlte. Wer es doch so haben könnte wie diese königlichen Tiere; ist doch eine königliche Hofjagdintendanz eifrig bestrebt, des Winters Graus von diesem Edelwild vollständig fernzuhalten. Eine warme Stallung hält die Kälte fern, Kastanien, Kartoffel, Kukuruz und duftend Heu sind die Winternahrung —.

Ich lehnte seitwärts der Forsthausrestauration an einem Baum; was sollte ich eigentlich an diesem Ort, der Freude und Frühlingshoffen atmete? Hatte ich denn ein Recht, dazustehen und an der Freude teilzunehmen, während daheim in dumpfer Stube Frau und Kinder nach Brot sich sehnen.

Nicht weit von mir saß eine Familie, zwei bausbackige Kinder amüsierten sich mit den Hirschen, die zutraulich an den Tisch herantraten und sich streicheln und liebkosen ließen. Den Eltern machte es sichtlich Freude, wie die Kleinen die Hirsche mit Brot traktierten, immer wieder mußte die Kellnerin Brezeln und Wecken herbeibringen, die kleinen Grübchenhände wurden gar nicht müde, die Tiere zu streicheln und sie zu füttern. Die nebensitzenden Gäste beteiligten sich am Füttern und Kosen der Tiere. Zwar stand nebenan auf einer Tafel zu lesen:

Das Füttern und Berühren der Tiere ist strengstens verboten.

Die Königliche Hofjagdintendanz.

Allein des Müncheners „golden Herz" stößt sich an solchen Dingen nicht. So wetteiferten Gäste, das Elternpaar und die zwei kleinen Lockenköpfe, um den zutraulichen Hirschen Liebes zu erweisen und sie mit Leckerbissen und Brot zu laben. Selbst der Schutzmann, der gerade den Parkweg entlang an der Tafel der Hofjagdintendanz vorbei seinen Patrouillengang machte, freute sich an der lieblichen Gruppe, und ein stilles Lächeln verschönte das sonst so strenge Antlitz des Gesetzeswächters.

Sollten diese Leute, die diese Tiere kosen und füttern, nicht auch mit meinen Kindern Erbarmen haben; soll ich fechten, betteln? Betteln! wie verabscheute ich das, nicht mal als junger Wanderbursch, der die weite Welt durchzog, konnte ich mich dazu entschließen. Aber bleibt mir momentan ein anderer Weg, um etwas Brot heimzubringen? Soll ich wieder mit leeren Händen heim? Ich zählte die Gäste; ach, wenn nur jeder ein kleines Scherflein gibt,

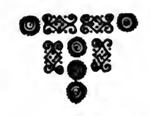
ist es mir möglich, den Meinen Brot und Milch zu bringen. Diese Leute, die dort sitzen, sind doch alle so glücklich und so liebenswürdig, sie weisen mich gewiß nicht ab, also geh; aber es ist doch hart, betteln zu müssen. Der Förster streute eben einige Hände Körner auf den Rasen, ein ganzer Schwarm Tauben, die sich auf dem Dache gesammelt hatten, kamen herbei und pickten eifrig die Körner und die Semmelbrocken, die die Gäste dazwischen geworfen hatten, auf, Spatzen mischten sich darunter, sogar ein Finkenpaar nahm, gastlich geduldet, am Mahle teil. —

Mit dem Hut in der Hand schritt ich den Gästen zu, das Elternpaar schien meine Bitte als unerwünschte Störung zu betrachten, verständnislos blickten vier naive Kinderaugen mich an, als man mir ein Pfennigstück reichte, brummend empfing man mich am nächsten Tisch, und spärlich nur fielen die Kupfermünzen in meinen Hut.

Ich wollte den Parkweg überschreiten, um zum andern Teil der Gäste zu gelangen, da erblickte ich den Schutzmann, der von seinem Patrouillenweg zurückkam. Als dieser mich mit dem Hut in der Hand erblickte, fing er zu laufen an, — ich sprang dem Ausgange zu, dabei die Mahlzeit haltenden Täubchen und Spatzen aufscheuchend.

Ich hörte kaum das Haltrufen des Schutzmannes, nur das laute Hohngelächter der Gäste klang mir noch außerhalb des Parktores lebhaft in den Ohren.

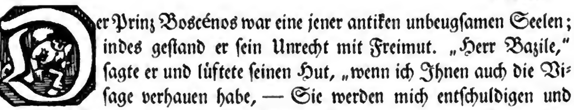
Als ich mich über die Wiesen hinweg ins Häusergewirr gerettet hatte, schien die Sonne noch ebenso schön wie vorher, auch in den Vorgärten schlugen die Finken, allein herbe Gedanken über die göttliche Weltordnung, über Nächstenliebe verleideten mir Finkenschlag und Sonnenschein.



Die achtzigtausend Heubündel

Von Anatole France

(Fortsetzung)



Der Prinz Boscénos war eine jener antiken unbeugsamen Seelen; indes gestand er sein Unrecht mit Freimut. „Herr Bazile," sagte er und lüftete seinen Hut, „wenn ich Ihnen auch die Visage verhauen habe, — Sie werden mich entschuldigen und begreifen, Sie werden mein Benehmen billigen, ja, es loben, Sie werden mir gratulieren und mich beglückwünschen, sobald Sie den Grund meiner Handlungsweise kennen. Ich habe Sie für Colomban gehalten."

Herr Bazile stopfte mit dem Taschentuch seine in Strömen blutenden Nasenlöcher und hob seinen abgerissenen Ärmel vom Boden auf:

„Nein, verehrter Herr," antwortete er trocken, „ich kann Sie nicht beglückwünschen, ich gratuliere Ihnen durchaus nicht, ich kann Ihr Gebahren weder loben noch billigen, denn Ihre Tat war zum mindesten überflüssig; sie war sozusagen überverdienstlich. Ich bin heut Abend schon dreimal für Colomban gehalten und nach allen Regeln so traktiert worden, wie er es verdient. Die Patrioten haben ihm meine Rippen eingeschlagen und meinen Hintern verprügelt, und ich dachte, es wäre genug des grausamen Spiels."

Kaum aber hatte er ausgesprochen, da erschienen die Pyrotaner in Massen. Auch sie wurden getäuscht durch diese teuflische Ähnlichkeit und glaubten, Colomban sei in Gefahr, von den Patrioten ermordet zu werden. Sie fielen mit Totschlägern und Ochsenfieseln über den Prinzen von Boscénos und seine Begleiter her, ließen sie für tot auf dem Platze und bemächtigten sich des Sachwalters Bazile, den sie trotz seines entrüsteten Widerspruches im Triumph und unter den Rufen „Hoch Colomban! Hoch Pyrot!" die Boulevards entlang trugen, bis die Schutzmannschaft zu ihrer Verfolgung aufgeboten wurde, sie angriff, niederwarf und schmachvoll zur Wache zerrte, wo der Sachwalter Bazile unter dem Namen Colomban, nicht ohne unzählige Püffe abgekriegt zu haben, in schwere Fesseln gelegt wurde.

7
Bidault-Coquille — Die Sozialisten

Während ein Sturm von Zorn und Haß durch Alca brauste, war Eugen Bidault-Coquille, der ärmste und glücklichste aller Astronomen, in einer alten Feuerspritze aus der Zeit der Drakoniden installiert. Von dort beobachtete er den Himmel durch ein schlechtes Glas und stellte mit Hilfe schadhafter photographischer Platten den Stand und Lauf der Gestirne fest. Sein Genie machte die Fehler der Instrumente wieder gut, und seine Liebe zur Wissenschaft triumphierte über die Mängel seiner Apparate. Er beobachtete mit unermüdlichem Eifer Aerolithen, Meteore und Boliden, alle glühenden Trümmer von Sternen, jedes feurige Stäubchen, das mit wunderbarer Geschwindigkeit durch die Erdatmosphäre flog; für seinen nimmermüden Fleiß erntete er nichts als die Gleichgültigkeit des großen Publikums, den Undank des Staates und den Tadel der gelehrten Gesellschaften. Er war versenkt in himmlische Räume und wußte nichts von den Geschehnissen auf der Oberfläche der Erde. Er las niemals eine Zeitung, und während er durch die Stadt schritt und sein Geist von den November-Asteroiden ganz eingenommen war, geriet er mehr als einmal in das Bassin einer öffentlichen Gartenanlage oder unter die Räder eines Automobilomnibusses.

Er war hochragend von Gestalt und Gedanken und empfand Achtung vor sich und den anderen, was sich ebensosehr in seiner kalten Höflichkeit wie in einem sehr dünnen schwarzen Gehrock und einem hohen Zylinderhut ausdrückte, der seine Persönlichkeit ins Erhabene steigerte und vergeistigte. Er nahm seine Mahlzeiten in einem kleinen Restaurant ein, das von allen weniger vergeistigten Kunden verlassen worden war, und wo seine Serviette nunmehr friedlich, in einem Buchsbaumringe und allein, im leeren Schranke ruhte. In dieser Winkelkneipe fiel ihm eines Abends Colombans Denkschrift zugunsten Pyrots in die Hände; er las sie und aß dabei seine Katharinenpflaumen. Da wurde er plötzlich von Erstaunen, Bewunderung, Schrecken und Mitleid gepackt und vergaß die Meteorfälle und Sternenregen und sah im Geiste nur noch jenen Unschuldigen: wie er von den Winden umhergeworfen wurde in seinem Käfig, auf dem die Raben saßen.

Dieses Bild verließ ihn nicht mehr. Seit acht Tagen befand er sich im Banne des Gedankens an den unschuldig Verurteilten, als er beim Verlassen seines Restaurants bemerkte, wie sich eine Masse Bürger in eine Kneipe drängte, in der eine öffentliche Versammlung stattfand. Er trat ein; in der Versammlung wechselten Rede und Gegenrede; man brüllte, man beschimpfte sich in dem rauchigen Saal; man griff sich tätlich an. Pyrotaner und Antipyrotaner lösten sich in der Rede ab; man rief ihnen Beifall und spuckte nach ihnen. Eine dunkle, konfuse Begeisterung erhob die Herzen der Versammelten. Mit der Kühnheit eines blöden Einsiedlers sprang Bidault-Coquille auf die Rednerbühne und sprach dreiviertel Stunden lang. Er sprach sehr schnell und ungeordnet, aber mit Heftigkeit und der ganzen Überzeugtheit eines mystischen Mathematikers. Er erhielt Beifall. Als er von der Rednerbühne herabstieg, stürzte eine große Frau von unbestimmbarem Alter, die ganz in Rot gekleidet war und auf ihrem Riesenhut heldenhafte Federn trug, begeistert und feierlich zugleich, auf ihn zu, umarmte ihn und sprach:

„Sie sind schön!"

In seiner Einfalt dachte er, es müsse etwas Wahres daran sein. Sie erklärte ihm, sie lebe nur noch für die Verteidigung Pyrots und für die Verherrlichung Colombans. Er fand sie erhebend und hielt sie für schön. Sie hieß Maniflore und war eine arme, alte, außer Gebrauch gekommene Kokotte, die mit einem Male zur großen Staatsbürgerin geworden war. Sie verließ ihn nicht mehr. Sie verlebten unnachahmliche Stunden zusammen. Er, der Idealist, hielt sie ohne Wanken für anbetungswürdig, obgleich sie ihm reichlich Gelegenheit gegeben hatte, zu gewahren, daß sie ihre Reize nirgends und in keiner Hinsicht konserviert hatte. Von ihrer ehemaligen Schönheit hatte sie nichts behalten als die Einbildung, sie müßte den Leuten gefallen, und die hochnäsige Anmaßung, von jedermann Huldigungen zu erwarten. Gleichwohl ließ sich nicht leugnen, daß diese an Wundern so reiche Pyrotgeschichte sie mit einer gewissen staatsbürgerlichen Majestät bekleidete und sie in den Volksversammlungen in ein erhabenes Symbol der Gerechtigkeit und Wahrheit verwandelte.

Bidault-Coquille und Maniflore erregten bei den Antipyrotanern und den Anhängern Greatauks durchaus nicht etwa Ironie oder Heiterkeit. Die Götter hatten diesen Menschen in ihrem Zorne die kostbare Gabe des Lachens verweigert. Man klagte die Courtisane und den Astronomen in allem Ernste der

Spionage, des Verrats und der Verschwörung gegen das Vaterland an. Bidault-Coquille und Maniflore wuchsen unter Beschimpfung, Haß und Verleumdung zusehends an Größe.

Pinguinien also war seit langen Monaten in zwei Lager gespalten. Im ersten Augenblick mag es seltsam erscheinen, daß die Sozialisten noch nicht Partei genommen hatten. In ihren Reihen scharten sich alle Arbeiter des ganzen Landes, eine zerstreute, verworrene, gebrochene, aber dennoch furchtbare Macht. Die Affäre Pyrot stürzte die Hauptführer der Partei in eine ganz besondere Verlegenheit: sie hatten ebensowenig Lust, sich auf die Seite der Geldmänner zu stellen, wie auf die des Heeres. Es widerstrebte ihnen ebensosehr, den Harpyen wie den Einhörnern einen Dienst zu leisten. Ihre Grundsätze standen durchaus nicht auf dem Spiel, ihre Interessen waren in dieser Geschichte nicht berührt. Aber die meisten unter ihnen fühlten die Schwierigkeit, auf die Dauer den Kämpfen fernzubleiben, in die sich anscheinend ganz Pinguinien stürzen mußte.

Ihre Hauptführer versammelten sich in ihrem Parteihaus in der Teufelsschwanzstraße, um über die Haltung zu beraten, die ihnen die gegenwärtigen Verhältnisse und die zukünftigen Eventualitäten vorschrieben.

Genosse Phönix nahm als erster das Wort:

„Ein Verbrechen," sagte er, „das abscheulichste und feigste aller Verbrechen, ein Justizverbrechen ist begangen worden. Das Militärgericht hat, gezwungen oder getäuscht durch seine Häupter, einen Unschuldigen zu einer entehrenden und grausamen Strafe verurteilt. Wendet mir nicht ein, daß das Opfer nicht zu uns zähle, daß es einer Kaste angehöre, die uns immer feindlich war und sein wird. Unsere Partei ist die Partei der sozialen Gerechtigkeit; es gibt keine Ungerechtigkeit, die ihr gleichgültig bleiben könnte.

Welche Schande für unsere Partei, wenn wir einen Radikalen wie Kordanik, einen Bourgeois wie Colomban und einige gemäßigte Republikaner allein die Verbrechen der Armee verfolgen ließen. Wenn das Opfer auch nicht zu uns zählt, so sind seine Henker doch wohl auch die unserer Brüder; und Greatauk hat, bevor er sich gegen einen Soldaten verging, unsere streikenden Kameraden niederschießen lassen.

Genossen, durch eine große geistige, moralische und materielle Kraftanspannung werdet ihr Pyrot seinem Kerker entreißen. Und wenn ihr dieses

edle Werk erfüllt, werdet ihr damit der Aufgabe der Befreiung und der Revolution, die ihr euch gesetzt habt, nicht untreu werden; denn Pyrot ist zum Symbol der Unterdrückten geworden, und alle sozialen Ungerechtigkeiten hängen miteinander zusammen; wenn man die eine vernichtet, erschüttert man auch die anderen."

Als Phönix geendet hatte, sprach Genosse Sapor und bewegte sich in folgenden Anschauungen:

„Man rät euch, eure Aufgabe im Stiche zu lassen, um ein Geschäft zu besorgen, das euch nichts angeht. Warum sollt ihr euch in einen Streit mengen, in dem ihr — gleichgültig, von welcher Seite ihr die Sache anfaßt — nur auf natürliche, eingefleischte und notwendige Gegner stoßen werdet? Zieht ihr irgendwie die Harpyen den Einhörnern oder die Einhörner den Harpyen vor? Sind etwa die Geldmänner minder hassenswert als die Armee? Was wollt ihr retten? Die Kasse der Finanzbonzen oder die der Revanchehanswursten? Was für ein unsinniger und verbrecherischer Edelmut wäre es, den siebenhundert Pyrots zu Hilfe zu eilen, die ihr im sozialen Kriege doch immer unter euren Gegnern finden werdet!

Man schlägt euch vor, bei euern Feinden Polizei zu spielen und unter ihnen die Ordnung wiederherzustellen, die durch ihre Verbrechen zerstört wurde. Wenn die Großherzigkeit so weit getrieben wird, verdient sie einen anderen Namen.

Genossen, es gibt einen Grad von Gemeinheit, der für eine Gesellschaft tötlich wird; die pinguinische Bourgeoisie erstickt in ihrer Gemeinheit; und nun verlangt man von euch, diese Gesellschaft zu retten, die Luft um sie rein zu machen. Das heißt, sich über euch lustig machen.

Lassen wir sie verecken, und betrachten wir mit freudigem Abscheu ihre letzten Krämpfe. Bedauern wir dabei nur, daß sie den Boden, auf dem sie sich schlagen, so tief verderbt haben, und daß wir nur vergifteten Schmutz vorfinden, um darauf die Fundamente einer neuen Gesellschaft zu bauen."

Als Sapor seine Rede beschlossen hatte, sprach Genosse La Personne diese wenigen Worte:

„Kamerad Phönix ruft uns deshalb für Pyrot zu Hilfe, weil Pyrot unschuldig ist. Mir scheint dies ein sehr schlechter Grund zu sein. Wenn Pyrot unschuldig ist, heißt dies, daß er sich als guter Soldat benommen und gewissen-

haft sein Gewerbe ausgeübt hat, das hauptsächlich darin besteht, auf das Volk zu schießen. Dies ist kein Beweggrund für das Volk, über alle Gefahren hinweg seine Verteidigung zu übernehmen. Wenn man mir bewiesen hat, daß Pyrot schuldig ist, und daß er das Heu der Armee gestohlen hat, werde ich für ihn ins Feld ziehen."

Genosse Larrivée nahm sodann das Wort:

„Ich bin nicht der Meinung meines Freundes Phönix; ich bin ebensowenig der Meinung meines Freundes Sapor; ich glaube nicht, daß sich die Partei einer Sache annehmen muß, sobald man uns sagt, daß diese Sache gerecht sei. Ich fürchte, hier herrscht ein ärgerlicher Mißbrauch der Worte und eine gefährliche Zweideutigkeit. Denn die soziale Gerechtigkeit ist nicht die revolutionäre Gerechtigkeit. Diese beiden liegen in einem ewigen Gegensatz: der einen dienen heißt die andere bekämpfen. Was mich angeht, so ist meine Wahl getroffen: ich bin für die revolutionäre Gerechtigkeit gegen die soziale Gerechtigkeit. Und trotzdem tadle ich die Untätigkeit im vorliegenden Fall. Ich sage: wenn uns das günstige Geschick eine Sache wie diese beschert, müßten wir Dummköpfe sein, wollten wir sie nicht ausnützen.

Wie? es bietet sich hier eine Gelegenheit, dem Militarismus schreckliche, vielleicht tötliche Schläge zu versetzen. Und ihr wollt, daß ich dastehe und die Hände faul in die Tasche stecke? Ich tue es euch zu wissen, Genossen; ich bin kein Fakir; ich will niemals zur Partei der Fakire gehören; wenn es hier Fakire gibt, sollen sie nicht meinen, daß ich ihnen Gesellschaft leiste. Die Betrachtung des eigenen Nabels ist eine Politik ohne Ergebnis, die ich niemals mitmachen werde.

Eine Partei wie die unsrige muß sich unentwegt selbst beweisen; sie muß ihre Existenz durch eine fortwährende Tätigkeit bekräftigen. Wir werden in die Affäre Pyrot eingreifen; aber wir werden in einem revolutionären Sinne eingreifen; wir werden eine heftige Tätigkeit entfalten ... Glaubt ihr denn, daß Heftigkeit eine veraltete Kampfweise, eine überlebte Erfindung sei, die zum alten Eisen geworfen werden müsse, wie die Postkutschen und die Handpresse! Ihr befindet euch im Irrtum. Heute wie gestern erreicht man nichts, wenn nicht durch Heftigkeit und Gewalttat; das ist das wirksame Mittel; man muß nur verstehen, sich seiner zu bedienen. Wie also werden wir vorgehen? Ich will es euch sagen: wir werden die herrschenden Klassen untereinander verhetzen. Die Armee gegen die Finanz, die Regierung gegen die Beamten, den Adel

und Klerus gegen die Juden, bis sie sich gegenseitig womöglich vernichtet haben; wir werden eine Agitation betreiben, welche die Regierungen schwächt, wie das Fieber die Kranken erschöpft.

Die Affäre Pyrot wird, vorausgesetzt, daß man sie zu nutzen weiß, das Wachstum der sozialistischen Partei und die Emanzipation der Proletarier durch die gewaltsame Abrüstung, den Generalstreik und die Revolution um zehn Jahre beschleunigen."

Nachdem von den Führern der Partei solchermaßen jeder eine andere Ansicht geäußert hatte, zog sich die Beratung nicht ohne Leidenschaftlichkeit in die Länge; die Redner wiederholten, wie es immer geht, die Argumente, die sie schon vorgebracht hatten, und legten sie mit weniger Klarheit und Maß dar als das erstemal. Man diskutierte lange, und niemand änderte seine Meinung. Aber diese Meinungen ließen sich, bei einer letzten Analyse, auf zwei zurückführen: die Sapors und La Personnes, welche vor jedem Eingreifen abrieten, und die Phönizens und Larrivées, welche ein solches Eingreifen wünschten. Und noch dazu waren diese beiden Ansichten einig in dem gemeinsamen Hasse gegen die militärische Obrigkeit und deren Rechtspflege und in einem gemeinsamen Glauben an die Unschuld Pyrots. Die öffentliche Meinung ging also nicht fehl, wenn sie alle sozialistischen Führer als sehr verderbliche Pyrotaner betrachtete.

Was die breiten Massen anlangt, in deren Namen sie sprachen, — und deren Interpreten sie ungefähr in dem Maße waren, wie das Wort Interpret das Unsagbare und Undefinierbare sein kann —, und was endlich die Proletarier betrifft, deren Gedanken schwer zu erraten sind, weil sie sich selber nicht erraten, so schien diese Kreise die Affäre Pyrot nicht zu interessieren. Sie war für sie zu literarisch, sie schmeckte zu klassisch mit ihrem Einschlag von Hochbourgeoisie und Hochfinanz, der ihnen durchaus nicht zusagen wollte.

(Schluß folgt)



Der neue Statthalter von Elsaß-Lothringen und seine Rolle in der politischen Entwicklung des Reichslandes

Von Leon Boll

Für das Jahr 1908 verzeichnet Elsaß-Lothringen eine neue Phase in der Statthalterschaft, die möglicherweise mit einem entscheidenden Wendepunkt der Geschichte der Reichslande zusammentrifft. Der Graf Karl von Wedel, der die Nachfolge des Fürsten Hohenlohe-Langenburg angetreten hat, setzt seinen Namen in der Sache ein. Von ihm hängt es ab, ob dieser Name eines Tages in den Augen der Nachwelt von unvergänglichem Glanze bedeckt dastehen wird. So groß ist das Werk, das der Erfüllung harrt, und so tief muß es sich ausprägen in den Geschicken Deutschlands wie in denen von Elsaß-Lothringen.

Was ich darüber schreiben will, stützt sich auf folgende Grundgedanken:

Erstens: Deutschland hat gegenwärtig mit vitalen Schwierigkeiten politischer und wirtschaftlicher Natur zu kämpfen.

Zweitens: man mag die Sache so schön drehen und wenden, wie man will, man findet keine andere Möglichkeit der Lösung als in einem modus vivendi mit Frankreich; und dieser sollte, wenn auch nicht die entente cordiale — das ideale Ziel der Zukunft —, doch wenigstens mehr und etwas Besseres darstellen als die gegenwärtige détente; nämlich einen Zustand aufrichtiger und loyaler Übereinstimmung in allen Dingen von internationalem Charakter.

Drittens: dieser modus vivendi läßt sich nicht verwirklichen, es sei denn, daß die elsässisch-lothringische Frage nunmehr ihre Klärung und ihren Abschluß fände. Einen Abschluß, der natürlich von Frankreich nicht etwa fordern soll, daß es den Vertrag von Frankfurt zum zweiten Mal unterschreibe — diesmal aus Enthusiasmus —, sondern einen Abschluß, der es Frankreich er-

möglicht, den Verlust von Elsaß-Lothringen zu verschmerzen, und zwar nicht nur in Sachen des Interesses, sondern ganz vornehmlich in Sachen des Gefühls.

In dieser Richtung habe ich vor einiger Zeit im Journal d'Alsace-Lorraine ein ganzes Programm aufgerollt. Hier weise ich nur darauf hin als auf eine der drei Seiten, welche die Frage bietet. Sie muß in der Tat dreifach ins Auge gefaßt werden, im Hinblick zunächst auf Frankreich, dann auf Elsaß-Lothringen und endlich auf Deutschland. (Ich ordne diese drei Punkte nach dem Grad ihrer Wichtigkeit und Schwierigkeit, weil ja die Regelung des dritten sich logisch ohne weiteres aus der Regelung der ersten zwei Punkte ergibt.)

Die einzige Seite der Frage, mit der ich mich heute beschäftigen will, ist die innerpolitische, weil hierbei nur Elsaß-Lothringen in Betracht kommt. Der erste Beamte steht vor der Aufgabe, eine neue Verfassung auszuarbeiten, welche die durch die Annexion geschaffenen Bedingungen von Grund aus reformiert. Diese Bedingungen sind von allem Anfang an durch das preußische Element verschlechtert worden. Preußen hat sich in allem den Löwenanteil sichern wollen, nicht nur, weil es Appetit danach hatte, wie es unser Abgeordneter Blumenthal ausdrückte, sondern auch, weil es die nötige Macht besaß. Es ist von Wichtigkeit für uns, diese anormale und peinliche Situation so bald wie möglich zu überwinden; sie wird symbolisiert durch das ornamentale Motiv am Reichstagsgebäude: der kaiserliche Adler, der Elsaß-Lothringen in seine Krallen preßt. Wir wollen, da wir doch die gleichen Pflichten haben wie andere, auch gleiche Rechte. Wir wollen, daß Elsaß-Lothringen unter die Bundesstaaten des Reiches eingereiht werde, mit einer autonomen Regierung, die soweit wie möglich vom monarchischen Staat entfernt ist.

Bei diesem Werke eines friedlichen Aufbaues ist es wichtig, daß uns einer zuvörderst verstehe, daß er die Situation überschaue und sich seiner Pflichten bewußt sei. Ich habe da den Statthalter von Elsaß-Lothringen genannt. Ich meine nicht, daß die Wirksamkeit unserer parlamentarischen Vertretung der des Statthalters untergeordnet werden solle. Wir haben für uns die Kraft, die uns die Situation gibt: sie betätigt sich im Sinn unserer Rechte und wird uns früher oder später zu einer befriedigenden Lösung führen. Aber es wäre ein mehr als schlimmer Zustand, wenn sich diese Kraft gegen den

Willen des Statthalters betätigen müßte; das wäre eine Quelle von Erschütterungen, Verwirrungen und Verzögerungen aller Art. Ich ziehe es vor, die normale Entwicklung der Frage ins Auge zu fassen, wobei der Statthalter eins mit dem Lande und gleichsam dessen Verkörperung wäre.

Dies wäre etwas Neues. Ich will hier nicht den Vorgängern des Statthalters den Prozeß machen. Ich will nicht einmal ihre guten Absichten anzweifeln. Ich glaube zum Beispiel, daß der verstorbene Fürst Hohenlohe in der Paßfrage dazu gekommen war, die Gefühle des Landes so zu interpretieren, wie es auch ein idealer Statthalter nicht anders hätte tun können. Die Stimme der Humanität hat sich dabei zweifellos stärker erwiesen als der Einfluß des Milieus. Aber dies war ein Ausnahmefall. Das Werk der Vorgänger verdichtet sich zu einer dunkeln Masse, die für das Werk der Zukunft nur durch ihr Abstoßendes als Antrieb wirken kann. Als der Großherzog von Baden starb, konnte man durch einen Vergleich die prekäre Unzulänglichkeit der Statthalterschaft aufs vollkommenste erweisen. Während der Großherzog von Baden seinem Lande ist, was der Gipfel dem Baume — einem Baum, dessen Wurzeln zehn Jahrhunderte alt sind —, ist der Statthalter wie das Samenkorn einer ausländischen Pflanze, das etwa der Reichsadler aus seinem Schnabel auf unsern widerspenstigen Boden hätte fallen lassen. Irgendeine Staude erwächst ohne Zweifel aus diesem Korn, aber ihre schwachen Wurzeln gehen nicht tief, und der Stamm hält sich an behördlichen Schutzpfählen aufrecht, die sorgfältig frisch lackiert sind. Und ich könnte den Vergleich fortsetzen und von den Blüten amtlicher Beredsamkeit sprechen, die diese Staude bei Festen und Einweihungen hervorbringt, und auch von den Früchten, die daran reifen, in gewissen Herbsten, wie zu der Zeit, als Hohenlohe den Versuch machte, sich den von Bismarck diktierten wilden Maßregeln entgegenzustemmen. Ephemere Früchte, die bei dem Brausen des stürmischen und eisigen Nordwindes schnell fallen.

Die Statthalterschaft datiert vom Juli 1879. Bis dahin war der Reichskanzler verantwortlicher Minister von Elsaß-Lothringen. Und verantwortlicher Minister ist auch der Statthalter in juristischem Sinne geblieben; soweit man in Deutschland überhaupt von ministerieller Verantwortlichkeit reden kann, wo dieser Begriff einem Schatten gleicht. In Wirklichkeit haben sich unsere Statthalter, namentlich der Fürst Hohenlohe-

Langenburg, auf eine sehr traurige Rolle beschränkt, sodaß Herr von Koeller, unser jetziger Staatssekretär, eines Tages zum Landesausschuß sagen konnte: „Solange ich hier bin, werden Elsaß und Lothringen das allgemeine Wahlrecht nicht bekommen." Nur der Statthalter selbst hätte sich eine derartige Sprache erlauben dürfen. Herr von Koeller vertauschte die Rollen, ohne daß sich das Land, das an diese anormale Situation schon gewöhnt ist, darüber verwundert hätte.

Es ist Zeit, daß sich die Statthalterschaft in der Rolle kräftigt, die ihr zugewiesen ist. Und auch dies genügt noch nicht. Der jetzige Gouverneur von Elsaß-Lothringen muß mehr sein als ein verantwortlicher Minister des Reichslandes, mehr als der Leutnant des Kaisers. Er muß in seinen Gedanken die Sehnsüchte seines Landes vereinigen. Er soll seine Interessen von einem sehr hohen und weiten Gesichtspunkt aus betrachten und soll verstehen, daß seine Stellung historische Wichtigkeit erlangen kann, daß sich sein Verantwortlichkeitsgefühl nicht nur an Deutschland anklammern darf, sondern daß es auch Frankreich, Europa und der ganzen Welt gegenüber bestehen muß.

Wird der Graf Karl Wedel der Mann sein, den die Situation erheischt? Im ersten Augenblick mußte seine Ernennung in unserem Land wohl hohes Erstaunen erregen. Wieder ein Unbekannter, dachte man, der uns da vom Mond herunter zufällt! Gewiß, vor ihm her blies man Fanfaren des Lobes. Aber diese Musik ließ uns sehr kalt. Was mich betrifft, so machte ich mich zum Interpreten der ganzen hilfsbedürftigen Bevölkerung und, wie ich ohne Eigendünkel sagen kann, auch eines großen Teiles der ausgewanderten Bevölkerung, als ich über ihn im Journal d'Alsace-Lorraine schrieb: „So begabt auch der Graf Wedel sein mag, so sehr er auch das Vertrauen des Kaisers besitzen, so wohlwollend, so voll guter Absichten er auch sein mag, er wird aus Stockholm und Wien nicht die angeborene Kenntnis von Elsaß-Lothringen mitbringen können; er wird also ein, zwei Jahre brauchen — sagen wir nicht, den Norden zu suchen (diese Richtung verliert kein Statthalter) —, sondern sich einzuleben, sich eine persönliche Meinung über die Verhältnisse unseres Landes zu bilden. Oder auch, er wird in der Zwischenzeit fare da se wollen, und wir werden neue Erfahrungen in anima vili machen, mit allen möglichen Mißgriffen; oder auch, er wird sich seine Rolle von seiner

Umgebung soufflieren lassen müssen, und dies wird dann ein falscher Ausgangspunkt für seine Urteile sein."

Diese Worte entsprangen indessen nur einem ersten, recht natürlichen Augenblick der Verdrossenheit. Bei der Ehrlichkeit, die den Grundzug seines Charakters bildet, gelangte Elsaß-Lothringen sehr bald zu einer wohlwollenderen, vorurteilsfreien Meinung über ihn. Im großen und ganzen, sagte man sich, ist es vielleicht besser, der neue Statthalter kommt aus der Ferne, ohne vorgefaßte Ideen. Vorausgesetzt, daß er einige angeborene Generosität besitzt — und man ließ es nicht daran fehlen, sie ihm zuzutrauen — wird er dann ein unbeschriebenes Blatt sein, auf dem sich die herrschenden Ideen des Landes mit der Zeit ganz von selber einschreiben werden.

Der Graf Wedel verfügt also gegenwärtig über einen hohen moralischen Kredit. Ich beeile mich hinzuzufügen, daß alles, was er bis jetzt getan hat, geeignet ist, diesen Kredit zu rechtfertigen. Er hat den Landesausschuß auf eine Weise empfangen, die den besten Eindruck hinterließ. Man hat eine ganze Reihe von Delegationen bei ihm vorsprechen sehen. Es hat also den Anschein, als ob er in direkten Kontakt mit dem Lande zu treten wünsche und sich auf diese Weise über dessen wahre Bedürfnisse unterrichten wolle. Er hat übrigens Beamte von elsässischer Abstammung um sich, die ihm nützliche Fingerzeige werden geben können, wenn sie es verstehen, sich selbst auf die Höhe der Situation zu schwingen und sich von den Banden zu befreien, die bis jetzt die Unabhängigkeit ihres Charakters beschränkt haben. Die zwei geheimen Räte, die er von seinem Vorgänger übernimmt, sind jung, und man steht nicht an, ihnen ein höheres Verständnis zuzutrauen. Was Herrn von Koeller betrifft, so ist er der Repräsentant einer Auffassung der Dinge, mit der es zu Ende geht, einer Auffassung, vor der sich der neue Statthalter hüten soll. Was wir ihm als besonders wichtig entlarven möchten, ist der tückische Widerstand gewisser Milieus, die hauptsächlich aus Eingewanderten zusammengesetzt sind, deren Interessen und — wie drücke ich mich aus? — deren Existenz auf der Fortdauer von Mißhelligkeiten und Mißverständnissen basiert. Diese Leute leben in den ungesunden Zuständen wie der Fisch im Wasser. Ihren Einflüsterungen müssen ohne Zweifel die stupiden und feindseligen Unterstellungen zugeschrieben werden, die vor einiger Zeit in einer großen Straßburger Zeitung erschienen und die angesehensten Männer von Elsaß-Lothringen in ihrer

Gesamtheit beschuldigten, mit Frankreich in Fragen der Spionage und militärischer Interessen unter einer Decke zu stecken. Artikel dieser Art verfolgen augenscheinlich keinen anderen Zweck, als gegen die Vorschläge für eine politische Emanzipation Stimmung zu machen.

* * *

Als der Fürst Hohenlohe-Langenburg am fünfundzwanzigsten Oktober des vorigen Jahres Abschied von den zwei Ländern nahm, wurde eine jener offiziellen Kundgebungen veranstaltet, bei denen pompöse Reden zugleich mit Kunstfeuerwerken emporsteigen. Es war indessen leichter, die Lampions anzuzünden und die Veteranen des Kriegervereins Hurrah schreien zu lassen, als diese Reden und die Lobeshymnen der offiziellen Presse mit präzisen Nachweisen der Verdienste zu füllen, die sich der abreisende Statthalter, zur dankbaren Erkenntlichkeit der Reichslande, wohl hätte erwerben können. Man mußte sich also an falsche Phrasen und Gemeinplätze halten. Es hatte sogar den Anschein, als ob unsere offiziellen Geschichtsschreiber bei diesem inhaltslosen Rückblick über ein Regime, das eben geendet hatte, einige Unruhe befiel; denn noch im Verlauf einiger Wochen ließen sie uns durch einen Zeitungsartikel wissen, daß der Fürst Hohenlohe-Langenburg sehr bescheiden und ohne daß man etwas davon gewußt hätte, an einem bedeutenden Projekt für die Armenversorgung in Elsaß-Lothringen tätig mitgewirkt habe. Aber da kann man ein wenig unseren schlechten Charakter sehen. Das, was wir von jenem Projekte erfuhren, entlockte uns laute Schreie. Wenn es verwirklicht worden wäre, so behaupten wir, wäre Elsaß-Lothringen das Eldorado aller Landstreicher Deutschlands geworden. Persönlich kenne ich dieses Projekt nicht. Ich wiederhole nur, was ich darüber gehört habe. Ich weiß namentlich, was mir einer unserer einflußreichsten Politiker einmal sagte: „Es sind während der letzten dreißig Jahre genug Leute vom anderen Ufer des Rheines herübergekommen, die keine andere Absicht hatten, als sich bei uns ein Vermögen zu machen. Es wäre Zeit — und zwar im Interesse Deutschlands selbst —, daß Deutsche zu uns kämen, die schon reich sind, oder die wenigstens keine anderen vorgefaßten Absichten hätten, als „auf unseren Rücken ihre Schätze zu häufen." Hier kommt wohl einer der wunden Punkte der Germanisierung zum Vorschein. Man hat sie in dieser Beziehung so gut verstanden, daß sich das elsässische Volk den

Einwanderer nicht anders vorstellt als wie eine besondere Art von Schmarotzern, die auf Unkosten des Elsaß lebt.

Ein Industrieller in Straßburg hatte vor ungefähr sechs oder sieben Jahren irgend eine wirtschaftliche Frage zu regeln, worüber er sich zuvor mit dem Fürsten selbst besprechen sollte. Er meldet sich im Palais an.

„Seine Hoheit", erklärt ihm ein vortragender Geheimer Rat, „ist nicht hier. Seine Hoheit weilt auf den Gütern in Langenburg. Zurzeit gibt es nichts zu regieren in Elsaß-Lothringen, kommen Sie in vierzehn Tagen wieder!"

Und der Rat begleitete unseren Mann liebenswürdig und leise ironisch hinaus. Als der Industrielle nach vierzehn Tagen ins Palais zurückkam, sagte man ihm, daß seine Hoheit jetzt zurück und bereit wäre, ihn zu empfangen. Er wurde also durch mehrere Salons (das Palais war bekanntlich früher die französische Präfektur) in einen langen Raum hineingeführt, wo sich der Statthalter befand. Von einem Ende des Zimmers zum andern ging ein Strick. An diesem Strick hingen alte Hosen in unendlicher Reihe, wenigstens vierzig. Der Fürst war eifrigst damit beschäftigt, sie zu ordnen, und gab dem Straßburger Industriellen Audienz, während er seine Arbeit mit größter Ernsthaftigkeit fortsetzte!

Welches Ansehen kann ein solcher Gouverneur genießen, wenn man ihn mit einem der Präfekten von ehedem vergleicht, die sich auf schöne Weise reich, vornehm und brillant zu geben wußten?

Ich habe dargelegt, wie sich die öffentliche Meinung über den neuen Statthalter änderte. Ich glaube mich nicht zu täuschen, wenn ich behaupte, daß hierzu in hohem Maße die Tatsache beigetragen hat, daß man sich seit seiner Ankunft von seinem immensen Reichtum erzählte, von brillanten Festen und Empfängen, die bewiesen, daß er von seinem Vermögen einen noblen Gebrauch zu machen wußte; und daß er hierbei unterstützt wurde durch eine Frau von großer und entzückender Eleganz.

Auch das ist neu und von größerer Tragweite, als man gemeinhin glaubt. Es trägt dazu bei, dem Grafen Wedel den Weg zu den Herzen zu bahnen. Das bedeutet zweifellos nicht alles, aber es ist ein „Stützpunkt". Er wird erfahren, welchen Wert die Achtung unseres Volkes hat, und wird auch die Stimmen unserer Abgeordneten hören. Er wird wohl auch die unter uns zu hören wissen, die in der Presse Tag für Tag die klare Sprache des Frei-

mutes reden. Er wird sich allmählich des ganzen Umfanges seiner Pflichten bewußt werden. Und er wird sie an einen historischen Moment der Entwicklung des Landes gebunden sehen. Er wird an seine Arbeit das beste seiner Intelligenz und seiner Willenskraft wenden. Er wird die Bahnen der alten Sinekure verlassen, um rüstig ans Werk zu gehen. Die Schwierigkeiten werden ihn nicht abstoßen, auch nicht die Eventualität eines jener großen Akte der Selbstverleugnung, die ohne Zweifel den unmittelbaren Genuß des Lebens durchkreuzen, aber den Namen der ruhmreichen Weihe der Geschichte würdig machen.

Wollte doch, wenn unsere neue Verfassung, unsere politische Emanzipation die Rechte und Befugnisse der Statthalterschaft ein wenig vermindern sollte, Graf Wedel für seinen Teil das unsterbliche Beispiel der Ständeversammlung erneuern, die ihr eigenes Ende beschloß, um die Legislative ins Leben zu rufen. Seine Rolle wäre damit nicht ausgespielt. Vielmehr würde sie dann erst beginnen und im Vertrauen und in der Dankbarkeit des Landes eine neue und unzerstörbare Basis haben.

Rundschau

Das krachende Reich

In der Januarnacht, die der Gründung des neuen Reiches und der Kaiserkrönung in Versailles voraufging, haben sich bekanntlich der damalige König Wilhelm von Preußen und der norddeutsche Bundeskanzler Bismarck in erbittertem Streit gegenübergesessen. Es wollte Bismarck nicht gelingen, seinen Opponenten zu überzeugen, daß für den Titel „Kaiser von Deutschland" jede politische Unterlage fehlte. Der alte, hohe Herr in seinem Grimm wollte nicht bloß ein „charakterisierter Major" werden, er wollte nicht „Deutscher Kaiser" heißen und sich mit einem leeren Schall begnügen. Staatsrechtlich sah Bismarck schärfer, wie gewöhnlich; allein der Instinkt auf der Gegenseite war auch nicht unrichtig. Die Schwierigkeit blieb ungelöst; der Morgen, der die deutschen Fürsten im Krönungssaal versammelte, fand jene beiden treuen Männer übernächtig, total „verknurrt", mit roten Augen. Großherzog Friedrich von Baden entdeckte schließlich den Ausweg, das ganze Problem auf sich beruhen zu lassen. Der Ruf, den er ausbrachte und in den die Versammelten einstimmten, lautete: „Seine Majestät der Kaiser Wilhelm hoch!"

So ist es gekommen, wie es kommen mußte; wir sind nicht, was die Italiener

heut sind: eine Nation und ein Staat zugleich mit einem „König von Italien.“ Denn mehr als ein Staatenbund konnte das neue Reich nicht werden. Man sprach wohl in der ersten Herzensfreude viel von der „Einigung“, doch ohne zu bemerken, daß nur vereinzelte Attribute dieses Zustandes vorhanden oder von der nächsten Zukunft zu erwarten waren, gewisse andre Hauptsachen durch die Natur der Dinge auf den Sanktnimmerstag verschoben bleiben mußten. Reichsheer und Reichsmarine, Reichskanzler und Reichstag, Reichsgericht und Reichspost, Münz-, Maß- und Gewichtseinheit, Kolonien und sonstiger Reichsdienst haben uns zeitweise vergessen lassen, daß das Reich kein Staat geworden war, sein Oberhaupt nur ein Präsident mit dem Titel „Kaiser“ ist und außer in Kriegszeiten im Reich so gut wie nichts zu sagen hat, wogegen sechsundzwanzig partikulare Finanzminister ihr Veto einlegen dürfen, sobald der Reichsschatzsekretär reformieren will.

Viele Hoffnungen, dessen entsinne ich mich noch ganz genau, gingen 1871 dahin, daß nach dem Beispiel von Elsaß-Lothringen allmählich auch andre Territorien in „Reichsland“ umgewandelt werden würden. Inzwischen hat Preußen sich so geführt, daß man das Fortbestehen von Partikularstaaten eher als eine Gewähr gegen illiberales Reichsregiment gerne hinnimmt. Daher allein darf, etwa bei dem Plan einer Reichseinkommensteuer, sofort von der „Zertrümmerung“ der Grundlagen des Reiches, als ob die etwas taugten, gesprochen, es darf die Floskel von der „Abdankung der Einzelstaaten“ wie ein Trumpf ausgespielt werden, als ob Reichseinheit aufgehört hätte, ein deutsches Ideal zu sein. So sind inmitten dieser Halbheiten die Reichsfinanzen an einem Scheideweg angelangt, wo sie entweder mit energischem Ruck sich in ein blühendes, organisches Gebilde transformieren müssen oder, wenn der Trieb von innen dazu fehlt, in Lächerlichkeiten alten Stiles hinübergleiten werden.

Wir Deutschen hatten uns ja leider daran gewöhnt, Jahrhunderte hindurch in einem Staatswesen zu leben, das durch seine jämmerliche Untauglichkeit zur Lösung politischer Aufgaben den Hohn Europas herausforderte. Jene Abgebrühtheit, die schließlich an jedem noch so verrückten Zustand etwas entdeckte, um dessen willen sich mit ihm auskommen ließ, hat nun zwar einem gewissen nationalen Ehrgefühl, einem bescheidenen Verständnis für das Allernotwendigste Platz gemacht. Aber die finanzielle Hilflosigkeit, in der das Reich zurzeit unter Vertagung dringender Besoldungsreformen belassen wurde, ist nicht minder kläglich als die gänzliche Resultatlosigkeit der Parallelbestrebungen vor vierhundert Jahren zur Einrichtung einer Reichsumlage, des berüchtigten „gemeinen Pfennigs.“ Denn damals waren die Deutschen ein in politischen Sumpf geratenes, verbildetes und unreif gewordenes Volk; heut aber sollen wir ja einen vielgerühmten, politischen Aufschwung erleben.

Es heißt den wahren Sachverhalt bemänteln, wenn man die Dinge so hinstellt, als ob die Schwierigkeit rein steuertechnisch sei und das Reich überhaupt keine direkten Steuern erheben könne, weil es keinen entsprechenden Apparat, keinen Kataster und keine Beamten dazu habe. Wer sich der ersten großen Niederlage der Reichsfinanzen aus dem Jahr 1882 erinnert, als Bismarck das Tabaksmonopol verteidigte, Richter, Bamberger und Konsorten über unsern pater patriae „siegten“, weiß aber, daß viel stärkere Gründe in der Tiefe wirken. Gerade heraus: es fehlt an Opferwilligkeit; den meisten Deutschen müßte das Reich überhaupt erst wieder einmal genommen werden, damit sie begreifen

lernten, was sie an ihm gehabt hatten. Preußen sitzt vor vollen Kisten und Kasten, weil es Staatsbahnen hat; aber Reichsbahnen darf das Reich nicht erhalten, weil unsre Territorien den letzten und wichtigsten Schritt zum wirklichen Einheitsstaat: seine gesicherte Finanzierung, überhaupt gar nicht wünschen. Man hat sich darein gefunden, den preußischen Ministerpräsidenten als Reichskanzler zu dulden, aber die bloße Möglichkeit der Übertragung solcher Identität auf das Finanzfach macht nervös. Die eignen Gesandtschaften in Paris und London hat man aufgeben müssen, aber lieber will man das Reich gefährden und blamieren, als auf den Traum eigner Finanzen neben einem Reichshaushalt von nachgerade dritthalb Milliarden Mark verzichten. Der Einheitsgedanke ist also weder so kräftig bei den einzelnen, noch die Führung am Steuerruder so diskret und vertrauenerweckend, um dem Reich gesunde Finanzen verschaffen zu können. Alles was ihm bequeme, nach Bedürfnis auch zu steigernde Einnahmen bringen würde: Tabakmonopol, Reichsbahnen, Erbschafts- und Einkommensteuer, „geht nicht“. Wir unterscheiden uns also wenig oder gar nicht von dem Tiefpunkt unsrer nationalen Entwickelung, als Deutschland an innewohnenden Kräften das stärkste, an wirklich aktionsfähiger Macht das schwächste Land Europas war. Unsere Nachbarn kichern längst wieder höhnisch über diese verdrehte Nation, die wohlhabend sein will und sich nicht finanzieren kann. Kein Gastwirt an den oberitalischen Seen oder an der Riviera wechselt deutschen Reisenden Geld, ohne auf Italiens vorzügliche Finanzen anzuspielen, und einen solchen Stich empfinden natürlich diejenigen Reichsdeutschen am tiefsten, die ihn am wenigsten verdienen. Das einzig Erfreuliche bleibt, daß die stete Finanznot des überlasteten Reiches, von dem jeder haben, dem aber niemand was Rechtes gönnen will, wenigstens einen Teil der nationalen Überschüsse auf dem Wege der Anleihen im Inlande festhält, statt daß sie wie schon so viele Milliarden an faule Kunden übersee verschleppt würden.

Gothus

Bilinski



Die große, so echt österreichische „Wahrmund-Affäre“ ist verrauscht, die Protestresolutionen liegen im Papierkorb, die tiroler Volksseele hat ausgekocht. Blinder Pfaffeneifer hat wieder einmal viel Gutes gestiftet, und Monsignore Granito di Belmonte läßt sich Offerte vorlegen von Spediteuren, die größere Übersiedlungen, auch ins Ausland, übernehmen.

Es muß zugegeben werden, daß die Sache mehr Kulturschamgefühl in den Massen aufgeweckt hat, als nach der allgemeinen Verschlafenheit der freiheitlichen Deutschösterreicher erwartet werden durfte. So ist die klerikale Kraftprobe doch mißglückt, und der mit allzu selbstsicherem Machtvertrauen unternommene Angriff ist in letzter Stunde zurückgeschlagen worden.

Von freier Forschung und Wissenschaft, von Lehr- und Lernfreiheit an unseren Hochschulen ist viel geredet worden in diesen Tagen, und es hat sich gezeigt, daß diese Begriffe überraschend tief in die Massen eingedrungen sind; daß sie zu den Dingen gehören, an die der „Mann aus dem Volke“ nicht rühren läßt.

Darum haben auch die Christlichsozialen, deren Kredit als Reichspartei keineswegs so fest steht wie in Wien und Niederösterreich, wo noch immer der „schöne Karl“ bloß mit dem Finger zu winken braucht, bald wieder die

Finger davon gelassen; und dem Unterrichtsminister Marchet mit der liberalen Vergangenheit blieb eine schwere Wahl erspart. Denn einerseits ist es peinlich, sich sagen lassen zu müssen, man habe um Geßmanns schöner Augen willen Grundsätze aufgegeben, in denen man in Ehren grau geworden ist, anderseits aber verdirbt sich doch niemand gerne seine schönen Jahreszeugnisse.

Aber wie gesagt, schließlich ist alles gut gegangen. Doktor Marchet durfte erklären, daß er die Lehr- und Lernfreiheit hochhalte und daß er nicht dulden würde, daß man sie antaste.

Somit wäre der Wahrmundrummel eigentlich überstanden und nichts weiter darüber zu sagen, wenn er uns nicht neben anderen schönen Dingen eine Entdeckung gebracht hätte, die wir wegen ihres intimen pikanten Reizes nicht unbesprochen lassen möchten.

Gerade zur rechten Zeit, als die Innsbrucker Protestredner und Herr Granito di Belmonte eben ihre wohltätigen Dummheiten losgelassen hatten, kam im Budgetausschuß des österreichischen Reichsrates das Hochschulbudget zur Verhandlung. Da mußte natürlich der ganze Kohl noch einmal gekaut werden. Die schweigsamsten Herren fanden da Worte der Entrüstung, denn eine Gelegenheit, in so populärer Sache auch einmal zu reden, mochte sich doch niemand entgehen lassen.

Das Referat über die Hochschulangelegenheiten hatte Doktor von Bilinski.

Doktor Leon Ritter von Bilinski war im Kabinett Badeni österreichischer Finanzminister und ist jetzt Gouverneur der österreichisch-ungarischen Bank und Herrenhausmitglied. Zu diesen hohen Würden ist er aus dem Stande der Universitätsprofessoren emporgestiegen. Bevor er Finanzminister wurde, lehrte er an der Lemberger Universität Nationalökonomie. Außerdem hat er einige gelehrte Werke über Finanzwissenschaften, über Nationalökonomie und über „Wesen, Entwicklung und gegenwärtigen Stand des Sozialismus“ verfaßt.

Man ist also berechtigt, anzunehmen, daß der Mann einigermaßen ins Leben geschaut hat, daß er etwas von Kultur und Kulturproblemen versteht, daß er des modernen Geistes Leben und Weben gefühlt hat.

Dieser ehemalige Universitätsprofessor hat im Budgetausschuß eine Rede gehalten, für die er eigentlich den Orden pro ecclesia et pontifici bekommen müßte. Da kommen Sätze vor wie: er könne versichern, daß die akademischen Lehrer vom katholischen Glauben tief durchdrungen waren und sind; er glaube an das Dogma der unbefleckten Empfängnis und könne es sich nicht gefallen lassen, daß einer seinen Glauben beschimpfe und sage: „Ah was! Eine Jungfrau kann keinen Menschen gebären!“ und so fort mit Grazie.

Wenn das noch ein katholischer Pfarrer gesagt hätte! Aber die haben eine zu feine Nase für die Gefahren der Lächerlichkeit und sagen zwar zuweilen auf der Kanzel, was ins Parlament, aber niemals im Parlament, was auf die Kanzel gehört.

Der Parlamentarier, Nationalökonom und Hochschullehrer Bilinski soll sich mit seinem Köhlerglauben auseinandersetzen, wie er will. Das geht uns nichts an. Er kann seiner Vernunft beliebig viele Wege zur Erkenntnis mit dogmatischen Vorhängschlössern absperren.

Aber er soll es nicht eine Beschimpfung seiner Religion nennen und, wie er es getan hat, die Disziplinarbehörde zu Hilfe rufen, wenn ein Mann seines Standes und mit westeuropäischer Geistesbildung — Bilinski hat nur galizische — an Geschichten wie der von der unbefleckten Empfäng-

nis zweifelt und seine Zweifel logisch und historisch begründet.

Bei dem allen zeigt eine kleine Entgleisung, die Herrn von Bilinski passierte, daß es diesem erbitterten und gottesfürchtigen Glaubensstreiter gar nicht wirklich um die Verteidigung der katholischen Religion zu tun war, sondern um — na, sagen wir um einen Fleißzettel von oben. Das Dogma, für das er so heiß gekämpft hat, existiert nämlich gar nicht. Er kennt sich schlecht aus in den Lehren der mit solcher Leidenschaft verteidigten katholischen Kirche.

Der sozialdemokratische Abgeordnete Seitz hat ihm am nächsten Tage den Rat gegeben, den Kleinen Katechismus für die dritte Volksschulklasse eingehend zu lesen; da würde er finden, daß das Dogma von der unbefleckten Empfängnis die Lehre ist, daß die Jungfrau Maria ohne Makel der Erbsünde, mit dem bekanntlich alle weibgebornen Menschen behaftet sind, von ihrer Mutter empfangen und geboren wurde.

Herr Bilinski bricht also Lanzen für einen Glauben, den kennen zu lernen er sich nicht einmal die nötige Mühe nimmt. **Wer ist es, der da leichtfertig „geschimpft" hat?**

— — — — — — — — — — — —

Die Geschichte ist — wie so häufig kleine und unbeachtete Episoden — lehrreich. Sie zeigt, von was für Helden des Geistes und des Herzens wir in Österreich regiert werden, und **welchen Kulturweg wir noch bis zum zwanzigsten Jahrhundert zurückzulegen haben** — ungefähr wie von Lemberg nach Paris.

Dr. Heinz Holter



Sittlichkeit und Kriminalität

Karl Kraus, der Herausgeber der in Wien erscheinenden Revue „Die Fackel", welche — obwohl sie es als schärfstes Spiegelbild österreichischer Kultur und Unkultur verdiente — wie alles Geistige made in Austria in Deutschland nur wenig Beachtung findet, hat sich, von Freunden und Verehrern gedrängt, entschlossen, die in den Heften seiner Zeitschrift eingesargte Stilkunst und Gedankenarbeit von neun Jahren auferstehen zu lassen, sie von nebenläufiger Polemik und vom stofflichen Interesse des Tages zu reinigen und in Buchform umzugießen. Diese Flucht aus dem engen und verkleinernden Leserhorizont der Wiener Gemütlichkeit in die breite Öffentlichkeit des deutschen Lesepublikums wird hoffentlich recht vielen Gelegenheit geben, einen Schriftsteller kennen zu lernen, von dem sie bisher nur vom Hörensagen wußten, daß er ein boshafter Witzbold sei. Kraus besitzt nämlich auch die Gabe des Witzes, die sich für ihn als Danaergeschenk erwiesen hat. Er hat vor ein Dutzend Jahren in etlichen Aufsätzen und Broschüren eine Anzahl guter und beißender Witze gemacht, die — mit Ausnahme der Betroffenen — von toute Vienne belacht und mit inniger Schadenfreude genossen wurden. Damit war er aber auch ein für allemal katalogisiert; und was immer er nun schreiben mochte, man suchte nur nach den Witzen. Seine innerliche und schriftstellerische Persönlichkeit hat sich im Lauf der Zeit völlig verwandelt, er ist längst über die Sphäre bloßer Witzigkeit hinausgewachsen, aber hierzulande läßt man ihn nur als Witzbold gelten. Er könnte plötzlich die Welträtsel lösen, man hielte es doch nur für eine unnütze und unerquickliche Abschweifung von seiner eigenlichen Aufgabe, ätzende Witze zu

machen. Es gibt nun allerdings einen Witz, der aus tragischem Grunde erwächst, aus der Erkenntnis der Ohnmacht des Vereinzelten gegen die Übermacht der kompakten Dummheit, und solcher Witz der Verzweiflung wird zuletzt so scharf und schneidend, daß seine Spitze an der Dickhaut des Philisters abbricht. Solcher Witz ist dem Ernste so verwandt und so mit ihm verwoben, daß der Dummkopf weder Ernst noch Witz wahrnimmt, denn er faßt beides nur getrennt. Und in diesem Stadium der Sachlage pflegt das liebe wiener Publikum zu sagen: jetzt ist er übergeschnappt . . . .

Der vorliegende erste Band der Ausgewählten Schriften*) zeigt die zwei Hauptvorzüge von Kraus im besten Licht. Zunächst die meisterhafte Beherrschung der deutschen Sprache. Kraus gehört zu den wenigen Schriftstellern, die vor ihrer Muttersprache eine so hohe Achtung haben, daß sie jede Flüchtigkeit, jede geringste Vernachlässigung des sprachlichen Ausdrucks wie eine persönliche Schmach empfänden. Die geschmeidige Knappheit seines Stils ist die Frucht eines Fleißes, dessen Intensivität nur der gewissenhafte Schriftsteller ahnt. Dann die Wucht seiner vom Wortwitz unabhängigen Satire, die überlegen und tötlich ist. Kraus kommt niemals mit Gelehrten-Ernst, er geht niemals von Theorien, immer vom Leben, vom alltäglichen Ereignis aus, das in seiner Beleuchtung zum typischen Fall wird. Er benützt als Waffe des Angriffs hauptsächlich des Gegners eigenes Wort und eigene Verteidigung und bedarf keiner unverständlichen Terminologie und keines Ballasts von fremder Wissenschaft. Diese zwei Eigenschaften dürften das Buch auch dem sympathisch machen, der mit den darin niedergelegten Anschauungen nicht in allen Punkten einverstanden ist. Karl Kraus bemüht sich darin um die Reinigung unseres Lebens von allerlei giftigem Aberglauben, und Betschwestern und Schlafmützen wird es daher von vornherein mißfallen. Aber wer in manchen Fällen die Sittlichkeit der bestehenden Sitte leugnet, ist nicht notwendig ein zügelloser Libertiner, er ist meist sogar in höherem Sinne ein Moralist als der eifernde Konservator einer überlebten Moral. Er will an die Stelle eines toten Kodex das lebendige Verantwortungsgefühl, an die Stelle äußeren Zwanges eine innere Freiheit setzen; er möchte das Ethos mehr und mehr aus dem Bann starrer religiöser und staatlicher Gesetzlichkeit erlösen und ins Individuum selbst verpflanzen. „Wo Leben erstarrt, türmt sich das Gesetz." (Nietzsche.) Und wo Sittlichkeit nichts anderes sein soll als ein Kompromiß zwischen veralteten Sitten und übermächtigen Geboten der Natur, ist sie nur Heuchelei und Unnatur.

Wie nicht anders möglich, ist es gerade der unzerstörbarste und elementarste Trieb des Menschen, der Geschlechtstrieb, der unter der äußerlichen Sittlichkeit der Sitte am meisten leidet. Was dem Menschen zur höchsten Lust gegeben ward, wird heute von Religion und Justiz ohne Nutzen und vernünftigen Zweck nach Möglichkeit unterdrückt. Nun wäre es die größte Torheit, die Notwendigkeit gesetzlicher Eindämmung des Geschlechtstriebes leugnen zu wollen. Dürften überhaupt Triebe sich hemmungslos entfalten, sie würden alsbald allgemeine Anarchie herbeiführen. Nicht die Sexualjustiz an sich ist also verdammenswert und schädlich, sondern die Starrheit derselben. Daß Gebote und und Verbote immer noch fortbestehen, wenn schon längst die spezielle Gefahr, die sie bekämpften, entschwunden ist, dieser schlechte, dem Fluß der Entwick-

*) Karl Kraus, Sittlichkeit und Kriminalität. Ausgewählte Schriften Bd. I. Buchhandlung L. Rosner, Wien und Leipzig 1908.

lung hohnsprechende Konservatismus verursacht es, daß die harmloseste und lauterste Lust zu Sünde und Verbrechen werden kann. Ein junger Wiener Schriftsteller, Otto Soyka, schrieb einmal den schönen Satz, der Menschheit sei die Geschlechtslust wohl als ein so großes und ungeheueres Geschenk der Götter erschienen, daß sie sich niemals getraute, unbekümmert, herzhaft und mit gutem Gewissen aus ihrem Born zu schöpfen. Wie ein Überbleibsel aus den Urzeiten der Furcht und des härtesten Daseinskampfes, wo alles Lustvolle als etwas Unwahrscheinliches, als eine schlimme Verlockung mit Mißtrauen betrachtet wurde, wo man den Göttern das teuerste opferte, um sich nur nicht zu glücklich zu fühlen, — so mutet heute den freieren Geist diese immer noch bestehende Scheu an, dieses schlechte Gewissen vor der Geschlechtslust, dieser Dunstkreis von Bosheit, Scham und übelm Geruch um sie herum. Das schlechte Gewissen, die Schmutzriecherei und Grausamkeit äußert sich aber auch öffentlich, und in drei Formen besonders offenbart diese böse Trias sich in ihrer ganzen Scheußlichkeit: im heuchlerischen Muckertum des verdorrten Zeloten, in der hämischen Kaltherzigkeit des bureaukratischen Richters und im giftigen Neid des Philisters, der stets darüber wacht, ob der Nachbar nicht etwa genießt, was er aus Feigheit entbehrt. Diese obskurantischen und lebensfeindlichen Mächte sind es vornehmlich, die Kraus aufs Korn nimmt. Welchen Schaden sie anrichten, wie sie gegen Leben und Glück der Menschen wüten, das zeigt er an der Hand der markantesten Gerichtsfälle der letzten Jahre. Er beleuchtet den Geist dieser Mächte an ihren eigenen Aussprüchen und Feststellungen und verhehlt auch seine persönliche Meinung nicht, die manchem vielleicht allzu schroff und überhebend vorkommen mag, welche aber mit einer polemischen Vehemenz vorgetragen wird, die einen artistischen Genuß für sich gewährt. Auch plädiert Kraus nicht, wie schlechtinformierte Gegner ihm vorwerfen, für ein zügelloses Ausleben des Geschlechtstriebes. Er fordert im Gegenteil in vieler Hinsicht straffere Gesetze und strengere Strafen. Nur über die Rechtsgüter, deren Schutz hiebei in Frage kommt, denkt er anders als die meisten. Während nämlich moralische Eiferer und gesetzgebende Lebensfremdheit vor allem Rechtsgüter von mehr oder weniger imaginärer Natur geschützt sehen wollen, Ehre, Sittlichkeit, Normalität, Seelenheil und anderes, möchte er die wirklichen Rechtsgüter besser als bisher geschützt wissen: das Recht der Unmündigen, die leibliche Gesundheit, die freie Willensbestimmung und allenfalls noch die öffentliche Ästhetik. Verbrechen an Kindern, Schädigung der Gesundheit und Zwang in jeder Form sollen strenger als bisher bestraft werden, das Einverständnis mündiger und williger Menschen aber sollte heute endlich als Privatangelegenheit gelten dürfen. Sonst wiederholen sich endlos die immer betrüblicher wirkenden Fälle, daß Gesetzesübertretungen und Überschreitungen der Sitte in Geschlechtsdingen, die unter andern Verhältnissen niemandem Schaden brächten, namenloses Unglück über ethisch durchaus integre Menschen bringen. Es sollte auch nicht sein, daß einem des Mordes verdächtigen Menschen die Mordabsicht in der Weise nachgewiesen wird, daß man „erhebt", er habe einmal die Ehe gebrochen oder „Orgien gefeiert". Und es sollte nicht sein, daß aus dem Unglück von Kranken des Empfindens der Weizen der Erpresser emporschießt, während ein Luetiker ein blühendes Geschöpf ohne Furcht vor Gesetzen dem Siechtum weihen und sich selbst vor der gesellschaftlichen Ächtung durch die ärztliche Schweigepflicht gesichert fühlen darf.

Karl Hauer

Russische Eindrücke

Nach den kriegerischen Mißerfolgen des Zarenreiches gegen Japan und noch mehr nach den innerrussischen Wirren hatten die Sprachrohre von Kultureuropa die Phrase von der Wiedergeburt Rußlands, von der grundstürzenden Umwandlung dieses Riesenlandes, so dröhnend hinausgeblasen, daß es einen politischen Globetrotter wohl verführen konnte, persönliche Eindrücke über diesen gigantischen Prozeß in Rußland selbst zu sammeln.

So tat auch ich und spannte Aug und Ohr in den Dienst eines Suchers nach den Folgen der „großen" Epoche. Notabene kannte ich das Volk des alten, allerdings noch nicht wiedergeborenen Rußlands ziemlich genau.

Die eigentliche Komödie war damals schon zu Ende. Moskau lag nicht mehr in Blut und Schnee, die russische Gesellschaft vom Großfürsten abwärts führte wie ehedem eine Sprache, wie sie der knallroteste Sozialist in keinem Lande wagen würde, die Duma balgte sich um die Lebensfähigkeit eines längst in Weingeist gesetzten Fötus der Konstitution herum, die Armee war wieder zu Polizei degradiert, das Volk trank ganz wie ehedem seinen Schnaps, und der Zarismus erfreute sich auch wieder einer guten Verdauung. Hin und wieder fiel zwar noch ein Tropfen vom Dach, ein terroristisches Attentat, eine Bombe, eine Expropriation, wie die öffentlichen Raubzüge im modernen Rußland im Unterschied zu der Amtstätigkeit des Tschinowniks heißen, — aber solche Kleinlichkeiten verschwinden wahrlich gegenüber der Breite und Weite einer Aktionsfläche von einhundertzwanzig Millionen Bauern.

So einfach war es also nicht, die Ergebnisse und Nachwirkungen der revolutionären Epoche aufzustöbern und festzulegen. Das Meiste lief wieder im alten Geleise. Einige Eindrücke jedoch seien hier wiedergegeben.

* * *

Mehr denn je fiel mir diesmal die allgemeine Geringschätzung, ja Mißachtung der Armeeuniform in Rußland auf. In so breiter Öffentlichkeit hatte ich eine ähnliche Minderbehandlung speziell des militärischen Ehrenkleides, denn Uniform trägt in Rußland ja fast jeder Stand und Beruf, noch nirgends beobachtet. Anfänglich dachte ich an allerdings ungerechte Revanche für erlittene Schlappen. Aber das wäre gar nicht russisch gewesen. Und die russische Masse hat doch noch immer ihre alten, teils angeborenen, teils anerzogenen Eigenarten: fatalistisch den Dingen nie auf den Grund zu gehen, niemals die äußersten Konsequenzen zu ziehen. Die Apathie, die Dickflüssigkeit russischer Anschauungen — ich spreche von der Masse, vom erdrückenden Übergewicht der russischen Masse — hat dem ostasiatischen Krieg, einer Art Kolonialkrieg für das alte Rußland, fast kein Interesse entgegengebracht. Sieger oder Besiegte — das hat nicht den Ausschlag gegeben. Aber das zaristische System hat in den inneren Wirren die Armee so lange mißbraucht, sie fortgesetzt als Assistenz der Vergewaltigung verwendet, bis die Lockerung der Disziplin es dahin brachte, daß Heeresteile gegen Heeresteile kämpften. Dieses widrige Schauspiel erregte selbst bei der echtrussischen Bevölkerung ein Gefühl des Ekels Die ewige Angst des Zarenhofes ließ alle Gewalt-, Druck- und Strafgerichtsposten durch hohe Militärs besetzen. Immer erschien die Armeeuniform dort, wo sonst nur Polizeischergen und Henker ihres Amtes walten. Auch der Schnaps gewährt lichte Momente. In solchen stand immer wieder der Soldat als Peiniger auf der Bildfläche. Der-

selbe Soldat, der im Felde die Probe nicht bestanden hatte.

Bei näherem Eingehen fiel auch noch auf, daß der Kontakt zwischen Offizieren und Mannschaften der russischen Armee, der früher einen familiären, patriarchalischen Zug aufwies, verloren gegangen ist Ganz wie in der inneren Politik Rußlands. Dort geht die Intelligenzminderheit viel zu weit, die Masse folgt nicht. Die Distanz wird daher immer größer. Um die Trägheit der Masse im Sturme zu überwinden, die Masse mitzureißen, werden die Führer extrem. Die Mittelglieder fehlen, wie überhaupt die Verbindungsbrücken zwischen Äußerstem und stumpfsinnigem Beharren im russischen Volke.

Dabei läßt das Zarentum nicht von dem irrigen Glauben, seine Armee, sein Bollwerk des Selbstherrschertums, habe die revolutionäre Bewegung niedergerungen. Das ist ein kardinaler Irrtum.

Die Bewegung mußte in sich selbst zusammenfallen, weil die Fermente der Gärung in ihrer viel zu explosiven Wirkung zwar lokale Prozesse anregen konnten, aber niemals die ungeheure, rückständige, reglose Masse in Schwingung zu setzen vermochten. Dazu hätte es konstanter, nachhaltiger, andauernder Kräfte bedurft.

Die sogenannte Revolution hat ihr Ende nicht durch das Übergewicht der zaristischen Macht, sondern vielmehr dadurch gefunden, daß ihre Anreger nicht die erforderliche Geduld, die nötige Müh und Arbeit leisten wollten oder konnten, in die Tiefen zu steigen. In Rußland können sich die Städte verbluten, — die Entscheidung liegt doch immer noch am Dorfe.

Nächst der offenkundigen Mißachtung der eigenen Armee hat mich aber auch die auffällige Interesselosigkeit der russischen Intelligenz, der Städtebevölkerung — von der nur ein ganz kleiner Kreis von Idealisten und Spekulanten ausgenommen werden soll — für alles, was Duma, Verfassung, Anfangsstadium eines konstitutionellen Lebens nach westländischer Auffassung heißt, ernstlich befremdet. Wie wenig kennt doch die öffentliche Meinung des Auslandes das eigentliche Rußland, seine Volksseele und deren Regungen, wenn sie mit ungeheurer Wichtigtuerei die Kämpfe, Reden, Demonstrationen innerhalb des polizeilich so gut bewachten taurischen Palastes, des Redekäfigs der russischen Deputierten, verzeichnet, diskutiert, kommentiert!

In Rußland selbst, für die Russen selbst, gibt es kaum etwas Interesseloseres, etwas, was ihnen noch unwichtiger, bedeutungsloser schiene, als ihr Scheinparlament. Und das nicht nur in Ansehung der jammervollen Beschränkungen dieser Legislativparodie. Nein — auch in bezug auf den ganzen Begriff des Parlamentarismus. Vielleicht, weil es eben noch keine andern Russen gibt als extreme. Den einen genügt kein Mitregieren, die anderen wollen von einer fremden Importfreiheit nichts wissen. Die Mitte fehlt. Und der Parlamentarismus bedarf dieser Mittelglieder.

Im Handel, für den industriellen und kaufmännischen Verkehr mit und in Rußland, sind ja auch unsere westeuropäischen Grundsätze und Anschauungen nicht recht übertragbar. Ausgenommen davon ist der Bedarf der höheren, verfeinerten Gesellschaftsklasse, des Staates, der Technik. Mit diesem lassen sich stets einträgliche Geschäfte nach unseren Prinzipien machen. Aber die russische Produktion, der russische Massenhandel, läßt sich vom Westen nichts vorschreiben. Sie haben eine ganz andere Welt zu bedienen. Halbasien und Ganzasien sind ihre Domäne. Das bißchen Geschäft, das sie mit der alten Kulturwelt machen, kommt kaum in Betracht. Der Bedarf und Geschmack

eines andern, riesigen Stücks Erde ist zu decken. Daher ist der nationalökonomische Wert Rußlands für uns fast inkommensurabel.

Ich kann nicht behaupten, daß ich eine Besserung in der sattsam bekannten, korrupten und das Volk beispiellos bevormundenden Verwaltung Rußlands angetroffen hätte. Die Polizei greift etwas milder zu, aber sie greift doch noch überall in das Privatleben und in die Privatrechte des Volkes ein.

In Moskau unterzog ich mich einmal der Mühe, in der schier endlosen Reihe der Bittsteller und Petenten, die auf der Polizeipräfektur Bitten, Anliegen, Meldungen vorzubringen hatten und Stunden hindurch auf den Augenblick warten mußten, bis sie endlich das Ohr eines Tschinowniks erreichten, nach dem Gegenstande der Petita zu forschen. Es ist unglaublich lächerlich, um welche Nichtigkeiten ein Russe bei seinen Behörden bitten muß. Der eine — so entsinne ich mich noch — wollte an seiner Wohnungstüre ein doppelsprachiges Namenstäfelchen anbringen und hatte bereits fünfmal schriftlich um die Erlaubnis angesucht, dabei jedesmal einen halben Tag auf den Stiegen und Gängen der Präfektur warten müssen, bis die Reihe an ihn kam. Die Doppelsprachigkeit des Wohnungsschildes zu bewilligen, überschritt angeblich die Kompetenz des Polizeipräfekten und fiel in jene des Stadtgouverneurs; dessen Adjutant aber wieder meinte, daß dies nur der Generalgouverneur gestatten könne. Mit welcher Geduld und mit welcher Überzeugung, daß eine so wichtige bureaukratische Tat nicht anders verübt werden könne, ertrug der Bittsteller doch diese Quälereien! Und als ich später mit eigenen Augen sah, wie der amtierende Tschinownik die ungezählten Gesuche und Schriftstücke, die ihm vertrauensvoll übergeben wurden, und für deren jedes er eine baldige Erledigung zugesagt hatte, ohne Durchsicht per Bausch und Bogen in den Papierkorb warf, wußte ich, daß die Revolution die bureaukratische Tyrannei unberührt gelassen hat.

Nein — es hat sich wirklich nichts Wesentliches geändert in Rußland. Die administrativen Verschickungen und die körperlichen Züchtigungen sind zwar eingestellt worden, aber die russische Justiz besorgt erstere unter dem Druck der Verwaltungsbehörden in anderer Form weiter, und die Polizei prügelt die Leute intra muros nach wie vor. Aber die russische Masse ist tatsächlich nicht reif genug, diese Behandlung unwürdig zu finden.

Würden die Extremen und die Revolutionäre ihren zweifellos vorhandenen Überschuß an Tatkraft, Willen, Mut, Aufopferung an die langsamere, vielleicht momentan weniger Dank und Erfolg versprechende Arbeit systematischer Hebung des Volksniveaus wenden, dann wären vielleicht in Rußland schon Eindrücke über beginnendes Neuleben zu gewinnen.

Vorläufig ist das neue „wiedergeborene“ Rußland nur eine notdürftige, durchsichtige Travestierung des „alten“.

N. Freiherr von Stetten

Die zunehmende Unfähigkeit der Frauen, ihre Kinder zu stillen

Nachdem im bayerischen Landtag unlängst über den Antrag der liberalen Fraktion die Säuglingssterblichkeit betreffend debattiert und eine Entschließung des Ministeriums des Innern an die Kreisregierungen im gleichen Betreffe bekannt gemacht wurde, dürfte auch Interesse für die Ansichten eines Fach-

mannes über diese Sache vorhanden sein.

Der Fachmann ist der bekannte Hochschullehrer an der Baseler Universität G. *von Bunge*. (Vergleiche das zweite November-Heft des „März“, Artikel „Mechanismus und Vitalismus.“) Seine Ansichten erschienen als Broschüre unter dem Titel obiger Überschrift 1907 in fünfter Auflage bei E. Reinhardt in München. Das vierzigseitige Heft bringt den durch neues statistisches Material erweiterten Vortrag G. von Bunges, der im Juni 1899 in der Medizinischen Gesellschaft zu Basel gehalten wurde.

Seit langen Jahren beschäftigt sich dieser Dozent der physiologischen Chemie auch mit der Analyse der Milch der verschiedenen Säugetierarten, welche eine ganz verschiedenartige Zusammensetzung je nach der Säugetierart aufweist. Die Eiweißkörper, Fett, Milchzucker und Aschenbestandteile (oder Nährsalze) sind in sehr auffallender Weise gemischt, und es war G. von Bunges Bestreben, die Erklärung für diese Sonderbarkeit zu finden. Schon 1874 wies er in der Zeitschrift für Biologie auf diese Unterschiede hin und sprach die Meinung aus, daß je nach der *verschiedenen Wachstumsgeschwindigkeit* der Säuglinge die Milch für ihn eine andere quantitative Zusammensetzung aufweise. Die *Eiweißstoffe* und die *Nährsalze*, und zwar Kalk und Phosphorsäure, dienen vorzugsweise zum Aufbau der Gewebe. Je *rascher* ein Säugling wächst, um so *mehr* braucht er zu seinem Wachstume.

Die Tabelle am Kopf der nächsten Spalte veranschaulicht diese Behauptung und erhebt sie zur *Wahrheit*.

Nach einer Anzahl weiterer recht interessanter Erörterungen, die auch für den gebildeten Laien verständlich sind, sagt G. von Bunge: „Die angeführten Zahlen mögen genügen, um zu zeigen, *daß die Zusammensetzung der*

	Zeit der Verdoppelung des Körpergewichtes beim neugeborenen Tiere in Tagen	100 Gewichtsteile Milch enthalten:			
		Eiweiß	Asche	Kalk	Phosphorsäure
Mensch	180	1,6	0,2	0,033	0,047
Pferd	60	2,0	0,4	0,124	0,131
Rind	47	3,5	0,7	0,160	0,197
Ziege	22	3,7	0,8	0,197	0,284
Schaf	15	4,9	0,8	0,245	0,293
Schwein	14	5,2	0,8	0,249	0,308
Katze	9 1/2	7,0	1,0	—	—
Hund	9	7,4	1,3	0,455	0,508
Kaninchen	6	10,4	2,5	0,891	0,997

Milch eines der größten Wunder der lebenden Natur ist. Wir sehen, mit welcher Umsicht und Sorgfalt die Natur die Zusammensetzung der Milch den verschiedenen Säugetierarten angepaßt hat. Es ergibt sich daraus der praktisch wichtige Schluß, daß man die Milch einer Säugetierart *nicht* ersetzen kann durch die Milch einer anderen Säugetierart, *ohne den Säugling zu schädigen, daß man insbesondere die Menschenmilch nicht durch Kuhmilch ersetzen kann*. Dazu stimmen auch die praktischen Erfahrungen. Deshalb hat man sich bekanntlich alle erdenkliche Mühe gegeben, die Kuhmilch künstlich der Menschenmilch ähnlicher zu machen. Man verdünnt sie mit Wasser, versetzt sie mit Zucker und so weiter. — Aber auch wenn sich's so herausstellen sollte, daß bei *sorgfältiger Durchführung* der künstlichen Ernährung die Entwicklung des Kindes dieselbe sei wie bei den Brustkindern, so muß dem gegenüber doch betont werden, daß bei der großen Masse des Volkes die künstliche Kinderernährung mit der nötigen Sorgfalt sich nie und nimmer durchführen lassen wird; einfach deshalb nicht, weil man den mächtigen Instinkt der Mutterliebe nicht ersetzen

kann durch einen Soxleth-Apparat. Nur wenn die Mutter selbst das Kind am Busen trägt, wird die Pflege eine genügende sein. Das ist es ja, was die Natur will. Das Kind soll mit der Mutter verwachsen bleiben. Dann ist die Mutter gezwungen, das Kind zu pflegen wie sich selbst, ja noch mehr: für das Kind sich aufzuopfern.

Dazu stimmen die Ergebnisse der statistischen Untersuchung. Es wurde beispielsweise für Berlin festgestellt, daß die Sterblichkeit im ersten Lebensjahre unter den mit Kuhmilch ernährten Kindern sechsmal so groß ist wie unter den an der Brust ernährten. Die Zustände mögen in anderen Städten etwas besser sein. Jedenfalls wissen wir, daß in der zivilisierten Welt jahraus, jahrein Hunderttausende von Kindern durch die Kuhmilchernährung einfach gemordet werden. Die heidnischen Völker des Altertums gestatteten den Kindsmord, die christlichen Völker der Gegenwart quälen ihre Kinder langsam zu Tode."

Wir hätten sicher eine viel geringere Säuglingssterblichkeit, wenn die Säuglinge ihre natürliche Nahrung, nämlich Muttermilch, bekämen. Das wurde auch in der Debatte im Landtag mit Recht betont. Die obigen Ausführungen G. von Bunges unterstreichen diese Ursache der Säuglingssterblichkeit mit recht dicken Strichen. Leider sind aber viele Frauen physisch nicht imstande, ihren Kindern die natürliche Nahrung zu geben. Recht viele Frauen sind unfähig, ihre Kinder zu stillen, abgesehen von solchen, welche aus Unwissenheit oder Bequemlichkeit diese Mutterpflicht unterlassen, und von jenen, welche ihre soziale Lage zwingt, die Fabrik wieder aufzusuchen, damit die Familie sich durchbringe. Hier wären Stillprämien und Unterstützungen seitens des Staates — den Städten halft man leider viel auf! — gar sehr am Platze, und mit Recht wurde von dem Begründer des liberalen Antrages darauf hingewiesen, welch kleinen Betrag das Staatsbudget für die Gesunderhaltung der Säuglinge gegenüber dem zur Bekämpfung der Viehseuchen aufweise. Doch das nur nebenbei. Die erwähnte Unfähigkeit vieler Frauen ist eine Erscheinung der neueren Zeit, und sie ist im Wachsen begriffen. Sie ist als ein Degenerationszeichen zu betrachten. Um das Jahr 1500 werden die ersten Angaben über künstliche Säuglingsernährung in Deutschland gemacht. — Der Naturforscher G. von Bunge sagte sich: Da diese Unfähigkeit eine Erscheinung der Neuzeit ist, muß sich auch die Ursache, oder die Ursachen, dafür auffinden lassen. Er dachte an verschiedene, und seine Untersuchungen und Erwägungen führten ihn zu einer Annahme, die durch eine von ihm vorgenommene statistische Untersuchung, welche sich bei der Herausgabe der fünften Auflage über zweitausendeinundfünfzig Fälle erstreckte, und bei der sich bis dahin hundertneunzehn praktische Ärzte und neunundzwanzig Studenten der Medizin beteiligten, als zu Recht bestehend nachgewiesen wurde. In dem modernen chronischen Alkoholismus erkannte G. von Bunge eine der Hauptursachen der Unfähigkeit zum Stillen.

Es ist nicht die Aufgabe dieses Berichtes, die Einzelheiten aller Darlegungen G. von Bunges zu bringen. Der Bericht will vielmehr ein allseitiges Interesse für diese sehr interessante und bedeutende Schrift wachrufen. Es soll darum das Ergebnis der Untersuchungen hergesetzt werden: „War der Vater ein Trinker, so verliert die Tochter die Fähigkeit, ihr Kind zu stillen, und diese Fähigkeit ist fast immer verloren für alle kommenden Generationen. Die Unfähigkeit, zu stillen, ist keine isolierte Er-

scheinung. Sie paart sich mit anderen Symptomen der Degeneration, insbesondere mit der Widerstandslosigkeit gegen Erkrankungen aller Art: Tuberkulose, Nervenleiden, Zahnkaries. Die Kinder werden ungenügend ernährt, und so steigert sich die Entartung von Generation zu Generation und führt schließlich nach endlosen Qualen zum Untergang des Geschlechtes."

G. von Bunge wurde entgegengehalten, die Alkoholvergiftung könne nicht die Ursache der Unfähigkeit zum Stillen sein. Wäre das der Fall, so müßten die arischen Völker schon lange ausgestorben sein, denn die Arier hätten schon immer alkoholische Getränke genossen. Er erwidert darauf: „Richtig ist, daß die Arier zu allen Zeiten alkoholische Getränke gekannt haben. Unrichtig ist, daß die große Masse zu allen Zeiten sich chronisch vergiftet, daß sie tagaus, tagein alkoholische Getränke genossen habe. Das haben in früheren Zeiten immer nur einige wenige getan. Die große Mehrzahl genoß alkoholische Getränke nur ausnahmsweise, nur bei festlichen Gelegenheiten. Die einmalige akute Alkoholvergiftung aber scheint keine bleibenden Folgen zu haben. Der Organismus erholt sich wieder davon. Schädlich ist die gewohnheitsmäßige, täglich ein oder mehrere Male wiederkehrende Vergiftung. Kräpelin und seine Schüler haben gezeigt, daß die schädigende Wirkung auch mäßiger Alkoholmengen auf das Gehirn sich noch nach vierundzwanzig Stunden und länger nachweisen lasse. Wenn man nun niemals abwartet, bis der Organismus sich von den Schäden erholt hat, sondern immer und immer wieder Alkohol in alle Gewebe einführt, tagaus, tagein, jahraus, jahrein, durch Generationen hindurch, so müssen alle Gewebe geschädigt werden, auch die Gewebe, welche die Keimzellen absondern, und damit überträgt sich die allgemeine Schwächung und Widerstandslosigkeit auf die kommende Generation."

F Sch

Glossen

Lilliput

Im gewaltigen Königreich Lilliput werden bekanntlich die höchsten Ämter durch Seiltanzen erworben. Wer am geschicktesten tanzt, am höchsten springt und gelegentlich nach Bedarf auch unter dem Seil durchrutscht, wird Premierminister. Gulliver hat eine solche Konkurrenz beschrieben, die einen hochbegabten Springer an die Spitze des Staates beförderte, und man fühlt sich einigermaßen an sie erinnert angesichts gewisser allerneuester Produktionen.

Wir Lilliputaner waren natürlich in der großen Mehrzahl wie bezaubert von ihnen. Es konnte über das Reichstagswahlrecht kaum besser seilgetanzt werden als am sechsundzwanzigsten März. Nur die unermeßlichen Vorzüge des heißgeliebten preußischen Dreiklassenwahlrechts kamen etwas zu kurz. Ich will sie hier zusammenfassend nachholen.

Das Dreiklassenwahlrecht kommt jener innern Ringbildung nahe, zu der die übelsten, doch für die privilegierten Inhaber angenehmsten germanischen Instinkte stets hingedrängt haben.

Es ermöglicht die Organisierung einer Nation als Herde, behütet von Hunden, angeführt und geschoren von ein paar schlauen Oberschäfern.

In Preußen garantiert es das allmähliche Wiederaufleben jener herrlichen Tradition, laut welcher die Beamten sich räkeln dürfen, die „Untertanen" zu kuschen haben.

Es ermöglicht gesetzgeberische Akte zugunsten der herrschenden Kaste, seien sie auch nur auf die Verdummung von Landschullehrern gerichtet, damit diese nachher das Volk weiterverdummen, weil das zum „Regieren" für bequemer gilt.

Es gab eine Zeit, als die zweite Klasse bei der Abgeordnetenwahl mitsprach, und zwar oppositionell. Damals war das preußische Bürgertum noch liberal. Darum kamen selbst mit dem elendesten aller Wahlsysteme Landtage zustande, die der Regierung nicht aus der Hand fraßen.

Das ist anders geworden. Unser preußisches Bürgertum „herrscht" heut ebenfalls und hilft die Krippen hüten. Es giert nach Kommerzienratstiteln und „Erhebungen" in den Adelstand, für die Kinder. Erst seit Angst vor dem Volk und schlechtes Gewissen diese Bürger bei der Junkerstange halten, ist das preußische Abgeordnetenhaus „zuverlässig". Die dritte Klasse bleibt, so hofft man, ohne die zweite zur Bedeutungslosigkeit verurteilt. Nun, wir werden ja sehn.

Inzwischen dürfen, mit einem solchen Vertretungskörper als Deckung, die schädlichsten, aber darum nicht minder beliebten Verstöße gegen Volkseinheit und Landesverteidigung wieder begonnen werden. Die Spaltung des deutschen Offizierkorps in einen bevorzugten adligen und einen mindergeschätzten bürgerlichen Bestandteil geht lautlos und rapide vor sich, weil man diesen Nonsens, der die Verfassung bricht, wagen darf. Was beabsichtigt wird, ist nicht klar. Gedenkt man die ganze Armee wieder wie vor Jena dem Adel in die Hand zu spielen? Nur an jener Grenze haltzumachen, die der Fruchtbarkeit adliger Mütter gezogen ist? Werden wir nächstens auch „adlige Schiffe" bekommen, wie wir adlige Linienregimenter haben? Und wie stellt man sich die Haltung der nichtadligen deutschen Jugend auf die Dauer vor, nach Ruinierung dessen, was früher einmal Kameradschaft hieß?

Das Bürgertum, das heut seine Söhne zu Offizieren zweiter Klasse degradiert sieht, hat bisher diese systematischen Fußtritte wie ein fettgewordener, treuer Pudel hingenommen. Wird im Reichs- oder Landtag niemand auftreten, um Lärm zu schlagen?

Innerhalb des Blockes niemand. Bülow kannte seine Leute. Die Sozialdemokraten werden es weit eher tun. Deshalb müssen wieder mehr Sozialdemokraten in den Reichstag hinein. Solange sie marxkrank sind, ist freilich nicht viel Vernünftiges mit ihnen anzufangen; aber sie zeigen wenigstens die Zähne. Sie werden es sein, die — vielleicht — auch aus den preußischen Landtagswahlen etwas machen, wogegen kein Seiltanzen Stich hält: eine Überraschung. Und bei den nächsten Reichstagswahlen vollends müssen die Konservativen kleingemacht werden. Selbst das Zentrum ist politisch zehnmal so vernünftig und modern wie sie.

h

Humor

Das Stuttgarter Landgericht hat den Redakteur des Simplicissimus zu hundert Mark Geldstrafe verurteilt wegen Beleidigung des Deutzer Offizierskorps.

Das Verbrechen bestand in einer mittels Druck hergestellten und auf diesem Wege verbreiteten Erzählung, die sich objektiv als Gespräch zweier Marinekadetten darstellte, und worin die nicht

erweislich wahre Tatsache behauptet war, daß ein Deutzer Kürassierleutnant Wechsel unterschrieben hätte, wenn er nicht während seiner zehnjährigen Dienstzeit in dem genannten Regimente das Lesen und Schreiben verlernt hätte.

Diese Behauptung involviert den Vorwurf einer mangelhaften Schulbildung beziehungsweise eine Sachdarstellung, gemäß welcher ein königlich preußischer Offizier nicht im Besitze der heute allgemein üblichen Kenntnisse sein sollte.

Der Angeklagte versuchte es so darzustellen, als ob in diesem Satze nicht etwa eine Tatsachenaufstellung, sondern eine in die Form des Witzes eingekleidete, durch die innere Unmöglichkeit bereits als solcher gekennzeichnete Bemerkung enthalten sei.

Allein da dem Gerichte jede Fähigkeit fehlt, über den objektiven Tatbestand hinaus die subjektive Willensmeinung des Redakteurs zu erkennen, und da weiterhin die Beurteilung eines Witzes vor allem das Verständnis desselben voraussetzt, mußte gerade das Stuttgarter Landgericht notwendig zu einer Verurteilung des Redakteurs gelangen.

* * *

Der Witz war, wie ich mit einiger Sicherheit behaupten kann, in weniger als zehn Minuten gemacht worden. Er lag auf der Hand, weil damals die Wechselreitereien der Leutnants im Reichstage besprochen worden waren. Der Kriegsminister hatte erklärt, er wolle den Jüngelchens Unterricht im Wechselrechte erteilen lassen, damit sie nicht gar so heillos hineinfallen sollten.

Auf dem Papier standen ein paar Marinekadetten. Von was unterhalten sie sich? Vom Ereignis des Tages, und leider hat einer die Unvorsichtigkeit als „eh-bäh" Regiment die Deutzer Harnischreiter anzuführen.

Nur deswegen, weil der Reitergeist recht häufig gegen Federfuchserei ausgespielt wird.

In zehn Minuten war das erfunden und dem Bilde angepaßt.

Die Stuttgarter Richter berieten zwei Stunden lang über das Wesen des Druckerzeugnisses und fanden die Pointe nicht.

Vor ein paar Wochen hat ein Kollege der Herren, der königlich württembergische Landgerichtsrat Adolf Gröber, eine Personenmehrheit als „Saubengel" bezeichnet, und man erklärte weitschweifig, daß dem Worte jede gewollte Lümmelhaftigkeit fehle, insoferne sie eine württembergische Eigentümlichkeit vorstelle.

Die Zusammensetzung mit „Sau" habe als schwäbische Harmlosigkeit zu gelten, und auch ein Richter dürfe dann Schimpfnamen wählen, wenn er königlich württembergischer Observanz sei.

Wir wollen den schwäbischen Justizbeamten keine Verbrechen aus ihren Angeborenheiten machen, aber es wäre ein hübscher Zug von ihnen, wenn sie für Humor einigermaßen so viel Verständnis zeigten wie für Grobheit.

Und wenn sie in zweistündigen Beratungen die Pointe eines Witzes herausbrächten.

* * *

Das Stuttgarter Urteil hat auch sein Gutes. Es stellt definitiv fest, daß es unter den preußischen Offizieren keine Analphabeten mehr gibt.

Wäre jener Witz des Simplicissimus unbeanstandet geblieben, so hätte sich in Europa möglicherweise die entgegengesetzte Meinung verbreiten können.

Demgegenüber kann nicht oft genug und nicht deutlich genug betont werden:

„Das Deutzer Offizierskorps kann lesen und schreiben. Jedes Mitglied desselben hat die Volksschule besucht."

L

Ein neues Museum

Ein gewisser Jemand, der sich hinter den Buchstaben K. S. verbirgt, macht in der „Münchner Post" einen bemerkenswerten Vorschag. Er schreibt:

Jedesmal, wenn ich den Kunstverein durchwandere, bedauere ich, daß es kein Museum für vorbildlich schlechte Gemälde gibt. Die Neue Pinakothek kann sie ja nicht alle ankaufen, dazu fehlt es ihr an Raum. Wie manches geht auf diese Weise der Nachwelt verloren! Und ich denke es mir so schön, wenn Sonntag vormittag die Schulen durch dies Museum geführt werden und der Lehrer erklärt: „Seht, da sind sie, die elenden Machwerke, die empörenden exemplarischen Geschmacklosigkeiten. Jetzt gleich streckt ihr ihnen allesamt die Zunge heraus. Und wenn ihr erwachsen seid und euch ein eigenes Urteil gebildet habt, nachher — gefallen sie euch ja doch, ihr . . . ."

Aber im Ernst! Ich glaube, ein solches Museum könnte wirklich gute Dienste leisten. Man errichtet doch auch Museen für Volkskrankheiten und verspricht sich von dem abschreckenden Eindruck der darin ausgestellten Präparate eine erzieherische Wirkung auf breite Kreise. Und ist diese Art von Kunst etwas anderes als eine Volkskrankheit? Kritik hilft hier nichts, hier müssen schärfere Mittel angewandt werden. Und da man leider den Schandpfahl und den am Schwanz aufgezäumten Esel abgeschafft hat, so schlage ich als zeitgemäßen Ersatz ein derartiges Museum vor. Es müßte gleichsam ein umgekehrtes Pantheon sein, in das aufgenommen zu werden, die größte Schande und die ewige Verachtung garantierte. Also bitte, sich die Sache recht gründlich zu überlegen. —

Wir haben über diesen Vorschlag eine Enquete veranstaltet und teilen aus den uns zugegangenen Antworten einige der interessanteren mit.

Ein berühmter Kunstgelehrter schreibt: Ich bin weit davon entfernt, mich mit den Ausführungen des betreffenden Herrn, in denen ich den sittlichen Ernst vermisse, identifizieren zu wollen. Wenn ich gleichwohl seinen Vorschlag aufs freudigste begrüße, so geschieht das von einem ganz andern Standpunkt, nämlich dem deutsch-nationalen.

Es ist ja leider jetzt allgemein Brauch, gerade diejenige Kunst, in der sich die deutsche Volksseele am reinsten dokumentiert, mit Haß und Hohn zu verfolgen. Das geht so weit, daß für die spezifisch deutsche Note in der bildenden Kunst, für jenes uns allen teure, ja heilige Gemisch von Begeisterung und Geschmacklosigkeit mehr und mehr das Verständnis verloren geht. Ja, es fehlt nicht mehr viel, und wir schämen uns, deutsch zu malen, ähnlich wie unsre Vorfahren im achtzehnten Jahrhundert sich schämten, deutsch zu sprechen. Und das geschieht unter der glorreichen Regierung Kaiser Wilhelms II, der selbst ein echt deutsch fühlender Künstler und ein großmütiger Förderer aller nationalen Kunst ist.

Wahrlich, es ist ein Schauspiel zum Weinen! So weit ist es jetzt gekommen, daß man sich schon in der Stille einander fragt, wer eigentlich in Deutschland herrscht: der Enkel Kaiser Wilhelms des Großen oder ein gewisser Meier-Graefe aus Rogasen oder irgend so woher?

Um diesen unwürdigen Zustand zu bekämpfen und dem deutschen Volk seine heiligsten Kulturgüter zu erhalten, haben bekanntlich vor einiger Zeit echt deutsche Männer den sogenannten Werdandibund gegründet. Dieser Bund gibt eine Zeitschrift heraus, die das Organ aller in Kunstfragen deutsch fühlenden Männer werden soll. Aber diese Zeitschrift genügt nicht. Was uns vor allem fehlt, ist ein im Sinne des

Werdandibundes ausgestaltetes Museum, ein echt deutsch-nationales Museum, eine Galerie für christliche Arbeiter, Kriegervereine und Antisemiten, ein Museum, das der ostelbische Junker Arm in Arm mit deutschen Professoren und dem gemeinen Mann aus dem Volke unter Absingung der Wacht am Rhein frohgemut durchwandern möchte.

Vielleicht verstehen Sie jetzt, warum ich den Vorschlag des betreffenden Herrn willkommen heiße. Ein Museum der geplanten Art wäre mir und, ich glaube, allen Mitgliedern des Bundes sozusagen aus dem Herzen geredet. Auch dürfte es wohl der allerhöchsten Unterstützung sicher sein.

Hoffen wir, daß die neue Galerie, welche vielleicht den Namen Hohenzollernmuseum tragen könnte, wirklich zustande kommt; als Leiter derselben verdiente nach meiner Überzeugung an erster Stelle Professor Henry Thode in Betracht gezogen zu werden.

Ein andrer Gelehrter schreibt: Die Idee ist famos und findet meine ungeteilte Zustimmung. Welch ein Arbeitsfeld eröffnete sich in einer solchen Galerie für den Psychologen unsrer Zeit, für den Kulturhistoriker der Zukunft! Nur immer auf zur Bekämpfung dieser Volkskrankheit! Mit Totschweigen bekämpft man sie nicht, man muß ihre Erscheinungen sammeln und studieren. Auf diese Weise erhielten wir vielleicht, was uns schon lange fehlt: eine Naturgeschichte des schlechten Geschmacks. — Was allerdings die Erziehung zur ästhetischen Kultur anlangt, so laß ich es dahingestellt, ob das neue Museum darin Ersprießliches leisten würde; auch dürfte es schwer halten, die Leistungen des Kunstwarts auf diesem Gebiet noch zu übertreffen ...

Ein dritter:

Das neue Museum könnte allerdings nützliche Dienste tun. Es besteht nämlich ein tiefer, gleichsam unterirdischer Zusammenhang auch zwischen der schlechtesten und der besten Produktion eines Volkes, auf den die Kunstgeschichte bisher viel zu wenig geachtet hat. Wer weiß: vielleicht würde sich zum Beispiel das Gequälte und Gewaltsame in unserer heutigen ernst zu nehmenden Malerei auf eine ganz einfache Art und Weise erklären, wenn man die malerisch minderwertigen Leistungen zu Hilfe nähme. Wie die Mängel eines Genies durch die Plumpheit seiner Nachahmer allen sichtbar ans Licht gezerrt werden, so würden vielleicht gerade die schmerzlichsten Mängel unserer deutschen Malerei in jener Galerie ihre plötzliche Erklärung finden...

Man ersieht aus diesen Proben, daß der Plan weitgehende Zustimmung gefunden hat. Hoffentlich findet sich auch jemand, der Witz und Geld genug hat, ihn zu verwirklichen. Eine solche Galerie würde wohl in ihrer Art einzig dastehen.

K S

Ernst Schweninger als Ästhet

Es gibt im geistigen Deutschland eine Schule, die das Einfache nicht liebt, weil ihre Mitglieder nur auf mikroskopisch Kompliziertes dressiert worden sind und nun vor jeder Übersicht erschrecken. Ich entsinne mich zum Beispiel einer wundervoll treffenden Scheidung zwischen direkten und indirekten Steuern, die zum Besten gehört, was Rudolf von Bennigsen überhaupt jemals äußerte: direkte Steuern würden von den Einnahmen erhoben, indirekte von den Ausgaben. Sofort Kopfschütteln ringsumher; einige Patriarchen des Gedankens gerieten vollständig aus dem Häuschen. Da gab es ja doch die berühmte berliner Mietsteuer, um Himmels willen. Noch hatte

kein Ökonom jemals zu sagen gewagt, ob sie direkt oder indirekt sei; gerade das war das Schöne an ihr, und nun kam dieser Bennigsen mit seiner Oberflächlichkeit. Ich persönlich habe lange Jahre in Berlin als Mieter gewohnt, ohne Mietsteuer zu zahlen, und weiß auch nicht, ob es überhaupt Mieter gibt, die sie zahlen müssen. Gibt es welche, so gehört ihre Steuer zu den indirekten; wird sie von den Hauswirten getragen, so gehört sie, weil von den Einnahmen hergenommen, zu den direkten. Wird sie von beiden Parteien erhoben, so wäre sie gemischten Charakters; indessen jene Definition hat sich nicht eingebürgert, man hat nie wieder was von ihr gehört.

Ähnlich erging es Werner Sombart mit seinem Spruch: nationale Fragen bedeuteten den Kampf um die Futterplätze, soziale den Kampf um die Futtermenge. Auch diejenigen, die mit Carlyle oder Disraëli die abgelebte „knife and fork question" der Benthamiten verlachen, können ihre idealeren Anforderungen unschwer unter jene zwei Begriffe subsummieren; die Scheidung ist bequem und erschöpfend. Aber war sie leider nicht auch einfach? Alle Federn sträubten sich. Wo blieben die Tiefe, die Breite, die Schärfe? Nun hat unlängst Ernst Schweninger in seinem Büchel vom Arzt etwas nach meinem Gefühl ebenso Klares und Vollendetes ausgesprochen für ein Gebiet, auf dem er zwar nur Gastrollen gibt, aber gleichwohl recht zu Hause zu sein scheint. Wie wird es ihm ergehen? Welche Aufnahme wird er bei der deutschen Ästhetik finden? Seine Erklärung lautet: „Tragik ist Wehrlosigkeit gegenüber den großen Ereignissen des Lebens. Komik ist Wehrlosigkeit angesichts der kleinen Vorkommnisse".

Was hat man sich nicht allein schon wegen der Tragik abgequält! Allmählich lernte man Schuld- und Schicksaltragödien auseinanderhalten und glaubte hiermit alles erledigt zu haben. In den Schuldtragödien verdienten sich die Menschen ihren Untergang sozusagen eigenhändig; in den Schicksaltragödien konnten sie nichts für ihn. Da wurde mit Fug eingewendet: Die Opfer antiker Dramen erschienen nur uns modernen Christen und Nichtchristen als unschuldig; in den Augen frommer Griechen waren sie das ganz und gar nicht. Einen verbotenen Fußpfad zu betreten, wird heute mit fünf Mark gesühnt, nicht mit Zusammenbruch der ganzen Existenz. Aber in den Augen der Hellenen war die Verletzung solcher Vorschrift an gewissen „geheiligten" Orten ein Ausdruck verblendeten Übermutes und diese „Hybris" unter allen Umständen ein todwürdiges Verbrechen; es gab keine so schwere Schuld wie sie. Andrerseits, wie stand es mit „Romeo und Julie"? Das war keine antike Schicksaltragödie; also mußten die beiden jungen Leutchen schuldig sein. Man mühte sich ab, eine Schuld für sie zu entdecken, und eine längst erloschene ästhetische Scheingröße, doch ein gewaltiges Licht zu ihrer Zeit, fand jene Schuld glücklich in der zu großen Liebe, die die bekannten „vernünftigen Grenzen" überschritt. Der deutsche Professor ließ das veroneser Pärchen durchs Examen fallen, aus Rache dafür, daß es im Liebessport etwas Ernstes geleistet hatte. Dann kamen wieder andre und sagten: Romeo und Julie gehen ganz einfach daran zugrunde, daß sie zu schade für diese Welt sind; gerade wie Hamlet nach kurzer Berührung mit dem ekelhaften Pfuhl des Hoftreibens keinen Platz mehr auf Erden findet. Zehntausende solcher edeln, verhältnismäßig reineren Geschöpfe schwinden zerbrochen dahin; man sieht es oft mit eigenen Augen in nächster Nähe. Es ist auch Schillers resignierte Weltansicht, die aus dem

Seufzer Theklas herausklingt: „Das ist das Los des Schönen auf der Erde". Hat es nun einen Sinn, länger noch die Begriffe Schuld oder Unschuld aller Tragik zugrunde legen zu wollen?

Da kommt Schweninger und spricht das befreiende Wort: „Wehrlosigkeit". Es deckt in der Tat beides, Tagik sowohl wie Komik. Welcher Mensch auch immer sich irgendwo zuweit herauswagt, oft von seinen besten Eigenschaften angetrieben, — er muß gewärtigen, daß ihm die entfesselten Widerstände über den Kopf wachsen. Sein Ringen bildet den dramatischen Reiz, aus seiner zu geringen Wehrkraft resultiert seine Tragik. Doch ebenso beruht auch die „komische Hybris", von der J. L. Klein soviel Packendes zu sagen wußte, das Anbeten des eigenen Wahnes, das befangene Einherstelzen im Klugdünkel nur auf der Schwäche, die sich von geliebten Vorurteilen und Alltagskleinlichkeiten nicht für Minuten freizumachen weiß, das heißt: gleichfalls nur auf Wehrlosigkeit. Schweninger hat mit ihr ins Schwarze getroffen.

Avonianus

Schlagworte

Eigentlich ist ja schon das letzte Jahrhundert das der Entdeckungen gewesen. Ich nenne nur die bedeutendsten: Eisenbahnunglücke und Reklameschilder. Erst spät, zu Anfang dieses Jahrhunderts, machte mein Freund Heyden eine für mich noch wichtigere Entdeckung. Nachdem er sich beinahe ein Jahr lang mit mir beschäftigt hatte, nur um mich psychologisch zu zergliedern, sprang er eines Abends auf, sein Blick erhellte sich, er trank mir zu und rief: „Mensch, du bist gelöst: ein Schalk im Auge und ein Zug um den Mund — das bist du." Und ehe ich ihn um Aufklärung seines Orakelspruches bitten konnte, war er verschwunden und überließ mich meinem eigenen Grübeln. Von da an war ich für ihn abgetan, ein Begriff, kurz: „Schalk im Auge und ein Zug um den Mund" — restlos gelöst.

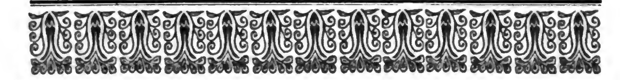
Die Knaben, wenn sie Schmetterlinge fangen, stülpen ihr Netz über die armen Falter her. Nun können sie das Opfer mit groben Händen begreifen. Aber ach, der schimmernde Glanz der Flügel ist weg, das Zarteste und Beste ist verdorben. Wie die Knaben sind wir hinter den Dingen her, sie mit dem Netz der Worte zu fangen. Dann mögen wir sie fassen und begreifen. Doch die lebendigen Dinge sind so ewig beweglich in dem engmaschigen Netz, daß das Zarteste und Beste verloren geht, wenn wir sie mit unsern festen, derben Worten überdecken. Und wir möchten gerade den feinen Schmelz nicht verderben; sonst ist die Freude weg.

Und das beweglichste, das unendliche und unfaßbare Ding, den Menschen, wollen wir mit ein paar Begriffen abtun! Doch er läßt sich nicht fassen, auch wenn ein törichter Junge ihn im Netz zu haben glaubt.

Aber etwas Herrliches ist es mit den wuchtigen Schlagworten, um das Leben der Dinge totzuschlagen!

Hermann Werner

Verantwortlich: Für die Redaktion Hans Fischer (Kurt Aram), für den Inseratenteil Otto Friedrich, beide in München. — Verlag von Albert Langen in München. — Redaktion und Expedition: München, Kaulbachstraße 91. — Druck von E. Mühlthaler's Buch- und Kunstdruckerei AG. in München, Dachauerstraße 15



Kaiserliche Zwischenfälle

Von Conrad Haußmann, M. d. R.

Wir hatten wieder einmal einen Zwischenfall. Er ist „beigelegt". Aber nicht geklärt. Es genügt dem auswärtigen Amt, wenn die Fälle beigelegt sind. Man ist in Deutschland im Lauf der Jahre und der Regierungszeit Kaiser Wilhelms II froh, wenn die Zwischenfälle wenigstens keine ernsten Folgen haben. Aber niemand, der die Dinge verfolgt und für die Stimmungsrückstände einen Blick hat, wird verkennen, daß jene eigentümliche Zurückhaltung anderer Länder gegenüber Deutschland, die manchmal bis zu einer in deutschen Thronreden konstatierten Isolierung geführt hat, durch die Erinnerung an Zwischenfälle mit hervorgerufen sein kann. Darum ist es falsch und gefährlich, wenn man solche Vorkommnisse in Deutschland fatalistisch als etwas Unvermeidliches hinnimmt. Erst neulich im Fall Tweedmouth hat Fürst Bülow wieder einmal aus der Not eine Tugend gemacht und den Fall auf die leichte Schulter genommen. Und er besitzt zwei leichte Schultern. Er hat es im Reichstag noch so dargestellt, als sei der kaiserliche Briefwechsel ein Dokument hoher Staatskunst, das er zu seinem lebhaften Bedauern aus bloßen Formrücksichten nicht verlesen könne. Er lobte sämtliche Beteiligten und stärkte in ihnen den schönen Glauben an ihre diplomatische Meisterschaft. Man konnte sich beim Anhören dieser Entschuldigung, die zu einer Glorifikation anschwoll, des Gedankens nicht erwehren, daß durch solche Bewunderung kaiserlicher Extratouren der verantwortliche Minister Deutschlands, der jeweils die nachträgliche Verantwortung lächelnd übernimmt, den Boden für neue Zwischenfälle pflügt. In England ist die Angelegenheit des politischen Briefwechsels eines auswärtigen Souveräns mit einem englischen Ressortchef nach einem

ersten plumpen Zeitungslärm in gedämpften Akzenten behandelt, aber ernst angesehen worden. Man hat im Parlament freundliche Miene gegen Berlin und gegen Lord Tweedmouth gemacht und dadurch einen Anspruch auf Deutschlands Lob und Dankbarkeit erworben. Vierzehn Tage später hat man dem Lord Tweedmouth den Distelorden geschenkt und ihn aus der leitenden Marinestellung entfernt, in der er das kaiserliche Handschreiben nicht nur erhalten, sondern auch beantwortet hat.

Sind briefliche Akte eines Souveräns zweckmäßig, die in ihren Nachwirkungen den Adressaten das Amt kosten, und hinterläßt dieser Distelorden keine stechenden Erinnerungen?

Mit Amerika war es umgekehrt, wenigstens was den Amtsverlust betrifft.

Mr. Tower, der Botschafter der Vereinigten Staaten in Berlin, ist seit längerer Zeit im Begriff, seinen Posten zu verlassen. Er sei bejahrt und Dollarmillionär.

Als sein Nachfolger ist seit vergangenem Herbst in Washington Mr. Hill ausersehen, der die Staaten auf der Haager Friedenskonferenz mit Klugheit und Würde vertreten hat. Er ist ein amerikanischer Politiker, der einen besonderen Ruhmestitel besitzt. Er hat sich in der Politik nicht bereichert und ist kein Millionär. Deutschland, soweit es durch das Auswärtige Amt zu Worte kam, nahm „den Standpunkt herzlicher Bereitwilligkeit ein, Hill in Berlin willkommen zu heißen". Das verkündete nachträglich eine Washingtoner Note, die im Einvernehmen mit dem dortigen deutschen Botschafter redigiert worden ist. Dieser Zustand herzlicher Bereitwilligkeit besteht auch jetzt wieder und hat im Reichskanzleramt nie ausgesetzt. Dazwischenhinein ist aber etwas „passiert". Was ist passiert? Das weiß niemand im Publikum, und diejenigen, die es wissen, wollen oder sollen es nicht sagen.

Der Deutsche Kaiser steht im Mittelpunkt des Zwischenfalls. Das genügt, daß sich die Stimmen dämpfen. Aus der offiziösen „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung", die so dunkel zu sein vermag wie die delphische Pythia, erfuhr man, es seien „nachträglich Zweifel darüber entstanden, ob sich Mr. Hill auf dem Berliner Posten wohl fühlen werde."

Das ist ein ungewöhnliches Vorkommnis und ein schmerzlich gewundener Stil in einer Angelegenheit, die zwei Nationen berührt. Es wäre dringend

zu wünschen gewesen, daß das deutsche Auswärtige Amt deutlicher hätte reden können oder deutlicher geredet hätte. „Nachträglich?!" „Zweifel?!" „In Berlin wohl fühlen?!"

Diese offiziöse Fassung wirkt wie eine amtliche Bestätigung der Zeitungsnachrichten, welche besagten, die Zweifel seien von Kaiser Wilhelm gegenüber dem bisherigen Gesandten geäußert worden und hätten sich auf den Mangel des Mr. Hill an irdischen Glücksgütern bezogen.

In Washington, und zwar in nächster Nähe des Präsidenten Roosevelt, der das übergewicht seiner Lage rasch erkannte und benützte, wurde auf einmal scharf Lärm geschlagen. Er mußte von seinem berliner Geschäftsträger eingehenden Bericht haben. Man konnte in Deutschland hoffen, Mr. Tower habe den Deutschen Kaiser falsch verstanden, und sein Bericht könnte zu empfindlich oder zu übertrieben sein. Aber nein, die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" benahm halbamtlich auch diese Hoffnung. Sie verkündete, daß „der Botschafter Tower in keinem Augenblick von der Linie eines streng loyalen und korrekten Verhaltens gegenüber seiner und gegenüber der kaiserlichen Regierung abgewichen" ist.

Wenn die deutsche Regierung vor der öffentlichen Meinung beider Länder für die Korrektheit und Loyalität der Towerschen Behandlung der Angelegenheit einsteht, — — wo liegt dann der Fehler? Jene deutsche Note hat den amerikanischen Gesandten, aber nicht den Deutschen Kaiser gedeckt. Die obenerwähnte, im Einverständnis mit dem deutschen Geschäftsträger redigierte washingtoner Note aber besagt: „Offenbar sind einige Äußerungen, die in gelegentlichem Gespräch gemacht wurden, entstellt und übertrieben worden?" Aber dieses gelegentliche Gespräch hat mit Tower stattgefunden, und dieser hat „streng loyal und korrekt" berichtet und die kritischen „Äußerungen" nach Washington mitgeteilt, und daraufhin wurde in Washington Lärm geschlagen.

Man versichert, wie ich von zuverlässiger Seite in Berlin erfuhr, es habe sich wirklich um Äußerungen gehandelt, denen die Bedeutung und die Absicht eines Zweifels gegenüber dem designierten Botschafter Hill überhaupt nicht innewohnten. Nichts wäre erwünschter als das. Dann durfte aber die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" nicht publizieren, es seien „nachträglich Zweifel entstanden" und so weiter. Diese Formulierung mit

ihrem andeutungsweisen Geständnis wäre dann ein unverzeihlicher und schädigender Fehler.

Man sieht, die Sache ist nicht geklärt. Sind in „einigen Äußerungen bei einem gelegentlichen Gespräch" von dem Deutschen Kaiser Zweifel geäußert worden? Ja oder nein? Und worauf sind diese Zweifel gestützt worden? Auf mangelndes Wohlgefühl wegen mangelndem Geldbesitz?

Man könnte auf den Trost verfallen, die mangelnde Aufklärung erlaube nicht ein ungünstiges Urteil nach irgendeiner Seite. Aber gerade hierin würde ein neuer verhängnisvoller Fehler stecken. Denn die Häufung von unaufgeklärten Zwischenfällen, die durch das persönliche Eingreifen Kaiser Wilhelms II für Deutschland schon erwachsen sind, hat in der Welt und in Deutschland eine Präsumtion, eine unerwünschte Vermutung, hervorgerufen, der fast alle Menschen unterliegen. Die Beweislast dafür, daß nicht impulsiv vorgegangen wurde, liegt auf Deutschland. Man nimmt das impulsive Vorgehen bis zum Beweis des Gegenteils als wahr an.

Der verantwortliche Kanzler muß das wissen, und er ist bei dieser unerwünschten Verschiebung der Beweislast selbst beteiligt, weil er die politischen und internationalen Akte nicht ausschließlich seiner Zuständigkeit oder Mitwirkung vorbehalten hat. Dadurch hat er mit herbeigeführt, daß die Stimmung des Augenblicks und eines „gelegentlichen Gesprächs" Äußerungen beherrscht, die, weil sie aus dem Munde des Kaisers kommen, als Kundgebungen wirken.

So ist der Fall Hill formell, aber nicht sachlich beseitigt. Wir haben alle sehnlich erwartet, daß das Auswärtige Amt erklären werde: In Berlin kann sich jeder Botschafter, der eine fremde Nation vertritt, wohl fühlen, auch wenn er keinen großen Privatbesitz hat. Nie sind von einer Stelle aus, die Deutschland völkerrechtlich vertritt, Zweifel geäußert worden.

Diese Erklärung fehlt bis heute. Ich wollte sie durch eine Interpellation im Parlament herbeiführen, welche aber von der Mehrzahl meiner Fraktionsgemeinschaft als ein zu feierliches und gegenüber den Beziehungen von Deutschland zu Amerika nach Lage des Falls als ein zu zweischneidiges Mittel erachtet wurde.

Gerade gegenüber der neuen Welt mit ihren Millionären und Milliardären muß die alte Welt mit ihrer kulturellen Geschichte und Tradition doppelt

streng daran festhalten, daß der Wert des Mannes und nicht seines Vermögens die Anwartschaft auf die höchste Achtung und die liebenswürdigste Aufnahme gibt, die für das Wohlgefühl entscheidend ist. Staatsminister und Kanzelredner klagen über den materialistischen Zug der Zeit. Nichts würde diesem Zug so sehr eine Schnellzugsgeschwindigkeit verleihen wie der Glaube, Deutschland fordere Amerika auf, bei der Auswahl seiner Staatsvertreter am berliner Hof mehr auf die Fonds als auf den Fond zu sehen.

Wenn die amtlichen Vertreter Deutschlands diese wichtige und sittliche Lehre zu proklamieren unterlassen, so müssen die anderen Organe der öffentlichen Meinung um so nachdrücklicher solchen gefährlichen Mißverständnissen entgegentreten.

Wie wird der Fall Hill weitergehen?

Man wird Herrn Hill zu Berlin nun besonders scharmant empfangen im Schloß und in der Wilhelmstraße. Es heißt, er werde den Botschafterposten nur einnehmen, um sich grundsätzlich nicht vor der Anzweiflung zurückzuziehen, dann sehr rasch aber eine andere Hauptstadt Europas aufsuchen. Das wäre schlimm. Diese stillschweigende Deklaration, daß Berlin nicht genügend gastlich gegen einen nicht reichen Amerikaner gewesen sei — wäre peinlicher als Lord Tweedmouths Distelorden.

Das wäre auch eine völlig falsche Interpretation der Absichten von Deutschland. Hätte das Parlament eine Ansicht geäußert, was vielleicht gerade zur Widerlegung einer solchen Auslegung geeignet und vorteilhaft gewesen wäre, so hätten Herr Hill und alle seine Landsleute, die solidarisch in dieser Sache mit ihm empfinden, authentisch erfahren, daß die Bevölkerung von Deutschland Charakter und Fähigkeiten hoch über Taler und Dollar stellt. Dem deutschen Volk ist ein Mann, der seinem Land und den Friedensbestrebungen einsichtige und ehrliche Dienste geleistet hat, wie Mr. Hill, von ungleich größerer Bedeutung, als wenn er mit eigenem Auto und Luftschiff angefahren käme. Es wird wie in der Gesellschaft von Neuyork so auch in der von Berlin Parvenus geben, die nicht auf diesem Standpunkt stehen; aber man kann Mr. Hill versichern, daß er nichts verliert, wenn er nicht in ihren Salons verkehrt.

Eine interne deutsche Frage ist es, ob wir es nicht lebhaft begrüßen sollten, wenn der berliner Hof jeden Anlaß ergreifen würde, um auf einfachere und weniger kostspielige und darum würdigere Formen

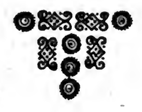
der gesellschaftlichen Repräsentation im nationalen Interesse systematisch hinzuarbeiten. Zurzeit geschieht das in unzureichender Weise, und jene vornehme Tradition des deutschen Adels, der in einem schönen Bruchteil die gesellschaftlichen Pflichten ohne protzigen Aufwand zu erfüllen verstanden hat, droht, gefährlich unter allzu kommerzieller Ausgestaltung des gesellschaftlichen Lebens von Berlin W. Not zu leiden.

Noch wichtiger aber als die gesellschaftliche Seite ist die politische Seite. Die rasch sich folgenden Erfahrungen predigen vernehmlich eine Lehre:

Ein Kaiser ist außerhalb seiner Familie und jedenfalls gegenüber Ausländern niemals bloße Privatperson. Er ist auch nie davor geschützt, daß seinen Worten eine gesteigerte Bedeutung über ihre ursprüngliche Absicht beigelegt wird und daß sie in aufgebauschter Form weiterverbreitet werden: Daraus folgt, daß er nie gegenüber Ausländern über Beziehungen zum Ausland Worte gebrauchen soll, die nicht jeden Augenblick veröffentlicht werden können.

Das verwirrte den Fall Hill wie den Fall Tweedmouth, daß man die Worte, die Aufsehen erregten, nicht mitteilen wollte und nicht publiziert hat. Deshalb meint die öffentliche Meinung zweier Kontinente, daß man sie nicht veröffentlichen könne. Ein Kaiser darf aber nicht unter die Vorstellung gestellt werden, daß man seine Worte nicht veröffentlichen könne.

Kaiser Wilhelm wird das gewiß als erstes zugeben, wenn der Reichskanzler nicht unterläßt, es ihm pflichtmäßig zu sagen. Vielleicht fügt er noch bei: Die deutsche Presse ist nicht in der Lage, für solche Worte überzeugt und überzeugend sich einzusetzen, die sie gar nicht — kennt, und alle unkonstitutionellen Formen haben die Eigentümlichkeit, daß sie gerade auch für die Krone unerwünschte Nachwirkungen zu haben pflegen. Nur die Fehler von Ministern können wie diese selbst ohne Schädigung rückgängig gemacht werden.



Das „Über-Japan"

Von Professor Guglielmo Ferrero

Europa leidet schon etwas über drei Jahre, seit dem Abschlusse des Vertrages von Portsmouth, an einer neuen Krankheit, die sich als „japanische Halluzination" bezeichnen ließe. Kein Ehrgeiz erscheint unmöglich, wenn die Untertanen des Mikado in Frage stehen; kein Unternehmen erscheint unausführbar für die Kräfte dieses privilegierten Teiles der menschlichen Familie, der durch geschlitzte Augen und ein gelbes Gesicht gekennzeichnet wird. Ich frage mich manchmal, ob nicht zufälligerweise auf den japanischen Inseln nur eine neue Art der Menschenrasse entdeckt worden sei, mit der verglichen wir etwa so dastünden, wie die Affen uns gegenüber; mit anderen Worten: ob Japan vielleicht ein „über-Japan" sei. — Seitdem die Japaner die Russen besiegt haben, erwartete ganz Europa von ihm nicht weniger als eine blitzschnelle Invasion Chinas, einen Umsturz der französischen Herrschaft in Indo-China, eine Bedrohung Indiens, ein Verschlucken der Philippinen und die Eroberung Australiens. Drei Monate nach dem Friedensabschlusse schien sich niemand erklären zu können, warum die Japaner nicht schon wieder zu neuen Eroberungen bereit waren. Wie groß war die allgemeine Bestürzung, als man erfuhr, daß Japan ein Bündnis mit England und einen Vertrag mit Frankreich abgeschlossen hatte.

Wie? Der feuerspeiende Drache sollte sich freiwillig an die friedliche europäische Gesellschaft angliedern, sollte sich als Lamm entpuppen? Alle hatten gedacht, daß die Japaner in der Kunst des Siegens die größten Meister wären. Alle Diplomaten, die Politiker und alle Zeitungen hatten angenommen, daß die Japaner Europa nur deshalb freundlich anlächelten, um seine Aufmerksamkeit abzulenken, damit sie es dann um so sicherer überfallen könnten. Und wer weiß, über was für Plänen noch die rätselhaften Politiker Tokios brüten sollten!

Diese panische Furcht vor Japan ist chronisch geworden. Eine Lappalie genügt, die öffentliche Meinung schrecklich aufzuregen. Wie etwa vor einiger Zeit die Nachricht von der Reise der amerikanischen Flotte von der atlantischen Küste an jene des Stillen Ozeans ganz Europa in fieberhafte Furcht versetzte. Man erinnere sich doch daran! Fast jedermann war überzeugt, daß die Kanonen jeden Augenblick donnern müßten; viele erwarteten täglich die Nachricht der Landung von hunderttausend Japanern auf den Philippinen, und die meisten Leute waren überzeugt, daß das traurige Schicksal der russischen Macht in den Gewässern des fernen Ostens auch die Vereinigten Staaten treffen würde. In diese Bangigkeit fuhr noch wie ein blendender und drohender Blitz durch wolkenschweren Himmel die Rede des Grafen Okuma in der Handelskammer zu Tokio, jene Rede, in der der kühne Graf seinen Landsleuten geraten haben soll, einstweilen, um nicht aus der Übung zu kommen, Indien zu erobern. Selbst das zurückhaltende England mußte diesmal ein Zeichen schlechter Laune geben. Die Japaner waren aber sofort mit ihrem Lächeln und ihren Verbeugungen bei der Hand: Die Bundesgenossin solle sich nur beruhigen, es läge ein Irrtum vor. Die japanische Sprache wäre so schwer, daß die Übersetzer sich öfters irren müßten. Graf Okuma hätte nicht sagen wollen, daß Japan Indien durch die Waffen erobern, sondern nur, daß es dort Absatz für seine Waren suchen solle."

Am dritten Januar erhielten die „Times" von ihrem Korrespondenten in Peking ein Telegramm: „Die englischen Zeitungen des fernen Ostens veröffentlichen jetzt die englische Übersetzung der Rede, unterzeichnet von den Übersetzern, die sie mitanhörten und für deren genaueste Wiedergabe bürgen." Um sich in diesem Labyrinthe zurechtzufinden, einigten sich die Journalisten dahin, beim japanischen Gesandten in Paris, Baron Kurino, Auskunft zu holen. Seine Exzellenz erklärte dem Vertreter der Agence Tournier, daß sich Japan über die Reise der amerikanischen Flotte nicht alteriere; die Philippinen brächten den Amerikanern wenig ein und würden, sollten sie unter andere Herrschaft kommen, ihren neuen Eroberern auch wenig einbringen." Kaum hatte Kurino in Paris gesprochen, da kam eine furchtbare Nachricht aus San Franzisko: ein Journalist hatte im Fluge eine Äußerung des Vicomte Aoki, des japanischen Gesandten in Washington, notiert, als dieser sich in San Franzisko für die Reise nach Japan einschiffte. Diese Äußerung lautete: Japan

würde jeden Versuch der Vereinigten Staaten, Amerika oder die von Amerika beherrschten Inseln für die Japaner zu sperren, als eine Beleidigung, das heißt: als casus belli, betrachten. Also der Krieg doch wieder möglich! Nicht mehr die Philippinen der Zankapfel; wohl aber Fremdenhaß der amerikanischen Union gegen die orientalischen Staaten eine Gefahr. Sofort lief der Redakteur des „Temps" zum Grafen Kurino.

Der immer liebenswürdige Gesandte des Mikado in Paris antwortete, falls sein Kollege so gesprochen haben sollte, so könnte er nichts anderes gemeint haben, als daß Japan es nicht dulden würde, wenn die Amerikaner gegen die Japaner Ausnahmsgesetze eintreten ließen, wie sie gegen die Chinesen schon in Kraft wären in der „Exklusion-Bill." — Nachträglich wurde noch gesagt, daß Graf Aoki in San Franzisko überhaupt mit keinem Journalisten gesprochen habe. Die Zeitung habe sich im Gedankenlesen geübt und versucht, die Gedanken des japanischen Diplomaten, als er den Dampfer bestieg, aus der Ferne zu enträtseln ....

* * *

Welche Studien voll hellster Ironie könnte ein Geschichtsforscher oder ein unabhängiger Politiker an der Chronik der jüngsten japanischen Begebenheiten machen, an der befremdenden Angst, die Europa jedesmal überfällt, wenn es den Blick nach dem fernen Osten wendet. Und dennoch nötigt das alles mehr noch zu tiefem Nachdenken und zu melancholischen Betrachtungen als zum Scherze ....

Ich kenne die Absichten der Machthaber in Tokio nicht. Ich will zugeben, daß es ratsam ist, sich vor ihnen soviel wie möglich in acht zu nehmen, weil wir erfahren haben, wie schwer es für uns Europäer und Amerikaner ist, in das Geheimnis japanischer Gedanken einzudringen. Wenn aber die Furcht Europa beherrscht, daß Japan alle Wochen einen Kontinent, ein Reich oder einen Archipel oder auch nur eine Insel erobern könnte, so ist das lächerlich und närrisch. Daß das japanische Heer äußerst mutig ist, bestreitet niemand; daß die Männer, die es führen, den Mut der höchsten Kühnheit besitzen, sahen wir vor fünf Jahren. Vergessen wir aber nicht, daß die Japaner auch nur Menschen sind, und daß ihre Kühnheit die Gesetze des Möglichen und Unmöglichen nicht umstürzen kann, die alle menschlichen Handlungen regieren.

Ich weiß nicht, ob ein Krieg zwischen Japan und Amerika bevorsteht. Obgleich ich nun die diplomatischen Wege nicht kenne und keine Auskunftsstelle am Hofe des Mikado besitze, muß ich doch, wenn ich die Angelegenheiten, die ein jeder kennt, genau prüfe und von der Voraussetzung ausgehe, daß Japan keine übernatürliche Nation ist, — auf Grund dieser Überlegung muß ich annehmen, daß die vielbesprochene Gefahr nicht so unmittelbar groß sein kann. Ich nehme an, daß das Gehirn der Japaner denselben Gesetzen unterworfen ist wie das unsrige, und frage mich: wie wäre es möglich, daß die Männer, die Japan regieren, und die kaum einer unabsehbaren Katastrophe entronnen sind, wie es der Krieg mit Rußland war, sich schon wieder in die Gefahr eines Krieges mit Amerika stürzen? David suchte sich keinen zweiten Gegner aus, als er den Goliath besiegt hatte. Obgleich Japan gegen Rußland heldenhaft gekämpft hat, obgleich es wahr ist, daß die russische Regierung und die Führer seiner Armeen unzählige Fehler begangen und ihre Mängel und Irrtümer mit Niederlagen bezahlt haben, so bleibt doch ebenso wahr, daß trotz aller Fehler, trotz aller Zwietracht und aller Bestechlichkeit der Russen, Japans Sieg beinahe als ein Wunder zu betrachten ist. Es war ein Wunder für Japan, daß ein vollständig unvorhergesehenes Ereignis, nämlich die innere Krise, die drohende Revolution, Rußland zwang, die Waffen gerade in dem Augenblick zu strecken, als der Feind anfing mürbe zu werden. Hätte Rußland den Krieg um ein oder zwei Jahre verlängern können, und wenn auch nur unter einem weiteren langsamen Rückzug seines Heeres, so wäre Japan in entsetzliche Schwierigkeiten geraten, weil es den Feind niemals tötlich treffen und solche immensen Landstrecken nicht auf unabsehbare Zeit mit einem ungeheuren Heere okkupieren konnte, ohne sich selbst zu ruinieren.

Die innere Krise in Rußland rettete Japan, das sich im Jahre 1905 beeilte, den Frieden von Portsmouth zu schließen, in der Überzeugung, die äußersten Anstrengungen bereits gemacht zu haben. Die Welt bewunderte teils erstaunt, teils unzufrieden die Mäßigung der Japaner. Die Uneigennützigkeit, mit der sie sich zu einem Frieden ohne Entschädigung entschlossen, beweist am besten, daß die Welt von diesem Kriege keine richtige Vorstellung hatte. Die Japaner verlangten deshalb nicht mehr von Rußland, weil sie wußten, daß sie nicht mehr verlangen durften, und daß sie den Feind nicht tötlich getroffen hatten. Aus diesem Grunde wählten sie mit Geschick den Augenblick, wo der Gegner

durch die inneren Unruhen am meisten verwirrt war, um einen Krieg zu beenden, den sie ebensowenig fortsetzen konnten wie der Gegner. —

Ich frage mich heute, kaum zwei Jahre nach dem Schlusse dieses blutigen Krieges, ob es möglich wäre, daß dieses selbe Japan kaltblütig einen neuen Krieg provozieren könnte, um die Philippinen zu erobern. Es ist dies ein Krieg, der vielleicht einmal unvermeidlich wird, der sich heute jedoch ohne Gefahr noch verschieben läßt.

* * *

Die Furcht vor Japan, die heute Europa beherrscht, ist ein greifbarer Beweis für unsere politische Dekadenz. Sie ist das Symptom einer Krankheit, die vom alten Kontinente her den neuen überfallen hat, und unter der auch Nordamerika leidet. Feste Prinzipien, sichere Regeln, unabänderliche Ziele finden sich nicht mehr in der Weltpolitik der modernen großen Staaten. Unsichtbare Interessen und eine launische, unerfahrene und nervöse öffentliche Meinung führen die Politik aufs Geratewohl. Die volkstümlichen Fünfgroschenzeitungen sind zugleich Vertreter und Führer dieser Interessen und dieser öffentlichen Meinung, und die Politiker sind deren schüchterne Diener. Die Intellektuellen, die Philosophen, die Forscher, die Volkswirtschaftler aber sind ihre Höflinge. Alle zuweilen bewußt und gegen entsprechende Belohnung, zuweilen aber auch unbewußt und gratis. Wer erinnert sich nicht noch heute an die anmaßenden Weltreichpläne, die Europa und Nordamerika vor zehn Jahren schmiedeten! Es schien, als sollten dem alten und dem neuen Kontinente Millionen von bewaffneten Männern entströmen, um die Weltkugel zu erobern. Zeitungen, Revuen, Staatsmänner, Philosophen, alle besprachen die Teilung Chinas als eine so natürliche und plausible Sache, wie man in einer Familie über die beste Art diskutiert, eine Melone zu tranchieren, die man geschenkt bekommen hat. Gleichzeitig mit China verteilte man Afrika. Man versprach sich ungeheure Landstrecken, deren unsichtbare Grenzen sich in der Ungeheuerlichkeit der allgemeinen Ignoranz verloren ....

Überall tauchten Philosophen des Krieges auf, die, obgleich nur mit Flobertgewehren und Luftbüchsen bekannt, der Menge in Zeitungen und Büchern die Weisheit predigten, daß ein starkes Volk es verstehen müsse, Fluten von Blut zu vergießen, unbegrenzte Reiche zu erobern, Millionen von Menschen zu unterjochen.

In den Varietees, in Zeitungsartikeln, in politischen Reden und in den Versen der Dichter brüllte eine Kriegswut, die das Weltall entsetzen mußte..

Nun, was ist heute von dieser heldenhaften Wut geblieben? Der Krieg mit Transvaal hat England klüger gemacht; der russisch-japanische Krieg hat Rußland und alle anderen Völker, die Nordamerikaner inbegriffen, gleichfalls aufgeklärt. Sie alle haben eingesehen, daß es nicht so einfach ist, die Welt zu erobern, wie die Zeitungen vor zehn Jahren sagten. Heute zittern sie sogar alle in einer jedenfalls übertriebenen Weise für die Zukunft eines wichtigen Bestandteils unserer Weltmacht: das übergewicht der weißen Rasse im fernen Osten.

Die Wut vor zehn Jahren und die jetzige Bewunderung für das zurzeit maßlose Prestige Japans in Europa und Amerika beweisen, daß die Kunst in Europa verschwindet, Völker zu regieren, die wir Barbaren nennen, und die eine andere Zivilisation besitzen als wir. Vielleicht ist die Kunst, die „Barbaren“ zu regieren, schwieriger geworden, in einer Zeit, da viele von jenen uns besser kennen als früher und einige die Geheimnisse dieser Kunst erraten haben. Sicher ist jedenfalls, daß unsere Regierungen nach und nach gerade jene Organe zerstören, die unsere Herrschaft in den fernsten Ländern aufrecht erhalten sollten. Diese Zerstörung hat tiefere Wurzeln. Wie die Generationen einander folgen, immer zahlreicher, ehrgeiziger, genußsüchtiger, so bemächtigt sich aller Leute, ob reich oder arm, hoch oder niedrig, im privaten wie im öffentlichen Leben, in der Politik wie in der Wissenschaft, eine wütende Tollheit, eine Eile, die sich keine Zeit mehr nimmt, die Dinge reif werden zu lassen. Jeder versucht heute, ein bißchen Ruhm, Reichtum oder Macht an sich zu reißen, und will sofort genießen, ohne mehr an Vergangenheit oder Zukunft zu denken oder sich um das Erbteil zu kümmern, das er empfangen hat, und das er seinen Nachfolgern hinterlassen soll. Nach uns die Sintflut! In der Industrie zum Beispiel fabrizieren die meisten um die Wette drauf los, um den Absatz so hoch wie nur möglich hinaufzuschrauben, fälschen alles, ruinieren alle Kunst und gewöhnen die Menschheit an einen Luxus in niederen aber effekthaschenden Dingen. Desgleichen wird in der Wissenschaft, der Literatur, der Kunst immer der sofortige Erfolg gesucht, obgleich er nur vorübergehend und unbeständig ist und flüchtiger als die intelligente Bewunderung und der dauerhaftere Ruhm ausgereifter Werke.

Die Meisterwerke glänzen nicht mehr an unserem Himmel wie die ewigen Fixsterne am Firmamente, sondern erscheinen und verschwinden wieder wie die Sternschnuppen. In der Politik stürzen alle Interessen und ehrgeizigen Ambitionen ungeheuer voran, sie bemächtigen sich aller Gefühle, Urteile und Ideen, um desto besser steigen zu können. Man übertreibt heute die eine Anschauung, morgen eine entgegengesetzte, man wirft heute um, was man gestern hochgehoben hat, man schürt alle nur möglichen Leidenschaften....

Es ist ausgeschlossen, daß bei einem kleineren oder größeren Maße einer so heterogenen Brühe von Ambitionen und Genußsucht die regierenden Staaten imstande sein sollten, eine Politik auszudenken, ins Werk zu setzen und nach den Erfahrungen zu bessern, die allein den im achtzehnten Jahrhundert von der weißen Zivilisation im fernen Osten eroberten Vorrang befestigen könnte. Die Ereignisse der letzten zwanzig Jahre beweisen dem Einsichtigen ganz klar, daß es den modernen Staaten nur zu sehr an Überlegung, Methode und Gleichgewicht fehlt. Heute zuviel Kühnheit, morgen zuviel Vorsicht; heute bramarbasieren, morgen kriechen, je nachdem der Wind der niedrigsten öffentlichen Meinung bläst und die Genußsucht, die Interessen oder der Eindruck irgendeiner auffallenden Angelegenheit sich geltend machen. Diese traurige, verderbenbringende Tatsache wiederholt sich seit zwanzig Jahren in der europäischen und in der amerikanischen Politik ohne Unterbrechung.

Warum schrieb Rußland im Einverständnisse mit Deutschland und mit weniger herzhafter Zustimmung Frankreichs Japan den Vertrag von Simonoseki vor? Vor vierzehn Jahren glaubte sich Europa stark genug, selbst die Ernte einzubringen, die Japan so blutig ausgesäet hatte! Wer eine solche Politik für falsch hielt, galt für naiv und dumm. Warum wollten im Jahre 1898 die Vereinigten Staaten die Philippinen annektieren? Niemand dachte daran, daß die Vereinigten Staaten mit der Eroberung der Philippinen unwiderruflich das Gleichgewicht ihrer massiven Organisation veränderten, daß sie dadurch das Vermögen und die Ehre der Nation für die dunklen Möglichkeiten eines ungeheuern Unbekannten engagierten. Jetzt, da die ersten Folgen jener beiden Grundirrtümer der europäisch-amerikanischen Politik sich zeigen, begegnen wir der Lage nur mit Verwirrung, Unsicherheit und Nervosität; ein zweiter Irrtum, vielleicht nicht weniger gefährlich als der erste....

Zweifelsohne wäre es zu kühn und zu traurig, wollte man behaupten, daß die Staaten und Völker Europas und Amerikas sich nicht wiederfinden, sich nicht auf sich selbst besinnen, daß sie nach so vielen Übertreibungen nicht mehr zu einer aufgeklärten und vorsichtigen Tätigkeit gelangen könnten. Jedenfalls darf, wer die vielleicht wichtigsten Ereignisse, die sich im fernen Osten vorbereiten, begreifen will, eines nie vergessen: daß die Hauptursache der schweren Gefahren, die den Vorrang der weißen Völker dort bedrohen, mehr in der tiefen politischen Krise zu suchen ist, die heute Europa und Amerika jetzt durchwühlt, als in der Übermacht Japans. — Japan wird von kühnen und überlegenen Männern regiert, die Fortuna zu zwingen verstehen; Japan besitzt ein kriegstüchtiges Heer. Trotzdem aber ist es nicht nötig, daraus zu folgern, daß Japan, wie ich schon sagte, ein Über-Japan sei, und daß seinem Ehrgeiz keine Grenze zu setzen wäre, sei es durch fremde Kraft, sei es durch die natürliche Beschränktheit alles Irdischen.

Es wäre sicher nicht unmöglich, Japans Ehrgeiz in vernünftigen Grenzen zu halten und die unvermeidliche, von Japan im fernen Osten präkanonisierte Zukunft wenn nicht ganz zu vermeiden, so doch mindestens durch eine feste Politik weniger ungleich und unsicher zu gestalten und diese Zukunft durch sofortige finanzielle Beteiligung anstatt durch gewagte Pläne bedeutend und um viele Jahre zu verschieben. Es ist sicher, daß Japan im fernen Osten Europa und Amerika leicht bezwingen wird, solange die europäischen und amerikanischen Nationen jedes Volk als wild betrachten, das noch keinen Krieg geführt hat, hingegen das Volk, das aus einem Waffengang siegreich hervorgeht, wie einen Halbgott hochheben, und solange wir uns für auserwählt halten, durch eine Art mystisches Recht alle anderen Rassen zu beherrschen, ohne zu wissen, wie viele Anstrengungen und Gefahren es kostet, sich Macht zu erobern und zu erhalten.

Ohne Zweifel wächst der Reichtum, die Kultur verbreitet sich in der modernen Welt, die Industrie hebt sich. — Es wäre aber eine Illusion, zu glauben, daß deswegen alles fortschreite, auch die Politik. Es sind im Gegenteil Anzeichen genug dafür vorhanden, daß gewisse Organe der modernen Staaten degenerieren, und daß die Oligarchien, die heute regieren, die Überlegung nicht besitzen, die unter den jetzigen Verhältnissen der Welt nötig wäre. Vorzüglich aus diesem Grunde beginnt unsere Suprematie in Asien, die vor dreißig Jahren noch so fest zu sein schien, wankend zu werden.

August Scherl
und sein neues geistiges Sparsystem

Von Albert Langen

ie G. m. b. H. August Scherl trat vor einiger Zeit mit einer Sparlotterie in die Erscheinung, die uns alle gegen geringe Auslagen zu sparsamen Bürgern erziehen wollte. Eine Sparsamkeit, bei der die Gesellschaft August Scherl am meisten profitierte. Sogar die preußische Regierung hätte dieser scheinbar so staatserhaltenden Sparlotterie um ein Haar ihre Zustimmung gegeben. Nicht zum wenigsten ist es der „Frankfurter Zeitung", die noch im letzten Augenblick Lärm schlug, zu danken, daß der G. m. b. H. August Scherl dieses schöne Geschäft verdorben wurde.

Nun versucht es diese Gesellschaft auf einem anderen Wege. Gespart soll hier auch werden, nämlich mit geistigen Gütern. Aber zugleich auch profitiert, nämlich für die Gesellschaft August Scherl.

Den geistigen Leitern dieser Gesellschaft muß man nachsagen, daß sie eine geschäftliche Genialität besitzen, die namentlich in Deutschland ihresgleichen sucht. Sie haben einen unfehlbar sicheren Instinkt für den Massenerfolg, wie sonst nur Amerikaner. Das hängt wohl damit zusammen, daß diese leitenden Köpfe, wie der Durchschnittsyankee, nur so weit von europäischer Bildung beleckt sind, wie es für den Hausgebrauch und das Geschäft unbedingt nötig ist. Um so tiefer sitzen diesen Köpfen die „Ideale" im Blut. Unausgesetzt müssen sie etwas „heben". Die neueste Hebung gilt dem Bücherlesen.

Wie viele Idealisten haben sich schon den Kopf darüber zerbrochen, auf welche Weise man den Kolportageroman unschädlich machen und ihn durch gute Lektüre ersetzen könne. Alle diese Idealisten sind an der rauhen Wirklichkeit gescheitert. Erst der Idealismus der G. m. b. H. August Scherl greift die Frage am rechten Ende an. Die leitenden Köpfe dieser Gesellschaft haben vom Kolportageroman gelernt, weil er offenbar ihre Hauptlektüre bildete, als sie

noch jung waren. Auch der Kolportageroman hat seinen Idealismus. Je mehr es dem Ende zugeht, umso mehr siegt die Tugend, umso übler ergeht es dem Laster. Dieser Idealismus ist nutzbringend. Diesen Idealismus hat die Gesellschaft August Scherl sich zu eigen gemacht.

Und wie der Idealismus der Kolportageromane jede Köchin am letzten Ende zu Tränen rührt, so hat der Idealismus der „Bibliothek August Scherl, ein neuer Weg zu guten Büchern" unsere Gebildeten, die Führer unserer Kultur, aufs tiefste bewegt und begeistert.

Wie das möglich ist? Unsere führenden Geister kleben zu fest auf dem Katheder und kommen zu selten ins Varietee. Der Idealismus des Kolportageromans unterscheidet sich nämlich vom echten Idealismus etwa so wie der geschickte Tierstimmenimitator vom wirklichen Tier. Wer sich nicht auskennt, hält das Muh des Tierstimmenimitators für ein wirkliches Muh. In Wahrheit hat es aber nicht ein wirklicher Ochs aus einem schlichten Naturbedürfnis hervorgebracht, sondern ein soignierter Herr im Frack, weil er damit Geld verdienen will, viel Geld. Mehr, als jeder wirkliche Ochs mit einem wirklichen Muh je verdient.

Hält man das einem Tierstimmenimitator vor, so fühlt er sich beleidigt; denn er ist ein Künstler. Am Ende fühlt sich auch die G. m. b. H. August Scherl durch diesen Vergleich beleidigt. Das ändert aber nichts an den Tatsachen.

Wie nämlich der echte Kolportageroman seinen Hauptprofit mit der ausführlichen Darstellung der Laster macht, so wird die „Bibliothek August Scherl" ihren Hauptprofit mit dem Ausleihen schlechter Bücher machen. Unter den fünfzig Romanen, die diese Bibliothek ihren Lesern zunächst bietet, besteht mindestens die Hälfte aus absolutem Schund. Erst wenn der Kolportageroman seinem Schluß zueilt, siegt immer aufdringlicher die Tugend. Erst in der zweiten Hälfte der „Bibliothek August Scherl" werden die wirklich guten Bücher zahlreicher.

Zuerst werden den Abnehmern Montépin, Sales, Ohnet, Braddon, Doyle und auch zwei Romane von E. A. König versetzt. Darunter „Pistole und Feder", ein ganz gewöhnliches Kolportageopus, mit dem August Scherl schon zwei Köchinnengenerationen beglückte, und von dem er nachgerade so unzertrennlich wurde wie von der G. m. b. H.

Diese Werke, die mit einigen weniger schlechten Sachen von Gerstäcker, Theden, Friedrich Friedrich, Hackländer und Jokai vermischt sind, unterscheiden

sich ästhetisch in nichts von ganz gewöhnlichen Kolportageromanen. Nur was Lüsternheit anlangt, sind sie weniger anrüchig. Aber die Bibliothek August Scherl will ja nicht ethisch, sondern ästhetisch erziehen; sie will ja nicht einen neuen Weg zur Prüderie, sondern zu guten Büchern geben. Den gibt sie auf diesem Weg unter keinen Umständen!

Nun behauptet die „Bibliothek August Scherl", sie beabsichtige, ihr Leser solle sich unter ihrer Führung gradatim vom weniger Guten zum Guten und Besten emporlesen! Das klingt recht plausibel, ja bestechend. Wenn ich aber einen Menschen, der des Bergsteigens ungewohnt ist, für Hochtouren trainieren will, — werfe ich ihn dann zunächst in einen Sumpf? Ästhetisch betrachtet ist es aber nichts anderes als ein Sumpf, wohinein diese Bibliothek ihre Leser mit ihren ersten Bänden wirft. Da soll noch einer glauben, dieser Führer wolle uns zu Gipfeln führen!

Es gibt schlechte Bücher, und es gibt gute Bücher. Unter den guten sind solche, die leicht, schwerer und schwer verständlich sind. Unter ihnen wäre die Auswahl zu treffen gewesen. Schlechte Bücher gehören nicht auf den Weg zu guten Büchern. Das dürfte doch wirklich einleuchtend sein. Montépin, Sales, E. A. König bieten schlechte Bücher, Schund, der nicht weniger schundig ist als der normale Kolportageroman.

Der Weg zu guten Büchern, den diese Bibliothek einschlägt, ist genau so wirksam, wie wenn ich einem Raubmörder dadurch wieder zu den bürgerlichen Ehrenrechten und einem geachteten Brot verhelfen will, daß ich ihm sage: Also, lieber Freund, dreimal darfst du noch raubmorden (Montépin, Sales, „Pistole und Feder"). Dann aber darfst du zunächst nur noch rauben (Doyle, Ohnet, Green). Nun wirst du gewiß das Rauben satt haben; also gestatte ich dir noch einige leichtere Diebstähle (E. Werner, Gerstäcker, Friedrich Friedrich). Nun das vorbei ist, hast du gewiß das Bedürfnis, allmählich wieder ein anständiger Mensch zu werden. Da das aber für dich schwierig ist, darfst du ab und zu noch, wenn dich niemand sieht, wenigstens silberne Löffel stehlen (Ruppius, Braddon rc.) Und nun siehst du doch gewiß, mein Lieber: auch das schickt sich nicht für dich. Also wirst du fortan Ernst von Wolzogen, Ganghofer und Ompteda lesen. Und wenn du dich so brav weiter hältst, kriegst du auch noch Daudet, Anzengruber, Liliencron und Fontane. — Glaubt wirklich irgendein vernünftiger Mensch in Deutschland an die Macht einer solchen „Erziehung"?

Die „Bibliothek August Scherl" hat sich eben in ihrem verstiegenen Idealismus geirrt, denkt der geistige Führer der Nation und schüttelt traurig das Haupt. Betrachten wir uns einmal diese Verstiegenheit in ihren geschäftlichen Wirkungen!

Ich nehme an, die Auflage jeden Bandes sei auf hunderttausend berechnet. Für den Besitzer der „Woche" und für die Erfahrungen, die er mit ihr gemacht hat, gewiß nicht übermäßig hoch gegriffen. Nun sind die meisten der fünfzig Bände, die zunächst in Betracht kommen, honorarfrei. Ich nehme also als Durchschnittshonorar tausend Mark pro Band an. Druck und Papier sollen bei dieser Auflage pro Exemplar, was bei der miserabeln Ausstattung noch hoch gegriffen ist, zwanzig Pfennige kosten, macht zusammen zwanzigtausend Mark. Die Einbände pro Exemplar fünfzehn Pfennige, was wiederum recht hoch ist, macht zusammen fünfzehntausend Mark. Für Vertrieb, Einführung, dauernde Reklame, Erneuerung des Umschlags ꝛc. rechnen wir pro Band im Jahr zwanzigtausend Mark. Danach kostet der Band pro Jahr sechsundfünfzigtausend Mark. Bei einer Auflage von hunderttausend Exemplaren rechnen wir gleich zehn Prozent, also zehntausend Stück für Defektexemplare ab. Für das Ausleihen bleiben also neunzigtausend Exemplare. Das Ausleihen kostet pro Exemplar und Woche zehn Pfennige. Leiht die Gesellschaft das einzelne Exemplar nur zwanzigmal aus, so bringt das Exemplar im Jahre zwei Mark, das sind (neunzigtausendmal zwei) hundertachtzigtausend Mark pro Jahr und Band. Davon ziehe zwanzigmal drei Pfennige, also sechzig Pfennige pro Exemplar ab, die dem Überbringer der Bände als Gehalt, Lohn, Provision zufallen, insgesamt vierundfünfzigtausend Mark pro Band. Dann bleibt immer noch ein Reingewinn von hundertsechsundzwanzigtausend Mark pro Band. Davon ziehe ich nun den Betrag für Herstellungskosten ꝛc. (siehe oben) in der Höhe von sechsundfünfzigtausend Mark ab. Dann bleibt an einem Band pro Jahr noch ein Reingewinn von siebzigtausend Mark. Bei fünfzig Bänden ergäbe das in einem Jahr drei Millionen fünfmalhunderttausend Mark Reingewinn. Sollten aber die Unkosten und Spesen sogar noch um eine Million höher sein, so bleibt doch noch schon im ersten Jahr der recht ansehnliche Reingewinn von zweieinhalb Millionen. Er erhöht sich selbstverständlich entsprechend, wenn das Unternehmen einschlägt und die einzelnen Bände eine höhere Auflage als hunderttausend erreichen.

Ist das nicht ein recht einträglicher Idealismus? Ist ein solches Sparsystem auf Kosten des Geistes der Leser nicht recht profitabel? Was meinen unsere geistigen Führer dazu, die solchem Idealismus zujubelten?

Wir gönnen dieser genialen Gesellschaft mit beschränkter Haftung jeden Profit. Es macht uns sogar Spaß, wenn wir sehen, wie die geistige Elite auf alle die hochtönenden Worte hineinfällt. Aber keinen Spaß macht es uns, wenn Hoch und Nieder diesen genialen und einträglichen Spaß kulturell ernst nimmt.

Im übrigen danke ich der Gesellschaft August Scherl noch besonders, daß sie auch mich ihres „Emporlesens“ für würdig hielt und mir den ersten Band der „Wahrsagerin“ von Montépin in die Privatwohnung schickte. Ich werde nicht verfehlen, wenn ich bis zu Liliencron und Fontane gelangt bin, unseren Lesern die Erfahrungen zu unterbreiten, die ich auf diesem Weg zu guten Büchern machte.

Das Reichsgesetz zur Organisierung der Polenbewegung

Von Dr. Heinz Potthoff, M. d. R.

Gemeint ist das vielumstrittene Sprachenverbot des neuen Vereinsgesetzes, (§ 7 der Vorlage, § 12 der endgültigen Fassung). In ihm hat das „Nationale“ über das Nationale gesiegt und ein Monstrum von Gesetzesbestimmung hervorgebracht, das jeder Logik entbehrt und genau das Gegenteil dessen erreichen wird, was man damit beabsichtigt. Allerdings ist ja durch die Bemühungen derjenigen Freisinnigen, die eine ehrliche Abneigung gegen den Paragraphen empfanden, eine wesentliche Abschwächung erreicht worden. Aber der Widersinn der Bestimmung ist vergrößert. Und der häßliche Charakter eines Ausnahmegesetzes ist geblieben.

Gegen die Verletzung des liberalen Grundsatzes vom Schutze und der Freiheit der Muttersprache (der übrigens den Polen und den Franzosen feierlich garantiert war), ist von den Verteidigern des Gesetzes der deutsche Charakter des Reiches und seiner Einrichtungen geltend gemacht worden. — Deutsch ist die Amtssprache, die Gerichtssprache. Sollen die Polen etwa auch im Reichstage polnisch reden dürfen? So haben einzelne Abgeordnete tatsächlich gefragt und dabei übersehen, daß der Rückschluß von der Amtssprache auf die Versammlungssprache doch allerhöchstens für solche Veranstaltungen zulässig ist, die sich mit der Erörterung der Gesetzgebung und Verwaltung befassen. Vom Standpunkte eines sehr entschiedenen Demokraten könnte man sagen: öffentliche Versammlungen sind ein Mittel, durch das die Masse der Staatsbürger sich an den Staatsgeschäften beteiligt. Sie sind Teile der Staatsverwaltung, Vorbereitungen der Gesetzgebung. (Allerdings, daß Konservative und preußische Regierungsräte so argumentierten, wirkte lächerlich; und daß man gerade die „amtlichsten" Versammlungen, die Wahlversammlungen, von dem Zwange der Amtssprache befreit hat, ist ein logischer Widersinn.)

Aber der Paragraph 7/12 geht weiter. Er gilt nicht nur für politische Versammlungen — wie auffallenderweise der Vorsitzende der Kommission, Abgeordneter Hieber, noch in der zweiten Lesung fälschlich behauptete —, sondern er erstreckt sich auf alle öffentlichen Versammlungen einschließlich solcher Vereinsversammlungen, die von Polizei und Gericht zu öffentlichen erklärt werden. Auch die Payersche Begründung, daß die Sprachenvorschrift nur eine notwendige Konsequenz der Überwachungsbefugnis sei, schlägt nicht durch. Denn auch Versammlungen, die nicht angemeldet oder bekannt gemacht zu werden brauchen, in die keine Beauftragte der Polizei entsandt werden dürfen, ja aus denen man jeden in irgendeiner Beziehung zur Staatsverwaltung stehenden Menschen fernhalten darf, — auch sie alle unterliegen dem Satze, daß mit Geldstrafe bis zu dreihundert Mark (im Unvermögensfalle mit Haft) bestraft wird, wer in anderer als in deutscher Sprache verhandelt. Wenn in Ostelbien ein kulturgeschichtlicher Verein zur Pflege des littauischen Volksliedes gegründet werden soll und die Interessenten durch Inserat zur Gründungsversammlung eingeladen werden, so tut der Veranstalter gut, sich vom Ministerium eine Ausnahme vom § 7/12 zu erbitten, damit nicht ein

Teilnehmer, der in seine Erörterungen einige littauische Verse einflicht, straffällig werde. Kürzlich tagte in Frankfurt am Main ein deutsch-französisches Wirtschaftskomitee, zu dem man in weitem Umfange mutmaßliche Interessenten eingeladen hatte. Vielleicht hat ein Teilnehmer aus Paris dort französisch gesprochen, vielleicht der Vorsitzende einige französische Begrüßungsworte an die Gäste vom Nachbarlande gerichtet. Nach dem fünfzehnten Mai würde diese Veranstaltung unter die Sprachenstrafe fallen, wenn sie nicht etwa als „internationaler Kongreß" angesehen würde. Schließlich, wenn in Oberschlesien ein Menschenfreund etwas gegen den Branntweinkonsum der polnischen Bergarbeiter tun will, so darf er in öffentlichen Versammlungen nicht in der Muttersprache dieser Arbeiter predigen, sondern — er muß sich dazu der Vermittelung der polnischen Vereine bedienen.

Man vergegenwärtige sich doch eins: Jeder polnischsprechende Staatsbürger (oder Fremde), der in seiner Muttersprache einen Vortrag über irgendein politisches, sozialpolitisches, medizinisches, allgemein wissenschaftliches oder sonstiges Thema hören will, ist darauf angewiesen, Mitglied eines Vereins zu werden, der polnische Vereinsversammlungen veranstaltet. Und zwar genügen nicht lose Vereinigungen, um den Versammlungen den Charakter der Öffentlichkeit zu nehmen, sondern es müssen recht festgefügte Organisationen sein. Alle Reichsangehörigen mit fremder Muttersprache werden also förmlich genötigt, sich „national" zu organisieren. Wenn die Regierung hofft, diese Bürger dadurch vom fremdsprachigen Leben fernzuhalten, besonders die polnische Bewegung zu schwächen, so dürfte der Irrtum bald offenbar werden. Wir können die Polen nicht von allem kulturellen Leben abschneiden*); wir dürfen es nicht einmal wollen! Und der Stachel des Ausnahmerechtes wird sein übriges tun, die nationalen Gegensätze zu schärfen, sodaß die Folge des Gesetzes nicht eine Schwächung sondern eine Stärkung der nationalen Bewegung ist. Die noch fernstehenden Bevölkerungsteile werden förmlich gezwungen, sich den Nationalvereinen anzuschließen.

*) Man darf annehmen, daß der Begriff „Verhandlungen" in § 12 recht extensiv interpretiert werden wird, sodaß auch Vorträge ohne nachfolgende Besprechung darunter fallen. Wundern sollte es mich nicht, wenn man versuchte, auf Grund des Vereinsgesetzes auch die polnischen Gottesdienste zu verhindern.

Das ist die eine Seite der Wirksamkeit des Paragraphen. Die andere ist die, daß weite Kreise deutscher Bürger, in erster Linie deutsche Arbeiter, schwer geschädigt werden. Bekanntlich gibt es namentlich im rheinisch-westfälischen Industriebezirke und im lothringischen Minettegebiete, aber auch in anderen Teilen Deutschlands bereits Hunderttausende von fremdsprachigen Arbeitern: Polen (größtenteils Reichsangehörige), Italiener, Böhmen und so weiter. Die Regierungsbezirke Düsseldorf und Arnsberg umfassen Kreise mit fünfzigtausend und siebzigtausend Polen. Die deutschen Gewerkschaften haben ein dringendes Interesse daran, diese zugewanderten Elemente in ihre Bewegung hineinzuziehen. Das ist ihnen aber nur möglich, wenn sie in öffentlichen Versammlungen unter ihnen werben können. Und zwar in ihrer Muttersprache. Denn ein großer Teil dieser fremden Arbeiter ist in der deutschen Sprache nicht so bewandert, daß er darin für eine Lohnbewegung gewonnen werden könnte. Man denke an den letzten großen Bergarbeiterstreik im Ruhrrevier, wo zweihundertfünfzigtausend Mann wochenlang feierten. Damals bestand eine völlig einheitliche Bewegung. In den großen Versammlungen traten nacheinander Vertreter der freien, der christlichen, der hirschdunckerschen Gewerkschaft auf, und zum Schluß ein polnischer Redner, der den Zehntausenden von beteiligten Polen die getroffenen Abmachungen erläuterte. Nur auf diese Weise war es möglich, die große Bewegung durchzuführen, sie in mustergültiger Ordnung ohne Störung der Ruhe durchzuführen.

Wenn das künftig unmöglich ist, so wird es den deutschen Gewerkschaften wesentlich erschwert, die fremden Elemente an sich heranzuziehen. Das hat zwei gleich unerwünschte Folgen.

Das Hineinziehen der zugezogenen Fremdsprachigen kann nur noch durch Vereine erfolgen. Da die deutsche Arbeiterschaft kaum über die ausreichenden Kräfte verfügt, um polnische, italienische, tschechische Vereine zu gründen und zu leiten, so werden die Arbeiter auf die bereits an vielen Orten bestehenden polnischen oder italienischen Nationalvereinigungen angewiesen. Das Gesetz bewirkt also gerade das Gegenteil dessen, was es bewirken soll, und was erwünscht ist: Es erschwert die Anpassung der zugewanderten Fremden an die deutsche Umgebung; es fördert die nationale Absonderung; es stärkt die chauvinistischen Vereine der Fremdsprachigen; es schwächt die deutsche Arbeiterbewegung.

Das leitet uns zu der zweiten unerfreulichen Wirkung: Je schwerer es den deutschen Arbeitern gemacht wird, die fremden zu organisieren, desto größer wird das Interesse der Unternehmer an ihrer Zuwanderung. Denn die Polen kommen doch nicht nur nach dem Ruhrrevier, weil es in der näheren und weiteren Umgebung überhaupt keine Arbeiter mehr gibt, sondern auch, weil die Unternehmer glauben, daß jene weniger unbequem, billiger und gefügiger seien. Vielfach haben ja direkt Streike oder andere Differenzen mit den eingesessenen Arbeitern die Veranlassung gegeben, Polen und andere als Streikbrecher oder Lohndrücker heranzuholen. Gewiß ist in erster Linie die wirtschaftliche Geschäftslage für den Bedarf an Arbeitern und damit auch an fremdsprachigen Arbeitern, entscheidend. Soweit aber ein Gesetz auf diese Dinge überhaupt einen Einfluß ausübt, wirkt das Sprachenverbot auf eine Vermehrung der fremdsprachigen Arbeiter in ursprünglich rein deutschen Gegenden. Das ist im nationalen Interesse bedauerlich. Kein vernünftiger Deutscher kann sich darüber freuen, daß im Ruhrbecken ein Völkergemisch von zwanzig Nationen entsteht, oder vielmehr schon entstanden ist. In neuester Zeit hat man bekanntlich auch Kroaten und andere höchst fragwürdige Elemente angeworben, sodaß dieser Zuzug eine Gefahr für die öffentliche Sicherheit bildete und Behörden energisch dagegen eingeschritten sind. Das Vereinsgesetz ist nun das untauglichste Mittel zur Bekämpfung dieser Gefahr. Je schlechter man die fremden Arbeiter rechtlich stellt, desto mehr kommen. Denn die meisten wandern ja nicht aus eigenem Antriebe ein, sondern sie werden von den Agenten des Unternehmertums angeworben. Das Interesse der Unternehmer ist also der springende Punkt. Wenn ein Gesetz vorschriebe, daß fremdsprachige Arbeiter den doppelten Lohn der deutschen erhalten müßten, so würden die Polen, Italiener, Kroaten usw. aus dem deutschen Westen verschwinden wie Schnee vor der Sonne.

Wer für die Gleichberechtigung fremdsprachiger Arbeiter in rein deutschen Gegenden eintritt, tut das nicht den Fremden zuliebe, sondern nur im eigensten Interesse der deutschen Arbeiterbewegung. Es hat sich ja auch bisher noch kein namhafter Arbeiterführer gefunden, der nicht eine schwere Gefahr in dem Sprachenverbote erblickt hätte.

Trotzdem ist es Gesetz geworden. Der Widerstand der Freisinnigen, dessen Kraft von vornherein durch vorlaute Äußerungen einzelner Abgeordneten ge-

schwächt war, hat nur eine Milderung des Paragraphen gebracht, der den Arbeitern nicht das mindeste nützt. Der Ansturm der Blockgegner ist an der kompakten Mehrheit gescheitert. Auch der Versuch, noch in letzter Stunde eine Beschränkung des Sprachenzwanges auf die politischen Versammlungen durchzusetzen, ist ohne Erfolg geblieben, weil die christlich-sozialen Abgeordneten, an deren Stimmen die Mehrheit hing, auf eine Erklärung des Staatssekretärs hin umgefallen sind. Am fünfzehnten Mai tritt das Gesetz in Kraft. Seine Wirksamkeit allerdings hängt von dem Gebrauche ab, den die Verwaltungsbehörden davon machen werden. Denn gerade hier ist der Landesgesetzgebung und der Landesverwaltung die Befugnis zu Ausnahmen und Befreiungen gegeben. Da die Sprachenfrage offenbar nur von Preußen mit Rücksicht auf seine Polen in das Vereinsgesetz gebracht ist, so steht zu hoffen, daß alle anderen Bundesstaaten den ominösen Paragraphen schleunigst einfach außer Kraft setzen. Auch im preußischen Landtage sind Anträge eingegangen, um „loyale" Nationalitäten und deutsche Arbeiter vor den Folgen des Gesetzes zu schützen. Auf den Humor solcher Vorgänge soll nicht näher eingegangen werden. Der freisinnige Antrag auf Schutz der Gewerkschaftsbewegung kann den gewünschten Erfolg nicht haben; denn wenn die Regierung mit einer allgemeinen Verschonung der Arbeiterversammlungen zu wirtschaftlichen und sozialpolitischen Zwecken durch ein Landesgesetz einverstanden wäre, so hätte sie eine entsprechende Fassung des Reichsgesetzes nicht für unannehmbar erklärt. Das einzige, was erreichbar erscheint, ist eine milde Handhabung durch die Verwaltung. Das allein hat Herr von Bethmann-Hollweg auch wohl in Aussicht gestellt, als er im Reichstage erklärte, daß die auf Besserung der Arbeitsbedingungen zielende Bewegung der Arbeiter nicht gehindert werden sollte. Also Polizeiwillkür! Duldung einer „loyalen" Arbeiterbewegung, aber immer mit dem Damoklesschwerte des Paragraphen 12 über sich, für den Fall, daß Konflikte mit der Behörde entstehen oder daß irgendwelche Mächte stärker auf sie wirken als der Wunsch, die Koalitionsfreiheit der Arbeiter zu fördern.

Nicht gutes, klares Recht, sondern unklares oder schlechtes, das nur durch die Handhabung erträglich wird und erhebliche Schädigungen wirklich nationaler Interessen vermeidet, — das ist in der Sprachenfrage wie im ganzen Vereinsgesetze der Erfolg liberaler Blockpolitik.



Briefe an eine Freundin

Von Wilhelm Busch †

(Fortsetzung)

Wiedensahl 13. Dec. 87.

Liebe Frau H.!

Für Ihren liebenswürdigen Brief sage ich Ihnen meinen freundlichsten Dank. Hoffentlich geht's Ihnen und den Ihrigen gut! Der Regen und der Wind und der Nebel und die Dunkelheit, die Einem in letzter Zeit fast zuwider wurden, sind ja nun, so scheints, vorüber gegangen, und es kommt endlich die klare, feste Winterszeit, derb, aber wohl bekömmlich, und will sie uns auch mal zu nah auf den Leib rücken, so kann man sich doch immer lustig dagegen wehren. — Der Sommer und Herbst sind mir, der ich bescheidene Ansprüche mache, still verborgen in Garten, Feld, Wiesen und Wald, recht angenehm schleunig dahin gegangen. — Im Uebrigen war ich mal bei meinem Bruder in Wolfenbüttel, grad in der heißen Zeit. Auch Hermann hab ich natürlich mal besucht und mich gefreut, ihn so frisch und fröhlich wirtschaften zu sehn mit seiner Frau, oben auf der Höhe, im gemüthlichen Pfarrhaus, von wo man aus den oberen Fenstern weit hinaus sieht in die Harzberge. Da das hübsche Nest an der Bahn liegt, kann man auch leicht mal hin kommen. — Adolf ist noch in Göttingen, sieht aber nun das Examen immer näher heranrücken. — Otto ist seit dem ersten October ein Kriegsknecht geworden. Er macht seinen Einjährigen in Leipzig, wo er zugleich Theologie studirt, was unter diesen Umständen selbstredend nicht viel zu bedeuten hat. Er ist ganz zufrieden; doch wird immer genügend dafür gesorgt, daß er in seinen Mußestunden nie an Appetit- oder Schlaflosigkeit leidet. — Leben Sie wohl, liebe Frau H.! Meinen herzlichsten Dank an Sie, Herrn H. und die Kinder! Wären die Neffen hier, die würden sich Ihnen gleichfalls bestens empfehlen lassen und Ihnen, wie ich, recht fröhliche Festtage wünschen.

Ihr Wilh. Busch.

Hattorf a. Harz

Seien Sie herzlich bedankt, liebe Frau H., für Ihren freundlichen Brief. — Nachdem ich mit Lenbachs zusammen einige Tage im Haag und Amsterdam viel schöne alte Bilder gesehn, besuchte ich meinen Bruder in Celle, dann meine Schwägerin in Wolfenbüttel (mein Bruder dort starb vor 2 Monaten) und bin nun hier bei dem Neffen Hermann und freue mich, wie nett er hier haust mit seiner Frau auf seiner Pfarre im hübsch gelegenen Dörfchen, von wo man über das Wiesenthal hinweg weithin in die Berge schaut. Ende der Woche denke ich noch irgendwo, vielleicht in Kassel, mit Freund Levi aus München zusammen zu treffen und kehre dann wieder nach Wiedensahl zurück.

Möchten Sie doch, liebe Frau H., von Ihrer Kur so guten Erfolg haben, wie Sie nur irgend wünschen können.

Mit den herzlichsten Grüßen, auch von Hermann, Ihr

W. B.

Wiedensahl 14. März 1889.

Meine liebe Frau H.!

Ihren guten Brief fand ich vor, als ich von einem 8—14=tägigen Besuch bei Verwandten zurückkam. Wie sehr hab ich Sie bedauert, daß Sie bei dem abscheulichen Winterwetter haben krank von Haus fort sein müssen. Der Frühling muß doch nun bald erscheinen, und wenn dann die Blüthen aufgehn und die Vöglein in allen Zweigen zwitschern, dann werden Sie, hoff ich, sich auch wieder fröhlich und gesund fühlen. — Unsere Staare sind schon längst wieder da und visitiren die alten Brutplätze. Sie leiden, seit die neuern Forstbeamten den Wald immer unpoetischer machen und keine hohlen Bäume mehr dulden, an Wohnungsmangel; da hab ich die Zahl der Nistkästchen um's Haus herum jetzt auch wieder vermehrt. — Neulich, bei dem allerheftigsten Schneegestöber saß ich in Hattorf beim Neffen Hermann; ringsum alles weiß eingewickelt; aber nicht ungemüthlich. Adolf war auch von Göttingen herüber gekommen. Er steht nun nahe vor dem mündlichen Staatsexamen.

— Otto ist das vergangene Semester in Berlin gewesen, über Schwerin, wo sein Stiefbruder wohnt, hierher gereist und gestern zu Mutters Geburtstage heimgekehrt. Er denkt dann seine Studien in Göttingen zu beendigen, und Göttingen liegt angenehmerweise ganz nahe bei Hattorf. — Ich selber fahre wohl bald mal nach Ebergötzen, um meinen Jugendfreund Erich in seiner Mühle zu besuchen. Späterhin vielleicht mal nach Antwerpen, mit Lenbachs, mit denen ich im vorigen Herbst auch im Haag und in Amsterdam zusammen war. Doch das sind Pläne. Die Madam Zeit und der hartnäckige Verlauf der Dinge thun ja hauptsächlich doch, was sie wollen.

Mit herzlichen Grüßen, auch vom Neffen Otto, an Herrn H., an's Gretchen und vor allem an Sie selbst

Ihr ergebenster

Wilh. Busch.

Wiedensahl 12. Juni 89.

Wie schmerzlich, liebe Frau H., war es uns, den Neffen und mir, als am zweiten Pfingsttage Ihre Karte ankam, worin Sie mittheilen, daß Sie nun schon so lange krank im Hospital sind. Geben Sie nur vor Allem die Hoffnung nicht auf, wieder gesund zu werden. Haben Sie doch die passendste Verpflegung und die beste ärztliche Hülfe. Das Uebrige steht in Gottes Hand. Und so wünschen wir denn von ganzem Herzen, Sie möchten bald wieder gutes Muths und in froher Stimmung zu den Ihrigen zurückkehren können. — Meine gute Schwester ist auch fortwährend kränklich. Adolf wird sie wohl demnächst auf einige Wochen in den Harz begleiten. Otto muß natürlich in den nächsten Tagen wieder nach Göttingen. — Es ist angenehm für ihn, daß Hattorf so nahe liegt und er deshalb Sonntags fast immer bei Bruder Hermann sein kann, der sich mit seiner netten Frau ganz behaglich eingerichtet hat, ein fleißiger Pastor ist und sonst im Obstgarten herum wirthschaftet, wie ein Farmer. Hin und wieder komm ich hin und seh ihm mit Vergnügen zu. Im Uebrigen sag ich mir täglich, daß ich alt geworden, daß ich hienieden nicht viel mehr zu erwarten habe; und kommt mir

Was in die Quer, dann nehm ich's mit möglichster Milde und Gelassenheit, wie Einer, der's eigentlich noch viel schlechter verdient hätte.

Adolf und Otto lassen sich Ihnen freundlich empfehlen, und vor Allem wünscht Ihnen gute Besserung und grüßt Sie herzlich

Ihr alter

Wilh. Busch.

Wiedensahl 11. Jan. 90.

Meine liebe Frau H.!

Seien Sie herzlich bedankt für Ihren Brief, der mir sagt, daß Sie unserer noch freundlich gedenken und vor allem, daß Sie sich besser befinden, als bisher. Möge das doch auch ferner der Fall sein! Meine Neffen sowohl wie ich, wir haben unsere guten Freunde von Borkum nicht vergessen, sondern wünschen ihnen alles Gute, was sie sich selbst nur wünschen können.

Hermann sitzt thätig und zufrieden auf seiner Pfarre in Hattorf und sieht einer baldigen Vergrößerung seiner Familie entgegen. — Adolf, nachdem er sein Staatsexamen gemacht, dient seit dem ersten October sein Jahr ab bei der Batterie in Wolfenbüttel, wo er im Hause seiner Tante sehr angenehmes Quartier gefunden hat. Er ist gutes Muths und reitet tapfer drauf los. Die Anfangsplagen, das Angreifendste bei derartigen Beschäftigungen, hat er ja nun hoffentlich wohl überstanden. — Otto, der sein Jahr schon über ein Jahr hinter sich hat, der im Herbst, auf 8 Wochen wieder einberufen, die kaiserlichen Kriegsspiele mitmachte, zum Theil bei abscheulichem Wetter, sitzt seit ein paar Tagen in Göttingen wieder emsig hinter den Büchern.

Der zweite Weihnachtstag brachte uns einen Todesfall, wodurch wir betrübt aus einander gerüttelt wurden. So war denn der Schluß des alten Jahres für uns kein ruhiger.

Leben Sie wohl, liebe Frau H.! Mit den besten Grüßen an Sie und die Ihrigen (wären die Neffen hier, sie würden mit einstimmen)

Ihr ergebenster alter Freund

Wilh. Busch.

Wiedensahl 3. Mai 90.

Ich danke Ihnen, liebe Frau H., für Ihren freundlichen Brief. — Also 's Gretel ist fort von daheim. Das war hart für Sie, und wie gut ist's nun, daß Sie wenigstens in Ihrem Hauswesen Beschäftigung und an dem was kreucht und fleucht, und brummt und bellt und kräht, Ihre Freud und Unterhaltung finden. — Was mich alten Jungen anbelangt, so seh ich noch immer gern zu, wie's draußen im Wechsel der Jahreszeiten so wächst und wird und vergeht. Anitzo drängt alles in Laub und Blüthen, daß die Welt schier eng davon wird. Weit hinaus seh ich die Felder gekleidet in's schönste Roggengrün, dahinter, dito, den aufgelebten Buchenwald. — Meine gute Schwester ist seit einigen Wochen in Hattorf bei Hermann, dessen kleines Mädel sie am Sonntag nach Ostern mit dem Namen Gertrud getauft haben. Otto, der wieder in Göttingen, und Göttingen ist nah bei Hattorf, kommt jeden Sonntag dort hin. Adolf, in Wolfenbüttel, reitet und rackert sich ab bei den Geschützen. Seit voriger Woche ist er leider Stubenpatient, weil er sich das Bein gequetscht hat; recht ungelegen, falls er nicht wieder hoch bis 16. Mai, wo ausgerückt wird nach Lobstädt zur Schießübung.

Leben Sie wohl, liebe Fr. H.! Zu Ihrer Kur wünsch ich Ihnen gründlichen Erfolg. Mit herzl. Grüßen Ihr alter

Wilh. Busch.

Wiedensahl 27. Nov. 90.

Meine liebe Frau H.!

Seien Sie freundlichst bedankt für die hübsche Photographie! woraus ich zu ersehen glaube, daß es Ihnen so gut geht, wie ich immer wünsche und hoffe.

Von den Neffen und mir kann ich, gottlob, das Gleiche berichten. Ich habe meist still gesessen letzther. Nur vor drei vier Wochen besuchte ich meinen alten Freund in der Mühle zu Ebergötzen; die Freundschaft, seit dem neunten Jahr, hat sich gehalten. Im übrigen sind die Erinnerungen aus den Kinderjahren, die sich an den Ort knüpfen, mit dem Alter doch etwas locker geworden, und diesmal, bei dem abscheulichen Wetter, konnt ich auch nicht

mal die Plätze in Wald und Feld besuchen, wo ich mich ehedem umhertrieb. Wir gingen gar nicht aus, sondern blieben in der Mühlengasse und ließen Wind, Regen und sogar etwas Schnee beim Gerumpel des Mühlwerks über uns wegsausen.

Neffe Hermann ist immer noch gern in Hattorf am Harz und freut sich unter anderm über sein kleines nettes Trudchen, die wie ich höre, auch schon einen Zahn hat.

Adolf, nachdem er in Wolfenbüttel sein Jahr abgeritten und abexerzirt als Kanonier, sitzt nun in Leer in Ostfriesland, um sein Jahr abzulernen und abzulehren als Seminarist.

Otto arbeitet in Göttingen aufs Examen für Ostern. — Ihn sowohl wie Adolf denken wir zu Weihnachten hier zu haben.

Leben Sie wohl, meine liebe Frau H.! Mit herzlichem Gruß Ihr alter ergebenster

Wilh. Busch.

Wiedensahl 29. Juni 91.

Seien Sie freundlichst bedankt, liebe Frau H., für Ihren Brief! — Es geht mir gut so weit, nur daß ich inzwischen so ungefähr tausend Jahre alt geworden bin, die Welt gelinde an mir vorbei säuseln lasse und mehr auf das schaue, was grün ist und wächst, als auf mich selber, der ich dürr bin und abfalle.

Bei meinen verwandtschaftlichen Kreuz- und Querzügen war ich neulich auch mal wieder in Hattorf beim Neffen Hermann und hatte meinen Spaß am kleinen Trudchen, welches schon läuft und die ersten Versuche im Deutschen macht.

Adolf, der im vergangenen October sein Seminarjahr in Leer begann, hat $^{3}/_{4}$ dieser Uebung jetzt hinter sich und kommt am 1. Juli in die Ferien hierher. — Otto, nach gut bestandenem Examen, trat am 1. Mai eine Hauslehrerstelle in Hamburg an. Schon am 1. Juni aber mußte er für 8 Wochen in den bunten Rock hinein, und zwar in Altona. Er wird sich wohl

freuen, wenn er nach dieser Turnfahrt wieder an das Getriebe seiner bürgerlichen Thätigkeit zurückkehren kann.

Auf die Kälte und den Regen des Frühlings scheint es nun schön zu werden. In allen Zweigen piepsen die jungen Vögel, die eben unter diesen günstigen Verhältnissen ihre Nester verließen.

Mit herzlichem Gruß an Sie und die Ihrigen

Ihr ergebenster

Wilh. Busch.

Wiedensahl 3. Juli 94.

Liebe Frau H.!

Wie geht es Ihnen denn in Ihrem neuen Heimwesen? Es ist kleiner, als das frühere; Sie haben sich ja wohl in manches finden und haben manches überwinden müssen; aber wenn Sie nur gesund sind, so werden Sie sich auch da bald gemütlich einrichten.

Bei meiner Kränkelei war mir der Winter durchaus nicht angenehm; dann erschien der wundersam sonnige Frühling, und nun, wie's scheint, sind die Rippenstöße bis auf weiteres mal wieder verschmerzt. — Nach der Hitze hatten wir den ersehnten Regen. Die ganze Welt duftet jetzunder nach Heu und nach Rosen. Laub und Blüthen drängen nach voller Entwicklung. Ich freue mich drüber mit einer gewissen Gelassenheit, die dem Alter natürlich ist.

Den Neffen, die immer freundlich an Sie denken, geht es so weit ganz gut, nur mit der Beförderung von 2 und 3 geht es nicht so glatt vorwärts wie bei 1, sintemalen die Verhältnisse bei Philologen und Theologen jetzt eben für die Anstellung sehr ungünstig sind, dahingegen sehr günstig für die Uebung in Geduld, besonders, wenn man verlobt ist. — Das Gedrängel in dieser Welt scheint immer ärger zu werden.

Leben Sie wohl, meine liebe Frau H.! Bleiben Sie muthig und gesund und seien Sie auf das herzlichste gegrüßt von Ihrem

alten Wilh. Busch.

Wiedensahl 2. Jan. 1897.

Meine liebe Frau H.!

Ja, die Zeit, je älter sie wird, radelt immer schneller an einem vorüber, wie närrisch, und wird immer vergeßlicher und läßt leicht einen Brief liegen, der schon längst (in Gedanken) geschrieben wurde.

Und so sind Sie also seit dem ersten März bereits Großmama und haben, wie mir scheint, recht Ihre Freud an der Sach. Ich meinerseits muß zufrieden sein mit dem bescheideneren Titel eines dreifachen Großonkels. Neffe Hermann in Hattorf hat zwei hübsche und gescheidte Mädeln, Trudel und Irmgard, eine sechs, eine vier Jahre alt, die mich, als ich neulich ein paar Wochen lang dort war, tagtäglich belustigt haben. Neffe Adolf hat im November vorläufig erst mal Hochzeit gehalten. Otto aber, der jüngste der Neffen, ist bereits im Besitz eines anderthalbjährigen Söhnchens, genannt Martin, den ich im Juli etwas genauer besichtigt habe. Recht merkwürdig ist's zu sehn, wie solch ein ungeübtes Menschenkind sein Behagen und Mißvergnügen so ausdrucksvoll verständlich zu zeigen versteht — für's Auge immer ergötzlich, für's Ohr nicht immer gar sehr. Nächstens will ich denn wieder mal hin, um zu sehen, wie sich das Kerlchen macht, wenn's laufen thut.

Prosit Neujahr, liebe Frau H.! Haben Sie besten Dank für Ihren freundlichen Brief, und seien Sie und die Ihrigen auf das herzlichste gegrüßt von Ihrem

Wilh. Busch.

(Schluß folgt)





Hermann Zerweck / Von Julius Baum

Mit neun Zeichnungen von Hermann Zerweck

Wer die Stille kennt, weiß Hermann Zerwecks Zeichnungen zu würdigen. Die Stille linder Sommerabende in Hochwäldern, wenn der Himmel noch im matten Lichte glänzt und das Zirpen der Grillen aus den heuduftigen Tälern heraufttönt. — Als Zerwecks Kunst anfing, sah sie nicht aus wie in diesen Zeichnungen. Im Grundwesen zwar blieb sie sich immer gleich. Nur noch reicher, froher, zuversichtlicher war sie in seiner Jugend. Es gibt Bildnisse von ihm, so fein und tief, und so sonnig dabei, daß man sie nie vergißt, Bilder alter Leute, in deren Augen ein heimlicher Glanz liegt, ungewöhnlich abstrakte Gestalten manchmal schon in dieser Zeit, doch stets Menschen mit dem mächtigen Ausdruck der Freude oder einer freudigen Sehnsucht in Haltung und Gebärde, Menschen, die vom Leben zu erzählen wissen, doch die Herren geblieben sind im Kampfe mit ihm. Auch Naturwesen liebte er damals darzustellen, ähnlich, wie wir sie von Böcklin kennen, Waldschrate und Kobolde und Dryaden in frohem



Treiben, Wundergestalten oft, Pflanze, Tier und Mensch zugleich, die zeigen, wie er sich die Natur beseelt dachte.

Gedankenvoll war sie von Anfang an, die Kunst, die er schuf, grundverschieden von dem Naturalismus seiner Zeit. Und voller Gedanken. Nicht lediglich Auge, sondern vielmehr Kopf war auch der Schöpfer selbst. Den zwanzigjährigen Studenten der Naturwissenschaften führte Friedrich Theodor Vischer zur Philosophie. An seiner rein idealistischen Lehre hing Zerweck mit ganzer Seele. Das geschah in der Zeit, als der Materialismus drohend sein Haupt erhob und Nietzsche noch im Verborgenen lebte. Den alten Schartenmaier freilich bewegten die neuen Probleme nicht mehr stark. Zerweck hat



in einem launigen Aufsatze erzählt, wie er Vischer in seinem stillen Hause an der Keplerstraße zuweilen mit den neuesten materialistischen Lehren bekannt machte, und wie Meister und Schüler in ihrer Bekämpfung einig waren. Nach dem Tode Vischers sah sich Zerweck auf sich allein angewiesen. Und nun machte sich die Einwirkung des Lehrers erst entscheidend geltend. In einer Anzahl von religionsphilosophischen Abhandlungen, die zumeist namenlos erschienen, nahm der junge Philosoph zu einigen in jener Zeit die Gemüter besonders lebhaft bewegenden Fragen Stellung, zur Engherzigkeit Stirners, zu der wässerigen Ausgleichungstaktik Egidys, zu dem Materialismus des Freidenkertums und dem buddhistischen Fatalismus. Was er an die Stelle des von ihm Verworfenen gesetzt wissen wollte, war ein idealistischer stetiger Individualismus, ein reiner Aristokratismus. Auffallend ist, wie er in vielen Grundgedanken mit dem Einsamen von Sils-Maria übereinstimmte, den er damals noch kaum kennen konnte. In diesen Aufsätzen zeigt er sich als ein Meister des Stiles scharfer Gegenüberstellungen. Es sei gestattet, von einem derartigen Essay den Anfang hier wiederzugeben.





„Es ist so viel in unseren Tagen von der indischen Heilsbotschaft die Rede, daß es sich wohl verlohnt, einmal unser okzidentales Wesen dagegen zu halten. Am besten ziehen wir die Bilanz in Weimar. Da ergibt sich die geradezu fundamentale Verschiedenheit und Geschiedenheit der beiden Gedankenrichtungen. Den Indern ist die Welt eine leere, vor die Gottheit gehängte Hütte, bei Goethe ist sie die Erscheinung des Gottes selbst.

Die Inder sagen: Erkenne dich selbst, indem du dich ausschließlich der Beschauung deines Innern widmest und den Umkreis deines Nabels nicht mehr verlässest.

Goethe sagt: Wie kann man sich selbst kennen lernen? Durch Betrachten niemals — wohl aber durch Handeln. Versuche deine Pflicht zu tun, so weißt du gleich, was an dir ist. Was aber ist deine Pflicht?

Der Inder antwortet: Die Forderung der alles erlösenden, geheimnisvollen Nacht.

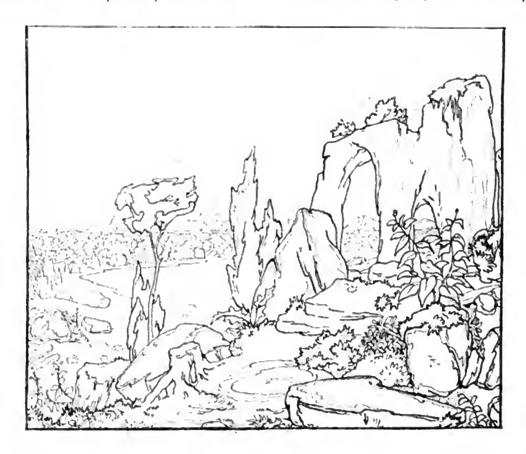
Goethe antwortet: Die Forderung des sonnenhellen, lebensfähigen Tages. Nichts ist höher zu schätzen als der Wert des Tages, heißt es an erster Stelle unter seinen Maximen und Reflexionen.

Weiter predigt die indische Weisheit, das höchste Ziel sei die Selbstlosigkeit, die Entselbstung. Für Goethe gibt es in aller Lebendigkeit überhaupt nichts Natürliches und Mögliches ohne Selbsttätigkeit und Selbständigkeit. Seiner selbst immer sicherer werden, ist ihm A und O alles Existierens. Dem Inder ist die Persönlichkeit ein Vergehen, ein Unglück; Goethen ist sie schönstes, freudigstes Erdenglück."

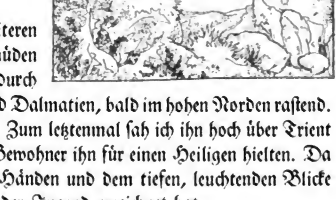
So wenig wie Vischer fühlte sich Zerweck indes als Nurphilosoph zufrieden. Nach wenigen Hochschuljahren erkannte er, daß ihn eine stärkere Begabung von der wissenschaftlichen Abstraktion zu der auf alle Fälle konkreteren künstlerischen Gestaltung führte. Es war klar, daß er von Anfang an im schärfsten Gegensatze zu der herrschenden Richtung stehen mußte. Aufgaben formaler Art, wie sie der Impressionismus stellte, nämlich die Beherrschung des Licht- und Bewegungsproblemes, däuchten ihn ganz belanglos. Wie



alle Ästhetiker, die statt von der Beschäftigung mit der bildenden Kunst von einem philosophischen System ausgehen, war Vischer zu der Forderung des „schönen Inhaltes" in der Kunst gelangt. Sein Schüler folgte ihm. Die tonangebende Kunstrichtung aber stand im Begriffe, mit dem Problem des schönen Inhaltes aufs gründlichste aufzuräumen. Was sich im Anfange der sechziger Jahre in Frankreich vollzogen hatte, nämlich die Wandlung von Ingres Source zu Manets Olympia, geschah gerade zu Zerwecks Studierzeit in Deutschland. Man erklärte den Inhalt für Nebensache und bewies seine vollkommene Gleichgültigkeit zuweilen wohl recht drastisch durch die Darstellung einer ehedem verpönten Szene. Dieser nebensächliche Umstand trug bekanntlich der neuen Kunst eine Zeitlang den Namen der Armeleutmalerei ein. Der mit klar fixierten, vor allem auf das Gegenständliche bezüglichen künstlerischen Idealen bewaffnete Kunstjünger mußte, während er den Neuerungen in der Darstellung selbst teilnahmslos gegenüberstand, vor den Gegenständen dieser Darstellung den stärksten Abscheu empfinden. Vergebens suchte er an der Stuttgarter Kunstschule, noch fruchtloser in München zu lernen. Wer hätte ihm etwas bieten können in einer Zeit, als die Künstler,



mit denen er noch die stärksten Berührungspunkte hatte, ein Thoma, Lugo, Haider, Steinhausen völlig unbekannt und Richter und Schwind noch nicht wiederentdeckt waren. So stand er denn, wie vorher in seiner Philosophie, auch in seiner Kunst allein.



Er hätte es, nach den vielverheißenden Bildnisanfängen, sicherlich zur Meisterschaft in seiner Art gebracht, wenn nicht, gerade im wichtigsten Augenblicke der Entwicklung, unter harten Entbehrungen und der Last der zwiefachen intensiven Beschäftigung, die Spannkraft plötzlich zusammengebrochen wäre.

Was soll ich von seinem weiteren Leben erzählen? Er trug den müden Leib in endlosen Wanderungen durch ganz Europa, bald in Italien und Dalmatien, bald im hohen Norden rastend. Die Seele blieb stark und froh. Zum letztenmal sah ich ihn hoch über Trient in einem kleinen Dorfe, dessen Bewohner ihn für einen Heiligen hielten. Da glich er mit den leise zitternden Händen und dem tiefen, leuchtenden Blicke einem jener Bildnisse, die er in der Jugend gezeichnet hat.

Über seine Kunst aber hatte es sich doch wie leichter Reif gelegt. Nicht daß sie an Feinheit eingebüßt hätte. Im Gegenteil; man möchte sie etwas robuster wünschen. Was vielen Betrachtern als ein besonderer Vorzug erscheinen mag, ihre für den ersten Eindruck allzu dekorative Linienwirkung, die zuweilen an Vogeler erinnert, — das ist nicht gewollt. Wie viel kräftiger waren die Jugendarbeiten! Freilich, auch sie zeigen schon Abstraktionen, Hervorhebungen des ihm Wesentlichen, des Geistigen und Frohen. Aber sie sind unmittelbarer gesehen und reicher an Abwechslung und an Gegensätzen. Über den neueren Darstellungen, die den Menschen nur selten noch geben, sich ganz auf das Landschaftliche beschränken, liegt zuweilen eine dämpfende Stille, ein



melancholischer Zug. Wer tiefer dringt, sieht doch, wie auch hier immer noch die Freude herrscht, eine niemals besiegbare Freude.

Welch eine Fülle und Mannigfaltigkeit der Bildungen! Und welch ein Rhythmus in allem! Wir streben die Massen empor und einander entgegen, gleich Menschen mit offenen Armen! Nicht genug mit der Wirkung der ruhigen, einfachen Formen, dem Spiele der Wasser, dem Steigen und Fallen der Hänge und der lebendigen Struktur der Felswände, dem Ziehen der Wolken und dem sehnsuchtsvollen Aufwärtsdrängen der Äste, — Schlingpflanzen müssen wie schmückende Girlanden die Zweige verbinden und um die Stämme sich ranken, und Blütenbüschel müssen schwer von den Felsen niederhangen.

Nur ein ganz oberflächlicher Blick wird in diesen Zeichnungen überall gleiche Motive sehen. Gleich bleiben sich die Gestaltungsmomente, die eben den eigenen Stil dieser Kunst ausmachen, der Verzicht auf jegliche Modellierung durch Schattengebung, Vernachlässigung des einzelnen, wo es unwesentlich erscheint, und wiederum liebevollste Ausführung, wo es die künstlerische Notwendigkeit erheischt, scheinbare Willkür in der Gliederung, die in Wahrheit auf das feinste empfunden, auf das geschickteste im Gleichgewicht gehalten ist. Wo aber in der Kunst wird nochmals eine solche Tiefe und Plastizität, eine solche Luftigkeit ohne Modellierung, ohne Flächenkontraste, allein durch das kaum merkliche An- und Abschwellen der Kontur erreicht? Und vor allem: ein so starker Ausdruck?

Wenige nur fühlen ihn. So sehr hat derbe Kost das Auge der meisten unempfindlich gemacht. Diesen wenigen allerdings strahlen die Bilder etwas von der Sonnenwärme wider, die noch immer ihren Schöpfer erfüllt.

Die Illusionen des Sozialismus

Von Bernard Shaw

(Schluß)

Ein volkstümliches Drama muß sehr viele sensationelle Zwischenfälle haben: Kämpfe, Gerichtsverhandlungen, Verschwörungen, Davonkommen mit knapper Not und so weiter. Dergleichen wird auch von der Geschichte des revolutionären Sozialismus in reichem Maße geliefert, die so romantisch erzählt worden ist wie nur irgendeine Geschichte auf der Welt. Was Zwischenfälle für ein Drama sind, das sind Verfolgungen und erlösende Wiedergeburten für eine Religion. Also haben wir in der religiösen Illusion des Sozialismus eine verschwenderische Ausbeute an Leiden von Märtyrern, die um „der Sache willen" verbannt, eingekerkert und auf das Schafott gebracht wurden; und man erzählt uns von der persönlichen Veränderung, von dem verklärten, erhellten Antlitz, von dem plötzlichen Wachsen der Selbstachtung, der freudigen Selbstaufopferung, der neuen Beredsamkeit und Ernsthaftigkeit des jungen Arbeiters, der, dem Rufe des Evangeliums des Sozialismus folgend, von einem zwecklosen, automatischen Hinbummeln durch das Leben errettet worden ist.*)

*) Diese Verklärungen sind sehr bemerkenswert und rührend für den Beobachter, der keine Gelegenheit hatte, sie weiter zu verfolgen. Sie sind in den sozialistischen Propagandafeldzügen ebenso üblich wie in der Heilsarmee. Aber für den alten Praktikus sind sie gefährliche Anzeichen einer zu schnellen und zu leicht erregbaren Begeisterung. Wenn ihnen ein paarmal in der Woche ein langer Feldzug von unersättlichen und eindringlichen öffentlichen Reden daheim und vor der Welt folgt, so enden sie mit einer eigentümlichen Erschöpfung und Leere des Geistes und des Charakters und lassen ihr Opfer als abgestumpften, hoffnungslosen Windbeutel zurück, starrsinnig, ohne Urteil und eingebildet, bar aller Vorzüge. Ich erinnere mich, daß mir einst, als ich Vorlesungen hielt, ein Ex-Apostel Robert Owens aus dem Grunde entgegentrat, weil er in den 1830er Jahren beobachtet hätte, daß die Propaganda eine ungünstige Wirkung auf den

Trotzdem ich die dramatischen und religiösen Illusionen jede für sich beschreibe, verliere ich doch die Tatsache nicht aus den Augen, daß die meisten Menschen beiden unterworfen sind. Gerade wie die meisten zivilisierten Menschen sowohl ins Theater als auch in die Kirche gehen, wenn schon manche nur in das Theater und nicht in die Kirche gehen. Aber, vermischt oder einzeln auftretend, sind diese Illusionen die Hauptmittel, durch die sich der Sozialismus seiner Jünger bemächtigte. Rohere und beschränktere dramatische und religiöse Versionen des sozialen Problemes behaupten ihnen gegenüber noch immer das Feld. Aber der weitere, menschlichere, abwechslungsreichere und interessantere Charakter der sozialistischen Version, ihr Optimismus, ihre Macht, Glück und Himmelswonnen aus dem Traumlande und von jenseits der Wolken in den Bereich des Lebens und Atmens herabzuholen, und die Kraft, die sie aus ihrer Berührung mit zeitgenössischen Tatsachen und Erfahrungen und der ständigen Beziehung zu ihnen gewinnt, — das alles gibt diesen Illusionen einen Anschein von ungeheurer Modernität und Durchführbarkeit, wenn man sie mit den barbarischeren und imaginäreren Vorstellungen vergleicht, die durch sie verdrängt wurden. Aber nichtsdestoweniger sind auch sie illusorisch; und je mehr die sozialistischen Führer der Versuchung nachgeben, unbekümmert in der Begeisterung und in dem Beifall zu schwelgen, die sie hervorrufen, desto sicherer werden sie sich durch ihre Verschrobenheit behindert finden, wenn der Augenblick des Handelns kommt. Denn wenn die Wirklichkeit endlich zu den Menschen kommt, die mit Dramatisierungen großgezogen worden sind, so erkennen sie die Wirklichkeit nicht. Ihr prosaischer Anblick stößt sie ab; und da die Wirklichkeit notwendigerweise in dürftigen Raten kommen muß und jede einzelne davon in dem unvermeidlichen Kompromiß mit mächtigen feindlichen Interessen verstümmelt worden ist, so hat

---

Charakter der Propagandisten ausübe. Ich habe ihm das aufs Wort geglaubt. Dieselben Eigenschaften — oder derselbe Mangel an Eigenschaften —, die einen Menschen plötzlich eindrucksfähig, heftig und maßlos begeistert machen und ihm eine leidenschaftliche Beredsamkeit verleihen, können ihn späterhin als gemeinen, unpolitischen Verbrecher ins Gefängnis bringen — und tun es zuweilen auch. Aber in der Zwischenzeit wird das scheinbare Wunder seiner Bekehrung einen starken Eindruck auf die in religiöser Beziehung empfänglichen Personen gemacht haben, die Augenzeugen davon waren.

ihre Ankunft weder die prachtvolle Größe noch die vollkommene Unverfälschtheit des Prinzipes, die in dramatischer und religiöser Hinsicht nötig sind, um Eindruck zu machen. Folglich geht man entweder geringschätzig an der Wirklichkeit vorüber, oder man gesellt sich zu den Streitkräften der Reaktion, indem man der Wirklichkeit ungestüm Widerstand leistet. Noch schlimmer: um die Wiederkehr solcher Skandale zu verhindern und die Reinheit ihres Glaubens aufrechtzuerhalten, beginnen die Menschen, strenge Prüfsteine der Orthodoxie zu errichten, die wirklich wissenschaftlich gebildeten Sozialisten in Acht und Bann zu tun, die Führerschaft über ihre Organisationen Rednern und Predigern anzuvertrauen, kurz, alle Symptome dessen zu entwickeln, wofür die Franzosen den Namen „Impossibilismus" geprägt haben.

Die erste Bedingung einer Illusion besteht natürlich darin, daß ihr Opfer sie irrtümlich für eine Wirklichkeit halte. Die dramatischen und religiösen Illusionen des Sozialismus in ihren extremen Formen sind zu plump, stehen in zu unbarmherzigem und beharrlichem Widerspruch mit der Erfahrung, als daß sie einen fähigen Menschen täuschen könnten, wenn er einmal der praktischen politischen Arbeit und Verantwortung gegenübersteht. Obgleich sehr wenige Sozialisten heutzutage genügend praktische Erfahrung gewinnen, um vollständig vom Impossibilismus geheilt zu werden, kommen doch teilweise Heilungen jeden Tag vor. Die unschätzbare Geistesgewohnheit, die wir modernen Sozialisten aus unserer Jevonsschen Ökonomie gelernt haben, sollte uns deshalb vor dem Irrtum bewahren, die Sozialisten entweder als Possibilisten durch und durch oder als Impossibilisten durch und durch zu betrachten. Weder im Sozialismus noch sonst irgendwo ist es wahr, daß schwarz sei, was nicht weiß ist. Jede Abstufung der Leichtgläubigkeit, von der naivsten Träumerei bis zum skeptischesten praktischen Sinn, ist in der sozialistischen Bewegung vertreten. In den extremen Sektionen der „sozialdemokratischen Vereinigung", auf der kommunistisch-anarchistischen Seite der „unabhängigen Arbeitspartei" und in den anarchistischen Gruppen wird man die dramatischen und religiösen Illusionen genau so finden, wie ich sie geschildert habe. Am andern äußersten Ende sieht man den typischen Fabier, der rundweg erklärt, daß es keine Revolution geben werde; daß es keinen Klassenkampf gebe, daß die Lohnarbeiter weit konventioneller, vorurteilsvoller und spießbürgerlicher seien als die Mittelklasse; daß es keine einzige demo-

kratisch konstituierte Autorität in England gebe, das Haus der Gemeinen mitinbegriffen, die nicht viel fortschrittlicher wäre, als sie es ist, wenn sie nicht durch die Furcht vor dem Volksvotum zurückgehalten würde; daß Karl Marx ebensowenig unfehlbar sei wie Aristoteles oder Bacon, Ricardo oder Buckle, daß er Fehler mache, die heute jedem Nichtgraduierten klar seien, daß ein verklärter Sozialist moralisch weder besser noch schlechter sei als ein Liberaler oder ein Konservativer, und ein Arbeiter weder besser noch schlechter als ein Kapitalist; daß der Arbeiter das gegenwärtige System ändern könne, wenn es ihm beliebe, wogegen der Kapitalist das nicht vermöchte, weil ihn der Arbeiter daran zu hindern wüßte; daß es eine perverse Dummheit sei, in einem Atemzuge zu erklären, die arbeitenden Klassen seien ausgehungert, gedemütigt und durch ein System, das Lebensmittel, Erziehung und Bildung auf den Kapitalisten häufte, in Unwissenheit gelassen, und im nächsten Augenblick zu behaupten, der Kapitalist sei ein engherziger, schmutziger Schuft und der Arbeiter ein hochsinniger, aufgeklärter, großmütiger Philantrop; daß der Sozialismus in den nüchternen Raten öffentlicher Einrichtungen und der öffentlichen Verwaltung durch gewöhnliche Parlamente, Gemeinderatsversammlungen, Magistrate, Gemeindeversammlungen, Schulkommissionen und dergleichen anmarschieren werde; und daß keine einzige von diesen Raten auf eine Revolution hinauslaufen oder eine wichtigere Stelle in dem politischen Programm des Tages einnehmen werde als ein Fabrikgesetz oder ein Provinzverwaltungsgesetz; und all dies bedeute, daß das Los des Sozialisten ein Los hartnäckiger, politischer Plackerei im Kampfe, aber nicht in einem Kampfe mit den boshaften Anschlägen des Kapitalisten, sondern mit der Dummheit, der Engherzigkeit, mit einem Worte der Idiotie (in des Wortes voller und ursprünglicher Bedeutung) aller Klassen und insbesondere der Klasse sein werde, die am meisten unter der bestehenden Ordnung leide.

Wenn wir hier die beiden Extreme sehen, zwischen denen alle erklärten und bewußten Sozialisten und eine ganze Menge nicht erklärte und unbewußte Sozialisten zu finden sind, so sehen wir, daß die Stufenleiter offenbar eine Stufenleiter der abnehmenden Illusion ist. Aber die wirkliche Stufenleiter bieten die Verstandesschärfe, die politische Erfahrung, die praktischen Fähigkeiten, die Charakterstärke, die einem Menschen die Kraft verleiht, unangenehmen Tatsachen ins Auge zu blicken, und zweifellos auch die behaglichen

Verhältnisse, die es geistreichen Männern, Gelehrten mit schönem Einkommen ermöglichen, philosophischer zu sein als arme und geplagte Männer der Wissenschaft.

Daher kommt es, daß eine sehr derbe Illusion die Menschen an dem einen Ende der Stufenleiter täuscht, während es einer verhältnismäßig sehr schlauen bedarf, um die Menschen am andern Ende zu täuschen. Ich erinnere mich an eine Ansprache, die einst, kurz nach dem großen londoner Dockstreik vom Jahre 1889 vom fabischen Standpunkte aus vor einem ziemlich bigotten, sozialistischen Auditorium gehalten wurde. Ein Redner stand so sehr im Banne der dramatischen Illusion, daß er bei der Kritik der Rollen, die John Burns und der verstorbene Kardinal Manning in jenem Kampfe gespielt hatten, Burns mit vielen blutigen Verwünschungen leidenschaftlich als feigen Achselträger und Abtrünnigen anklagte, weil er den Kardinal nicht beim Genick gepackt und in den Fluß geworfen hatte. Ein anderer Redner von schärferem Geiste illustrierte die Gefahr, etwas mit Radikalen, die sich zu unseren Ansichten bekehren, zu tun zu haben, durch die Analogie seiner eigenen Erfahrung als Wettläufer, die ihn, wie er sagte, gelehrt hätte, daß im Wettlaufe nicht der Mann zu fürchten sei, der am weitesten hinten, sondern der, welcher dicht an seinen Fersen laufe. Deshalb, so folgerte er, sei der bigotte Tory weniger gefährlich für uns als der radikale Landnationale. Wenn man nun diese zwei Sozialisten mit — sagen wir — Shelley und Lassalle vergleichen wollte, so wird man nicht bestreiten können, daß sie weitaus weniger fähige Männer waren. Aber zu sagen, daß die Ideale Shelleys und Lassalles, so unermeßlich sie auch jene des brüderlichen Herrn überragt haben mögen, der den Kardinal in den Fluß gestürzt wissen wollte, in den Formen worin sie sich dem Bewußtsein darstellten, irgendwie weniger illusorisch wären, das ist mehr, als irgendein weiser Mann zu behaupten wagen wird.

Meine Leser müssen sich nun vor der Illusion hüten, daß andere Sozialisten diese Stufenleiter nicht anerkennten. Im Gegenteil, alle Sozialisten tun es; aber jeder glaubt, er stünde an ihrem vernünftigen, klugen Ende. Und je vollständiger ein Sozialist von der derbsten Form der dramatischen und religiösen Illusionen genarrt wird, desto fester ist er davon überzeugt, er stütze sich auf einen dreifachen Felsen von „Volkswirtschaftslehre, Geschichte und sozialer Evolution". Die Art und Weise, wie ein Mann aus den Abgründen einer

Unkenntnis des Gegenstandes heraus, die zehnmal tiefer sind als jede gewöhnliche ehrliche Unbewußtheit, wie solch ein Mann einem die verschwommenen Begriffe aufdrängen möchte, die er von „überschüssigem Wert", Überproduktion, Handelskrisen, dem unmittelbar bevorstehenden Zusammenbruch des kapitalistischen Systems nach den Gesetzen seiner eigenen Entwicklung besitzt, — das ist ganz genau so drollig wie die Art, in der sein Opponent mit Brocken aus den „Ökonomiepropheten der Manchesterschule" — „Angebot und Nachfrage", „Bevölkerungsfrage", „Gesetz des abnehmenden Umsatzes" und mit weiß Gott was noch erwidert.

Damit kommen wir zu der zweiten Art von Illusionen, die hier eine Rolle spielt und bei der das Interesse für die Theorie nicht nur als eine Art Turnapparat für den Intellekt dient, sondern vielmehr den Zweck hat, befriedigende wissenschaftliche Grundlagen für den Glauben zu liefern. Dieses Interesse ist jetzt sehr im Schwange: selbst der engherzigste Kirchenbesucher hört gerne, daß auf den Gipfeln der Berge Fossilien entdeckt worden seien (ist doch damit die Sintflut wissenschaftlich bewiesen), und daß der Name Nebukadnezars auf babylonischen Ziegeln entziffert worden sei. Aber die Popularisierung echter, wissenschaftlicher Theorien wird täglich unmöglicher unter Leuten, die keine sorgfältige Allgemeinbildung genossen haben, — das ist die große Mehrheit der Bürger, — weil die Theorien, wenn man sie weiter verfolgt, ihre ursprünglichen rohen und einfachen Formen verlieren und nicht nur an und für sich verwickelt, sondern ohne Hinweis auf andere Theorien unverständlich werden. Zum Beispiel hat die alte Theorie des Lichtes, deren Empfehlungsbrief die große Autorität Newtons war, das Sonnenspektrum (volkstümlich: den Regenbogen) als aus drei Grundfarben mit drei durch das Übergreifen und die Vermischung der Grundfarben erzeugten Nebenfarben bestehend dargestellt. Das war eine sehr leichte Erklärung; jedes Kind konnte seine Pennyfarben, rot, blau und gelb hernehmen und daraus violett, grün und orange mischen. Aber die moderne Theorie des Spektrums, die seit Youngs Zeiten gilt, ist keine so einfache Sache: Wer von der ganzen Theorie des Lichtes nichts weiß, dem kann sie nicht verständlich gemacht werden. Das Resultat ist, daß bis zum heutigen Tage die Vorstellung von Grund- und Nebenfarben die populäre Theorie ist.

Nun hat der Sozialismus zufällig zwei Theorien zur ökonomischen Grundlage: die Theorie der Rente und die Theorie des Wertes. Die erstere erscheint den Leuten, die sie bewältigt haben, einfach; aber sie ist für den Durchschnitt weder einleuchtend noch leicht. In der Tat sind Männer von erstklassiger Tüchtigkeit, darunter Adam Smith, Marx und Ruskin, über sie gestolpert, wenngleich Schriftsteller von weit weniger imponierendem Range sie bewältigten und zur Belehrung späterer Generationen in Formeln brachten. Niemand, nicht einmal Henry George, ist es gelungen, sie populär zu machen. Die Werttheorie hat eine andere Geschichte. Gleich der Regenbogentheorie war sie anfangs für das naivste Publikum einfach genug und wurde zum Schlusse so spitzfindig, daß ihre Popularisierung gar nicht in Frage kommt. Insbesondere, da die alte Theorie durch das Gefühl des Beifalls, den sie erregte, unterstützt wird, wogegen die wissenschaftliche Theorie dem Sittlichkeitsgefühle grausam gleichgültig ist. Das Resultat ist, daß die alte Theorie für den allgemeinen Gebrauch unter Sozialisten die einzig brauchbare ist. Die Sozialisten haben sie deshalb nach der im ersten Bande von Karl Marxens „Kapital" niedergelegten Form (soweit jene Form gemeinverständlich ist) angenommen. Sie ist irrig und veraltet; sie ist von Marx selbst in seinem dritten Bande so lange abgeändert worden, bis sie ganz aus der Welt geschafft war.*) Sie würde, wenn sie gültig wäre, das Vorhandensein des „Mehrwertes" widerlegen, anstatt es zu beweisen; sie ist immer wieder gebraucht worden, um die wirtschaftliche Gesundheit des Sozialismus in Mißkredit zu bringen; aber jedes Kind kann ihren Elementarsatz verstehen, daß der Wert einer Ware durch die darauf verwendete Arbeit geschaffen wird, wie die Arbeit auf dem Markte gewöhnlich nach Stunden und Tagen bemessen werden kann; wogegen die wissenschaftliche Theorie, obgleich auf der genügend einfachen, annehmbaren Tatsache fußend, daß die Dinge Wert haben, weil man sie braucht —, daß also die Arbeit die Folge und nicht die Ursache des Wertes ist —, sich zur Zeit der Versuche, sie auf eine Regel zurückzuführen, sich als so verwirrend und ungreifbar erwies, daß die Volkswirtschaftslehrer diese Theorie — bis Jevons sie bewältigte — als nicht

*) Genaue Auskünfte über diesen Punkt sind in der „Deutschen Sozialdemokratie" von Bertrand Russell (Longmans, 1896) zu finden.

verwendbar aufgaben und die Waren kühn so behandelten, als besäßen sie zwei verschiedene Arten von Wert: den Gebrauchswert und den Tauschwert, was natürlich absurd war. Aber so absurd das auch war, — es war die einzige Handhabe, an der so gescheite Männer wie Adam Smith, Ricardo, De Quincey, John Stuart Mill und Karl Marx*) das Problem erfassen

*) Man darf daraus aber nicht folgern, daß De Quincey und Karl Marx Jevons an geistigem Scharfsinn untergeordnet wären. Wenn beide klar und einfach Volkswirtschaftslehrer gewesen wären wie Jevons, so würden sie ihm wahrscheinlich zuvorgekommen sein. Aber De Quinceys Beruf war die Literatur, nicht die Volkswirtschaft; und alles, worauf er abzielte, war eine vollkommen lichtvolle und künstlerische Darstellung der Theorien Ricardos, der, da er kein literarischer Künstler war, seiner Ansicht gern in einer solchen Form Ausdruck verlieh, daß er genau das Gegenteil von dem sagte, was er meinte. Wie dem auch sei, De Quincey stellte die Arbeitswerttheorie und ihre einleuchtenderen Modifikationen durch Angebot und Nachfrage so künstlerisch dar, daß Mill erklärte, die Theorie wäre vollständig, und es bliebe nichts mehr über den Gegenstand zu sagen übrig. Karl Marx irrte, weil er kein Volkswirt, sondern ein revolutionärer Sozialist war, der die Volkswirtschaft als Waffe gegen seine Gegner gebrauchte. Die Schlußfolgerung, daß die Arbeit die Quelle des Wertes sei, war bei ihm vorgefaßt: er versuchte nur, für eine lange Reihe von Theoretikern, von Petty im siebzehnten Jahrhundert angefangen bis zu Hodgskin und Thompson im neunzehnten, das zu tun, was De Quincey für Ricardo getan hatte: nämlich, sie mit einem neuen und genauer durchdachten logischen Darstellungsverfahren zu versehen. Das tat er in seiner Begriffszergliederung einer Ware, die ihn Jevons ganz nahe brachte. Wäre er ein Volkswirtschaftslehrer auf der Suche nach einer Theorie des Wertes mit der vollständigen Gleichgültigkeit für die politischen Folgerungen gewesen, die aus ihr hätten gezogen werden können, so würde er niemals bei seiner Betrachtung einer Ware als Verkörperung „abstrakter Arbeit“ stehen geblieben sein, wobei ihm ihre Auffassung als Verkörperung „abstrakter Wünsche“ als ebenso deutliches Resultat seiner Methode entgegenstarrte. Aber er blieb stehen, als er, wie er dachte, sein politisches Ziel erreicht hatte; und der Sozialismus hat seitdem immer dafür gebüßt. Wenn Jevons vorausgesehen hätte, daß seine Theorie — die Arbeitskraft müsse als das Produkt der Arbeit derer, die ihren Unterhalt schaffen, immer den Wert jenes Unterhaltes haben — den Sozialismus volkswirtschaftlich unwiderlegbar machen und den letzten Strahl der optimistischen Illusion auslöschen würde, sodaß die Menschen niemals verhungern könnten, so lange die Vertragsfreiheit aufrechterhalten bliebe (ein vorzüglicher Trost für die Beschäftigungslosen), —

konnten. Und was so tüchtige und eigens geschulte Geister wie sie verwirrte, das wird schwerlich dilettantischen sozialistischen Lehrern und noch viel weniger ihrer Zuhörerschaft leicht fallen, die gewöhnlich die verständliche Theorie als der Arbeit günstig und die unverständliche als der Arbeit feindlich betrachten. Das ist ein Irrtum, aber ein für die Lehrer sehr bequemer, da er ihnen die Notwendigkeit erspart, die Theorie, die sie nicht verstehen, zu erklären, und sie in den Stand setzt, zu fragen, ob es wahrscheinlich sei, daß Jevons (dessen Ruhm rein akademisch ist) ein größerer Mann gewesen sei als der weltberühmte Marx. Wobei sie vergessen, daß ein sehr gewöhnlicher Mensch heute der Ansicht sein kann, die Erde sei eine Kugel, ohne deshalb unbedingt ein größerer Mann zu sein als der heilige Augustinus, der sie für eine Scheibe hielt.

Immerhin: ein Sozialist ist ein Sozialist; und welche Theorie er auch annehmen mag, er kommt zu dem gleichen Schlusse: zu der Befürwortung einer Übertragung der „Produktions-, Verteilungs- und Austauschmittel" vom Privat- in das Kollektiveigentum. Wenn man ihn überzeugen könnte, daß die alte Theorie dieses „Prinzip", wie er es nennt, nicht unterstütze, so würde er die alte Theorie aufgeben, selbst wenn ihm Jevons immer noch zu schwer verständlich wäre. Und daher kommt die liebevolle Illusion, daß alle Sozialisten im Prinzipe einig wären, wenn sie auch bezüglich der Taktik — voneinander abweichen mögen. Das ist vielleicht die lächerlichste unter allen Illusionen des Sozialismus, — so schmählich widersprechen ihr die Tatsachen. Es ist ja wahr, daß die Sozialisten untereinander vollständig einig sind. Nur nicht in den Punkten, in denen sie zufällig uneinig sind.

Sie können nicht nur auf jenes glückliche Einvernehmen untereinander, sondern auch auf eines mit den Liberalen und Konservativen Anspruch machen. Aber die Ansicht, daß ihre Meinungsverschiedenheiten gegenwärtig irgendwie

wenn er das geahnt hätte, wäre seine wissenschaftliche Lauterkeit möglicherweise auch über Bord gegangen. Ein Vergleich seiner Shillingsfibel der Ökonomie zum Gebrauche der Arbeiter mit der kostspieligen und geheimen Abhandlung, in der seine wissenschaftliche Theorie in Umlauf gesetzt wird, zeigt, daß er in dem Momente, wo er mit dem Gedanken an die sozialen und politischen Folgen seiner Werke zu schreiben begann, instinktiv ebenso Spezialverteidiger wurde wie Marx oder Adam Smith.

weniger wesentlich seien als ihre Übereinstimmung, ist, wie die folgende Untersuchung zeigen wird, eine Illusion.

Bei den Sozialisten, die sich unter dem Banne der religiösen Illusion in ihrer calvinistischsten Form befinden, stellt die Formel über die Produktionsmittel ein Prinzip dar, das in ununterbrochener Vollständigkeit bis an sein logisches Extrem durchgeführt werden muß. Denn der Mensch ist, von ihrem Gesichtspunkte aus betrachtet, für den Sozialismus gemacht, und nicht der Sozialismus für den Menschen. Sozialisten würden selbst eine so bequeme Übertretung dieses Grundsatzes nicht dulden, die etwa bloß darin bestünde, daß man einem Individuum die Benützung einer Schreibmaschine oder eines Fahrrades zu seinem eigenen ausschließlichen Gebrauche ohne eine sehr nachdrückliche und beständige Bestätigung der Tatsache gestattete, daß diese Gegenstände gemeinsames Eigentum seien. Sie würden sich dagegen ebenso auflehnen, wie ein altmodischer Methodist aus Neu-England sich gegen Einführung einer Orgel in sein Bethaus auflehnen würde. Andere Sozialisten — die Fabier zum Beispiel — behandeln die Frage des Privateigentums offen und nachdrücklich als eine Frage der reinen Bequemlichkeit und erklären, daß es um so besser sei, je mehr Privateigentum und Privattätigkeit wir besäßen, bis der Lebensunterhalt des Volkes vom Privatkapital und der Privatspekulation unabhängig gemacht sei. Hier, wo der calvinistische Sozialist augenscheinlich weit davon entfernt ist, im Prinzip mit dem fabischen Sozialisten übereinzustimmen, ist es gerade die Prinzipienfrage, in der sie unversöhnlich sind, obgleich die Umstände sie jeden Augenblick zu einer Einigung über die Taktik bringen könnten.

Ich selbst bin fest davon überzeugt, daß es nicht dafür stehen wird, den Sozialismus vollständig zu verwirklichen, sondern daß er, lange bevor er alle Winkel der politischen und industriellen Organisation erreicht, den Druck, dem er seine Macht verdankt, so vollständig beseitigt haben wird, daß er vor der nächsten großen Bewegung in der sozialen Entwicklung zurückschrecken und in allen Richtungen unter den Resten des Feudalismus jene Reste von unberührtem individualistischem Liberalismus zurücklassen wird, die der Liberalismus selbst zurückgelassen hat. Ich glaube, daß seine Auflösung der kleinen Autokratien und Oligarchien im Privatgrundbesitz und dem Kapitalismus die echte Privatspekulation ungeheuer anregen wird, anstatt sie zu unterdrücken; und ich ver-

mute stark, daß sogar Staaten ein Auge zudrücken werden, wenn man auf höchst undemokratische Art und Weise verhältnismäßig große Geldmittel in den Händen gewisser Personen belassen wird, die sich dadurch als bevorzugte Klasse den konsistenten Gleichmachern verhaßt machen werden. Wenn ich recht habe, wird der Sozialismus auf seinem Höhepunkt ebenso verschieden von dem Ideale der „Anti-Staatskommunisten" der sozialistischen Liga vom Jahre 1885 und der Domela Nieuwenhuis und seiner holländischen kommunistisch-anarchistischen Kameraden sein, wie das gangbare Christentum von dem Ideale der Apostel und Tolstois verschieden ist. Das ist natürlich nicht mein „Prinzip": es ist meine praktische Ansicht über die Situation. Aber die Tatsache, daß ich es nicht für unrecht halte, einen solchen Standpunkt einzunehmen und daß ich ohne zu zögern, für den Mann stimmen würde, der ihn einem Manne gegenüber verträte, der die von mir calvinistisch genannte Anschauung hätte, erscheint dem calvinistischen Geiste als schlagender Beweis dafür, daß ich kein Sozialist sei, oder aber daß ich dem „Prinzip" so zynisch gleichgültig im abstrakten Sinne gegenüberstünde, daß man eigentlich nicht sagen könne, ich sei überhaupt irgend etwas.

Um die Sache endgültig zu entscheiden, wollen wir abermals die Jevonssche Methode anwenden. Anstatt zu fragen: „Sind Sie Sozialist oder nicht?" wollen wir fragen: „Inwieweit sind Sie Sozialist?" oder noch praktischer: „Was wollen Sie sozialisieren, und wie weit; und wann gedenken Sie es zu sozialisieren?" In dem Augenblick, wo die Sache auf diese Weise ausgedrückt wird, schwindet jeder Scheinvorwand einer Übereinstimmung. Man lasse mich einige detaillierte Fragen vorschlagen.

Befürworten Sie die Sozialisierung der Baumwollindustrie, des Schiffbaues, der Eisenbahnen, der Kohlenbergwerke, des Baugewerbes, der Nahrungsmittellieferung und des Schneidergewerbes? Wenn ja, fassen Sie die Sozialisierung der Bücherindustrie ins Auge? Und stellen Sie sich in diesem Falle vor, daß die Kelmscott Preß und die Doves Bindery mit dem Stationery Office zu einer Körperschaft vereinigt würden, an deren Spitze William Morris und Cobden Sanderson als bezahlte Beamten unter den Befehlen eines Untersekretärs und eines Kabinettministers*) stünden?

*) Der Tod William Morris', der eingetreten ist, seitdem der obige Satz geschrieben wurde, verleiht der Frage nur noch größeren Nachdruck.

Befürworten Sie die Sozialisierung der Kirche, der Wissenschaft, des Gottesdienstes, der Ethischen Gesellschaft und der Heilsarmee? Wenn ja, befürworten Sie die Sozialisierung des Theaters und des Konzertsaales? Gedenken Sie die Verstaatlichung nur auf die Industrie auszudehnen oder das Staatsmonopol durch Unterdrückung jeglicher Privatspekulation in der Industrie zu erzwingen? Oder würden Sie in manchen Fällen monopolisieren und in anderen nicht, je nach den Umständen? Wenn Sie beispielsweise die Chirurgie und die Malerei sozialisierten, würden Sie da einen Zahnarzt bestrafen, wenn er einen Privatkontrakt mit einem Bürger schlösse, um ihm einen Zahn gegen ein Honorar von einem Pfund zu ziehen, oder würden Sie Sir Edward Burne Jones zu einer Geldstrafe verurteilen, wenn er das Porträt seiner Tochter außerhalb der Geschäftsstunden umsonst malte?

Ich könnte Seiten voll solcher Fragen ausdenken; aber die angeführten genügen vollständig, um die Sozialisten in zwei Lager zu scheiden. Im ersten befinden sich die Fanatiker, die bereit sind, eher alle Rücksichten auf die menschliche Wohlfahrt und Bequemlichkeit zu opfern, als von der strengen Anwendung „ihrer Prinzipien" abzusehen*), wobei sie selbst so weit gehen, ihren eigenen Glauben lächerlich zu machen. Im zweiten Lager stoßen die mehr oder weniger praktischen Männer zusammen, unter denen ebensoviel Meinungsverschiedenheit über jeden einzelnen Punkt herrscht wie über jeden gewöhnlichen Gegenstand im Hause der Gemeinen. Es erweisen sich also die Einigkeit des Sozialismus und das Vorhandensein bestimmter Grenzlinien zwischen ihm und der Fortschrittsbewegung als bloße Illusionen. Dessenungeachtet begeistert uns der Schlachtruf des kommunistischen Manifestes: „Proletarier aller Länder, vereinigt euch!" noch immer; und wir gewinnen einen törichten, aber wirksamen Mut durch den nur in unserer Einbildung hörbaren Tritt von Millionen Arbeitern, die zu den mächtigen Kolonnen der Revolution stoßen.

*) Ich drücke das in dieser schmeichelhaften Weise aus, um niemandes Gefühle zu verletzen. Aber ich fühle mich verpflichtet, zu sagen, daß ich äußerst skeptisch in bezug auf den Fanatismus unserer Freunde bin, die so fest entschlossen sind, „ihre Prinzipien nicht aufs Spiel zu setzen". Ich habe einige von ihnen im Verdachte, daß sie eine Formel gebrauchen, um sich die Mühe zu ersparen, vernünftige Antworten auf praktische Fragen zu finden, und die Demütigung, gestehen zu müssen, daß ihr Universalmittel nicht alle Schmerzen heilt.

Der doppelte Illusionswall ist jetzt vollkommen. Der Sozialismus gewinnt seine Jünger, indem er ihnen die Zivilisation als volkstümliches Melodrama oder als eine „Pilgerfahrt“ durch Leiden, Versuchung und Kampf gegen die bösen Mächte bis an die Grenze der poetischen Gerechtigkeit darstellt, hinter der das Paradies liegt. Seine Führer stellt er als Helden, Propheten und Seher hin. Und die intellektuelle Neugierde und Kritik, die das Bild hervorruft, befriedigt er durch ein paar logische Kettenglieder, die er emporhält und als wissenschaftliche Formeln durcheinander klingen läßt. Auf solche Art und Weise erfüllt sich der Wille der Welt. Aus der Illusion der „Abschaffung des Lohnsystemes“ werden wir dauernde Löhne für jedermann bekommen und zum Schlusse alle anderen Einkommensquellen als schimpflich brandmarken. Durch die Illusion des Unterganges des Kapitalismus werden wir ganze Nationen in Aktiengesellschaften verwandeln; und unser Entschluß, die „Bourgeoisie“ auszurotten, wird damit enden, daß wir jeden Arbeiter in einen bourgeois gentilhomme verwandeln. Durch die Illusion der Demokratie oder Volksregierung werden wir die mächtigste Bureaukratie begründen, die es jemals auf Erden gegeben hat, und schließlich werden wir das Volkswahlrecht, das Schwurgericht und alle die anderen Notbehelfe eines Systemes, in dem man keinem Menschen eine Macht anvertrauen kann, abstreifen. Durch die Illusion des wissenschaftlichen Materialismus werden wir das Leben immer mehr zum Ausdruck unseres Denkens und Fühlens machen und immer weniger zum Ausdruck unserer Begierde nach mehr Butter für unser Brot. Aber mittlerweile werden wir fortfahren, uns dem Gespötte preiszugeben, unsere Zeitungen im Namen der Brüderlichkeit sprichwörtlich für verleumderischen Klatsch und Tadel zu machen und den Anmarsch des Völkerfriedens durch die unmäßigste Zwietracht zu feiern. Wir werden fortfahren, die ungebildeten Männer aus dem Volke zu posieren, und dabei Ansprüche auf wissenschaftliche Unfehlbarkeit erheben, die Lord Kelion lächerlich machen würden. Wir werden fortfahren, die Mittelklasse zu denunzieren, der wir selbst zum größten Teile angehören. Kurz, wir werden in allen Torheiten und Abgeschmacktheiten des öffentlichen Lebens schwelgen, mit der vollsten Überzeugung, daß wir eine Pisgah-Region*) weit über allen

*) Pisgah — jener Teil des Gebirges Amarim, von dem aus Moses vor seinem Tode auf das Gelobte Land, das er nicht betreten durfte, herabsah.

amalekitischen Aberglauben erreicht haben. Das macht nichts; es muß auf diese Weise oder überhaupt nicht geschehen. Nun erinnere man sich gefälligst — noch immer im echt Jevonsschen Geiste —, daß die Frage nicht lautet: Sind Illusionen nützlich oder sind sie es nicht, sondern: wie weit und inwiefern sind Illusionen nützlich?

Bis zu einem gewissen Punkte ist die Illusion — oder, wie sie gewöhnlich von den Sozialisten genannt wird, „die Begeisterung" — mehr oder weniger kostbar und unentbehrlich; aber über diesen Punkt hinaus macht sie mehr Scherereien, als sie wert ist. Oder in der Sprache Jevons: ihre Nützlichkeit wird Unnützlichkeit. Es gibt einige Sozialisten, die, um es offen herauszusagen, solche Toren sind, daß sie selbst in der primitivsten Art der Vorpropaganda mehr schaden als nützen. Andere, vernünftigere leisten Vortreffliches als Priester und Erweckungsprediger, sind aber eine Plage, wenn die Arbeit der formellen politischen Organisation beginnt. Andere, die bis zur Organisation einer Wahl gelangen können, ohne durch das Ungestüm ihres Parteigeistes unfähig gemacht zu werden, würden als Gesetzgeber und Verwalter, wenn sie selbst gewählt würden, schlimmer als unbrauchbar sein. Andere sind gute Parlamentsredner und Wortkämpfer, aber schlechte Komiteemitglieder. Wie das Werk immer mehr Geschicklichkeit und Gemütsruhe erfordert, so verlangt es auch immer mehr Freiheit von roheren Illusionen, insbesondere von jenen, die den Gegner eines Menschen als Bösewicht und Teufel dramatisieren; das Werk fordert immer mehr von jener Eigenschaft, die das erste republikanische Erfordernis ist, — ich meine das Gefühl für die Heiligkeit des Lebens, das einen Menschen seinen Mitmenschen ohne Rücksicht auf seinen sozialen Rang oder seine geistige Klasse achten heißt, und das den Toren der heiligen Schrift nur in den Personen erkennt, die sich durch keine anderen Beziehungen als durch die persönlich überschwenglichen der Liebe, Bewunderung und übereinstimmung der politischen Meinung und des religiösen Glaubens gewinnen lassen wollen. Glücklicherweise ist keiner von uns von jener republikanischen Tugend vollständig frei; denn es handelt sich nicht darum, ob man sie hat oder nicht hat (wiederum der unvermeidliche Jevons, wie man sieht). Wenn sie aber nicht so stark in einem Menschen ist, daß er sich ihrer gewohnheitsmäßig ein bißchen bewußt wird, so ist ein solcher Mensch sicherlich kaum gut genug für die Welt in ihrer jetzigen Beschaffen-

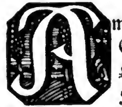
heit, geschweige denn für die sogenannte künftige Welt, die da kommen soll. Nur für einen solchen Menschen kann die Gleichheit irgendeinen Sinn oder eine Gültigkeit haben in einer Gesellschaft, wo die Menschen durch einen ungeheuern Unterschied der persönlichen Begabung, vom Bauern bis zum Dichter und Philosophen, voneinander getrennt sind.

Vielleicht wird es nur einem solchen Menschen klar sein, daß ein Sozialist ohne Anstößigkeit oder Überhebung und ohne den geringsten Beigeschmack von beabsichtigtem Zynismus so frei, wie ich es getan habe, über die Illusionen seines eigenen Glaubens sprechen darf.

Gebrüder Orgler

Erzählung von Hans von Hoffensthal

(Schluß)



m Abend schon hatte sich der Ankömmling wesentlich beruhigt. Sein Widerstand hatte der kühlen Überlegenheit, der ruhigen Ordnung, die das gleichförmige Getriebe der psychiatrischen Klinik regelte, nicht lange standgehalten. Die Ärzte, die Schwestern, die Wärter, sie alle waren empfindungslos gegen seine Auflehnung, unverwundbar durch seine Angriffe und hielten seiner Erregung eine freundliche Güte gegenüber, die sie wohl noch einmal zu höchster Erbitterung trieb, dann aber brach. Man begegnete ihm wohlwollend, widersprach nicht und erstickte jede Zornregung, ehe sie aufflammte, mühelos mit einem beschwichtigenden Wort. Ärzte und Pfleger gaben ihm recht, wo sie konnten, und hielten andererseits nicht mit dem überzeugenden Bewußtsein zurück, daß ihre Mittel gegen jeden Widerstand unerschöpflich waren. Beides verfehlte nicht seine Wirkung. Das Widerstreben ward matt und brach.

Nach einigen Tagen schon war es nicht mehr nötig, ihn in der geschlossenen Abteilung zurückzuhalten. Er erhielt Erlaubnis, den allgemeinen Garten zu benützen, und machte davon Gebrauch.

Am nächsten Freitag kam er in die Vorlesung.

Joseph Orgler durfte selbst seine Vorgeschichte erzählen. Er gab sie kurz und sehr anschaulich.

Als Kind schon habe er immer das Gefühl gehabt, zu etwas Besonderem bestimmt zu sein. Da er zuerst noch völlig darüber im unklaren war, wohin seine Bestimmung ziele, habe er durch eifriges Bibellesen und inniges Gebet zu Gott sich für die Zeit gestählt, in der ihm seine Sendung offenbar werde. In den zwanziger Jahren — er erinnere sich des Tages und der Stunde noch genau — seien seinem dunkeln Ringen nach Klarheit überirdische Stimmen zu Hilfe gekommen. Es waren Stimmen von Erzengeln, die ihn ermahnten, auszuharren, und ihm hohes Glück versprachen, aber auch Zuflüsterungen von Teufeln, die ihn beängstigten und bedrohten. Habe er schon in diesen Stimmen, die mit natürlicher Deutlichkeit zu ihm redeten, eine Bestätigung dafür gefunden, daß Gott Besonderes mit ihm vorhabe, so hätte ihm das Benehmen der Umgebung, die überall, wohin er kam, in sonderbare Beziehungen zu ihm trat, Gewißheit gebracht, daß auch andere von seiner Sendung wußten, zumindestens diese ahnten. Priester, denen er begegnete, verneigten sich tief hinter seinem Rücken und warfen ihm bewundernde Blicke nach. Da und dort auf der Straße oder in der Kirche wandten sich Leute ihm zu und begannen in scheuer Ehrfurcht von ihm zu flüstern. Merkwürdige mannigfache Beziehungen, die er erst später in ihrer Bedeutung verstanden habe, schlangen sich von ihm zu Erlebnissen anderer und verbanden ihn mit scheinbar zufälligen Vorgängen. Ein Mensch, der ihn einmal verhöhnt, verschwand wenige Tage darauf ohne jede Spur. Eine Schwangere, die er gesegnet, kam mit Zwillingen nieder, und einen seiner Brüder, der ihn ausgelacht, stieß Gott erzürnt vom Gerüst, daß er tot blieb. Denn Gott habe nie geduldet, daß man ihn lästere, da er ihn liebe.

Lange habe er das Wesen seiner Bestimmung nicht gewußt und in einem ungewissen Dämmer, das bange Zweifel manchmal noch verfinsterten, der Eröffnung harren müssen. Dann sei plötzlich über ihn die Erleuchtung gekommen. Gott selbst sei ihm in Flammen erschienen und habe gesprochen: „Du bist mein vielgeliebter Sohn, an dem ich mein Wohlgefallen habe. Zieh hin und verkünde es den Menschen." Da habe er sieben Tage gebetet und gefastet und sei dann über den Brenner gewandert, um in der Landeshauptstadt dem Volk sich zu enthüllen.

Dieser Erzählung fügte der Professor, gleichsam zur Erleichterung des Verständnisses noch einige Daten der Krankengeschichte hinzu. Dann, während der Kranke im Nebenzimmer wartete, erörterte der Vortragende den Fall. Er sprach leicht und eingehend, löste gewandt das Hauptthema aus dem reichen Wirrwarr der Wahnbildungen und verfolgte deren Ursprünge zurück bis in die frühe Lebensgeschichte des Kranken, aus der er kurze und kennzeichnende Stellen vorlas. Gegen Ende seines Vortrages faßte der Kliniker das Krankheitsbild in knapper, trockener Darstellung noch einmal zusammen, hob durch Weglassung jedes abweichenden rankenhaften Details und Betonung der hervortretenden Merkmale den Fall aus dem Besonderen ins Allgemeine und wies Joseph Orglers Krankheit in das Gebiet der Paranoia.

Damit war das Interesse der Klinik an ihrem Gaste erschöpft, und Joseph kam nach einer Prüfungszeit, in der er von seinen Wahnbildungen in nichts abging, sondern sich überzeugt den Gottessohn nannte, sich dabei jedoch ruhig und störungslos in das enge Getriebe fügte, als ungefährlicher, unheilbarer Kranker in das Armenhaus.

* * *

Wenn ein Mensch sein ganzes Leben mit einer großen Hoffnung beladen hat und nimmermüde und geduldig seinen mühseligen Weg nach dem Ziele geht, an dem sich ihm Hoffen und Sehnen erfülle, so gleicht sein Wandern der Arbeit eines Schiffes, das über ein weites Meer pflügt, einem fernen Hafen zu, in dem ihm Glück und Frieden verheißen ist. Die Wanderung durch ein langes Leben ist nicht minder beschwerlich als eines Fahrzeuges hartes Ringen durch widerstrebende Wogen. Aber eine gläubige Hoffnung hilft dem Kiel des einen durch das Wasser und der Mühe des anderen über die Landstraße, und beide harren aus.

Nun denke man sich aber, daß das Schiff nach monatelanger Fahrt den Hafen erreicht, aber alles Glück, das es darin erwartete, schon von einem anderen Fahrzeuge, das unbemerkt früher einlief, weggenommen findet. Und dem Wanderer ging es nicht anders. Denn noch vor er am Ziele war, kommt ihm ein anderer davon entgegen und sagt ihm, daß alles, was jener erreichen wollte, sich in ihm schon erfüllt habe. Das sind die schwersten Enttäuschungen, die einen Menschen heimsuchen können.

Ihr versteht: Gottlieb Orgler war ein hartes Leben durchgewandert, um die ihm von Gott gegebene Bestimmung einzulösen. Er war ausgezogen, um des Gottessohnes Mutter zu finden und aus deren Schoße den Gottessohn zu zeugen. Nun aber begegnete ihm vor dem Ziele sein Bruder und stand da und verkündete überzeugt und seiner sicher: „Ich bin Gottes Sohn, den sie Jesum Christum nennen."

Die Freude des Wiedersehens, auf das Gottlieb mit einem zärtlichen Gedanken gehofft hatte, war in dem Schrecken, in der grenzenlosen Enttäuschung über die Eröffnung seines Bruders erstarrt. Er sah ihn und mußte an das glauben, was er verkündete, und sah darüber seines ganzen Lebens Hoffnung niederbrechen und sterben. Denn das Vertrauen in sich selbst, das bisher allen Prüfungen standgehalten hatte, sank vor der Überzeugung, in der sein Bruder sich offenbarte, in ein Nichts zusammen. Es war klar, daß jener recht hatte, der war wahrhaft Gottes Sohn, und er war nichts, und sein Streben und Suchen war nur eine Irrfahrt gewesen, ein Irrgang nach Unmöglichem, eine sinnlose Wanderung durch ein mißratenes Leben.

Darüber kamen ihm die Tränen. Sie kamen aus seinen hellen, treuen Augen und liefen die Wangen herab, stundenlang, bis in den Morgen, und unvermittelt wieder in den Nächten darauf. Nach einigen Tagen schon schien es, als hätten die Tränen Ritzen und Rinnsale in seine Züge gegraben. Denn überall, rings an den Augen, den Wangen und um den Mund, wurden nun Falten sichtbar, die tiefer und tiefer sich furchten. Seit Fröhlichkeit und Zuversicht aus seinem Herzen geschwunden waren, schien es, als wäre sein Gesicht nur innerhalb weniger Nächte gealtert. Und da und dort spannen sich lichtgelbe und graue Fäden durch das Haar seines Hauptes, und dieses neigte sich mehr und mehr über die Brust, als wollte es dem Weinen des enttäuschten Herzens nachhören, das drinnen arm und schwerverwundet ihm schlug.

Der Teufel hatte ihn genarrt und sein Spiel mit ihm getrieben. Er war nicht Gottes Vater, nicht gottgesandt, nur ein alter, müder Bettler. — — —

Trotz seines tiefen Elendes büßte er von seiner Güte und Freundlichkeit nichts ein. Er war mild und nachgiebig gegen jeden, und bewies besonders seinem Bruder, wie in den Kindertagen, eine tiefe Verehrung und Zärtlichkeit. Und da der Gottes Sohn war, sah er ehrfürchtig voll Liebe zu ihm auf, und tat ihm Gutes, soviel er nur konnte. Für diesen allein schien er zu denken

und zu leben. Für diesen allein auch rührte er eine Hand. Denn mit seiner Hilfsbereitschaft und dem Bestreben, wie bisher allen anderen zu helfen, war es nun nichts mehr. Er war müde und ziemlich stumpf, und es schien, als wäre die Trägheit, die ihn in seinen Knabenjahren von jeder Arbeit abgehalten, wie eine Krankheit nun wiedergekommen, um nicht mehr zu gehen. Er tat nichts mehr, half bei keiner Dienstleistung, sondern saß gebrochen, nur mit sich beschäftigt, irgendwo in einer Ecke, aus der er nur aufstand, wenn sein Bruder ihn rief. — Die Schwestern hatten mit ihm Mitleid und ließen ihn gewähren. Er verdiente Mitleid und Schonung. Denn er war nun auch einer von denen, die nur mehr auf ein Ende warten.

Joseph Orgler war eine Weile noch ungebeugt. Er hatte den Traum seines Bruders zerstört, mit dem Enttäuschten aber weder sonderlich Bedauern noch Mitleid empfunden. Noch herrschte der stolze Wahn, Gottes Sohn zu sein, zu machtvoll in ihm und bestimmte über alle Rücksichten hinweg sein Denken und Handeln. Er war im äußeren Verhalten ruhig und verursachte keine Störung, solange niemand seiner eingebildeten Würde zu nahe kam. Fiel aber nur einmal ein Wort des Zweifels in die Wahrheit seiner Sendung, so brauste er auf, kam in Zorn und zeigte sich darauf tagelang gegen jedermann herrisch, unverträglich und voll Streit. Derartige Erregungen endeten gewöhnlich in einem langen, tiefen Schweigen, in das er seine Verachtung und die gekränkte Eitelkeit voll Erbitterung hüllte. Manchmal, in einem solchen Zustande, während dem er auch die Nahrung barsch zurückwies, wäre es beinahe notwendig geworden, ihn der Klinik wieder zu übergeben. Aber die Stürme legten sich doch wieder von selbst, und nach einigen Tagen mischte sich Joseph wieder unter die anderen und tat, als wäre nichts gewesen. Allmählich — im Verlaufe von Monaten — wurden derartige Aufregungen seltener. Denn die beruhigende Stickluft des Armenhauses tat still und merklich ihre Arbeit. Sie hatte schon so manchen Hoffnungen, die noch ein wenig mit den Flügeln schlugen und gleich wunden Tieren zuckten, den Garaus gemacht. Mancherlei Stürmer hatten ihre letzten Träume von Glück lassen müssen. Sie wurde auch mit Joseph Orgler fertig und rang seinen Gottesstolz nieder.

Ein vorzeitiges Altern kam über ihn, brach diesen ungestümen, herrischen Sinn, und eine versöhnliche Milde, in deren Äußerungen sich unverkennbar eine gewisse Stumpfheit schob, kam wie ein später Friede über ihn. Bei

dem früher so Schweigsamen und Verschlossenen zeigte sich nun eine gutmütige Redseligkeit, eine Neigung, viel und unermüdlich zu erzählen, die auch dann, wenn niemand mehr im Zimmer war, noch nicht erschöpft war, sondern in endlosen Selbstgesprächen sich Genüge tat. Eine Weile reihte sich Wort um Wort noch an einen Faden; der Gottgedanke, der ihn beschäftigte, ward ausgesponnen, und bunt erdachte Erlebnisse, unmögliche Erfüllungen wirrer Träume gliederten sich daran. Bald aber verlor sich dieser Hauptgedanke in einem krausen Wirrwarr abenteuerlichen Faselns, das die widersprechendsten Auswüchse trieb. Da schien er seine Sendung völlig vergessen zu haben, sprach so, als ob er wieder jung wäre, und sagte dann und wann mit einer zärtlichen Stimme, die wie die eines Kindes klang, ein wenig weinerlich:

„Ja, Mutter wird sich freuen, wenn ich wieder heimkomme."

In solchen Stimmungen, die als Ausdruck eines kindischen Greisenalters immer häufiger kamen, war er fast hilflos, zeigte ein großes Bedürfnis nach Gottliebs Nähe und ließ es sich gerne gefallen, wenn sich dieser um ihn bemühte. Da hielt er die Hand des Bruders in der seinen, redete zu ihm gut und freundlich und streichelte ihn. Mit der Zeit wurden die beiden unzertrennlich. — — —

* * *

Ein Jahr lief ab, ein zweites — eines um das andere. Der Frühling schlug draußen im Tale seine Wogen, der Sommer nistete sich ein und lachte aus heißen Sonnentagen und schweren Gewittern. Und wieder kam der Herbst.

Der Garten des Armenhauses erwartete ihn, kleidete sich in seine Farben und hob die Kronen seiner Bäume in das klare Licht. Ein wenig Wind wehte, nicht viel und nur lau, und löste vom alten Ahorn die gelben Blätter. Die standen eine Weile in der goldwarmen Luft und sanken dann still zögernd der großen Mutter zu, der braunen Erde, in der sie sterben würden.

Die Brüder sitzen in diesem Frieden und sehen den Blättern zu. Sie sitzen Hand in Hand, Gottlieb zur Rechten Josephs. Die Sonne scheint mild. Sie steht schon ein wenig tief, es dauert nicht mehr lange, dann geht sie unter.



Innere Kolonisation in Ostpreußen

Von Dr. Franz Oppenheimer



In der Provinz Ostpreußen gibt es augenblicklich einen kleinen Krieg zwischen der Regierung und dem Großagrariertum darüber, wer die von beiden Seiten gewollte „Innere Kolonisation" ausführen soll. Die Regierung hat mit der Provinzialgenossenschaftskasse und der Landbank zusammen die „Ostpreußische Landgesellschaft m. b. H." begründet, die seit etwa vier Jahren erfolgreich arbeitet. Die Großagrarier aber, gruppiert um ihr Kreditinstitut, die Landschaft, verlangen durch den Mund ihres Generaldirektors Kapp, daß der Staat eine von ihnen zu begründende, von ihnen unter Ausschluß des Staates zu leitende Ansiedlungsbank mit sehr starken Mitteln subventioniere und seine Landgesellschaft womöglich ganz auflöse.

Wer die Dinge nicht genau kennt, wird annehmen, es sei gleichgültig, wer dort oben die innere Kolonisation betreibe; ja, er wird a priori annehmen, daß ein mit der Provinz so tief verwurzeltes, über alle Dinge so überaus genau unterrichtetes Institut wie die Landschaft ein besserer Kolonisator sein werde, als eine neugegründete, halb bureaukratische, halb kapitalistische Organisation; und so sind denn sogar liberale Blätter in großer Zahl auf den Leim der Kappschen Denkschrift gegangen, die ihre Lockruten mit diabolischer Geschicklichkeit ausgesteckt hat. Sie hat einen fast penetranten Geruch nach Liberalismus; sie weist jede ultra-agrarische Begehrlichkeit nach rechtlicher Schollenbindung der neuen Ansiedler mit aller Entschiedenheit ab, und sie ficht für die „Selbstverwaltung" gegen den staatlichen Bureaukratismus. Der gute liberale Spießbürger aber klatscht bei dem Schall des geliebten Wortes Beifall, weil er in seiner Unschuld gar nicht merkt, daß diese „Selbstverwaltung" gerade das Gegenteil dessen ist, was er liebt: nämlich eine Selbstverwaltung, deren

Träger nicht das ganze Volk, sondern lediglich — das Junkertum sein soll, das nach wie vor seinen Staat im Staate bilden will.

Ganz dasselbe ungenierte Spiel mit Worten, die in der Sprache der Agrarier eine ganz andere Bedeutung haben als in der der roture et crapule, treibt Herr Geheimrat Kapp nun auch mit dem Worte „innere Kolonisation". Er meint etwas ganz anderes als die Regierung; und es kommt ungefähr auf die alte Geschichte vom Grundherrn und seinen Untertanen heraus: „Leute, ich will doch nur euer Bestes". — „Ja, Herr, das möchten wir eben behalten!"

Es gibt zwei geradezu entgegengesetzte Arten der inneren Kolonisation: eine, die die Regierung will, seitdem die Hohenzollern in die Mark gekommen sind, und eine, die das Junkertum will. Der Kampf der beiden um die Herrschaft im Staate ging und geht vor allem um diesen Preis.

Die Regierung will die Macht des Junkertums einengen und zu diesem Zwecke möglichst viele selbständige Bauern ansetzen: das Junkertum will seine Macht ausdehnen und zu diesem Zwecke möglichst viele unselbständige Arbeiter ansetzen. Darum stritten sie von Anfang an. Die Junker „legten" ihre Bauern: die Kurfürsten und Könige taten, was sie konnten, um den Adel zu zwingen, die gelegten Höfe neu zu besetzen. Stein emanzipierte die Untertanen: die Junker verdarben durch Hardenberg sein Werk und sicherten sich einen ungeheueren Zuwachs an Grundbesitz und politischer Macht. Nach 1848 vollzog sich ähnliches, und der Kampf der ostpreußischen Landschaftsbank gegen die staatliche Landgesellschaft ist wieder nichts anderes als der Vorstoß der agrarischen „inneren Kolonisation" gegen die staatliche, so geschickt Kapp das auch zu verstecken versucht.

Die Regierungsaktion der „Landgesellschaft" geht auf Verminderung des Großgrundbesitzes; sie kauft Rittergüter, setzt möglichst billig und möglichst günstig selbständige Bauern an und dient so dem allgemeinen Staatsinteresse, das, darüber gibt es in der Wissenschaft nur noch eine Stimme, keiner anderen Maßnahme so dringend bedarf als der Verwurzelung der in „Streusand verwandelten" Landbevölkerung mit dem Grund und Boden. Denn ihre Abwanderung ist die Ursache nicht nur der „Leutenot" der Landwirtschaft, sondern vor allem auch des Tiefstandes der industriellen Löhne und des in jedem Betracht ungesunden Wachstums der Großstädte.

Die agrarische Aktion der Landschaftsbank aber will den Großgrundbesitz nicht nur erhalten, sondern sogar stärken. Diesem Zwecke dienen zwei Mittel: erstens, man will nicht ganze Rittergüter kaufen und an Bauern aufteilen, sondern „Außenschläge" zusammenkaufen, um darauf Kleinsitzer anzusiedeln; — und zweitens: die Bank will „gemeinnützig" sein, das heißt ohne Anspruch auf Verzinsung ihres Kapitals arbeiten.

Dadurch schlägt man eine ganze Anzahl Fliegen mit einer Klappe.

1. Das Großgrundeigentum als politische Machtposition bleibt erhalten; keiner der Landlords verschwindet aus der „Selbstverwaltung", die nach wie vor vom großagrarischen Interesse allein beherrscht wird.

2. Die Güter werden, wenn man ihnen die Außenschläge abnimmt, wirtschaftlich ungemein gestärkt: sie erhalten an ihrer Grenze billige Arbeitskräfte, die auf sie angewiesen sind, und werden die ärmsten, am meisten ausgepowerten Äcker los, die den geringsten Rohertrag bringen. Aber die Außenschläge liegen außerdem noch so weit vom Wirtschaftszentrum, daß sie im Verhältnis überaus große Bestellungskosten verursachen, sodaß ihr Reingewinn im günstigen Falle sehr klein, meistens aber geradezu negativ ist. Die Güter würden schon gewinnen, wenn sie sie umsonst los würden. Nun aber gestattet der „gemeinnützige" Verzicht der Bank auf Zinsen ihr auch noch, diese Außenschläge sehr hoch zu bezahlen, so hoch, wie die neuangesetzten Bauern die Zinsen irgend herauswirtschaften können; darum müssen,

3. wenn die Bank wirklich eingerichtet wird, die Güterpreise in Ostpreußen ungefähr so verderblich steigen, wie in Posen und Westpreußen, wo auch in Gestalt der Ansiedlungskommission ein mit Staatsmitteln verschwenderisch ausgestatteter Käufer auf den Gütermarkt entsandt wurde, der nicht aus wirtschaftlichen, sondern aus nationalpolitischen Gründen kaufte.

Die Folge war, daß alle verkrachten Landlordvermögen saniert wurden, daß ungeheure Vermögen aus der Landwirtschaft herausgezogen wurden, und daß alle jetzt dort neu Angekauften Bankerott machen müssen, sobald die Konjunktur umschlägt, — wenn nicht Väterchen Staat mit neuen Zöllen und Liebesgaben wieder weiter hilft.

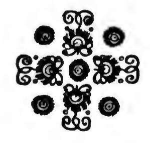
Diese ungeheuren Gewinne haben den Herren in anderen Provinzen Appetit gemacht. Schon blasen sie in der Kappschen Denkschrift die „natio-

nale" Flöte nach hakatistischen Noten. Ostpreußen wird zweimal als der „germanische Wellenbrecher gegen den slawischen Ozean" bezeichnet! Wenn die Großagrarier ihre Bank durchsetzen, dann werden wir denselben grandiosen Boom und Güterschacher auch in Ostpreußen und bald darauf natürlich auch in Pommern und Schlesien haben; das Junkertum wird auf Kosten des Staatssäckels wieder ungezählte Millionen einstecken, wird überdies seine „innere Kolonisation" zum Schaden unseres Volkes durchsetzen und die staatliche „innere Kolonisation" lähmen; und die Schraube ohne Ende der Zollerhöhungen ist wieder eine Windung weitergedreht.

Das ist des Kappschen „liberalen" Pudels Kern! Der Kasus macht uns lachen. Man will den agrarischen Bock zum Gärtner machen. Wir wollen nicht behaupten, daß Herr Geheimrat Kapp die Absicht gehabt hat, die von uns vorausgesagten Folgen herbeizuführen, aber wir behaupten, daß diese Folgen unzweifelhaft eintreten würden. Und wir zweifeln nicht, daß die Drahtzieher im Hintergrunde, dieses Mal wie immer, ganz genau wissen, was sie wollen.

Den ersten Angriff hat die Regierung abgeschlagen, indem sie die Subvention an die Landschaftsbank ablehnte. Aber damit ist der Kampf noch lange nicht entschieden; so leicht gibt sich das Agrariertum nicht besiegt. Man wird, wie immer, alle höfischen Beziehungen auszunutzen suchen — man hat damit schon angefangen! — und wird den geplagten Beamten, die, immer mit der Faust der Agrarier an der Gurgel, mühselig Schrittchen für Schrittchen das Gemeininteresse gegen das Standesinteresse vorwärts drücken, die Hölle sehr heiß machen.

Darum war es Not, die Öffentlichkeit über das Spiel mit doppeldeutigen Worten aufzuklären und der Katze die Schelle umzuhängen.



Die achtzigtausend Heubündel

Von Anatole France

(Schluß)

8

Pater Bouillard

In ihrer unendlichen Milde und auf Geheiß des gemeinsamen Vaters aller Gläubigen beschlossen die Bischöfe, Prälaten, Pfarrer, Äbte und Prioren, in der Kathedrale von Alka einen feierlichen Gottesdienst abzuhalten und die göttliche Barmherzigkeit anzuflehen, sie möge den Unruhen ein Ende setzen die eine der edelsten Gegenden der Christenheit zerfleischten, und möge den reuigen Pinguiniern ihre Verbrechen gegen Gott und die Diener der Kirche verzeihen.

Die feierliche Handlung fand am fünfzehnten Juni statt. Der Ordensgeneralissimus Caragual hielt das Amt ab. Das Publikum war zahlreich und glänzend; wie Bigourd sich ausdrückte: Menge und Elite zugleich.

Nach dem Reue- und Sühneamt stieg der hochwürdige Pater Bouillard auf die Kanzel. Anfangs hatte Pater Agaric predigen sollen; aber trotz seiner Verdienste zog man ihm schließlich in Anbetracht der Umstände den beredten Kapuziner vor, der seit sechs Monaten in den Kasernen umherging und gegen die Feinde Gottes und der Autorität eiferte.

Pater Bouillard unterlegte seinem Text die Worte: Deposuit potentes de sede. Er setzte auseinander, daß Anfang und Ende aller zeitlichen Macht in Gott liege, und daß jede zeitliche Macht zugrunde gehe und sich selbst vernichte, wenn sie von dem Wege abweiche, den die Vorsehung ihr bestimmt, und von dem Ziel, das sie ihr gewiesen habe.

Er wendete diese heilige Formel dann auf die Regierung von Pinguinien an und malte ein schreckliches Bild von den übeln, die die Herren dieses Landes weder vorauszusehen noch zu verhindern gewußt hätten.

„Der erste Urheber so vielen Elends und so vieler Schmach," sprach er, „er ist euch nur zu gut bekannt, meine Brüder. Es ist ein Ungeheuer, dessen Name im voraus seine Bestimmung ankündigt, denn er ist abzuleiten vom griechischen pyr, was Feuer bedeutet; die göttliche Vorsehung, die zuweilen philologisch ist, wollte uns durch diese Ethymologie darauf hinweisen, daß ein Jude das Feuer in dem Lande legen würde, das ihn aufgenommen hatte."

Er zeigte, wie das Vaterland Verfolgung litt durch die Verfolger der Kirche, er fühlte sich auf Golgatha versetzt und rief:

„Oh Leiden! Oh Ruhm! Die meinen Gott gekreuzigt haben, kreuzigen mich!"

Begeistert von dieser flammenden Ansprache, erhoben sich die sechzigtausend Anwesenden bewegten Herzens; Schreie ertönten: „Zu den Waffen! Zu den Waffen! Nieder mit den Pyrots! Es lebe Crucho!" Und alle, Mönche, Frauen, Soldaten, Edelleute, Bürger und Diener, zogen unter dem Segen des Apostels der Wahrheit und unter Absingung der Hymne: „Retten wollen wir Pinguinien!" begeistert aus der Kirche und marschierten über die Quais zur Kammer der Abgeordneten.

Einer allein blieb zurück in dem verlassenen Schiff der Kirche: der weise Cornemuse, der die Arme gen Himmel hob und mit gebrochener Stimme murmelte:

„Agnosco fortunam ecclesiae pinguianae! Ich sehe nur zu gut, wohin uns das alles führen wird."

Der Ansturm, den die geweihte Menge gegen das Abgeordnetenhaus unternahm, wurde zurückgeschlagen. Die schwarzen Brigaden der Gendarmen und die Garden von Alka leuchteten den Angreifern kräftig heim. Schon flohen sie in Unordnung, — da eilten noch die Genossen der Vorstädte herbei, an ihrer Spitze Phönix, Sapor, Dagobert und Tronc, warfen sich auf jene und vollendeten ihre Niederlage. Herr de la Trümelle und Bigourd wurden auf die Wache geschleppt. Der Prinz Boscénos fiel nach wackerem Kampfe mit gespaltenem Schädel auf das blutige Pflaster.

In der Siegesbegeisterung stürmten die Genossen, verstärkt durch unzähliges Gesindel, die ganze Nacht in den Boulevards umher, trugen Maniflore im Triumphe dahin, zerwarfen die Spiegelscheiben der Cafés und die Gaslaternen und schrieen dazu: „Nieder mit Crucho! Es lebe der Sozialismus!"

Die Antipyrotaner tauchten gleichfalls wieder auf und warfen Zeitungskioske und Plakatsäulen um.

9
Staatsrat Chaussepied

Die Republikaner waren bisher durch die Furcht verblendet, unklug und stupid gewesen. Vor den Rotten des Kapuziners Bouillard öffneten sich ihnen aber die Augen, und sie begriffen endlich den wahren und eigentlichen Sinn der Affäre Pyrot. Die Abgeordneten, die seit zwei Jahren vor dem Gebrüll der patriotischen Massen erbleicht waren, wurden deshalb nicht beherzter; taktisch aber änderten sie ihre Feigheit und machten den Minister Robin Mielleux für die Unruhen verantwortlich, die sie selbst durch ihre Liebedienerei begünstigt, und zu denen sie deren Urheber mehr als einmal beglückwünscht hatten.

Diese edeln Gesetzgeber stürzten das Ministerium, und der Präsident der Republik berief an die Stelle von Robin Mielleux einen eingeschworenen, dauerhaften Republikaner. Er hieß La Trinité, hatte einen wunderschönen Bart und verstand, wie die meisten Pinguinier, nicht ein Wort von der ganzen Geschichte. Doch fand er, daß sich wahrhaftig zu viele Mönche hineinmischten. . . . .

General Greatauk gab, bevor er das Ministerium verließ, dem Generalstabschef Panther seine letzten Ratschläge.

„Ich gehe, und Sie bleiben", sagte er zu ihm und drückte ihm die Hand. „Die Affäre Pyrot ist meine Tochter; sie ist meiner Liebe und Ihrer Sorgfalt würdig; sie ist schön. Vergessen Sie nicht, daß ihre Schönheit den Schatten sucht, daß sie sich im Geheimnisvollen gefällt und verschleiert bleiben will. Nehmen Sie also Rücksicht auf ihre Verschämtheit. Schon zu viel indiskrete Blicke haben ihre Reize entweiht . . . Panther, Sie wünschten Beweise, und Sie haben Beweise erlangt. Sie besitzen deren in schwerer Menge; Sie besitzen zuviele. Ich sehe unangenehme Einmischungen voraus; eine gefährliche Neugierde wird sich erheben. An Ihrer Stelle würde ich alle Dossiers zum Teufel schmeißen. Glauben Sie mir, der beste Beweis ist, daß man keinen Beweis hat. Es ist der einzige, über den man nicht streiten kann."

Aber ach! der General Panther begriff die Weisheit dieser Ratschläge nicht. Die Zukunft sollte Greatauks Prophezeiung nur zu sehr recht geben. Gleich bei seinem Eintritt ins Ministerium verlangte La Trinité das Dossier der Affäre Pyrot. Sein Kriegsminister Péniche verweigerte es ihm im höheren Interesse der nationalen Verteidigung und vertraute ihm an, daß dieses Dossier unter der Obhut des Generals Panther stehe und für sich ganz allein eines der größten Archive der Welt bilde. La Trinité studierte nun den Prozeß, so gut es eben ging, ohne ihm auf den Grund kommen zu können, und argwöhnte Unregelmäßigkeiten. Daraufhin ordnete er, gemäß seinen Rechten und Machtbefugnissen, die Revision des Prozesses an. Allsogleich beschuldigte ihn sein Kriegsminister Péniche, er beschimpfe die Armee, und warf ihm sein Portefeuille an den Kopf. Péniche wurde durch einen andern ersetzt, der es gerade so machte, dann durch einen dritten, der ihrem Beispiel nachahmte; und alle folgenden bis zum siebzigsten taten dasselbe wie ihre Vorgänger. Der verehrliche La Trinité stöhnte unter den Sorgen, die ihm diese widerspenstigen Minister aufluden.

Der einundsiebzigste Kriegsminister, von Jüleg, blieb auf seinem Posten. Der General von Jüleg war mit hohen militärischen Tugenden begabt. Aber sein Geist war nicht fein genug, die subtilen Mittel und die auserlesenen Methoden Greatauks anzuwenden. Er dachte wie General Panther, daß greifbare Beweise gegen Pyrot nötig seien, und daß man davon niemals zu viel und niemals genug haben könne. Er verlieh diesen Gefühlen Ausdruck gegenüber seinem Generalstabschef, der nur zu geneigt war, sie zu teilen.

„Panther," sagte er zu ihm, „der Augenblick ist nahe, wo wir reiche und überreiche Beweise brauchen."

„Sehr wohl, das genügt," antwortete Panther; „ich werde meine Dossiers vervollständigen."

Sechs Monate später füllten die Beweise gegen Pyrot zwei Stockwerke des Kriegsministeriums. Der Fußboden barst unter dem Gewicht der Dossiers, und die Lawine der nachstürzenden Beweise begrub unter sich zwei Dienstvorstände, vierzehn Bureauhäuptlinge und sechzig Schreiber, die zu ebener Erde an einer Änderung der Gamaschen für die Jägerregimenter arbeiteten. Die Mauern des großen Gebäudes mußten gestützt werden.

Die Richter, die Pyrot verurteilt hatten, waren nicht eigentlich Richter, sondern Offiziere.

Nun kam also dieser Prozeß vor den sogenannten Kassationshof, und dem Richter Chaussepied fiel die Aufgabe zu, ihn zu untersuchen und die Fehler zu entdecken, falls solche überhaupt gemacht worden wären. Chaussepied war so rechtschaffen und redlich, wie man überhaupt sein kann, und durch lange Gewohnheit wohl geeignet, sein Amt ohne Haß und Voreingenommenheit auszuüben; aber er erwartete doch, in den Dokumenten, die ihm überwiesen werden sollten, Beweise für eine sichere Schuld und eine seltene Verderbtheit zu finden. Nach langen Schwierigkeiten und wiederholten Weigerungen des Generals von Jüleg erhielt Chaussepied die Akten. Sie waren numeriert und in Paragraphen eingeteilt; es waren sechshundertsechsundzwanzigtausenddreihundertundzwölf Stöße. Chaussepied machte sich an das Studium. Zuerst war er überrascht, dann erstaunt, dann bestürzt, und, wenn ich so sagen darf, wie verzaubert. Er fand in den Dossiers Prospekte von Kleidergeschäften, Modezeichnungen, Zeitungen, Säcke von Spezereihändlern, alte kaufmännische Korrespondenzen, Schulhefte, Packpapier, Glaspapier zum Abreiben der Parkettböden, Löschblätter, siebentausend Traumbücher, aber nicht ein einziges Schriftstück, worin von Pyrot die Rede gewesen wäre.

10

Schluß

Der Prozeß wurde kassiert, und Pyrot wurde aus seinem Käfig heruntergeholt. Die militärischen Richter verhandelten noch einmal gegen Pyrot. Greatauk übertraf sich in dieser zweiten Verhandlung selbst. Er setzte eine zweite Verurteilung durch; er erklärte einfach, die dem Kassationshof übergebenen Beweise seien wertlos, und man hätte sich wohl gehütet, ihm gute zu geben, weil diese geheim bleiben müßten; er setzte sie mit einen reinen Nichts durch, einfach, indem er sein Ehrenwort gab. Dies war sein letzter Erfolg.

Der Oberrichter Chaussepied, der die Soldaten einst sehr geliebt und ihre Gerechtigkeit sehr geschätzt hatte, war jetzt wütend auf die Militärrichter und kassierte alle ihre Urteilssprüche, wie ein Affe Nüsse knackt. Er sprach Pyrot zum zweiten Mal frei; er hätte ihn, wenn es nötig geworden wäre, noch fünfhundertmal freigesprochen.

Die Republikaner waren wütend, daß man sie im Stiche gelassen, sie betrogen und sich über sie lustig gemacht hatte. Sie wendeten sich jetzt wieder gegen die Mönche und Pfarrer; die Abgeordneten erließen Gesetze, nach denen diese ausgetrieben und beraubt wurden, und die Trennung von Kirche und Staat wurde ausgesprochen. Es kam so, wie der Pater Cornemuse vorausgesehen hatte. Dieser gute Mönch wurde aus dem Coniliterwäldchen verjagt. Der Fiskus konfiszierte seine Näpfe und Retorten. Die Liquidatoren teilten sich in die Schnäpse und Liköre von St. Orberose. Der fromme Besitzer der Destille verlor die dreieinhalb Millionen Franken, die ihm seine netten Fabrikate jährlich eingetragen hatten. Pater Agaric ging ins Exil und überließ seine Schule den Händen von Laien, die sie verkommen ließen. Vom Staat getrennt, vertrocknete die Kirche von Pinguinien wie eine abgeschnittene Blume.

Die siegreichen Verteidiger des Unschuldigen zerfleischten sich untereinander und überhäuften sich gegenseitig mit Schimpf und Verleumdung. Der leidenschaftliche Kerdanic fiel über Phönix her, bereit, ihn zu verschlingen. Die großen Harpyen und die siebenhundert Pyrots wendeten sich mit Verachtung von den sozialistischen Kameraden ab, deren Hilfe sie kurz zuvor demütig erbeten hatten:

„Wir kennen euch nicht mehr", sagten sie. „Die soziale Gerechtigkeit ist die Verteidigung der Reichtümer."

Genosse Larrivée wurde Abgeordneter und Führer der neuen Majoritätspartei und schließlich, entsprechend dem Willen der Kammer und der öffentlichen Meinung, Ministerpräsident. Er zeigte sich als energischer Verteidiger der Militärgerichtsbarkeit, die Pyrot verurteilt hatte. Als seine ehemaligen sozialistischen Genossen etwas mehr Gerechtigkeit und Freiheit für die Staatsbeamten verlangten, bekämpfte er ihre Vorschläge in gewandter Rede:

„Freiheit", sagte er, „ist nicht Zuchtlosigkeit. Ich habe zwischen Ordnung und Unordnung gewählt: Revolution ist Ohnmacht; der Fortschritt kennt keinen furchtbareren Feind als die Gewalttat. Man erreicht nichts mit der Gewalt. Meine Herren, die Leute, die, wie ich, Reformen durchführen wollen, müssen vor allem bemüht sein, das Land von der Agitation zu heilen, welche die Regierungen schwächt, wie das Fieber die Kranken erschöpft. Es ist Zeit, die anständigen Elemente zu beruhigen."

Die Regierung der Republik wurde der Kontrolle der großen Finanzinstitute unterstellt, die Armee ausschließlich der Verteidigung des Kapitals gewidmet, die Flotte einzig und allein dazu bestimmt, den Metallfabriken Aufträge zu liefern; da die Reichen sich weigerten, den Teil der Steuern zu zahlen, der ihnen von rechtswegen zukam, zahlten wie ehedem die Armen für sie. Das Vereins-, das Versammlungs-, das Streikrecht wurde unterdrückt, die Befugnisse der Militärgerichte wurden bestätigt und erweitert.

Unterdessen saß Bidault-Coquille zuhöchst auf seiner alten Feuerspritze, unter der Versammlung der Nachtsterne, und betrachtete traurigen Sinnes die schlafende Stadt. Maniflore hatte ihn verlassen. Da sie von dem Bedürfnis nach neuer Hingebung und neuen Opfern verzehrt wurde, war sie in Begleitung eines jungen Bulgaren fortgezogen, Gerechtigkeit und Rache nach Sofia zu tragen. Bidault-Coquille sehnte sich nicht nach ihr; denn nach der Affäre Pyrot erschien sie ihm nicht mehr so schön an Gestalt und Gedanken wie vorher. Auch seine Meinung über manche andere Gestalt und manche andere Gedanken hatte sich geändert. Am schmerzlichsten war für ihn, daß er sich selbst jetzt weniger hoch und weniger schön sah, als er zu sein geglaubt hatte.

Und er dachte:

Du hieltest dich für erhaben, als du nichts hattest als deine schuldlose Einfalt und deinen guten Willen! Worauf warst du so stolz, Bidault-Coquille? Du hast als einer der ersten gewußt, daß Pyrot unschuldig war und Greatauk ein Verbrecher. Aber dreiviertel von den Leuten, die Greatauk gegen die Angriffe der siebenhundert Pyrots verteidigten, wußten es besser. Es handelte sich nicht einmal darum. Worauf also warst du stolz? Du hast dir eingebildet, die sozialen Ungerechtigkeiten seien aneinander gefädelt wie Perlen, und es genüge, eine herauszuziehen, um den ganzen Kranz zu zerreißen. Und das ist eine sehr naive Vorstellung. Du glaubtest, mit einem Schlag Gerechtigkeit in deinem Vaterlande und in der ganzen Welt zu schaffen. Du warst ein guter Kerl, ein ehrlicher Spiritualist ohne viel Experimentalphilosophie. Das alles gehört zu einem guten Kerl. Aber halte Einkehr in dich selbst! Du wirst erkennen, daß du Pech gehabt hast, daß du dich naiv hast hinters Licht führen lassen. Du glaubtest, ein gutes, moralisches Geschäft zu machen. Da sagtest dir: Hier will ich gerecht und mutig sein, einmal für

immer. Ich werde mich dann in der öffentlichen Wertschätzung und im Lobe der Geschichtsschreiber ausruhen können. Und heute, wo du diese Illusionen hinter dir hast, wo du weißt, daß es eine harte Arbeit ist, Unrecht gut zu machen, und daß man damit immer von neuem anfangen müßte, — heute kehrst zu deinen Sternen zurück. Du hast recht. Aber kehre bescheiden zu ihnen zurück, Bidault-Coquille.

Rundschau

Nach dem Siege

Der Jubel ist groß, weil Vereinsgesetz und Börsengesetz glücklich geborgen wurden. Der Block hat sich „bewährt". Vielleicht empfiehlt es sich, ihm auch eine Gegenrechnung zu präsentieren.

An und für sich kann kein Verständiger einen Vorwurf gegen die freisinnigen Männer erheben, die den Isolierschemel grundsätzlicher Opposition endlich einmal verlassen wollten, um positiv mitzuarbeiten. Es war eine Freude, gerade in diesen Tagen die Herren von Payer und Naumann zu hören. Es sprach aus ihnen das, was Eugen Richter eigentlich niemals besaß: Verantwortlichkeitsgefühl fürs große Ganze. Darum hat Richter den Freisinn ruiniert, er hat ihn Jahrzehnte hindurch minderbeliebt gemacht. Sein Hauptkunststück war, zu brüllen: „Kinder, die Taschen zu! Die Regierung will was haben." Richter war sozusagen gegen alles; aber das Publikum verstand ihn immer weniger. So ist es angebracht, wenn der Freisinn auch einmal Regierungspartei spielt, sein Verständnis für die Lebensinteressen des Reiches bekundet und übt.

Für „die großen Richtlinien", sagte der Kanzler. Ist wirklich einer unter uns, der diesen gewiegten Zauberer nicht im stillen bewunderte? Wenn ein Regimentsadjutant gut zu laufen weiß, schütteln die Leutnants ihre Köpfe und sagen halb schmunzelnd, halb widerwillig: „Ein feiner Uhrmacher!" Das Wort fällt mir immer ein, wenn ich an unsern verehrten Oberschäfer denke. Wie hat er seine Herde doch eingehegt und eingewickelt! Der Fall Paasche hat es bewiesen, daß innerhalb des Blockes nicht räsonniert werden darf. Sonst überläßt der Unersetzbare die armen Schäflein den beiden reißenden Wölfen auf der Stelle.

Wer vertritt nun das Bürgertum, wenn es die bürgerlichen Parteien nicht mehr tun dürfen? Wer erbarmt sich einer quantité négligeable, wenn doch nur das, was der Regierung angenehm ist, verlautbart werden darf? Und schon rüstet man sich für den Herbst zu neuen Siegen. Ich fürchte, unser Liberalismus wird mit dem Triumphgesang jenes betrogenen Juden enden: „Owai, ich hab' gewonnen."

Denn während der Block siegt, wird in aller Gemächlichkeit an einem vorbild-

lichen Organismus eine der wichtigsten, auch für die Preußen durch das Emanzipationsedikt von 1807 nachgeholten und garantierten Errungenschaften der großen Revolution wieder totgemacht. Jene Errungenschaft lautete, daß es keinem Bürger verwehrt sein sollte, im Staat irgendeinen Platz einzunehmen, für den seine Begabung und seine Kräfte ihn befähigten. Artikel 4 des Titels II der preußischen Verfassungsurkunde vom 31. Januar 1850 sagt ausdrücklich: „Standesvorrechte finden nicht statt".

Freilich hat man ein Jahrhundert hindurch die preußische Garde ertragen, obschon die Zusammensetzung ihrer Offiziersstämme gegen den modernen Staatsgeist und seit 1850 gegen jenes Grundgesetz verstieß; ertragen, weil die Armee populär war und außerdem durch Einschub eines Bürgerlichen in jedes Regiment zu Fuß eine verständige, wenn auch nur formelle Konzession von oben her gemacht wurde. Die Tatsache, daß diese Konzession aufgehört hat, dagegen immer mehr Linienregimenter nur mit Adligen besetzt werden, bedeutet, daß dem Bürgertum fortan prinzipiell der Zutritt zu ihnen verwehrt ist. In den meisten Fällen handelt es sich um Regimenter, die durch ihre angenehmen Garnisonen nicht nur landschaftlich und gesellschaftlich bevorzugt erscheinen, sondern auch häufiger durch den Besuch hoher Vorgesetzter erfreut werden, die sowohl exerzieren als frühstücken. Hier bilden sich also die Gelegenheiten, nach oben hin bekannt zu werden, sich „Verbindungen" zu schaffen und leichter vorwärtszukommen. Doch blieben bisher schon die meisten Bürgerlichen verpackt in dunkeln Grenzorten, die von der Gnadensonne nicht beschienen wurden, so wird jetzt, da der Adel noch nicht genug Kadetten gebiert, um sämtliche besseren Plätze belegen zu können, in den bevorzugten Garnisonen selbst damit angefangen, die Regimenter in adelige und bürgerliche zu scheiden, in einer so vom Zaun gebrochenen und verletzenden Weise, daß in der Tat nur die momentane Knebelung des Bürgertums im Block diese ungescheuten Beleidigungen erklären kann.

Mögen die überhaupt noch liberal denkenden Bürger endlich ihre Augen auftun! Innerhalb einer so eminent kriegerischen Nation wie der deutschen bedeutete erst die unbestrittene Zugänglichkeit zu sämtlichen hohen Kommandos wie die völlige und ehrliche Gleichstellung der Söhne von Bildung und Gewerbefleiß mit den Abkommen des Geburtsadels die Vollendung der politischen Gleichberechtigung. Lassen wir Bürger uns schlaff und unaufmerksam aus dieser schwer errungenen Position wieder herausdrängen, so untergraben wir unsern staatlichen Boden. Was helfen uns Geld und Examina, wenn wir in zehn ferneren Jahren vor der vollendeten Tatsache stehn, daß überall, wo für bürgerliches Talent ein Emporkommen der Mühe wert ist, sei es in Heer, Marine, Verwaltung oder Diplomatie, der innere Zirkel sich fest geschlossen hat und für seine eignen Vettern sorgt? Was dann? Soll die Revolution wiederkehren, weil wir zu dumm und zu feig waren, die Errungenschaften der ersten festzuhalten? Oder sollen bei einem Generalstreik der inzwischen ebenfalls gebildet, wohlhabend und ehrgeizig gewordenen Arbeiterschaft so und soviel Milliarden unsers Nationalvermögens unter der Schadenfreude von ganz Europa zum Fenster hinausfliegen?

So oder ähnlich muß es kommen. Denn an den verantwortlichen Stellen in Preußen ist man entweder so ignorant geworden, um die Ursachen für den Zusammenbruch des friederizianischen Staats nicht mehr zu kennen, oder so übermütig, um die Pflege abgestandener Vorurteile, die Wiederbelebung von Privilegien für den Geburtsadel, sicher-

gemacht durch eine zufällige Konjunktur, in einer Zeit aufzunehmen, die der nötigen Geduld für solche romantischen Experimente auf die Dauer denn doch entbehren dürfte.

Nur naive Leute fragen: „Wo steckt der Kriegsminister? Er ist auf die Verfassung vereidigt." Sie vergessen, daß es im führenden Bundesstaat eine Institution gibt, die man den „obersten Kriegsherrn" benennt. Er, der auch das Reichsheer befehligt, hat innerhalb des preußischen Kontingentes unbeschränkte Freiheit der Stellenbesetzung von seinem Militärkabinett aus; die Verfassung spielt, solange die Landboten nicht, mit dem Finger auf Artikel 4 des Titels II, opponieren und die Zivilliste verweigern, gar keine Rolle, sie ist längst dahin travestiert worden: „Vor dem Preußen sind alle Gesetze gleich". Warum sollten die hohen Herren nicht tun, was ihnen Spaß macht? Das fragte ja schon Caligula stets mit Staunen, wenn man ihn warnte. „Warum sollt ich nicht? Ich darf es doch" Wer soll in Preußen hindern? Die Untergebenen etwa? Sie „fliegen", wie Jedermann weiß, ganz wie die Genossen innerhalb der orthodoxen Sozialdemokratie, sobald sie zu einer unliebsamen Kritik den Mund öffneten.

Darum war die Parallele dieser Zustände mit Lilliput im zweiten Aprilheft an sich berechtigt, aber unser Herr Mitarbeiter h wird gestatten, daß ich ihn ergänze. Nur der Premierministerposten ist in Lilliput durch Seiltanzen erringbar, die übrigen Minister müssen ihre Brauchbarkeit erweisen, indem sie über einen vorgehaltenen Stock springen oder unter ihm durchkriechen (creep under it), je nachdem der Fürst ihn hoch oder niedrig hält. Es gibt also in Lilliput nicht sowohl Kriegs-, als vielmehr Kriechsminister. Nun fehlen im Reich nur noch einige Millionen Kriechshelden, im Reichstag einige Dutzend Kriechsboten, um die Niederlage des Bürgertums in einer Weise zu vollenden, deren Schmeichelwert an höchster Stelle geschätzt werden kann.

Inzwischen macht ausgerechnet Herr von Oldenburg-Januschau zwischen adligen und bürgerlichen Offizieren „keinen Unterschied." Wie rührend! Und wie billig! Es wäre besser, er machte welchen, und das Militärkabinett nicht.

Gothus

Die Kinderhuldigung für Franz Josef I

Wir Zeitgenossen sind nicht berufen, über das Erreichte abschließend zu urteilen. Aber daß Franz Josef stets redlich das nach seiner Meinung Beste erstrebt hat, und daß er immer von ehrlich gutem Willen erfüllt war, wird kein billig Denkender bestreiten können.

Man wird niemand ein besseres Zeugnis ausstellen, als wenn man ihm der Wahrheit gemäß bescheinigen kann, daß er den Posten, auf den er gestellt war, ausgefüllt hat, so gut er eben konnte.

Franz Josef I verdient ein solches Zeugnis, und er darf sich mit gutem Gewissen des Rückblickes auf sechzig schwere Herrscherjahre freuen.

So wollen wir ihm die Freude gern gönnen, die ihm ohne Zweifel die Jubiläumshuldigungen „seiner Völker" bereiten werden. Er hält ja den Jubel für echt, sieht nicht das unverschämte Spekulantentum, die grinsende Fratze der Gewinnsucht, die hinter der Maske der huldigenden Gratulanten steckt.

Der alte Mann war krank, zum zweitenmal schon innerhalb eines halben Jahres. Es bestand die Gefahr, daß ihm die lauten Huldigungen der Straße, die Feste, bei denen er selbst das vornehmste,

das zugkräftigste Schaustück sein sollte, das Leben kosten könnten.

So ließ er ersuchen, keine öffentliche Feier zu veranstalten, auf seinen Gesundheitszustand Rücksicht zu nehmen und ihn mit gefährlichen Schaustellungen zu verschonen. Lieber solle das dazu nötige Geld für Werke der Wohltätigkeit verwendet und, was ihm besonders am Herzen liege, der Kinderfürsorge gewidmet werden.

„Nichts da! Glaubst du, wir werden uns das schöne Geschäft entgehen lassen?"

Mit fast unverhüllter Deutlichkeit haben die Krämer ihren Festzug gefordert und ihren Kaiser dazu. Fast wäre der Patriotismus in Empörung umgeschlagen, weil sie ihn nicht so äußern sollten, wie er ihnen am einträglichsten erschien. Und nur eine schleunige Bewilligung der geplanten Feste konnte die in ihren heiligsten Interessen bedrohten Völker wieder beruhigen.

Aber das Wort von der Kinderfürsorge war gefallen, und das brachte den vielgewandten Doktor Lueger auf einen glänzenden Gedanken.

„Famos!" sagte er sich, „dabei gibt's einen schönen Orden zu verdienen!"

Und er beschloß, einen „Kinderhuldigungsakt" zu veranstalten.

Die Tagesblätter berichten über die Einzelheiten der geplanten Ausführung.

Die ungefähr achtzigtausend Schulkinder von Wien sollen an einem Vormittag im Mai auf dem großen Schloßplatze von Schönbrunn aufgestellt werden, ein Festspiel soll aufgeführt werden, und zum Schluß soll der achtzigtausendstimmige Kinderchor die Volkshymne singen.

Achtzigtausend Kinder auf kleinem Raum zusammengedrängt!

Die Aufstellung, die Erledigung des Programms und der Abmarsch werden einige Stunden erfordern. Während dieser Zeit werden die kleinen Kinder auf dem völlig schattenlosen Platz der vollen Sonne ausgesetzt sein. Die Ausdünstung der vielen, vielen schwitzenden, erregten Kinder, der Staub, der von den Tausenden von kleinen Füßen auf den Parkwegen von Schönbrunn aufgewirbelt wird, der Durst, die Hitze, das stundenlange Stehen — — Kinderfürsorge!

Jetzt schon wird bekanntgegeben, daß man mehrere Rettungsstationen, Erfrischungsanstalten, Wassertrinkgelegenheiten bereitstellen wird!

Rettungsstationen!

Man rechnet also damit, daß man sie brauchen wird, man rechnet mit Unwohl-, Ohnmächtigwerden der Kleinen, vielleicht mit Sonnenstich oder schlimmerem. Und man setzt die Kinder ohne Scheu diesen erkannten, vorausgesehenen Gefahren aus!

Und warum? Um dem Kaiser zu huldigen?

O nein! Nur, um dem Doktor Lueger zur Folie seines Patriotismus zu dienen.

Achtzigtausend kleine Kinder werden nach Schönbrunn geschleppt.

Und Doktor Lueger, der Herr von Wien, wird seinen Orden bekommen, muß ihn bekommen.

Er darf stolz darauf sein!

Dr. Heinz Holter

Zur Duellfrage

Neben der wenig aussichtsreichen, größeren Bewegung, die mit den Waffen von Schrift und Rede den Völkerkrieg zu bekämpfen sucht, läuft, bisher nicht minder erfolglos, jene andere, kleinere Aktion einher, die den Einzelkrieg zwischen Individuen, das Duell, abzuschaffen trachtet. Der Menschenfreund, der praktische und der doktrinäre Jurist, der Moralphilosoph und der Pfaffendiener, sie alle haben schon das Wort zur Sache des Zweikampfs ergriffen. Man findet

in der umfangreichen Antiduelliteratur schöne und gewichtige Argumente dafür, daß das Losknallen einer Pistole oder das Draufgehn mit einer blanken Waffe unmöglich die Ehre eines Beleidigten wiederherstellen, sondern höchstens aus dem schon Geschädigten einen toten Mann oder einen Krüppel machen könne. Aber kaum ist das Buch beiseite gelegt, und kaum ist man wieder ins praktische Leben getreten, werden sofort bei der ersten moralischen oder physischen Anrempelung, der man begegnet, alle die überzeugenden Beweise für den Widersinn einer mit den Waffen versuchten Genugtuung schwankend. Theorie und Praxis! Mir fällt da immer der banale Operettenwitz ein, in dem der Komiker erklärt: „In der Theorie kenne ich keine Furcht, aber in der Praxis bin ich noch jedesmal erschrocken.“

Ich bin nämlich ganz ernstlich der Meinung, daß der von den Duellgegnern eingeschlagne Weg verfehlt ist und das Ziel nicht erreichen kann. Was soll es für einen Zweck haben, daß man den Widersinn der geltenden sozialen Verpflichtung zu erweisen sucht, die „befleckte“ Ehre mit Hilfe einer Schuß- oder Stichwaffe zu reinigen.

Mit spekulativen Erörterungen und noch so einwandfrei richtigen Betrachtungen kann man dem Duellunfug nicht zu Leibe gehen. Man versuche es einmal, der Allgemeinheit die geringen Aussichten des Glückspiels an einer Spielbank logisch und mathematisch zu erklären, um der Spiellust Einhalt zu tun. Schon die geringste Möglichkeit, doch eventuell zu gewinnen, genügt, den Einfluß der Logik und Wahrscheinlichkeitsrechnung über den Haufen zu werfen. Und schon die zweifelhafte Aussicht, der in der menschlichen Natur tiefgewurzelten Wiedervergeltungs- und Rachsucht durch Züchtigung des Beleidigers fröhnen zu können, sichert den Weiterbestand des Duells. Mit Sentenzen, Gründen der Vernunft, mit Beweisen kultureller Überlegenheit sind solche natürlichen Regungen nicht niederzukämpfen, ob nun das verwendete Rüstzeug gelehrt, gemeinverständlich, ingeniös sei oder nicht.

Gewiß sind der Zwang und der Druck fast unerträglich, den die soziale Unsitte der ritterlichen Genugtuung selbst auf Menschen ausübt, deren Überzeugung, Beruf, Milieu mit einer solchen „Ritterlichkeit“ nichts zu tun haben. Darum wäre es immerhin verdienstvoll, wenn die akademische Bewegung, wie sie die Antiduelliga verfolgt, sich nur gegen den Duellzwang und gegen den leichtsinnigen Mißbrauch professioneller Stänker wenden wollte. An den Kern der Sache kann sie auf dem bisherigen Wege nicht rühren.

Ich entnehme einer eben erschienenen hergehörigen Arbeit über das Duellunwesen, wie scharfsinnig die Widersprüche sich herausarbeiten lassen, in die sich nicht nur der Beleidigte verliert, der zur Selbstwehr greift, sondern auch die Gesellschaft, die beide Duellanten — Angreifer und Verteidiger einer verletzten Ehre — erst nach erfolgter Austragung der Affäre mit der Waffe wieder sozial für voll annimmt, anstatt den Schuldigen auszustoßen. Aber diese Verhöhnung der Vernunft und der Rechtsbegriffe über das imponderabile Gut wird nicht hindern, daß der Beleidigte, hilf- und ratlos gegenüber dem Urteil der Welt in den meisten Fällen doch zur Waffe greift. Es ist also klar, daß die bisher geübte Methode nicht ans Ziel führen kann.

Anerkannterweise — und hier spricht schon die Praxis herein — gibt es nur ein Mittel, den Duelldrachen zu besiegen. Im Gesetzwege das Duell als einen entehrenden Akt unerlaubter Selbsthilfe zu qualifizieren und gleichzeitig durch ein strenges Strafgesetz jeden Angriff auf Ehre, Ruf, Moral, Ansehen

des Individuums ganz ebenso zu ahnden und zu richten wie körperliche Angriffe. Man wird zwar einwenden, daß die meisten Gesetzgebungen den Zweikampf ohnehin als strafbare Handlung erklärten. Aus der Praxis weiß man aber, daß die Rechtsprechung solange aus Billigkeitsgründen die Schärfe des Gesetzwortlautes nicht anwenden kann, als der Schutz der persönlichen Ehre nicht nach unerläßlich strengem Maße gesetzmäßig geboten wird. Eines ohne das andere — das wäre ein Unrecht, eine Unbilligkeit.

Wenn also die Antiduellbewegung nicht fortfahren will, mit Windmühlen zu kämpfen, möge sie die Beweisführung für den Widersinn des Zweikampfes einstellen, dagegen einzig und allein anstreben, auf die gesetzgebenden Faktoren in allen Ländern dahin einzuwirken, daß jene beiden Vorbedingungen für die Hintanhaltung des Duells gesetzlich statuiert werden. Auch von den Besten gestützt und verteidigt, würde die heutige Methode niemals einen praktischen Erfolg erringen. Die Werbetrommel der Antiduelliga, die jedesmal wie toll geschlagen wird, wenn irgendein Prinz von Geburt oder ein spanischer General a. D. als Bekehrte auf die Liste gesetzt werden kann, diskreditiert die gute Sache weit mehr, als sie ihr nützt.

Radikal muß die Sache angefaßt werden, wenn sie ein Unfug ist, — oder hands off!

M. Freiherr von Stetten

Nel mondo dei misteri

Mein Artikel: Journalismus und Okkultismus in Nr. 14 des ersten Jahrganges des „März“ hatte eine Anzahl von Anfragen aus dem Leserkreis zur Folge. Diese Leser wollten wissen, wo und wie man sich am besten über Fragen und Probleme des Okkultismus orientieren könne. Ich habe den Fragenden zwar nach bestem Wissen Auskunft gegeben, aber leider nicht erfahren, ob sie diese Auskunft auch befriedigt hat. Inzwischen ist auf dem italienischen Büchermarkt ein kleines Werk: „Nel mondo dei misteri“ von Luigi Barzini erschienen, das allen, die in das Wesen des Mediumismus eindringen wollen, wärmstens empfohlen werden kann, um so mehr, als Professor Cesare Lombroso, der bekannte italienische Psychiater eine treffliche Einleitung dazu geschrieben hat.*)

Barzini ist jener italienische Journalist, der den Principe Borghese auf seiner Automobilfahrt von Peking nach Paris begleitete und über ihre gemeinsamen Erlebnisse an den Mailänder „Corriere della Sera“ berichtete, — Berichte, die ja dann in alle größeren Tagesblätter Europas übergegangen sind. Kurz vorher hatte er einer Reihe von Sitzungen mit dem bekannten italienischen Medium, der Neapolitanerin Eusapia Paladino, beigewohnt und über seine Erfahrungen hierbei in dem genannten Mailänder Blatt eine längere Serie von Artikeln veröffentlicht, die später unter dem oben angegebenen Titel in Buchform erschienen sind. Barzini hat solchen mediumistischen Sitzungen mit Frau Eusapia sowohl in Mailand als auch in Genua angewohnt. Die, die in Genua stattfanden, sind deshalb besonders wertvoll, weil sie von dem dortigen Psychiater Professor Enrico Morselli geleitet wurden. Mit ihnen wollen wir uns ein wenig beschäftigen.

Außer Morselli waren noch anwesend Dr. med. Venzano, praktischer Arzt in Genua, ferner der Journalist Barzini als Berichterstatter, der Maler Berisso und dessen Gattin, in deren Wohnung

*) Zu beziehen durch: „Luce e Ombra“, Rivista di Scienze Spiritualiste Milano-Via Cappuccini 18 (2 Lire).

— diese befindet sich im fünften Stockwerk eines großen Genueser Palazzo — die Sitzungen stattfanden, und ein paar Geladene, die natürlich alle dem Hausherrn sehr genau bekannt waren.

Man betrachte nun eine Skizze des Sitzungsraumes:

In der linken unteren Ecke ist der Vorhang VV angebracht und bildet dahinter das Kabinett, in dem nur ein Stuhl A steht, auf dem verschiedene Gegenstände liegen, von denen später die Rede sein wird.

Oben links die einzige Türe zum Lokal. Vor dem Vorhang steht der Sitzungstisch T. Um denselben herum neun Stühle. Auf Stuhl M nimmt Morselli Platz, auf Stuhl E Eusapia, auf Stuhl B Barzini. Oben neben der Türe steht der Spiritusofen. Rechts unten befindet sich ein isoliert stehender Schemel S. Ganz unten dicht an dem dort befindlichen Fenster ein Seitentisch.

In dem nun folgenden Sitzungsbericht wird auf alle hier erwähnten Dinge Bezug genommen.

Die erste Sitzung begann damit, daß das Medium von Professor Morselli bis auf die Knochen untersucht und dann gewogen wurde. Dies geschah auch bei den späteren Sitzungen. Dann wurde die Türe abgeschlossen. Die Beleuchtung des Sitzungsraumes geschah bei Beginn durch eine gewöhnliche sechzehnkerzige Glühlampe. Wurden die Phänomene stärker, so wurde diese gelöscht und eine grüne oder rote Glühlampe eingeschaltet. Wollte man noch weniger Licht, so begnügte man sich mit dem schwachen Lichtschein des an der Türe stehenden Spiritusofens. Die beiden Hände des Mediums wurden während der ganzen Sitzung von den neben ihr sitzenden Herren — links von Morselli, rechts von Barzini festgehalten. — Es wird Kette gebildet.

Die Phänomene beginnen damit, daß der Sitzungstisch sich wiederholt hebt und etwa dreißig Zentimeter vom Boden entfernt mehrere Sekunden lang in der Luft schweben bleibt. — Der im Kabinett stehende Stuhl, auf dem sich verschiedene Gegenstände: ein Glockenspiel, eine kleine Trompete, eine gefüllte Wasserkaraffe und ein Glas befinden, rutscht mit allen diesen Dingen langsam aus dem Kabinett heraus auf Morselli zu. — Der Vorhang des Kabinetts bläht sich auf, wie wenn Windstöße hineinbliesen. —

Plötzlich ruft das Medium: Achtung! Und siehe da: die auf dem Stuhl befindliche Wasserflasche schwebt, von un-

sichtbaren Händen getragen, mitsamt dem Glas aus dem Vorhang heraus auf den Tisch zu, dann wieder auf den Stuhl zurück, sodann wieder auf den Tisch, wo sie nun beide neben Barzini stehenbleiben. — Morselli fühlt den Druck einer großen Hand an seinem rechten Arm. Aus der Stellung der Finger muß er auf eine rechte Hand schließen. Die rechte Hand des Mediums kann es nicht sein, denn diese wird ihm gegenüber von Barzini festgehalten. — Plötzlich ertönt wieder der Ruf des Mediums: Achtung! Die grüne Lampe, deren Unterbrecher Morselli in seine Tasche gesteckt hat, um sie, wenn nötig, rasch einschalten zu können, flammt unerwartet plötzlich auf, erlischt dann wieder, flammt wiederum auf und erlischt wieder, ohne daß sich das Geräusch des Ein- und Ausschaltens vernehmbar macht. Schließlich bleibt die Lampe brennen. Sofort beschwert sich das Medium ganz erregt über das zu starke Licht. Morselli greift in seine Tasche, um die Lampe auszudrehen Aber seine Tasche ist leer, der Unterbrecher ist verschwunden! Bei näherer Untersuchung findet sich der Unterbrecher mit dem Leitungsdraht verbunden mitten im Zimmer liegend.

Bei jedem Aufflammen und Erlöschen der Lampe machte das Medium — wie Barzini deutlich beobachten konnte — mit dem Zeigfinger der rechten Hand eine synchrone Bewegung. Dieser Synchronismus der Finger-, Hand-, Arm- und Fußbewegungen, die das Medium gelegentlich macht, mit den Bewegungen von Gegenständen, die beliebig weit von ihm entfernt sind, ist eine bei Eusapia und auch bei andern Medien allgemein beobachtete Erscheinung. Wenn man bedenkt, daß Eusapia bei diesen Bewegungen sehr häufig einen Gesichtsausdruck annimmt, wie wenn es sich für sie dabei um eine gewaltige Energieanstrengung handelte, wie sie denn auch nach den Phänomenen sehr oft eine vollständige Erschöpfung bemerken läßt, so kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß das Zustandekommen der Phänomene auf einer Art Fernwirkung beruhen müsse. Aber freilich, wie soll man sich solche Fernwirkung vorstellen? Vorläufig bleibt nichts anderes übrig, als die Beantwortung dieser schwierigen Frage dem Nachdenken deren zu überlassen, die sich für dieses Problem interessieren.

Wie löst nun Eusapia diese Frage?

Von einer Fernwirkung, die von ihr ausgehen soll, will sie nichts wissen. Ihre Lösung des Problems ist viel einfacher. Sie sagt jedem, der sie darüber frage, daß es ein gewisser John King sei, der alle diese Phänomene hervorbringt Wer ist John King? John King ist ein für gewöhnliche Augen unsichtbares Wesen, das Eusapia im Trancezustand oft gesehen haben will, eine Art Schutz- und Kontrollgeist des Mediums. Dies steht für Eusapia unabänderlich fest. Was ist da zu tun? Während der Sitzungen selbst sollte man stets auf den Ideengang des Mediums eingehen, und zwar namentlich in bezug auf die Geisterhypothese. Tut man dies, so fördert man dadurch die Entwicklung der Phänomene wesentlich. Tut man es dagegen nicht, sagt der Sitzungsleiter der überzeugten Spiritistin Frau Eusapia direkt ins Gesicht: „Dein John King ist weiter nichts als ein Geschöpf deiner Einbildung. Laß uns in Ruhe mit deinem Geisterglauben! Wir sind keine Spiritisten, sondern Männer der Wissenschaft!“ — dann, ja dann stößt man eben das Medium vor den Kopf, kränkt dies hochgradig sensitive Wesen, und die Phänomene nehmen eine für die Sitzungsteilnehmer sehr unangenehme Form an, oder — der gewöhnliche Fall — sie bleiben ganz aus. Bei einem Medium vom Schlage Eusapias, bei dem doch nur physikalische Phänomene auftreten, ist es unbedingt er-

forderlich, wenigstens während der Sitzungen Spiritist zu sein. Viele, und darunter hervorragende Männer der Wissenschaft, sind es bekanntlich auch schon vor und nach den Sitzungen. Während der Sitzungen aber sollten es alle Teilnehmer sein. Man vergibt sich dadurch ja nichts. Es ist ja weiter nichts als eine kleine Komödie, die man dem Medium zuliebe spielt, um es bei guter Laune zu erhalten.

Kehren wir nach dieser Abschweifung zu unserer Sitzung in Genua zurück. Die Beleuchtung ist jetzt nur noch die, welche der brennende Spiritusofen zu geben vermag. Der Stuhl, der mit seiner ganzen Last aus dem Kabinett herausgerutscht war, ist wieder an seinen alten Ort zurückgekehrt. Jetzt kommt er zum zweitenmal hervor, diesmal von seiner früheren Last befreit. Er bewegt sich rasch. Aus dem Kabinett herausrutschend bleibt er direkt hinter Morselli stehen, kehrt dann wieder unruhig ins Kabinett zurück, um einen Moment später wieder daraus hervorzukommen. Die Kontrolle der Hände des Mediums ist unverändert dieselbe. Jetzt kommt der Stuhl fliegend, die Lehne voraus. Fliegend passiert er vorsichtig um Morselli und das Medium herum und streift den rechten Arm Barzinis. Dieser kann sich nicht enthalten, mit seiner freien rechten Hand auf den schwebenden Stuhl zu drücken. Er empfindet bei diesem Druck einen elastischen Widerstand, geradeso, wie wenn der Stuhl von einem kräftigen Arm gehalten würde. Der Stuhl stellt sich dann wieder auf seine Beine und begibt sich rutschend auf seinen alten Platz zurück. — So kindlich alle diese Phänomene der guten Eusapia sind, so sind sie doch sehr merkwürdig.

Wir haben oben zwei Gegenstände erwähnt, die ursprünglich auf dem Stuhl im Kabinett lagen: ein Glockenspiel und eine Trompete. Diese Gegenstände kommen jetzt ebenfalls schwebend aus dem Kabinett hervor, berühren die Hände der Zunächstsitzenden und kehren dann wieder zurück. Barzini kann die Bemerkung nicht unterdrücken, das Glockenspiel hätte ihm dabei ganz den Eindruck eines dressierten Tierchens gemacht.

Inzwischen ist das Medium in Trancezustand verfallen. In diesem Zustand redet es mit ungewohnt tiefer Stimme und duzt alle, mit denen es spricht. Das komische Gebahren des Glockenspiels hat allgemeine Heiterkeit hervorgerufen. Das Medium lacht, die übrigen Anwesenden lachen, und der Tisch, an dem sie sitzen, lacht ebenfalls. So scheint es wenigstens. Er hat sich erhoben und schüttelt sich in der Luft. Barzini meint, das Lachen des Mediums hätte sich auf den Tisch übertragen. Die Heiterkeit des Tisches versetzt natürlich die Anwesenden in noch größere Heiterkeit. Man ruft: der Tisch lacht! Da erhebt sich der Tisch zum zweitenmal, diesmal volle vierzig Zentimeter über dem Boden und schüttelt sich dann noch kräftiger als zuvor.

Der Tisch kehrt wieder zum Boden zurück und nimmt seine gewohnte würdevolle Haltung an. — Eusapia fordert Barzini auf, mit seiner einen freien Hand über ihren Kopf zu streichen. Dieser tut dies und kommt dabei mit unsichtbaren beweglichen Fingern in Berührung. Er macht Professor Morselli hierauf aufmerksam, der nun ebenfalls mit der Hand über Eusapias Kopf streicht und dabei dieselbe Berührung empfindet. — Jetzt bläht sich der Vorhang auf, wie wenn er von unsichtbaren Händen von innen nach außen getrieben würde. Eusapia sagt den Anwesenden, sie fühle sich gedrängt, eine Ortsveränderung vorzunehmen. Es wird infolgedessen der Sitzungstisch um neunzig Grad gedreht, worauf die Sitzung ihren Fortgang nimmt.

Nach dieser Situationsveränderung beginnen nun die Phänomene von der

Seite des andern Tisches her aufzutreten. Leider fehlt hier der Raum, auch diesen zweiten Teil der Sitzung zu beschreiben. So bedauerlich dies ist, — ich muß mich fügen. Deshalb nur noch ein paar Worte über den Schluß der Sitzung.

Man macht hell und schließt die Türe auf. Eusapia ist ganz erschöpft und niedergeschlagen. Man bedeckt ihr Gesicht mit Kissen, um ihre Lichtscheu allmählich zu beseitigen. Da! — man glaubte schon, alles sei zu Ende — schwebt ein schweres bronzenes Kunstwerk, das mitten im Zimmer auf einem Schemel steht, auf Eusapia zu, entfernt sich dann wieder und kehrt wieder zu ihr zurück, beständig schwebend, ohne den Boden zu berühren. Dies war dann wirklich das letzte Phänomen. Man führt jetzt das ganz zusammengesunkene Medium in das Vorzimmer, in dem eine Brückenwage bereit steht. Vor der Sitzung wog Eusapia 62,2 Kilo. Nachher scheint ihr Körper beträchtlich leichter zu sein. Die Differenz ist so groß, daß Morselli beschließt, die gefundene Zahl nicht ins Protokoll aufzunehmen. Soviel über die erste Sitzung, die dreidreiviertel Stunden dauerte.

* * *

Über die übrigen fünf Sitzungen nur wenige Worte! Aus dem Kabinett kamen für kurze Augenblicke sichtbare und greifbare weiße Hände hervor, die, wenn man sie anfaßte, sich in sich selbst auflösten. Man machte ferner die Beobachtung, daß der Inhalt der während der Sitzung geführten Gespräche die Phänomene herbeizuführen schien. Sprach man von Levitation, so hob sich der Tisch. Als Barzini einmal auf den Tisch gestiegen war, um von oben herab in das Kabinett zu blicken, hob sich der Tisch mit ihm und blieb einige Sekunden in der Luft schweben. Und ähnliches mehr. Seit jenen sechs Sitzungen tritt Professor Morselli mit voller Überzeugung für die Realität dieser Phänomene ein, die er vorher hartnäckig bestritten hatte.

Ludwig Deinhard

(Wir würden es freier Geister für unwert halten, wollten wir das weite Gebiet des Okkultismus in unserer Zeitschrift einfach ignorieren, weil sich seine Phänomene noch nicht ohne weiteres in unser gewohntes Weltbild einfügen lassen.

Die Redaktion)

Italiens Stellungnahme zu den Balkanfragen

Österreich-Ungarns Eisenbahnpolitik, welche die Schmalspurbahnen Bosniens mit dem Verkehrsmittelpunkt Mitrowitza verbinden will, geht mit energischen Schritten vorwärts. Die Trassierung der Sandschakbahn von Uvac über Novibasar nach Mitrowitza hat unter Leitung eines Oberingenieurs der orientalischen Eisenbahnen, je zweier Ingenieure vom türkischen Generalstab und vom Bautenministerium in Konstantinopel begonnen und soll binnen zehn Monaten zu Ende geführt sein. Die Kosten des Bahnbaus selber sind auf fünfzig Millionen Franken veranschlagt und sollen von der Wiener Hochfinanz aufgebracht werden. Der italienische Abgeordnete De Marinis hat in der Kammerdebatte dargelegt, wie die Linie Wien—Serajewo—Soloniki nur einen kleinen Teil des großartigen wirtschaftlichen Programmes ausmache, welches Österreich-Ungarn und das Deutsche Reich behufs Eröffnung neuer Märkte für die Industrie im Gebiet

des Osmanenreiches in Europa und Asien verfolgen, ohne dabei Verträge oder fremde Rechte zu verletzen. Das Deutsche Reich hat die türkische Armee reorganisiert und nach Ausrüstung mit den besten Waffen auf eine bewunderungswürdige Höhe der Schlagfertigkeit gebracht; wissenschaftlich wie handelspolitisch ist deutscherseits das Türkenreich von der Adria bis zum Persergolf durchforscht. Italiens Interessen sind dadurch nicht im mindesten alteriert worden. Griechenland läßt es sich angelegen sein, seine Larissalinie bis Saloniki zu verlängern, eine Kleinigkeit von knapp neunzig Kilometern. Diese Strecke interessiert auch die Türkei, die beim letzten Krieg große Schwierigkeit hatte, ihre Truppen an die Grenzen Griechenlands zu bringen.

Unter diesen Umständen scheint es ausgeschlossen, daß Sultan Abdul Hamid die Genehmigung zum Bau dieser Linie verweigere. Die griechischen Gesandten in Wien, Rom und Konstantinopel, die Herren Manos, Mizzopulos und Gryparis haben sich mit Feuereifer für dieses Bahnstück eingesetzt, und der Präsident der griechischen Eisenbahngesellschaft Georgiades verspricht sich davon für den Fremdenverkehr wahre Wunder. Auch das Deutsche Reich besitzt an dieser direkten Verbindung ein hervorragendes Interesse wegen der Abkürzung der Reise nach Ägypten und Ostindien über Port Said. Von Port Said über den Piräus und Athen würde gegenüber Brindisi und Bologna eine Ersparnis an Zeit bis Berlin und Hamburg von zwanzig, bis Wien von vierundzwanzig, bis Petersburg und Moskau von sechsundzwanzig, bis Brüssel von vierzehn, bis Calais von acht und bis Paris immer noch von fünf Stunden direkt erzielt. Dazu kommt, daß seeuntüchtige Reisende das von häufigen Stürmen heimgesuchte jonische Meer gerne meiden. Ist erst Griechenland durch das Bruchstück Larissa—Saloniki mit der Station „Thermopylen" an das internationale Eisenbahnnetz angegliedert, so will Georgiades Griechenland zum Stelldichein aller von und nach Ägypten reisenden Fremden machen. —

Im Parlament ließ das amtliche Italien ankündigen, daß es seinen Einfluß zugunsten der Selbständigkeit der Balkanvölker geltend machen wolle. Zwischen Serbien und Italien besteht seit Jahren ein Geheimbündnis, und wohl ebenso lange eine Vereinbarung mit Montenegro. Diese Abmachungen bewirkten im Verein mit den Agitationen der Irredenta die jahrelange Spannung zwischen Österreich und Italien, woraus die französische Diplomatie des Mr. Camille Barrère in Rom geschickt Nutzen zu ziehen wußte. Durch die aufrichtigen Bemühungen der beiderseitigen Regierungen ist jetzt endlich ein freundlicheres Verhältnis eingetreten, um dessen Zustandekommen der Fürst-Reichskanzler sich als „ehrlicher Makler" nicht geringe Verdienste erwarb. Daß diese Lösung ein Erzeugnis der Diplomatie ist und nicht an der Herzenswärme und am brüderlichen Vertrauen der Völker diesseits und jenseits des Adriameeres reifte, muß allzeit berücksichtigt werden, um Enttäuschungen zu vermeiden. Serbien nun erstrebt die Befreiung aus der handelspolitischen Abhängigkeit von Österreich-Ungarn; um der angeblich unerträglich gewordenen Bedrückung durch die magyarischen Agrarier und der umklammernden Eisenbahntarifpolitik der österreichungarischen Bahnen zu entgehen, sucht Serbien durch die neue Donau-Adria-Transversalbahn einen Hafen am Adriameer (Dolcigno) zu erreichen, sich damit wirtschaftlich unabhängig von Budapest zu stellen und für seine landwirtschaftlichen Produkte: Getreide, Rinder und Schweine, einen freien Absatz zu finden. Im geheimen schmeichelt sich Serbien

wohl auch mit dem Gedanken einer Wiederaufrichtung des großserbischen Reiches. Italien aber begünstigt die lateinisch-slawische Transversalbahn von der Donau bei Turn-Severin über Nisch und Prizrend nach Montenegro, bis Dolcigno oder Antivari, weil es auf dieser Eisenbahn die Erzeugnisse seiner oberitalienischen Textilindustrie in die Balkanstaaten und bis nach Rumänien einzuführen vermag. Das Konzessionsgesuch des serbischen Ministerpräsidenten Pasic bei der hohen Pforte um den Bau der Transversalbahn ist darum sofort durch den italienischen Botschafter Imperiali in Konstantinopel unterstützt worden. Rußland, Frankreich und England schlossen sich in gleichlautenden Noten befürwortend dem italienisch-serbischen Eisenbahngesuche an. Um den zehnten April herum hat sodann Tomaso Tittoni in der Consultà zu Rom im Verein mit französischen Finanzmännern die neue Linie „finanziert“: Rußland, Serbien, Montenegro und Italien erscheinen als die Garanten; das Geld zum Bahnbau im Betrag von achtzig Millionen Franken soll zur Hälfte von Frankreich und zur Hälfte von Italien aufgebracht werden.

Die Reformvorschläge Großbritanniens für Makedonien haben alsbald die jubelnde Zustimmung Bulgariens und Montenegros gefunden. Der schlaue Koburger in Sofia hat sofort herausgefunden, daß die Einsetzung eines unabhängigen Generalgouverneurs von Makedonien die endgültige Loslösung dieses reichen Landes von der Türkei anbahnen soll, so daß innerhalb absehbarer Zeit die drei Wilajets Makedoniens, wie vordem Ostrumelien, von dem mächtig aufstrebenden und kriegstüchtigen Bulgarenvolke erobert werden könnten. Italien hat den Vorschlag Sir Edward Greys nicht angenommen, wohl aber das Reformprojekt Rußlands. Des Moskowiters Mäßigung ist anerkennenswert: er will Zeit gewinnen; denn er vermag so bald nach den Tagen von Mukden und Tschuschima größere Forderungen nicht mit Waffengewalt zu ertrotzen. Diese weise Selbstbescheidung kommt dem allgemeinen Frieden wohl zu statten. Den Balkanwirren durch eine energische Reformtätigkeit unter Wahrung der Souveränität des Padischah am Goldenen Horn ein Ende zu bereiten, — das bildete den Hauptzweck der Beratungen zwischen dem Fürsten-Reichskanzler und dem Baron Lexa von Ährenthal in Wien. Die Anschauungen Deutschlands decken sich mit denen Österreich-Ungarns. Beide Mächte scheinen fest gewillt, zur Erhaltung des Weltfriedens die Gegensätze abzuschwächen, die Verwicklungen in Güte zu lösen und die Aufteilung der Türkei hintanzuhalten. Italien seinerseits will die Reformarbeit in Makedonien ehrlich fördern, insbesondere auch die Verbesserung der Justiz ins Auge fassen. Als Nachfolger im Oberkommando über die dreiundfünfzig fremdländischen Offiziere der internationalen Gendarmerie — das Deutsche Reich beteiligte sich nicht an dieser Einrichtung — hat das italienische Kriegsministerium für den verstorbenen General De Giorgis alsbald den General Mario Nicolis di Robilant ernannt. Der bisherige Kommandant der Brigade Basilicata ist ein Geschwisterkind des verstorbenen Ministers Robilant, welcher als erster mit Österreich und dem Deutschen Reiche den Dreibund abschloß. Robilant lebte als Militärattaché unter Lanza mehrere Jahre lang in Berlin und gehörte zu den Abgesandten Italiens beim letzten Friedenskongreß im Haag, wo er dem deutschen Botschafter Freiherrn Marschall von Biberstein nahetrat. Robilant hat sich unverzüglich auf seinen Posten nach Saloniki begeben.

Italien betrachtet das Land Albanien als seine natürliche Einflußsphäre; es

trirt für die geschichtliche und nationale Einheit der fünf albanesischen Wilajets ein und bemüht sich um den Bau der Eisenbahn von Vallona nach Monastir, wodurch Konstantinopel auf dem kürzesten Wege mit dem Adriameer und den süditalienischen Stapelplätzen, wie Bari, Barletta, Brindisi und Taranto, verbunden wird. Italien hat seinen Handelsverkehr mit Albanien und Makedonien im letzten Jahrzehnt verdreifacht.

Das jüngste Ereignis auf dem Balkan jedoch ist das Auftreten Griechenlands. Sein Ministerpräsident Theotokis nahm Makedonien für die griechische Nation in Anspruch, weil dort nach der Mehrzahl Griechen in kompakten Massen beieinander wohnen. Die alten Rechte auf Epirus wurden ebenfalls öffentlich verkündet; sie gehen neben denen auf Kreta, Chios, Lesbos und die anderen Inseln her. Zum Schlusse wurde angekündigt, daß Griechenland aus seiner Isolierung heraustrete und seine Regierung einen namhaften Kredit vom Parlament erbitte, um den französischen Admiral Fournier in seinen Dienst zu nehmen, der Griechenlands Kriegsflotte alsbald neu zu organisieren habe.

Bisher hat Italien seine längst dringlich gewordene Heeresreform und die Neubewaffnung seiner Artillerie, dazu den Ausbau der Kriegsflotte — für diese Posten wird insgesamt eine Milliarde Franken gefordert — von Jahr zu Jahr verschoben, weil es sich als Mitglied des Dreibundes und gleichzeitig als Freund der verbündeten Westmächte in einer Schaukelpolitik besonders geborgen fühlte. Die äußerste Linke im Parlament hat bisher sogar alle Aufwendungen für Heer und Flotte als „unproduktive Ausgaben“ verabscheut und nach Kräften einzudämmen versucht. Dadurch war Italien dem Spiel der Weltpolitik in unzureichender Wehr preisgegeben. Allein die Radikalen, Republikaner und Reformsozialisten sehen jetzt ihr Unrecht ein: die auswärtige Politik ist nicht ein Katheder für theoretische Maximen, moralische Grundsätze und Ideen zum ewigen Frieden, sondern ein Kampfplatz, wo selbst der Kluge und Redliche nur soviel Recht zu erlangen vermag, wie er durch eigene Kraft und durch den Rückhalt bei guten Freunden und bewährten Verbündeten zu ertrotzen vermag. Diese vollständige Schwenkung der äußersten Linken anläßlich der internationalen Politik Italiens auf dem Balkan bedeutet die parlamentarisch einhellige Zustimmung zum Rüstungsprogramm der Regierung: Handelsbetrieb, Waffen und starke Schiffe gehören von alters her zusammen; das moderne Italien hat diese politische Weisheit aus der glorreichen Geschichte seiner Republiken Venedig und Amalfi, Genua und Pisa gelernt.

Spectator alter





Glossen

Das Virchow-Denkmal

Der Kaiser hat seine Einwilligung zur Aufstellung des Virchow-Denkmals in Berlin versagt.

Die hunderttausend Hofschranzen in Preußen sagen, es sei dies geschehen, weil Seine Majestät künstlerische Bedenken gegen das Monument haben.

Wir wollen das künstlerische Moment lieber weglassen, denn ein Denkmal, das neben all den Plattheiten und Geschmacklosigkeiten nicht aufgestellt werden könnte, ein solches Denkmal existiert nicht.

Kein italienischer Marmorist hat jemals einen solchen Dreck gemeißelt, daß er das heutige Berlin noch verunzieren könnte.

Außerdem sprechen viele Gründe dafür, daß dieses Virchow-Denkmal gut ist. Die Ablehnung beweist es schon allein.

Aber auch de gustibus imperatoris non est disputandum, und uns Süddeutschen kann es herzlich wurstig sein, was Seiner Majestät gefällt.

Wenn wir nur nichts geschenkt kriegen.

Dagegen möchten wir freundnachbarlich auf einige Empfindungen hinweisen, die hier wieder einmal in respektabler Weise verletzt worden sind. Findet sich in der Umgebung des Kaisers niemand, der ihm sagt, daß man nicht unnötigerweise den Ruf eines Künstlers gefährden, daß man ihn nicht ohne Grund schädigen soll; macht den Kaiser niemand aufmerksam, daß der Bildhauer seine Zeit, seine Arbeit und manche Hoffnung verloren sah, als die „Einwilligung versagt wurde"? Erinnerte den Herrscher niemand daran, daß er nicht selten auf höfliches Schweigen rechnete, wenn es sich um Kunstwerke handelte?

Haben die Amerikaner die Friedrichsstatue ins Wasser geschmissen?

Schauten die Italiener dem geschenkten Goethe ins Maul?

Und nahmen nicht so und so viele geschmackvolle Menschen mit säuerlichem Lächeln jenes Bild in Empfang „Völker Europas, wahrt eure heiligsten Güter"? Und hingen es an eine stille Wand?

Gibt es nicht Forderungen des Taktes, die sehr viel stärker sind als schlecht fundierte Kunstbegriffe?

Jeder rechte Künstler würde gerne, das Dynamit bezahlen, das zur Sprengung verschiedener Monumente nötig wäre, — aber er geht vorüber und denkt sich was. Der Kaiser konnte das gleiche tun und bei seinen Automobilfahrten das Virchowdenkmal übersehen.

Aber nein!

Es war notwendig, einen Künstler um die Arbeit zweier Jahre zu bringen! Die Entscheidung wirkt noch wohltuender, wenn man weiß, daß der Kaiser das von ihm verschmähte Monument nie gesehen hat.

Er kannte es nur nach einer Photographie.

Wie man denn Plastiken am besten nach Reproduktionen beurteilt, wenn man ein starkes, künstlerisches Empfinden hat und sich über andere stellt.

L

Der liebliche Stil

Der liebliche Stil ist von Matthias Claudius in seinem Geburtsjahr 1743 oder etwas früher erfunden worden und ist nach mehr als anderthalb Jahrhunderten noch ebenso jugendfrisch wie einst.

Diese Frische ist sogar sein Hauptcharakteristikum.

Der liebliche Stil geht nämlich von der Voraussetzung aus, daß die Menschen in zwei Gruppen zerfallen, die einen, die nie alt werden, und die andern, die nie jung waren. Sehr mit Recht nimmt er an, daß die Altgeborenen die natürliche Aufgabe haben, die andern zu erziehen.

Für diesen Zweck haben sie auch eine Eigenschaft vor den andern voraus: Da sie nie jung waren, können sie auch nie altern. So ist ihnen der auf die Jugend so eindrucksvolle Stil des frischgebliebenen Großpapas bereits in der Wiege geläufig. Von dieser Eigenschaft, auf das „ewig jung bleibende Volk" erzieherisch zu wirken, hat er auch den Namen des „volkstümlichen" Stils, stilus amoenus vulgaris.

Je nach Boden und Klima hat er sich in sehr unterschiedene Gattungen und Arten gespalten, die man nach der Zahl der Staubfäden systematisieren kann.

Wir müssen uns hier auf einige Hauptvertreter beschränken.

Ich führe den vermutlichen Stammvater aller übrigen an, den stilus pastoralis vulgaris. Die Pflicht, immer vor der Öffentlichkeit zu leben, immer überlegen, aber liebevoll, kurz, immer erzieherisch zu sein, hat ihn ausgebildet. Ein breiter, zum Überfließen geneigter Mund in einem ausgeprägt gutmütigen und meist nicht geistlosem Gesicht, Augen, die zum verständnisvollen Blinzeln neigen, ein lauter, ermunternder Ton der Stimme, Hände, die vom häufigen auf die Schultern schlagen groß und breit geworden zu sein scheinen . . .

Nahe Verwandte von ihm sind die auf ähnlichem Boden entsprossenen Stile: stilus patriarchalis nobilis und stilus magistralis communalis.

Entfernter stehen der stilus journalis ultimapaginus und der stilus grobianus excentricus.

Alle diese Arten wachsen vereinzelt im Gras und unter anderen Pflanzen.

Es gibt aber auch eine Sorte, die im großen kultiviert wird. Man zieht sie wie die Kohlpflanze auf dem Mistbeet vor und pflanzt sie dann auf wohl vorbereiteten, möglichst saftig gedüngten Boden aus. Diese Sorte nennt man den stilus paedagogicus popularissimus. Und eben dieser ist es, dessen Anzucht und Pflege Matthias Claudius entdeckte und einführte.

Er wird vielfach in Büchern für das Volk gezogen. Auch für die „Gebildeten". Dahin gehört zum Beispiel der stilus amorivitalis Boelschieus. Besonders üppig und in einer Art Reinzucht kommt der stilus paedagogicus popularissimus in Dorfzeitungen fort. In stark veredelter Form bezieht man ihn bei P. K. Rosegger. Er wächst auf saftigem Boden und hat davon ein etwas fettiges, manchmal klebriges Äußere. Blätter herzförmig; auf der Blattfläche bilden sich gern Flecken und Zeichnungen, die dem gemeinen Mann zu sinnigen Deutungen Anlaß geben. Die Blume steht halbgeneigt auf stets vielfach gewundenem Stengel. Auch die Blattstengel pflegen spiralförmig zu wachsen. Farbe himmelblau. Der etwas widerwärtige Duft lockt Scharen von Fliegen an, die für die Fortpflanzung höchst wichtig sind, weil sie den Staub der zahllosen Staubfäden abstreichen und auf die weiblichen Blüten tragen. Frucht von fadem, ein wenig sauersüßem Geschmack, der den menschlichen Mund in schräge Stellung zu ziehen pflegt.

Abbildung:

(Vorbemerkung: Der Anblick der Pflanze übt auf die verschiedenen Individualitäten sehr verschiedenartige, aber stets heftige Wirkungen aus; manchem greift er das Schamgefühl an; man muß sich also ein wenig überwinden.) Hier ist er trotzdem!

„Der Peter Rosegger" — man beachte das „der"; es ersetzt fast das „Holla, da bin ich" Kasperles — „der Peter Rosegger hat uns wieder ein Buch geschrieben" — „uns" — ich hoffe, er bekreuzigt sich! — „Ich hab' (statt „habe", die apostrophierten Formen deuten eine gewisse liebenswürdige Mutwilligkeit an) den Rosegger immer gern, aber gar so viel gern hab' ich ihn (bräutlich innig, lieblich schwärmerisch: „aber gar — so — viel — gern — hab' — ich ihn"), wenn er von seinem (die besitzanzeigenden Fürwörter, — oben schon: er hat uns ein Buch geschrieben — veranschaulichen die Innigkeit) Alpenvolk berichtet, und am allerliebsten, wenn er innig und sinnig (da haben wir's) uns dessen allerinnerstes Fühlen deutet ...... Heuer (die altertümlichen Formen zu bemerken, sie wollen das Heimliche, Trauliche geben), wenn ich mir die Bande nirnutziger Leut' (natürlich apostrophiert! „Bande" und „nirnutzig" aus dem Roseggerschen Titel, burschikos und humoristisch) anschau' (apostrophiert), die er da vor mir aufmarschieren ließ, „da war's eine Freud'". Aber „wenn's von der ordinären Eifersucht handelte, ... da hab' ich mir gedacht: Peter, die Leut' hätten besser kein Plätzel in deinem Buche gefunden; sie sagen uns nichts, ... was grad' aus deinem Volke und aus deinem Herzen käme. Und ich lese dich doch, um dein Herz reden zu hören! Aber da sind andre Geschichten drunter, da hab ich mächtig lachen müssen. Gut so, Rosegger, wenn du uns lachen läßt! Das haben wir arg nötig! ... Weißt du, Peter Rosegger. ... Wenn du von deinem Volke redest, da spricht deine Seele, da hast du deine Leser im Sack! Kannst dich drauf verlassen! ..."

Siehst du, Peter! Da hast du's, Peter! Ist deine eigene Schuld. Hab' immer gar so viel arg gefürchtet für dich, Peter. Das ist die Bande nirnutziger Leut', die du uns großgezogen hast. Das bepinkelt uns jetzt die ganze Literatur an den Wurzeln. Und es wird sich nach dir nennen, Peter. Kannst dich drauf verlassen.

Bonus

Der „Kunstgegenstand"

Das Wort könnte von einem Galanteriewarenhändler geschaffen worden sein. Jedenfalls ist es einmal da und bezeichnet eine bestimmte Kategorie von Dingen, die weder mit Kunstwerken noch mit Gebrauchsgegenständen irgend etwas zu tun haben, sich aber von der „Kunst" das Mäntelchen borgen, unter dem sie ihre ganze Schäbigkeit, Verlogenheit und Überflüssigkeit verstecken. Der Kunstgegenstand will ein bescheidener Stiefbruder des Kunstwerkes sein, er ist ein Bastard, er wendet sich ans „Volk", er vertritt die „Kunst für Alle".

Welchem Bedürfnis entsprechen diese unverwendbaren, jedes halbwegs erzogene Auge gröblich beleidigenden Dinge? Wer kauft sie, und wozu kauft man sie? Der kleine Mann, aber auch der „Gebildete" kauft Kunstgegenstände zu „Geschenkzwecken", weil ihm Vernünftiges doch nicht einfällt, und weil das Geschenk billig sein, aber dabei „nach etwas aussehen" soll. Der Kunstgegenstand ist eines der zahlreichen Erzeugnisse unserer grenzenlosen Heuchelei und Verlogenheit in gesellschaftlichen Dingen, er ist ein Geschöpf der gleichen Gesinnung, die überall den Schein der „Ver-

nehmheit" erwecken will und überall „mitmachen" muß, die beispielsweise für eine oder zwei Abfutterungen monatelang zusammen scharrt, die Wohnung auf den Kopf stellt und „repräsentiert", damit der Anschein erweckt werde, als gäbe es hier jeden Tag Kaviar. So stellt man sich Gegenstände hin und verschenkt sie, die sich zur Kunst verhalten wie ein Aschingerbrötchen zum Diner im Café de Paris, einzig, weil ihnen ein Simili-Abglanz von Luxus und von der fernen unbekannten Welt der Schönheit anhaftet.

Und warum gelingt es nicht, diese keineswegs so besonders billigen Gemeinheiten durch die ganz billigen Nachbildungen wirklicher Kunstwerke zu verdrängen?

Die Antwort auf diese Frage berührt eine sehr traurige und stets gerne mit Schweigen und Augenzumachen bedachte Seite unseres sozialen Lebens. Alles Reden und Schreiben über Kunst, alles krampfhafte Erziehen und Bilden des Geschmackes hat die Kluft, die zwischen den Instinktlosen und der Welt der Kunst nun einmal klafft, auch nicht um Haaresbreite verengert. Wer's leugnet, schwärmt oder lügt. Daß so etwas, wie der Kunstgegenstand da sein und immer wieder hervorgebracht und begehrt sein kann, ist ein untrüglicher Ausdruck für die heillose Angst der Allermeisten vor der „Kunst". Kunst ist etwas unheimlich Unverständliches und etwas Unbequemes, sozusagen eine Sache, die von einem verlangt, daß man sich erst die Hände wäscht. Das behagt den Leuten nicht, den Gebildeten so wenig wie den Ungebildeten, Ärmeren nicht und Wohlhabenden auch nicht. Aber dem Kunstgegenstand fühlt man sich innerlichst verwandt, er paßt in unsere Firniskultur, ins Zeitalter des großen Mauls, wo alles erst einmal etwas scheinen, manchmal vielleicht auch in zweiter Linie etwas sein will.

Es handelt sich um ein Geburtstags-, ein Hochzeitsgeschenk, um eine Abschieds-, eine Ehrengabe. Bei der verbreiteten Lieblosigkeit unseres Verkehrs kennt ja doch keiner des anderen wahre Wünsche und Neigungen; da bleibt als der Retter aus der Not: der Kunstgegenstand. Ein Kunstwerk kostet zu viel; auch weiß keiner: ist das nun gut oder schlecht, muß man es loben, muß man es tadeln? Reproduktionen abgestempelter und einwandfrei „schöner" Werke sehen nach nichts aus, und außerdem — es hängt an ihnen eben jener Hauch von Feierlichkeit und von Adel, von kühler Zurückweisung alles Plebejischen, den der Plebejer so haßt. Man fühlt sich getroffen; der eigne Ungeschmack knurrt wie ein kleiner stinkiger Satan jene Glorie von Geschmack an, die das Kunstwerk umstrahlt.

So läßt man sich denn von den eigenen Urinstinkten, die unter der dünnen Decke einer sogenannten Bildung und Erzogenheit nur schlummern und stets zur rechten Zeit wach werden, wenn der Mensch einmal hinter dem Rücken des unbequemen Lehrers „Kultur" für einen Augenblick sich selbst überlassen ist. Der geistig nackte Mensch — aber immer die Wenigen ausgenommen, denen eine Fee reine Instinkte in die Wiege legte, wofür sie auch nichts können, — der Mensch will das Scheußlichste. Er will nicht Kunstwerke, auch nicht, wenn du ihm das Haus damit einrennst, er will sein Geld loswerden für Kunstgegenstände.

W W



Verantwortlich: Für die Redaktion Hans Fischer (Kurt Aram), für den Inseratenteil Otto Friedrich, beide in München. — Verlag von Albert Langen in München. — Redaktion und Expedition: München, Kaulbachstraße 91. — Druck von E. Mühlthaler's Buch- und Kunstdruckerei AG. in München, Dachauerstraße 15

Die objektivste Behörde von der Welt

(Statt eines Leitartikels)



Die objektivste Behörde von der Welt ist die preußische Staatsanwaltschaft. Das ist offiziell gesagt worden. Aber trotzdem ist es wahr. Beispiel: die Fälle Harden, Bernstein, Eulenburg — bei welchen die Staatsanwaltschaft gewiß jede Einseitigkeit vermieden hat. Beweis:

Als Moltke die Staatsanwaltschaft ersucht, für ihn Anklage zu erheben, sagt sie: Die öffentliche Anklage ist falsch, die Privatklage ist das Richtige. Und später, nach Hardens Freisprechung, sagt sie: Die Privatklage ist falsch, die öffentliche Anklage ist das Richtige.

Sie klagt Bernstein an, weil er gesagt hat, Eulenburg sei so. Und später klagt sie Eulenburg an, weil er gesagt hat, er sei nicht so.

Sie schickt einen Polizeikommissar, damit er den Eulenburg erwischt, wenn er sich nicht in acht nimmt. Und sie sagt dem Eulenburg, daß der Polizeikommissar kommt, sodaß er sich in acht nehmen kann, damit er nicht erwischt wird.

Sie schickt dem Eulenburg Polizisten, welche ihn ins Gefängnis transportieren sollen, und einen Arzt, welcher sagt, daß er nicht transportfähig ist.

Der Oberstaatsanwalt sagt, Eulenburg ist ein Mann, den man lieben muß. Und später sagt er, Eulenburg ist ein Mann, den man vielleicht einsperren muß.

Der Oberstaatsanwalt beschließt, Ermittlungen anzustellen. Und er wendet sich nicht an den Ermittlungsrichter.

Der Oberstaatsanwalt sagt, er hoffe, daß Eulenburg nicht falsch geschworen habe. Damit drückt er zugleich die Hoffnung aus, daß die Zeugen Riedel und Ernst Meineid geleistet haben.

Und infolge der umsichtigen Tätigkeit der objektivsten Behörde von der Welt liegt nun die Sache so: Harden ist angeklagt, Bernstein ist angeklagt, Eulenburg ist angeklagt — von der Staatsanwaltschaft. Und die Staatsanwaltschaft ist angeklagt von der öffentlichen Meinung.

Objektiver kann man nicht sein.

Der „März“

Die deutschen Fürsten in Wien

Von Gothus



Wenn diese Zeilen im Druck erscheinen, ist das für den siebenten und achten Mai in Schönbrunn bei Wien geplante sechzigjährige Regierungsjubiläum des Kaisers Franz Josef bereits vorüber und hoffentlich, möchte man als Reichsdeutscher hinzufügen, alles gnädig abgelaufen.

Man hat sich diesmal nur an das Jahr gehalten, nicht an den Kalendermonat. Es war am zweiten Dezember 1848, daß der damals achtzehnjährige Franz Josef nach Verzicht von Oheim und Vater die Regierung übernahm.

Das fünfzigjährige Jubiläum ward in aller Stille gefeiert, da kaum zwei Monate vorher (am zehnten September 1898) dem ohnehin durch Familienunglück schwergeprüften hohen Herrn von einem Wahnsinnigen die schöne Kaiserin Elisabeth ermordet worden war. Das führt uns zu der rein menschlichen Seite der Sache. Niemand wird dem alten Gentleman an der Donau für den Rest seiner Tage etwas anderes als Gutes wünschen.

Aber die Sache hat auch ihre politische Seite, und von der wollen wir hier sprechen. Mögen die Schwierigkeiten, die der junge Erzherzog bei seinem Regierungsantritt vorfand, enorm gewesen sein und sich inzwischen immer noch mehr getürmt haben; die Geschichte, wenn sie eines Tages die Bilanz aufstellt, wird sie ganz gewiß auf der Kreditseite buchen, aber für das Fazit, will sagen für das Ausbauen eines klerikal-slawischen Staates an unserer

Südostflanke, weder des Kaisers bigotte Mutter, noch seinen jesuitisch gesinnten Erzieher verantwortlich machen, sondern ihn allein, der unter soviele Regierungsakte seinen Namen gesetzt hat.

Der historischen Chronik wird Franz Josef der Herrscher bleiben, unter dem Österreich-Ungarn zwei große Kriege samt wichtigen Provinzen verlor, aber 1878 Bosnien erwarb, das der Baron von Kallay dann in ungewöhnlich kluger und sicherer Weise binnen eines Vierteljahrhunderts zur blühenden Landschaft umschuf, sodaß jenes Fenster, aus dem die Bosniaken zuerst immer sehnsüchtig nach Serbien hinüberschauten, jetzt vielmehr von den Serben benutzt wird, um nach Bosna-Serai zu blicken. Viel Ähnlichkeit hat Franz Josef mit dem reaktionären Preußen Friedrich Wilhelm III, mit dem sein treues Volk soviel Ungemach ausbaden mußte. Aber die Preußen haben sich und ihn später wenigstens herausgehauen, sodaß der Seltne auf seine alten Tage die Talente und Kräfte eines mittelmäßigen Gutsverwalters betätigen konnte und bei Uneingeweihten außerordentlich populär wurde.

Uns bleibt Franz Josef der Mann, der drei Jahre nach seinem Regierungsantritt die von den Völkern Österreichs 1848 nach schweren Erschütterungen erlangte Reichsverfassung am zwanzigsten August 1851 abschaffte und im Januar darauf das in Europa überlebte „absolute" Regiment für seine Lande vorerst wieder einführte. Uns bleibt er der Mann, der, undankbar gegen die Verdienste des deutschen Elementes um Habsburg und zugleich die Notwendigkeit dieses geistigen Kittes für die habsburgische Verwaltung mißkennend, mit seiner Politik: auf Kosten der Deutschen die Slawen befriedigen zu wollen, indirekt auch uns Reichsdeutschen tiefe Wunden geschlagen hat. Diese Politik der sogenannten „Versöhnung" wurde bekanntlich vom Grafen Taaffe während seines zweiten Ministerpräsidiums (1879—93) eingeleitet, von ihm selber, seinen Nachfolgern Badeni und Thun durchgeführt und steht heute noch auf dem Programm. Die Vermutung liegt nahe, daß die diplomatisch niemals untüchtigen Österreicher durch den in das nämliche Jahr 1879 fallenden Bund mit dem Deutschen Reich uns die Hände glaubten gefesselt zu haben. Wir ähneln seitdem einem Bürger, der an seinem eignen Hause dem Einbrecher die Leiter hält. Es leben in den österreichischen Kronländern immer noch über neun Millionen mit uns gleichsprachiger Menschen, — nächst unsern eignen Kräften der stärkste Rückhalt, den wir in Europa kulturell

und wirtschaftlich haben. Die Teilnahmlosigkeit, mit der wir den verschiedenen Erdrosselungsversuchen an diesen Blutsbrüdern zuschauen, hat etwas höchst Verwunderliches. Das einzige durch sie erzielte Gute besteht darin, daß die Deutschen in Österreich zur Selbstbehauptung aufgerüttelt wurden, was den Willen kräftigt und den Charakter hebt. Aber da sie schlechterdings kein festes Recht erhalten, müssen wir uns fragen: Sind die Vorteile des Vorhandenseins des österreichisch-ungarischen Staatsgebildes für Deutschland so groß, daß wir den allmählichen, methodischen Abstrich vieler Millionen unsrer eignen Rasse in den Kauf nehmen können? Und wenn das heute scheinbar der Fall sein sollte, wird auch noch in fünfzig Jahren der Vorteil auf unsrer Seite stehn, nachdem sich Europa an die Zertretung von Deutschtum wie an etwas Alltägliches gewöhnt hat? Dieses ist das Ziel in Böhmen, wo der Sprachenstreit am heftigsten wütet: die zweieinviertel Millionen dort vorhandener Deutscher Mann für Mann durch Tschechisierung aufzuzehren. Darum hat Bismarck weitblickend schon gewarnt, bei der Anschauung österreichischer Verhältnisse nicht in Dogmatik zu verfallen. Dogmatisch wirkt es, wenn einzelne seiner gelegentlichen, opportunistisch gemeinten Worte nach zwanzig, dreißig Jahren zitiert werden, um von obenher unser deutsches Gewissen einzulullen, damit wir diese Dinge nur mehr noch vom „dynastischen" Standpunkt betrachten lernten. Ein deutscher Dynast, feineren Empfindens fähig und Wortprunk verachtend, würde sich dafür bedanken, Gastlichkeit in einem Hause zu genießen, wo seine Blutsverwandten ausgeplündert werden. Was in diesen selben Tagen in Böhmen vor sich geht, wäre hinreichender Grund, einen Besuch in Wien in letzter Stunde noch abzusagen. Die Welt kann kaum anders, als diesen Besuch, wenn er stattfindet, dahin zu deuten, daß die große Mehrzahl unsrer Bundesfürsten das Schicksal der Deutschösterreicher gutheißt, aber wir sind weit entfernt davon, das zu vertreten. In jedem Fall haben wir den Anspruch, in Schönbrunn am siebenten Mai ein ganz besonders diplomatisches Beispiel rednerischer Zurückhaltung und Anspielung von unserm Sprecher zu erwarten.

Freilich muß man ernsthaft versuchen, sich in die komplizierte Gemütslage des österreichischen Kaisers gegenüber dem Deutschtum hineinzuversetzen. Es ist zunächst ein Verhängnis eigner Art, daß gerade jenes Organ, das der deutschen Sprache als eines belebenden Umlaufsmittels genau so wie der menschliche

Körper des Blutes bedarf, die österreichisch-ungarische Armee, zugleich die Hegerin ausgesprochen deutschfeindlicher Tendenzen ist. Es dürfte kaum einen österreichisch-ungarischen Offizier geben, der, obschon deutsch redend, nicht ein Deutschenhasser wäre und heimlich oder offen dem Deutschen Reich jede Niederlage gönnte. Wer sich der Kriegsgeschichte erinnert, wird das nur natürlich finden. So mag für einen österreichischen Kaiser kaum ein schwereres Ding existieren, als Deutschland und vollends Preußen ehrlich zu lieben. Daraus mag eine gewisse Gleichgültigkeit gegen die Interessen des Deutschtumes als eines Kulturfaktors schlechthin entsprungen sein. Dem Bestreben, die gemeinsame Armeesprache zu vernichten und als den Anfang vom Ende in das magyarische Kontingent auch die magyarische Kommandosprache einzuführen, hat freilich selbst Franz Josef mit einer gewissen Zähigkeit widerstanden. Dafür läßt sich seine Regierung in Böhmen andauernd auf der Nase tanzen, nicht aus Schwäche, sondern aus Methode. Die Tschechen, die ihren Nationalitätenstreit weniger wie Männer als wie freche Frauenzimmer führen, mit jeder Sorte von skrupelloser Brutalität und hinterhaltiger Niedertracht, die profitwütig jeden Verwaltungsposten, den sie ergattern, sofort im rein tschechischen Sinn ausschlachten, haben dort gerade wieder einmal den Rechtsboden verletzt und suchen in rein deutschen Bezirken die tschechische Amtssprache durchzudrücken. Der Lärm des Kampfes, durch den plötzlichen Tod des deutschen Landsmannministers Peschka nur vorübergehend beschwichtigt, wird in die Kaisertage von Schönbrunn hineinschallen. Da lenkt ein gleichzeitiger Postskandal unsre Aufmerksamkeit in peinlicher Weise noch auf ein zweites Gebiet. Berlin ist neulich vierundzwanzig Stunden lang ohne die wiener Post geblieben, weil in Deutschbrod ein tschechischer Postbeamter sich herausgenommen hatte, die deutschen Aufschriften auf den betreffenden Postbeuteln zu streichen, sie durch tschechische zu ersetzen und dadurch unbestellbar zu machen. Wenn systematisch deutsche Ortsbezeichnungen in kerndeutschen Gegenden Böhmens, wie Hohenstein in Unctin, Rosenberg in Ruzoves tschechisiert werden, so bedeutet das, daß unsre nach Friedland oder Josefstadt gerichteten Briefe eines Tages nicht mehr ankommen werden, daß wir für Pilsen und Eger neue Worte schreiben lernen sollen, weil das Deutschtum dort stranguliert und erstorben ist, nachdem die Einführung der tschechischen Verkehrssprache durch ganz Böhmen hin nicht von der Gesetzgebung beschlossen, sondern durch renitente tschechische Beamte

unter Konnivenz der österreichischen Regierung aufgedrungen worden war, weshalb? Weil von Berlin aus niemals ein kalter Wasserstrahl, nach Wien abgelassen, den treuen Bundesgenossen warnte: „Dieser Unfug hört auf oder die Freundschaft."

In Schönbrunn haben sich nun vermutlich am siebenten und achten Mai anderthalb Dutzend unsrer Bundesfürsten, wie beabsichtigt zu sein schien, unter Anführung des Kaisers Wilhelm, eingestellt. Kopfschüttelnd las man: um dem greisen Kaiser Franz Josef zu „huldigen". Zu huldigen hat überhaupt kein Deutscher außerhalb unsrer Grenzen; das einzige, was eine Huldigung verdiente, aber nicht immer genießt, ist unsre Reichsverfassung. Waren die hohen Herren eingeladen worden? Hatten sie sich angetragen? Item, es scheint, wir müssen überall dabei sein, auch wo man uns heimlich zum Teufel wünscht, ganz wie gewisse ältere Angehörige nicht zu Hause sitzen können und immer mitgenommen sein wollen. Zum letztenmal präsidierte Franz Josef 1863 deutschen Fürsten auf dem frankfurter Tage, den Wilhelm I von Preußen — Baden-Baden war ja ganz in der Nähe — so brennend gern mitgemacht haben würde, um unter Gleichen der zweite zu sein. Damals mußte Bismarck stundenlang reden, bis er den König von seinem Vorhaben abgebracht hatte, und entlud seine innere Spannung nachher dadurch, daß er, in seinem Zimmer angelangt, eine Wasserkaraffe auf den Tisch paukte, sodaß sie in Scherben zersprang, zum Glück ohne ihn schwer zu verletzen.

Gewiß ist es gekrönten Häuptern gern zu gönnen, wenn sie sich in ihren Privatgemächern gegenseitig Monarch (auf deutsch Alleinherrscher) anreden, was sie tatsächlich nirgend mehr sind und Franz Josef nach Wiederherstellung einer parlamentarischen Verfassung, nach Verleihung des allgemeinen Wahlrechts für den Reichsrat noch weniger ist als der von Landtag und Herrenhaus, wie von der Gegenzeichnung seiner Minister abhängige König von Preußen. Indessen wird man gewisse böse Vorahnungen nicht los. Was werden uns am siebenten Mai die telegraphischen Agenturen beschert haben? Wie es in einem leicht erratbaren Nationalmuseum früher einmal zwei Schädel von Zriny gegeben haben soll — einen von dem in Sziget gefallenen Helden und einen von dem selbigen, „wenn sich noch war ganz kleines Bub", — so gibt es bekanntlich neuerdings auch zwei Zrinys für den Sprachgebrauch bei Tisch. Der eine, den die Geschichte kennt, war ein geborener

Kroat; der andere wurde vor ein paar Jahren bei einer Prunktafel durch Wilhelm II den erstaunten Ungarn als das Muster eines magyarischen Nationalheros aufgetischt. Wer die innige Liebe kennt, die sich zurzeit in Agram zwischen den genannten beiden muntern Völkchen austobt, wird sich unschwer die langen Gesichter denken, die jene Mitteilung in Pest hervorrief. Möchte es diesmal in Schönbrunn und post festum nicht noch längere geben! Möchte nicht schon wieder irgend etwas „beizulegen" und in Ordnung zu bringen sein! Dies ist der innige Wunsch, mit dem ein unverwöhnter Patriot jener Feier an der mittleren Donau entgegensah.

Hans Thoma und die Bibliothek August Scherl

Es ist immer eine mißliche Sache, es einzugestehen, daß man für etwas eingetreten ist, was einem im Grund der Seele höchst gleichgültig ist, aber es gibt nun einmal so Schlagwörter, deren Einfluß man sich nicht — das heißt ich nicht — immer entziehen kann; und unter dem Schlagwort „gute Bücher für das Volk, um die Verbreitung von Schundliteratur, die in vielen Kreisen so eine große Rolle spielt, einzudämmen" *), trat ich auch für die Idee des Scherlschen Unternehmens ein. —

Nun muß ich auch noch gestehen, daß ich von all den vielen Büchern, die genannt wurden, wohl kaum ein einziges gekannt habe — aber es schien mir auch das plausibel, daß man, nahe beim Schundroman anfangend, aufsteigen könnte bis zur Höhe, nun, sage ich einmal: Goethes oder Dantes.

*) Wir baten einige Herren, die sich so lebhaft für das neue Scherlsche Unternehmen einsetzten, um Auskunft, worauf sich eigentlich ihre so günstige Meinung gründe. Von Hans Thoma erhielten wir darauf diesen reizenden Brief. Auf die andern Briefe kommen wir im nächsten Hefte zurück.

Die Redaktion

Freilich war das kein gar fester Glaube in mir, und ich habe gewissermaßen die Erklärung mit verdünnter Tinte geschrieben, also in einer Art von Zweifel, den ich aber damit niederdrückte, daß ich mir sagte: nun, was kann dabei sein, es ist eines der vielen Unternehmen, die als volksbeglückend heut zutage treten. — Es kann ja nichts schaden — was gut gemeint ist, muß auch Gutes bewirken und so weiter und so weiter.

Bei alldem stehe ich persönlich auf dem Standpunkt, daß es garnicht gut ist, das Volk zum Lesen zu verleiten und dadurch einen großen Teil eignen und originalen Empfindens, was man doch da und dort im Volke zu seiner Freude noch findet, so zu verderben, daß einem die altbekannten, immer öder werdenden Phrasen überall wieder entgegentönen. —

Das Volk liest noch im Buche des Lebens und schöpft reiches Empfinden aus dessen Freud und Leid — und wenn es diesem Empfinden Ausdruck gibt, so ist er originell, wenigstens selbstgemacht, und so stimmt er oft ganz auffallend mit dem überein, was gerade die größten Geister im Grunde auch nur sagen konnten.

Auch der Überschwemmung mit Bildern zum Volkswohl stehe ich ein wenig als Zweifler gegenüber, jedoch darf ich hier nicht allzuviel sagen — man möchte sonst — mit Fingern auf mich zeigen. —

Über die Schauer- und Schundromane kann ich übrigens auch nicht so sehr empört sein, wie es sich für einen deutschen Bildungsmenschen von Rechts wegen gehört. — Freilich kenne ich diese Romane nicht genau, gelesen habe ich sie nicht, ich hüte mich auch, einen zu lesen anzufangen; denn ich kenne mich: ich würde ihn wahrscheinlich mit Spannung zu Ende lesen müssen, wie unser Dienstmädchen auch, obgleich ich weiß, daß er schlecht ist.

Daß Verbrechergeschichten Unheil und Dummheiten anrichten können, glaube ich wohl, aber ich denke, so ein sentimentales Dienstbotenherz braucht vielleicht diesen Fusel der Literatur, der es erregt, der ihm so groß vor die Augen führt, wohin Lieblosigkeit und Treulosigkeit führen — und wenn es selber schon irgendeine traurige Lebenserfahrung hinter sich hat, so tröstet eine gräßliche Geschichte es wohl — indem es denkt: nun so schlimm war es doch nicht bei meiner Affäre; in guten Herzen erwächst dann ein gesunder Haß gegen die Gauner des Romans.

Doch auch ich würde mich freuen, wenn edlerer Lesestoff eingeführt werden könnte, und ich freue mich, wenn man mir sagt, daß ein solches Unternehmen so ganz uneigennützig, nur zum Wohle unseres Volkes unternommen wird — und ich fühle wohl etwas wie eine Verpflichtung, mitzuhelfen, wenn man mich darum ersucht — denn wenn man ein ziemliches Leben lang so ganz egoistisch wie ich nur seiner Kunst gelebt hat, so schämt man sich leicht ein wenig all den Bestrebungen gegenüber, den vielen Menschen gegenüber, die so eifrig für das Wohl der Menschheit arbeiten.

Man möchte doch auch, wenn auch verspätet, und wenn es auch nicht viel ist, doch etwas zur Erziehung des Menschengeschlechtes beitragen.

Sie sehen, daß Ihre freundliche Anfrage, zu erfahren, wie es gekommen ist, daß gerade ich mit meinem — — — Namen für das Unternehmen eingetreten bin, mich zu allerlei Geständnissen verleitet hat.

An derlei Berechnungen, wie Sie sie in Ihrem Artikel aufstellen, habe ich freilich nie gedacht — mir hat edles Risiko immer noch imponiert! Sehr oft war es wie eine Regung des Mitleides, die ich mit den Verlegern hatte, welche den Mut hatten, Sachen von mir zu übernehmen, und ich habe soviel wie möglich durch Entgegenkommen es zu verhüten gesucht, daß sie empfindlichen Schaden erleiden. —

Wenn jemand mir sagt, daß er durch ein Unternehmen dem Volke eine Schenkung macht, so glaube ich ihm, ja ich bewundre ihn, da ich selber nie die geringste Lust hatte, etwas zum allgemeinen Wohl beizutragen. —

Auch bin ich mit der Welt, gerade wie sie ist, so zufrieden, daß ich nie die geringste Lust hatte, etwas an ihr verbessern zu wollen.

Die Schicksale, welche das Leben dem Menschen bringt, sind ja reich, und doch sind die Hauptsachen desselben — das Kommen, Sein und Gehen — von einer Regelmäßigkeit, daß einem schließlich alles andere nicht gar zu wichtig erscheint. — Was ist da viel zu verbessern oder auch zu verderben — das geht doch alles seinen Gang und kümmert sich nicht darum, ob wir damit zufrieden sind oder nicht.

Doch nun seien es aber genug der Geständnisse.

Das Scherlsche Unternehmen ist mir freilich wie immer recht gleichgültig, aber doch will ich in Zukunft mehr an das alte Sprichwort denken: „Was dich nicht brennt, sollst du nicht blasen." Je mehr ich versichere, daß ich von

gar vielen Sachen nichts verstehe, desto mehr werde ich als Sachverständiger herbeigezogen, gefragt und geplagt. — Ist das eine kuriose Welt!

In vorzüglicher Hochachtung

ergebenst

Hans Thoma

Italienische Reisen / Von Ludwig Thoma

In uns Deutschen steckt ein ungeheurer Bildungstrieb. Nicht der Trieb, irgendeine Sache gründlich zu wissen, sondern jener brennende Wunsch, alles zu einem ganz bestimmten Maße von Bildung Gehörende im Besitze zu haben zu scheinen. Diesem Zwange opfern wir Bequemlichkeiten, Gewohnheiten, unsere heimlichsten Instinkte. Diesem Zwange folgend verleugnen wir unsere Naturen, heucheln Interessen, unterdrücken wir unsere wahren Meinungen; kurz und gut, diesem inneren Triebe gehorchend reisen wir nach Italien.

In einer langen Reihe von schönen Tagen lügen Eltern ihren Kindern, lügen Gatten einander den unstillbaren Heißhunger nach der Kultur vor, die Fritz Bädeker, Inhaber der Firma Karl Bädeker in Leipzig, vermittelt; wochenlang verschweigen die gutgearteten Menschen ihr Heimweh nach Skat und Kaffeeklatsch; wochenlang leiden sie unter der Notwendigkeit, Eindrücke zu simulieren, falsche Worte zu finden für falsche Gefühle, und für alle entsetzlichen Bildungsqualen entschädigen nur die paar Stunden im Tage, in denen man begeisterte Ansichtspostkarten an jene Glücklichen schreibt, die daheimgeblieben sind.

Jawohl, es gibt Monate im Kreislaufe des Jahres, wo deutsche Kammgarnfabrikanten von Renaissanz sprechen und ihre Gattinen das Wort Tschinquetschento so nachlässig gebrauchen, als gehöre es zu ihrem täglichen Bedarfe.

Die Märtyrer ihres Bildungsanscheines haben sich den März und April als Leidenszeit erkoren.

Heiliger Donatello, du, dessen Werke sie mit ihren Blicken verunreinigen, heiliger Michelangelo, du, dessen behaute Steine sie mit ihren Redensarten besprengen, bittet für uns, auf daß ihnen der allmächtige Gott Frostbeulen an sämtlichen Extremitäten wachsen läßt, daß er ihre Gedärme verstopfe und ihre Bronchien entzünde.

* * *

Es ist unglaublich, welchen moralischen Zwang dieser Bädeker mit seinen zwei Kreuzen ausübt.

Er nötigt uns, minutenlang vor einem Bilde zu stehen und Mienenspiele zu treiben.

Da ist zum Beispiel diese Tribuna in den Uffizien.

Der Herr Kommerzienrat werden mir bestätigen, daß er mit Frau, Tochter und Sohn sich zwölf Minuten lang in dem Saal aufgehalten hat.

Weil die Frau Kommerzienrat kategorisch darauf besteht, vor jedem Doppelstern zwei Minuten zu bleiben; sie zählt langsam bis hundertzwanzig.

Aber nicht genug; wie man endlich draußen war, geht die Tochter zurück und stellt sich noch einmal vor Raffaels Leo X hin und zählt bis hundertachtzig.

Wollte sie ihrer Familie imponieren oder den anderen Leuten, ich weiß es nicht; jedenfalls hat sie sich in Florenz einen Augenaufschlag angewöhnt, den man geradezu hört.

Erlösend wirkt unser Sohn Fritz. Er hat den Mut, schlechte Witze zu reißen oder zu gähnen und rundweg zu erklären, daß er endlich aus den Uffizien heraus will.

Der Tschinquetschento — wie meinst du, Mamachen? — also meinetwegen, das Tschinquetschento kann ihm nicht imponieren; er findet nun mal nischt an diesen ewigen Madonnen, mit und ohne bambino, und Verkündigungen.

Er ist Reserveleutnant und hat das Recht, schnoddrig zu sein, und Mama ist ihm gegenüber schwach.

Ja, wenn der Herr Kommerzienrat sich einmal untersteht, vor hundertzwanzig wegzugehen, dieser strafende Blick!

Der ganze Tschinquetschento, in drei Teufels Namen! also das ganze Tschinquetschento schaut darin jammervoll zum Himmel.

* * *

In der Etruria bei unserm famosen Cesare. Es gibt auch in Italien schöne Momente. Diese gamberi, was Krebse heißt, diese Spargel, der insalata oder Salat; und maccheroni al burro, al sugo, der tonno arrosto.

Auf diese Weise lernt unser Kommerzienrat noch die Sprache Dantes.

Man muß ihn hören, wenn er zum Kellner sagt: „Cameriere, una minestra al brodo, doppo una bistecca con insalata verde!“

Es erweckt den Neid aller Landsleute, die erst zwei Tage in Florenz weilen.

Es ist reines Toskanisch.

Von einem Wohllaut, der unsern Kommerzienrat selbst so gefangen nimmt, daß er es noch hinter Bozen im Speisewagen an dem österreichischen Schani versuchen wird.

Fritz belächelt die italienischen Offiziere, die bei Cesare verkehren.

Schlapp.

Und wie sie spaghetti essen, um die Gabeln wickeln, einfach unmöglich.

Mama bespricht das Pensum des Vormittags.

Man war in zwei Kirchen, in S. Maria Novella und S. Croce, im Dommuseum und in den Uffizien.

Wir brauchen also heute nur mehr das Bargello zu machen und können dann morgen San Lorenzo, die Academia und Palazzo Pitti erledigen.

Schweißtreibende Arbeit, aber sie muß geschehen.

Frau Kommerzienrat nimmt ihren Bleistift und streicht im Bädeker das erledigte Pensum durch; sie betrachtet das Geschehene mit frohen Gefühlen. Das schwerste hätten wir nun bald hinter uns, uff!

Und da erklärt die Tochter, daß sie unter allen Umständen die Uffizien noch einmal besuchen müsse, und wäre es bloß wegen der Geburt der Venus von Sandro Botticelli!

Wie sie mimt!

Aber bitte dann nicht auf Papa zu rechnen; bei aller Bewunderung des Tschinquetschento darf man sich doch nicht übermüden.

Auch Fritz wird nicht mitkommen; fällt ihm doch gar nicht ein, den ganzen Bilderhaufen nochmal zu genießen; Mama muß wohl oder übel bei Papa bleiben, so gerne sie all das Herrliche wiedergesehen hätte.

Darum wird Lizzie allein gehen, den kopierenden Damen zuschauen, was ja eigentlich das Netteste ist, und, falls sie Publikum findet, vor ein paar besternten Ölgemälden in Versunkenheit geraten.

Das Mädchen hat wirklich eine rasende Begeisterung für das Tschinquetschento. Cameriere, il conto! Prego.

* * *

Die Bremse zieht an; der Zug hält im Anhalter Bahnhof.

Frau Kommerzienrat und Fräulein Lizzie steigen zuerst aus. Sie halten Orangenzweige in den Händen.

Schaffner, Gepäckträger, Passagiere, merkt es alle, daß die Glücklichen aus dem sonnigen Lande kommen!

Aber wie könnte es euch entgehen? Sie halten euch schon die Appelsinen so lange unter die Nasen, bis ihr sie als Italienfahrerinnen erkennt.

Und Lizzie ist noch so vollständig benommen von ihren florentinischen Eindrücken, daß sie zu dem Gepäckträger facchino sagt und eine vettura verlangt.

Pardon! Natürlich 'ne Automobildroschke . . ich bin noch ganz . . .

Auch Papa tut das Seinige, um südlich zu wirken.

Er hat den Hut verwegen nach hinten gerückt, die Hände in die Taschen gesteckt und trällert vor sich hin:

Santa Lutschi . . i a, Santa Lutschia.

Und dann ist man endlich wieder daheim. Nach sechs langen mühseligen Wochen wieder zwischen den eigenen vier geschmacklosen Wänden.

Kinder, tut das wohl!

Aus allen Rahmen grüßen die gemeinen Kitschbilder den glückseligen Kommerzienrat, die wieder auflebende Kommerzienrätin.

Nachmittags kommt Besuch.

Aber wie war es denn? Erzählt doch!

„Unsagbar schön! Nicht wahr, Papa?"

Herrlich!

Eine Fülle von Eindrücken. Man glaubt immer noch zu träumen; es ist beinahe zu viel, was da auf uns einstürmt! Wir werden noch lange brauchen, um all das Schöne in unserm Geiste zu ordnen."

Und lügen Sie so weiter, Frau Kommerzienrat!

Nächstes Frühjahr pilgert Ihre Freundin hinunter in die hesperischen Gefilde und wird genau wie Sie den armen Botticelli anglotzen, den unglücklichen Michelangelo bewundern und besprengen und besudeln.

* * *

Lasset uns beten!

Heiliger Vesuv, speie sie alle miteinander an! Schmeiße ihnen Steine an die Köpfe! überschütte sie mit Asche und gieße sie voll mit glühender Lava!

Amen!

Briefe an eine Freundin

Von Wilhelm Busch †

(Schluß)

Mechtshausen 30. Dec. 1902.

Meine liebe Frau H.!

Es freut mich, aus Ihrem Briefe zu sehn, daß Sie glücklich wieder hergestellt sind.

1903 steht vor der Thür, um demnächst einzutreten. Möge das neue Jahr Ihnen recht viel Gutes bringen.

Ich selbst befinde mich wohl bis jetzt. Im Hause geht mir's nach Wunsch. Die drei Kinder sind wohl erzogen. Ihre Heiterkeit um den Christbaum herum, ihre nachträgliche Thätigkeit mit den Geschenken zum Handgebrauch, wie Martin hämmert, wie Ruth fleißig bügelt und Anneliese ihr Püppchen schleppt, das kann ich noch immer trotz meines Alters nicht ohne Theilnahme betrachten. Zu längst vergangenen Weihnachtstagen ziehen dann die Ge-

danken zurück, als das bescheidene Verlangen so leicht zu befriedigen war, während die kleine Phantasie sich obendrein rührte, das Angenehme noch mehr zu verschönen.

Unser Winter kam diesmal früh, scharf, unerwartet, sodaß wir die Rosen holterdipolter bedecken mußten, vielleicht schon zu spät. Nachher fiel Schnee in Menge. Es macht sich ja nicht übel, aber als alter Junge, find ich, thut man am besten, sich diese Herrlichkeit von der Stube aus behaglich rauchend zu betrachten.

An die Vögel draußen wird auch gedacht. Für die Meisen hat der Neffe allerlei Ampeln, ausgegossen mit Talg und Sämereien, gegenüber den Fenstern in die Bäume gehängt, am Boden dagegen sind Aepfel und Korinthen für die Schwarzdrosseln serviert. Das ist unser Wintertheater. Wie Sie sehn, sind nicht nur die Stadtleute vergnügungssüchtig.

Bleiben Sie gesund und munter, liebe Frau H. Herzliche Grüße von

Ihrem alten

Wilhelm Busch.

Mechtshausen 20. April 1903.

Liebe Frau H.!

Haben Sie Dank für Ihre freundlichen Zeilen.

Unser Frühling hier kam diesmal sehr eilig und munter. Die Rosen, die im Spätherbst fast sämtlich verfroren waren, wurden durch neue ersetzt. Narzissen, Primeln, Hyacinthen blühten aufs beste. Vertrauensvoll legten wir längst schon die Erbsen. Nun aber schlägt der Winter noch mal aus mit dem Hinterfuß. Ein Schnee- und Graupelwehen nach dem andern wirbelt von Nordwesten daher. Es macht sich ja nicht übel, wenn solch ein Malefizschauer dahin wulkert nach dem Harz zu und drüber weg und darnach die blauen Berge auf einmal hübsch weiß bekleidet sind. Aber erwünschter, besonders für den ackernden Landmann, wäre Wärme jetzund.

Mit meinen üblichen kleinen Fahrten um diese Jahreszeit wart ich drum noch. Etwa in acht Tagen, falls das Wetter günstig, hoff ich, von Göttingen aus per Droschke, mal wieder nach Ebergötzen zu fahren, um daselbst den Freund zu besuchen, den ich nun kenne seit länger als sechzig Jahren.

Nicht weit von da liegt Hattorf, wo der Neffe Hermann Pastor ist. Bei ihm denk ich ein paar Wochen zu bleiben, und dann kehr ich flugs nach Mechtshausen zurück und sehe genau zu, was inzwischen gewachsen ist.

Leben Sie wohl, meine liebe Frau H. Herzliche Grüße vom Neffen Otto und Ihrem alten

Wilh. Busch.

Mechtshausen 26. Aug. 1904.

Liebe Frau H.!

Sie haben recht. Wer längst Vergangenes in der Gegenwart aufsuchen möchte, setzt sich meist einer großen Enttäuschung aus. Im vorigen Herbst fuhr ich eigens nach Düsseldorf, um mir ein Bild wieder anzusehn, das mir vor 50 Jahren außerordentlich gefallen hatte. Ob wir nun beide verändert waren, oder ich nur allein — kurzum, ich kehrte nicht befriedigt zurück. Ja, in so was muß man sich, wenn man alt wird, eben finden und den unaufhaltsamen Lauf der Dinge betrachen, ohne entrüstet zu sein, daß alles vorüber geht. — Noch immer seh ich gern den Wechsel der Jahreszeiten, besonders den werdenden Frühling, doch auch den fertigen Sommer, den sanft melancholischen Herbst und den frischen Winter im weißen Gewande.

Unsere Hitze und Dürre hab ich durch Gelassenheit gut überstanden. Und merkwürdig: trotz des anhaltend trocknen Wetters ist in Garten und Feld sehr viel gewachsen. Selbst der Bauersmann, der sonst immer zu klagen pflegt, ist diesmal befriedigt.

Die Neffen Hermann und Adolf waren hier zu Besuch. Der Neffe Otto ist mit seinem neunjährigen Sohn Martin seit beinah vierzehn Tagen in Borkum. Ihren Gruß werd ich bestellen.

Leben Sie wohl, liebe Frau H. Es grüßt Sie freundlich

Ihr Wilh. Busch.

Mechtshausen 13. Nov. 1904.

Liebe Frau H.!

Besten Dank für Ihren freundlichen Brief!

Mein Neffe Otto und sein Martin kamen neulich munter und frisch aus der Seeluft zurück. Dies Borkum, scheints, ist gegen früher kaum mehr

wieder zu kennen. Statt vom Landungsplatze auf harten Bretterwagen in's Dorf zu rumpeln, fährt man gelinde per Eisenbahn. Am Strande, wo sonst die bescheidene Giftbude stand, erheben sich jetzt große Hotels. Und drei Kirchen giebt's. Fehlt nur die Synagoge. Damit hapert's jedoch, denn, wie ich vernehme, will die dortige Gesellschaft in ihrer Mitte durchaus keine Juden dulden.

Ueber mein kleines Wohnörtchen ist, nach dem sonnigen Sommer, nunmehro der Herbst gekommen. Durch die Akazien saust tobend der Wind und stößt hart an die Fenster. Unten raschelt wirbelnd das trockene Laub — aber über den Garten weg seh ich bereits grünende Roggenfelder als tröstliches Zeichen, daß unter der Kruste noch unermüdliches Leben drängt.

„Erde du meine Mutter und du mein Vater der Lufthauch"

sagte einstmals ein alter Brahmine.

Leben Sie wohl, liebe Frau H. Herzliche Grüße vom Neffen Otto und

Ihrem alten

Wilh. Busch.

Mechtshausen 3. Januar 1906.

Meine liebe Frau H.!

Haben Sie Dank für Ihren Brief. Und nun send ich Ihnen auch meinen besten Glückwunsch zum neuen Jahr. Zwar Wünsche können den Lauf des Schicksals nicht ändern, aber ein guter Brauch sind sie doch, den ich nicht ändern möchte, so alt ich geworden bin. Mehr als mein Deputat an Jahren hab ich erhalten. So lang ich mich leidlich befinde dabei, will ich die Zulage dankbar entgegen nehmen, ob ich gleich mit Walter von der Vogelweide mich oftmals frage:

Ist mir mein Leben getroumet oder ist es wahr?

Da sind Kinder doch die rechten Naturphilosophen. Unbefangen leben sie in den Tag hinein, vergessen schnell ihre Schmerzen, haben bescheidene Wünsche, und daher kommt ihnen diese sonst so neckische Welt gar nicht übel vor. Wie glücklich waren unsere drei Kinder am Weihnachtsabend

mit ihrer Bescherung! Und Martin, der Ostern auf das Gymnasium in Münden soll, sehnt sich danach, als ob's dort nichts wie Vergnügen gäbe.

Der Schluß des fortgeschlichenen Jahres war nebelhaft unerfreulich. Jetzt ist endlich mal Schnee gefallen und liegen geblieben, und heiter scheint drüber die Sonne; nur ist leider der Bogen sehr niedrig, den sie täglich beschreibt. Kaum meint man, daß sie fern links über den Harz gestiegen, so duckt sie sich auch schon wieder hinter den Berg rechts in der Nähe.

Was wird der Frühling uns bringen? Vorläufig picken hungrige Vögel, Amseln, Finken und Spatzen, auf den Futterplätzen, und die Bäume und Pflanzen schlafen und träumen.

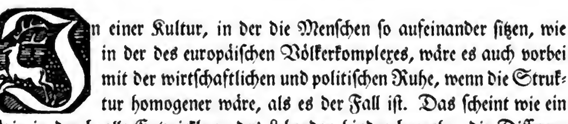
Leben Sie wohl, liebe Frau H.! Herzlichen Gruß von

Ihrem alten

Wilhelm Busch.

Die Armee der Privatbeamten

Von Hermann Hummel



In einer Kultur, in der die Menschen so aufeinander sitzen, wie in der des europäischen Völkerkomplexes, wäre es auch vorbei mit der wirtschaftlichen und politischen Ruhe, wenn die Struktur homogener wäre, als es der Fall ist. Das scheint wie ein Prinzip durch alle Entwicklung des Lebenden hindurchzugehn, die Differenzierung. So halten wir die Lebewesen für die höchstentwickelten, deren Bau die größte Differenzierung der Organe aufweist. So unsre moderne Kultur, unsre Wirtschaft, unsern Staat, unsern sozialen Körper. Die spezifizierende Art unsrer Technik, der Zug der Spezifikation überhaupt, der durch unsre Zeit geht, hat sich projiziert auf die Menschen und sie zerissen in die Gruppen, die jetzt eben den heftigen und ernsten Kampf aller gegen alle führen, der alle die alten politischen Gegensätze und Faktionen so stark verwischt. Man spricht

von den Arbeiterbataillonen. Man hat sie fürchten gelernt. Man hat den Gleichklang ihres Schrittes laut vernommen, und er hat die Seele der Heiligen des Eigentums in dumpfe Angst versetzt. Mit ihnen hat man die soziale Frage indentifiziert. Jetzt marschieren die andern.

Im Dezember 1907 waren siebenhundertachtzehntausend Menschen in einem Verband zusammengeschlossen, die sich die Privatangestellten, die deutschen Privatbeamten, nennen. Wer ist das? Man lese:

Die Handlungsgehilfen, die reisenden Kaufleute, die Buchhandlungsgehilfen, die Drogisten, die Werkmeister, die Techniker, die Grubenbeamten, die Akademiker (Ingenieure und Chemiker), Seemaschinisten, Brenner, Zeichner und so weiter, die Gärtner- und Güterbeamten, Bureaubeamten, Anwalts- und Notariatsgehilfen, Privatlehrer, Fleischbeschauer und Trichinenschauer, Apotheker, Zuschneider, Offiziere und Kapitäne der Handelsmarine, Organisten und so weiter.

Wenn die Quote der Organisierten dieser Berufe schätzungsweise und unverbindlich zu dreißig Prozent angenommen wird, so sind das zweieinhalb Millionen Deutsche, die als Kopfarbeiter ihren Erwerb im Dienstverhältnis mit Privaten suchen. So stark ist etwa die Zahl der in Gewerkschaften und ähnlichen Vereinigungen organisierten Lohnarbeiter, oder richtiger Handarbeiter. Diese Armee der Kopfarbeiter ist aber homogen nur nach Hinsicht auf ihre sozialwirtschaftliche Lage. Sie ringen um höheren Lohn, um Verbesserung der Arbeitszeit und der Arbeitsbedingungen, um Sicherung eines Existenzminimums für Zeiten des Alters, der Krankheit und für die Hinterbliebenen. Entwicklungsgeschichtlich sind scharfe Umgrenzungen einzelner Gruppen vorhanden, eine Erscheinung, die nicht ohne Einfluß bleibt auf Taktik und Materie der einzelnen Forderungen und Bedürfnisse.

Die Gehilfen der Kaufleute haben jahrhundertelange Tradition und sind im wesentlichen das geblieben, was sie von je und je waren, Mittelständler, werdende Unternehmer oder wenigstens dauernd in der stillen Hoffnung, es einmal zu werden. Daraus ist erklärlich die Art ihrer Organisation, verwandt den mittelalterlichen Gesellengilden, Vereinigungen junger Leute, mit allen Vorzügen und Nachteilen jugendlicher Tatkraft, behaftet mit dem Mangel, daß dauernd eine Schicht älterer, erfahrener und qualitativ überlegener Genossen im Begriff ist, auszutreten. Über hunderttausend junge

Kaufleute sehen in den Juden das böse Prinzip unserer Wirtschaftsentwicklung und führen im deutschnationalen Handlungsgehilfenverband mit großem Aufwand von Kraft und Stimme einen lebhaften Kampf gegen ihre Kollegen von der semitischen Fakultät. Es ist bis zu einem gewissen Grad bedauerlich, daß es gerade diese „dicksohligen, teutschen" jungen Männer waren, die den Ton angaben in der Aktion zugunsten der Herbeiführung einer Invaliditäts-, Alters- und Hinterbliebenenversorgung, die in diesem Herbst viel von sich zu reden machte. Adler nennt den Antisemitismus den „Sozialismus der Dummen". Er will damit anregen, hinter unserer Lage die Einflüsse der gesamtkapitalistischen Entwicklung überhaupt zu suchen, statt anzunehmen, die „alliance isréalite" unter Anführung des Großrabbiners von Frankreich sei boshafterweise am Werk, die Menschheit in ihre wirtschaftliche Gewalt zu bringen.

In der Tat tritt dieser Einfluß kapitalistischer Prozesse in voller Deutlichkeit und mit allen brutalen Erscheinungen, welche mit dem Kapitalismus verknüpft sind, hervor bei einer anderen Gruppe der sogenannten Privatbeamten, den technischen Beamten der Industrie. Dieser Stand ist ein spezifisches Erzeugnis der kapitalistischen Produktionsweise und muß daher völlig gesondert von den übrigen Privatangestellten behandelt werden, mit denen ihn nur aktuelle Spezialforderungen verknüpfen, der aber völlig andern Verhältnissen entsprungen ist und in seiner weiteren Entwicklung andere Wege nehmen wird.

Es liegt durchaus in der Art der modernen Industrie, daß sie lediglich großkapitalistisch betrieben werden kann. Diese Industrie ist gebunden an gewaltige Kraftquellen, die historisch in dem Augenblick verwendbar wurden, als die doppeltwirkende Dampfmaschine erfunden war. Hierin ist das Kapitalbedürfnis der Industrie begründet, sie steht und fällt mit der Möglichkeit der Verwendung großer kapitalistischer Betriebsmittel. Dadurch sind d i e Menschen, welche die eigentlichen Subjekte der industriellen Produktion sind, die Unternehmer und Arbeitnehmer, die Handarbeiter und Kopfarbeiter in eine völlige und willenlose Abhängigkeit vom Kapital geraten, die den Typus unserer Tage bildet. Und die Handarbeiter und die Kopfarbeiter sind immer weiter hineingeraten in Abhängigkeit und Hörigkeit und sind allmählich für die Dauer ihres Lebens Arbeitnehmer der Industrie geworden. Es sind noch

wenige, die nach oben rücken. Weniger als Unternehmer, denn als leitende Angestellte. Und es sind nicht immer die besten und die warmfühligsten und die ethisch wertvolleren Elemente, die auf die Oberfläche kommen. Das ist ein Weg über Leichen und erfordert manchmal Leute mit robusten Anschauungen über Menschenrechte und Menschenwert. Heute sind vielleicht eine halbe Million technische Beamte der Industrie, Akademiker und Nichtakademiker, Techniker, Ingenieure, Chemiker, die mit dem Dr. ing. und mit dem Dr. phil., diesem Proletarisierungsprozeß unterworfen, nicht ohne das zu bestreiten und zu ignorieren, aber unwiderstehlich und mit allen wirtschafts- und sozialpathologischen Symptomen der kapitalistischen Infektion. So ein frischgebackener Dr. chem., der eben die bunte Mütze und das Band abgelegt hat und, noch auf den Lippen die Klänge: „Frei ist der Bursch", hinaustritt in das Leben und hinein in den Bann jener Verhältnisse, will das nicht glauben. Aber über elftausend von ihnen wissen es heute, wohin der Weg führt: das Armeekorps der Techniker. Sie haben die erste Arbeitnehmerorganisation der technischen Kopfarbeiter gegründet, den „Bund der technisch-industriellen Beamten", dessen alleiniges Programm die soziale und wirtschaftliche Hebung der Berufsgenossen ist, die Gewerkschaft der Ingenieure und Chemiker. Die Lage dieser Leute ist so bis in alle Einzelheiten durchsetzt mit den Merkmalen kapitalistischer Provenienz und wirtschaftlicher Abhängigkeit auf Gnade und Ungnade, daß man schon mit der Blindheit eines Hessen von guter mittlerer Qualität geschlagen sein muß, um das zu verkennen. Es ist schon von den Chemikern gesprochen worden. Es ist an der Zeit jeden jungen Mann, der die Absicht hat, sich diesem Fach zu widmen, zu warnen, das zu tun, wenn nicht seine Herkunft und seine finanzielle Leistungsfähigkeit ihm eine Garantie dafür bieten, sehr bald selbst leitende Stellung zu erhalten. Nirgends ist das dumpfe Angstgefühl der Abhängigkeit in größerem Maß vorhanden, nirgends werden die Menschen rücksichtsloser weggeworfen, nirgends gilt der rein menschliche Wert der Persönlichkeit, der individuellen Freiheit weniger als in der chemischen Großindustrie. Der durchschnittliche Arbeitsvertrag, den der beamtete Chemiker vorgelegt erhält, wenn er eine Stellung in diesem Zweig der Industrie antritt, ist ein Sammelsurium so einseitiger, nur Leistungen verlangender Bestimmungen, daß schon das Gehirn gut juristisch geschulter und mit einer ziemlichen Dosis Menschenverachtung

versehener Köpfe dazu gehört, um alle die spitzfindigen Methoden auszuhecken, mit denen man einen Menschen in wirtschaftliche Hörigkeit und moralische Sklaverei stürzen kann. Und es sind gerade die allergrößten und die Unternehmen, auf die der staunende, gut national gesinnte Bierbürger mit besonderem Stolz blickt, die das System der völligen Vernichtung der persönlichen Freiheit des Angestellten am vollkommensten ausgebildet haben.

Was sich mit dem Begriff der Konkurrenzklausel erreichen läßt, ist hier zustande gebracht. Es wird wohl in der größeren Öffentlichkeit kaum bekannt sein, daß die Abmachungen des industriellen Arbeitsvertrags, die den Zweck haben sollen, den Angestellten zu verhindern, nach Austritt aus seiner Stellung eine andere anzunehmen, eine so weitgehende, räumliche und zeitliche Ausdehnung besitzen, wie es in der chemischen Industrie üblich ist. Mit Fristen von drei Jahren, fünf Jahren, zehn Jahren verbinden sich Gebietsverbote für ganz Deutschland, oder ganz Europa, oder Europa, Nordamerika und Asien. Dazu kommt, daß, je größer das Unternehmen ist und je vielseitiger, desto größer auch die Anzahl der verschlossenen Betriebe ist. Konventionalstrafen von zehntausend Mark, dreißigtausend Mark und so weiter, bei Vorbehalt weiterer Schadensersatzansprüche für übertretung einzelner Vertragsbestimmungen sind die gewöhnlichen Begleiterscheinungen von Verträgen, in denen den Chemikern außer einem Gehalt von achtzehnhundert Mark oder zweitausendvierhundert Mark nichts versprochen wird. Verbote, mit andern über die Höhe des Gehalts oder über den Inhalt des Vertrags zu sprechen, verraten manchmal immerhin noch soviel Schamgefühl, wie minimalerweise vorhanden sein muß, um nicht gerade der allgemeinen Verachtung anheimzufallen.

Damit hat man die Leute aber noch nicht völlig in der Hand. Das moralische Rückgrat muß ganz gebrochen werden. So ein armer Tropf, der oft keine andere Kaution mehr stellen kann als seine Ehre, muß sein Ehrenwort abgeben, all das Zeug einzuhalten, was das neudeutsche Unternehmergehirn zur Erhaltung unsrer Industrie für nötig hält. Da sind es wieder gerade die leitenden Personen, die, ohne Besitzer zu sein, mit großer, diskretionärer Gewalt ausgerüstet, das Zeitalter des mehr oder weniger aufgeklärten Absolutismus im Fabrikbetriebe darstellen, die am erbarmungslosesten und völlig ohne Gefühl für den Wert freier Persönlichkeiten deutsche geistige

Arbeit in Fesseln schlagen. Naumann hat diese Leute einmal die modernen Condottieri genannt. Ich habe ihn gelegentlich einer Rede in Frankfurt zitiert. In der „Zukunft" (Nr. 19) erhalte ich dafür eine levis nota. Der Mann meint, unter den vielen Teilnehmern der Versammlung habe niemand diesen Ausdruck mit Entrüstung zurückgewiesen. Dem Mann scheint der Begriff der Condottieri nicht genügend erschöpfend bekannt zu sein, um daraus einen Vorwurf um jeden Preis zu lesen. Besser scheint er aber die zu kennen, die damit gemeint waren. Als Apologet solcher „Industriekapitäne", wie er sie nennt, meint er immerhin:

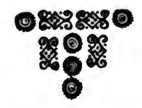
„Darüber müssen wir allerdings klar sein, daß es nicht immer ein Vergnügen ist, mit den großen Herren der Industrie zu verkehren; große Herren sind meist auch harte Herren, denen es nicht darauf ankommt, sich ihren Weg einmal mit Gewalt zu bahnen."

Das läßt hoffen, daß ihm noch zu helfen ist.

Diese Zeilen sind immer mehr eine Monographie geworden. Die Frage läßt sich nicht anders behandeln wegen der heterogenen Struktur des Standes der Privatbeamten. Man mag daraus entnehmen, daß das Problem nicht steht und fällt mit der Frage der Alters- und Hinterbliebenenversorgung. Ich bekenne mich zu der großen Ketzerei, daß ich davon nicht allzuviel erwarte und nur für sie eintrete wegen des einstimmigen Votums der Beamten selbst.

Man hat sie irregeführt mit dem Versprechen, schon diese Reichstagssession werde die Erfüllung bringen. Es wäre zum Lachen, wenn es nicht so traurig wäre, daß das zweieinhalb Millionen Menschen geglaubt haben.

Viel, viel wichtiger als all das ist die Zurückeroberung der Menschenwürde, die Befreiung des Arbeitsverhältnisses von wirtschaftlichen und sozialen Zwangsbestimmungen durch klassenbewußte Organisation.



Karl Ulfsson und seine Mutter

Erzählung von August Strindberg

Gegen Ende des Tages machte eine kleine Schar von Reisenden vor einem Haus der Via Panisperna in Rom halt. Der Reiter an der Spitze, den seine Kette und seine Sporen als einen Ritter kennzeichneten, rief zu einem offnen Fenster hinauf, bekam aber keine Antwort. Da drehte er sein Pferd herum, streichelte es und rief dem Gaul ein Wort zu, worauf dieser mit dem linken Hinterhuf an die geschlossene Tür klopfte: ein Kunstgriff, den er auf den Turnierbahnen gelernt hatte. Da keine Antwort erfolgte, befahl der Ritter seinem Pferd, nach hinten auszuschlagen; und nun begannen die eisenbeschlagnen Hufe auf der morschen Tür herumzutrommeln.

„Nicht so, nicht so!" warnte ein jüngerer Ritter von zahmem Aussehen und weichen Gebärden.

Aber es erschien eine Frau im Fenster.

„Was ist das für ein Lärm! Haben sie wieder mit ihren Räubertaten angefangen? Ist das Orsini oder Colonna? Ist Cola di Rienzi aus dem Tiber gestiegen, oder ist vielleicht der Heilige Vater aus der babylonischen Gefangenschaft heimgekehrt? ..."

„Wenn Ihr müde werdet," unterbrach sie der erste Ritter, „dann sagt es; denn dann will ich fragen, ob die edle und wohlgeborene Frau Brigitta Birgersdotter zu Hause ist?"

„Nein, sie ist fortgezogen!"

„Sie ist fortgezogen? Warum?"

„Weil sie die Miete nicht bezahlt hat."

„Ist es so weit gekommen? — Wo wohnt sie denn jetzt?"

„Das weiß ich nicht, das geht mich nichts an, und ich wollte, ich hätte sie nie kennen lernen."

Der Ritter war erstaunt; aber es handelte sich um seine Mutter, und darum wollte er nicht weiter fragen. Er drehte sein Pferd um und hielt erst wieder an der Straßenecke unterhalb des Viminals.

„Also Beratung, liebe Freunde! Wo sollen wir die verlorene Mutter suchen? Du Birger, bist schon hier gewesen: bei wem kann sie sich aufhalten?"

„Kardinal Orsini muß wissen, wo Mutter ist."

„Gut! Zum Palazzo Orsini denn! Zeig den Weg, Brüderchen!"

„Er liegt am Marcellustheater nahe beim Tiber, gegenüber der Isola Tiberina."

„Avanti!"

Der Trupp setzte sich in Bewegung und erreichte den Palast des Kardinals. Dort wiederholte man die Frage gegenüber dem Pförtner, der ein bewaffneter Landsknecht war und mit geringschätziger Miene antwortete:

„Die Frau ist nach Bologna . . ."

„Wo ist denn der Kardinal?"

„Glaubt Ihr, ich stehe hier, um Euch das zu erzählen?"

„Wir wollen ihn nicht ermorden!" antwortete der erste Ritter, der Karl hieß.

Das Pförtnerfenster wurde zugeschlagen, und eine neue Beratung begann.

„Da ich auf dem Weg von Lübeck her durch Bologna geritten bin, so bildet sich wohl niemand ein, daß ich nach Bologna umkehre," sagte Ritter Karl.

„Aber ich muß," antwortete Ritter Birger, „denn ich habe ein heiliges Gelübde abgelegt, nicht eher unter einem Dach zu schlafen, bis ich Mutter getroffen habe. Und wer mich liebt und meine Mutter, der folge mir."

„Discessus!" rief Karl Ulfsson aus.

Und auf seine Seite ritten seine beiden Diener sowie Doktor Laurentius Johannis, welcher der Medikus des regierenden Königs Magnus Eriksson war und der Eidam der Frau Brigitta, also ein Schwager der beiden Ritter.

Nach einem etwas kühlen Abschied trennten sich die beiden Parteien, und Ritter Karl zog mit den Seinen aus, eine Herberge zu suchen, während die „heilige Schar" auf ihren Spuren umkehrte und zum nördlichen Stadttor hinauszog.

Am folgenden Tage saßen Ritter Karl und der Doktor in der Herberge der Gesandten; die war in einem alten Palast untergebracht, den man beim letzten Aufruhr, als Rienzi getötet wurde, kassiert hatte.

„Ist das Rom?" wiederholte Ritter Karl zum zehntenmal. „Eine Kleinstadt von zwanzigtausend Einwohnern die in Trümmern liegt."

„Ja, Schwager; die Barbaren haben ja nie etwas anderes getan als geplündert, und das letztemal waren es unsere Landsleute, die Normannen aus Sizilien, die hier hausten; der schwarze Tod hat geholfen, und die Abwesenheit der Päpste, die in Avignon sind, hat den Zustand nicht verbessert."

Die Reisenden saßen auf dem Hof, der mit Kolonnaden umgeben war; hinter diesen Kolonnaden lagen die Gastzimmer. Ein Springbrunnen gewährte etwas Kühlung; aber die Hitze war am Tage unerträglich. Der Wirt der Herberge, ein Kalabreser, der jetzt sein Räuberhandwerk hier im Hause betrieb und die Rechnungen schwindelhaft salzte, saß in einer Ecke unter dem Pfeilergang und schlief, oder tat, als schlafe er; denn er war ein Spion des Hauses Colonna, das ghibellinisch oder kaiserlich gesinnt war und Orsini befehdete, der zur Partei der Guelfen, der päpstlichen, gehörte.

Ein kleiner, lebhafter Mann mit schwarzen Augen, der ebensogut ein Franzose wie ein Italiener sein konnte, trat jetzt auf den Hof. Er schien von der Wärme ermattet zu sein; er nahm sofort seine Kopfbedeckung ab, ging auf den Wirt zu und weckte ihn.

„Habt Ihr hier einen Kartusianer gesehen?" fragte er unruhig.

Der Wirt sprang auf, erkannte den Fremdling und antwortete demütig:

„Nein, Signor illustriss —"

„Still!" warnte der Fremdling, „nennt meinen Namen nicht; dort sitzen Reisende, und ich will unerkannt bleiben. — Habt Ihr meinen Freund Francesco P. gesehen?"

„Nein, Signor!"

„Dann kommt er bald!"

Der Fremde trat an den Springbrunnen, füllte den Becher und stürzte ein Glas kaltes Wasser herunter. Aber als er das getan hatte, erbleichte er und fiel zu Boden

Doktor Laurentius sprang von seinem Sitz auf; und da er ein großer, starker Mann war, nahm er den kleinen Kranken auf einen Arm und trug ihn auf eine Marmorbank, die unter einigen Lorbeerbüschen stand. Er knöpfte die Kleider auf, befühlte Puls und Herz, schüttelte den Kopf und befahl dem hinzugekommenen Wirt, einen Arzt zu holen.

„Es gibt zu dieser Zeit keinen Arzt in Rom."

„Dann hilf mir, ich werde ihn zur Ader lassen, ich bin Medikus."

Der Wirt holte eine Schüssel und Zubehör, zeigte sich unwillig und unruhig.

„Das ist doch nicht der — schwarze Tod, der wieder kommt?" fragte er.

„Still, und paßt auf!" befahl der Doktor.

Als Blut geflossen war, schien der kleine Mann zu sich zu kommen; und obwohl er die Augen noch geschlossen hielt, konnte der Mund schon lächeln, da sich der Kranke wohler fühlte. Das Gesicht verfinsterte sich jedoch gleich wieder, die Augen wurden aufgeschlagen, und der Kranke fragte, ob es der Kartusianer sei.

„Es ist nur der Doktor!" antwortete der Medikus.

„Was war in dem Becher?" fragte der Kranke.

„Kaltes Wasser — allzu kalt — und das ist Gift in dieser Wärme."

Der Kranke beruhigte sich und betrachtete Doktor Laurentius.

„Ein Fremder?" fragte er.

„Aus Schweden, Suecia."

„Suecia? König Magnus, Prinz Erich, verheiratet mit der kleinen Beatrice von Brandenburg!"

„Ja! Und Prinzessin Beatrix ist die Tochter von Ludwig von Brandenburg, dem Sohn Kaisers Ludwig des Bayern, und ihre Mutter ist Waldemar Seiers Schwester."

„Dann habe ich sie gesehen," sagte der Kranke.

„Habt Ihr Suecia besucht?"

„Nein, nicht Suecia, aber Brandenburg; ich wurde nämlich in einer Angelegenheit des Staates zum Markgrafen gesandt . . ."

„Seid Ihr vielleicht ein Gesandter?"

Der kleine Herr lächelte auf seine unbegreifliche Art und antwortete:

„Manchmal, gelegentlich; augenblicklich aber bin ich nur ein Reisender wie Ihr, Doktor."

„Da habt Ihr eine lange Reise gemacht."

„Sie war entsetzlich! Keine Menschen, ödes Land, leere Herbergen, tote Pferde; ja, die Tiere starben auch am schwarzen Tod."

„Ja, der schwarze Tod!"

„Habt Ihr diese Plage hier im Lande erlebt?"

„Ob ich . . .? Ja, ich war in Florenz damals, ich reiste nach Neapel zur Königin Johanna; ich habe sogar — mein Freund Francesco Petrarca sagt

es so beredt: „Weh mir! Weh uns! Trauer überall, überall Entsetzen! Die Häuser stehen leer, die Städte liegen öde, die Felder werden nicht bebaut, die Straßen sind mit Leichen bedeckt. Frag die Historiker: sie schweigen. Frag die Ärzte: sie stehen bestürzt da. Frag die Philosophen: sie zucken die Achseln."

„Weiß man jetzt, woher der schwarze Tod kam?"

„Jetzt weiß man es! Aus der großen Tartarei oder China. Aber die Erde war krank, das Wasser, die Luft. Es fing an mit einem stinkenden, dunkeln Nebel, mit Erdbeben, Überschwemmungen, Trockenheit; Feuerkugeln zeigten sich sogar und irrende Sterne. Aber nach Europa kam sie, als die Mongolen Kaffa auf der Krim belagerten; und als die ersten in dem angreifenden Heer starben, wurden die Leichen mit Wurfmaschinen in die Festung geschleudert; damit war die Ansteckung verbreitet. Aber es war eine geheimnisvolle Krankheit; so schlich sie sich eines Nachts in ein Karmeliterkloster in Marseille, es war am ersten November 1347, und denkt Euch, Doktor, ehe der Morgen kam, waren alle Mönche bis auf einen tot. — Nun sind ja die Mönche allerdings eine besonders schmutzige Gesellschaft; die Nonnen übrigens auch ..."

Jetzt lächelte der Kleine wieder und fuhr fort:

„Habt Ihr ein Buch gelesen, das Il Decamerone heißt?"

„Pfui, von dem spricht man nicht."

„Wollt Ihr mir etwas Wein geben, Doktor, so will ich Euch danken."

„Mit viel Wasser! Den sollt Ihr bekommen."

Der Doktor ging, den Wirt zu suchen; der aber war verschwunden; er ging in den Schänkraum, ohne einen Menschen zu finden; er rief in die Küche hinein, bekam aber keine Antwort.

„Das Haus ist leer!" teilte er dem Kranken mit.

„Sie haben uns von der Pest sprechen hören und sind geflohen! Dann sind wir Herren im Haus, und da ich das Lokal kenne, will ich den Wirt spielen ... Der Schlüssel zum Weinkeller hängt in der Küche — ich kenne alle Köchinnen — und ihre Künste kenne ich auch! — Ist der Gast dort auch ein Schwede?"

„Das ist ein Ritter, der seine Mutter sucht!"

„Ein ungewöhnlicher Fall; sonst pflegt man verlorene Söhne zu suchen; ich bin selber zweimal gesucht worden! Setzt Euch, liebe Herren, der Wein

kommt bald . . . Mit mir hat es keine Gefahr, Doktor, Wasser vertrage ich schlechter als Wein."

Der lebhafte Kranke ging in die Küche.

„Wer kann das sein?" rief Ritter Karl, der dem Gespräch gefolgt war.

„Wer er auch ist, wir können ihn ja immerhin ausfragen über das Geschäft, das uns hierher geführt hat. Da er in der großen Welt verkehrt, muß er die ehrwürdige Frau Brigitta kennen."

„Besonders da meine Mutter mehr als zwanzig Jahre hier gewesen ist, und nach der Aussage aller Landsleute ein Ansehen von Heiligkeit genießt, das sich über die Welt verbreitet hat."

Der Fremdling kam mit einer Flasche und drei Bechern zurück.

„Falerno Rosso! Ab Jove principium, beginnen wir mit dem Anfang! Und geschlossenes Visier! — Auf Euer Wohlergehen und auf glücklichen Ausgang Eures Unternehmens, weitgereiste Herren! Wen sucht Ihr?"

„Da der Herr fragt," antwortete jetzt Ritter Karl, „so frage ich, ob Ihr eine Frau kennt, die wegen ihrer Heiligkeit berühmt ist . . ."

„Ich kenne nur unheilige Frauen! Aber wie heißt sie?"

„Frau Brigitta Birgersdotter zu Finsta."

„Unbekannt! Aber es gibt im Kalender eine irländische Heilige Santa Brigida aus dem siebenten Jahrhundert; wenn sie noch lebt, muß sie jetzt ziemlich bei Jahren sein. Diese Heilige war zu ihrer Zeit sehr schön und darum von Männern überlaufen; deshalb erbat sie sich von der Weltordnung als Gnade aus, daß sie häßlich würde, in der Absicht, sich die Männer vom Leib zu halten. Als ihre Bitte erhört wurde, stiftete sie ein Kloster in Kildar für die Erziehung junger Mädchen und desgleichen einen Benediktinerorden, der noch existiert."

Ritter Karl, der fünfzig Jahre alt und Richter in Nerike war, liebte den leichtfertigen Ton nicht; aber seine Neugier war geweckt, darum übte er Nachsicht. Auch neigte eigentlich sein Naturell nach derselben Richtung wie das des Fremdlings.

„Ihr sagtet, verzeiht, daß ein Brigittenorden existierte?"

„Ja, das hat man mir gesagt, und ich hätte persönlich nichts dagegen, unter die jungen Mädchen rezipiert zu werden."

„Lassen wir die jungen Irländerinnen! Ihr habt also nicht gehört von Frau Brigitta aus Schweden, die meine Mutter ist, mit Verlaub?"

„Niemals! Aber Katharina von Siena ist meine besondere Freundin, denn sie sucht den Papst zu verführen, er solle nach Rom zurückkehren. Das ist allerdings nichts besonders Neues, denn das hat Cola di Rienzi schon längst versucht, und mein verehrter Petrarca ist seit zwanzig Jahren der eifrigste Prediger gegen das Internat von Avignon."

„Hat Petrarca . . ."

„Ja, kennt Ihr nicht seine lateinischen Briefe über die Rückkehr aus der babylonischen Gefangenschaft?"

Ritter Karl fühlte sich etwas verlegen, denn seine Mutter hatte ja geglaubt, sie hätte den Gedanken an die Rückkehr der Päpste geboren, und sie trug sich außerdem mit Satzungen zu einem Brigittinerorden.

Doktor Laurentius aber schien von den Mitteilungen, die er erhalten hatte, befriedigt; denn er hatte keine Veranlassung, mit der Frau, die sein König haßte, Nachsicht zu haben.

„Hört mal," fing Doktor Laurentius wieder an, „könnt Ihr uns sagen, was man hierzulande unter galanterie spirituelle versteht?"

„Darunter verstand man früher", antwortete Signor Giovanni, „zumal in Südfrankreich, den Mantel, unter dem man die galanterie charnelle verbarg."

Der Doktor wechselte einen Blick mit dem Ritter.

„Könntet Ihr uns das nicht etwas näher erklären . . .?"

„Näher kann ich nicht kommen; aber Ihr habt wohl von diesem cours d'amour sprechen hören, diesem Liebeshof, wo die Ritter die Damen anbeteten. . ."

„Anbeteten?"

„Ja, sie opferten ihnen auf dem Altar der Liebe, sie entführten Reliquien aus dem Toilettenzimmer der Damen, Reliquien der unglaublichsten Art und anderes mehr; diese Gynolatrie löste sich in eine sehr natürliche Desillusion auf, wie sich die Ritter, die Verteidiger der Unschuld und der Schwachen, zu unserer Zeit als Räuber und Banditen entschleiert haben. Diese Rückkehr zu einem gesunderen Zustand haben wir eben am Hof der Königin Johanna gesehen, und unter dem Schutz dieser huldvollen Dame ist das Buch Il Decamerone entstanden."

„Aber der Verfasser nimmt ja allen Damen Ehre und Tugend," fiel der Ritter ein.

„Nimmt? Er zeigt, daß keine da ist, die man ihnen nehmen könnte; daß man nichts zu nehmen braucht, wo alles so gern gegeben wird."

Jetzt zeigte sich im Torweg ein Kartusianermönch, der, sobald er Signor Giovanni erblickt hatte, die Arme ausbreitete, als wolle er ihn daran verhindern, zur Tür hinauszufliehen.

Signor Giovanni geriet in sichtliche Angst, blieb aber wie versteinert sitzen.

„Da ist der schreckliche Mönch, der mich verfolgt!" sagte er. „Könnt Ihr ihn nicht fortjagen?"

Weder der Ritter noch der Doktor fühlte sich veranlaßt, einzuschreiten, da keine wirkliche Gefahr drohte.

Der Mönch stand jetzt am Tischende.

„Signor Giovanni," sagte er, „seid nicht bange; ich habe Euch nur einen Gruß zu überbringen."

„Einen Gruß? Von wem?"

„Von Bruder Petroni."

„Aber der ist ja tot!"

„Gerade darum will er Euch einen Gruß senden, denn Ihr werdet sterben wie alle andern; wie bald Ihr aber von hinnen müßt, hängt von Euch selber ab."

„Gebt mir einen Beweis, daß Petronis Botschaft von drüben kommt!"

„Wartet! Einen Beweis! — Darf ich Euch etwas ins Ohr sagen?"

„Gehen wir beiseite!"

„Der Mönch nahm den Signor bei der Hand, zog ihn von seinem Sitz empor und führte ihn beiseite; dort beugte er sich an sein Ohr und sprach eine lange Zeit leise auf ihn ein.

„Es ist genug," unterbrach ihn der Signor; „das ist mehr, als ich hören will; laßt mich, ich glaube!"

Darauf kehrte er, aufgeregt und weiß im Gesicht, zu den Gästen an den Tisch zurück.

„Meine Herren Fremden, Ihr habt das Glück gehabt, einer Szene beizuwohnen, welche die letzte oder hundertunderste Novelle des Decamerone ausgemacht hätte, wenn sie etwas früher aufgeführt worden wäre. Jetzt trinke ich mein letztes Glas, das letzte hier im Leben, denn nun folge ich diesem Bruder Ciani, der auf eine unerklärliche Art mein Schicksal in seine Hand bekommen

hat. Und wenn wir uns wieder treffen, so bitte ich Euch, zu vergessen, wer ich heute Euch gegenüber gewesen bin; und habt Ihr vermutet, wer ich bin, so nennt mich nicht mehr bei diesem Namen, denn ich bin nicht mehr der Signor, sondern der Bruder Giovanni von Certaldo."

Er trank sein Glas aus und warf es in die Luft, daß es zu Boden fiel. Und dann ging er mit dem Mönch.

„Das war ein Abenteuer, wie man es nur auf Reisen erlebt", sagte der Doktor.

„Hier in Rom geschieht ja so viel Wunderbares; aber wer war er!"

„Hast Du das nicht erraten?"

„Nein!"

„Das muß der Verfasser des Decamerone gewesen sein."

„Ja, gewiß! Wenn Mutter Brigitta erführe, daß wir mit dem Wein getrunken haben!"

„Wir sind ja keine Heiligen, wollen auch keine werden! Aber was bedeutete die letzte Szene?"

„Das Ende einer Laufbahn! Er soll der Liebhaber der unehelichen Tochter des Königs Robert gewesen sein; Fiametta nennt er sie; er ist also mit der Königin Johanna verwandt — das soll ein Weib sein..."

„Aber," unterbrach ihn der Doktor, „wir dürfen unser Geschäft nicht vergessen, den Auftrag unseres Königs; und nun muß ich dir bekennen, Schwager, daß..."

„Ist nicht nötig; ich habe das gleiche Geheimnis vom König auf den Weg bekommen. Die Schreibereien meiner Mutter gegen das Königshaus haben die mit Recht erzürnt, deren guten Ruf sie vernichtet; ihre dreiundzwanzigjährige Abwesenheit von der Heimat und ihrer Familie, ihr abenteuerliches Herumziehen mit der Tochter, meiner Schwester Katharina, hat Anstoß erregt; und jetzt ist es nach dem Tode unseres Vaters meine Pflicht, als Haupt der Familie weiteren Ärger zu verhindern; und zwar mit allen Mitteln, mit allen."

„Trennen wir uns also, sagen wir, auf drei Tage; gehen wir einzeln auf die Suche und treffen wir uns dann, hier oder anderswo; dann wollen wir untersuchen und sieben, was wir eingeheimst haben. Hier können wir nicht bleiben!"

„Also: Aufbruch! Und auf Wiedersehen!"

(Fortsetzung folgt)

Aus Bagdads Blütezeit

Von Professor A. Mez

Kaum hundertfünfzig Jahre nach seiner Gründung, um das Jahr 900 n. Chr., erlebte Bagdad seine Blütezeit. Das ist ein für unsere europäische Erfahrung märchenhaftes Aufschießen, bei uns ist die Südfrucht Großstadt ein unnatürlicher Import. Die glänzendste Zeit der Hauptstadt deckte sich nicht mit dem Höhepunkt des Reiches, aber doch hatte dieses noch ganz ungeheure Maße. Es umfaßte zehn Millionen Quadratkilometer, also viel mehr als ganz Europa zusammen, darunter die reichsten Länder der damaligen Welt, Ägypten, Babylonien, Chusistan mit seinen Zuckerplantagen, die Persis mit den Quadratmeilen von Rosenfarmen und selbst hoch im Norden Fergana, dessen muhammedanische Grundbesitzer es sich heute noch leisten können, zwei- bis dreimal im Jahre mit fünfzigtausend Franken im Beutel einige Wochen nach Paris und Ostende zu fahren. Außerdem waren, wenn auch nicht politisch, so doch geistig und wirtschaftlich Nordafrika und Spanien Hintersassen des Kalifats, das Mittelmeer war ein arabischer See.

Bagdad liegt zu beiden Seiten des Tigris, wie Basel am Rhein, nur ist der Tigris eineinhalbmal so breit als unser Rhein, vielleicht noch reißender, und die ganze Landschaft ist eben. Die beiden Stadtteile zogen sich gleichlang am Flusse hin, der östliche war der breitere, hatte aber nur viertausend Gassen und Gäßchen, die Westseite sechstausend. Diese trugen meist den Namen der Höflinge, Offiziere und Beamten des Stadtgründers Mansur, die sie gebaut hatten, die Basare natürlich den des darin betriebenen Gewerbes. Daneben gab es auch andere, wie die Kuchenpassage und die Weingasse. Wenige Straßen nannten sich nach berühmten Gelehrten, die dort gewohnt hatten, wie Za'farani und Merwazi; Staatsmänner, Feldherren und Herrscher so zu ehren, war nicht Sitte. Die westliche war die alte Stadt, wo sich das

Volk und die Basare zusammendrängten, wo an der Ecke der Leinwandhändler- und Schustergasse um die Mittagzeit das Leben am stärksten flutete. Auf dem Ostufer dehnten sich die Villen und Paläste mit den großen Gärten aus, vor allem die Anlagen des Kalifenpalastes, die sich zehn Kilometer weit ins Land hineinstreckten, alle von einer einzigen Mauer umschlossen. Die beiden Ufer waren zu unserer Zeit durch zwei verdeckte Schiffbrücken verbunden, davon eine als Doppelbrücke die Herüber- und Hinübergehenden auseinanderhielt. An dem Westeingang dieser Brücke stand die Polizeidirektion, und der Brückenkopf war stets mit Köpfen oder ganzen Leibern von Verbrechern garniert, die dort aufgespießt standen, den vorübergehenden Gläubigen zur heilsamen Verwarnung. Einmal war auch ein Eunuchenrumpf dort postiert, der, scheint es, Anstoß gab. Die Eunuchen des Schlosses — elftausend zählt ein übertreibender Bericht — kamen darum ein, den toten Kameraden verhüllen zu dürfen, was ihnen auch gestattet wurde. Trotz dieses trüben Durchgangs flutete aber fröhlichstes Leben auf der Brücke, man freute sich dort des kühlen Abendwindes, und ein Literat der eben aufkommenden impressionistischen Richtung fühlte sich versucht, auf die Brücke zu sitzen und die Gespräche der Vorübergehenden abgerissen, wie er sie hörte, aufzuzeichnen. Der Philolog alter Schule, dem wir die Nachricht verdanken, bringt sie in einem Register törichter Handlungen; leider scheint das Büchlein in den Wind geflattert zu sein wie die Worte, welche es festhalten wollte. Auf der anderen Seite bekam die Brücke einen freundlicheren Abschluß in dem Arkadentor. Dahinter, auf dem vornehmsten Platze Bagdads, „zwischen den zwei Schlössern" genannt und mit Laubengängen geschmückt, hatten sich früher die Dichter der Stadt versammelt, so daß man ihn den „Dichtersaal" hieß. Auf die kleine Brücke zu lief auf dem Ostufer die Via Balbi Bagdads, zu deren Preise man folgende Geschichte erfand: Für den griechischen Kaiser wurde Bagdad abgebildet mit seinen Märkten, Straßen, Palästen und Kanälen auf der West- und Ostseite. Wenn er nun beim Weine saß und auf das Schönste in der Welt trinken wollte, rief er nach der Karte um Bagdad, trank auf die Abbildung der Straße zum Rastmarkt mit ihren Palästen von der Brücke an bis zu den „drei Toren" und sagte: Nie habe ich ein Bild schönerer Bauten gesehen. Zwischen den Brücken arbeitete sich eine Menge kleiner Kähne von einem Ufer ans andere, man zählte nicht weniger als dreißigtausend; die Fährmanns-

zunft versteuerte täglich neunzigtausend Franken Einkommen. Allerdings machte ein enges Netz von Kanälen Bagdad zu einem Venedig, die Lastschiffe glitten vom Euphrat bis zum Tigris und konnten an vielen Basaren anlegen*), und jeden Augenblick mußten die engen Straßen in einem hohen gemauerten Bogen über das Wasser steigen. Einzelne Kanäle waren durch Wehre und Wassermühlen unfahrbar gemacht. Diese Anlagen gehörten vornehmen Leuten, die größte soll mit hundert Mühlsteinen gearbeitet haben.

Sonst waren das einzige öffentliche Vehikel die Esel, die an den Toren und Basaren zu mieten waren. Wagen kannte man auch am Hof nicht, in Sänften ließen sich nur Greise und Kranke tragen, die Kaufleute und Gelehrten ritten auf Maultieren, Beamte und Offiziere auf Pferden.

Die vornehmere Ostseite zierten mehrere Teiche. Auf ihnen wurden öffentliche Gänse gehalten, für welche das Staatsbudget monatlich dreißig Kefiz Gerste aussetzte. Die teuersten Bauplätze waren am Tigris, die Terrassen der Häuser gingen auf den Fluß, oft eilte man Nachts hinaus, wenn ein Schiff vorbeifuhr „mit Lichtern und schönen Gesichtern" und hellen Liedern. Wenn das Wasser sein Bett nicht füllte, bewirteten die Kalifen an Festen das Volk auf den leeren Streifen. Dort lag auch, ganz im Süden, der Kalifenpalast, dessen Terrasse weit in den Tigris vorsprang. Das Schloß Harûn Erraschîds, das von der anderen Seite in die Wellen geschaut und mit seinem Namen „Die Ewigkeit" das Schicksal herausgefordert hatte, wurde zu unserer Zeit in ein Spital umgebaut.

Man liebte, den Schlössern schöne Namen zu geben, eines hieß das „Siebengestirn", ein anderes „die Braut", ein drittes „der König", am Tigris lagen sich zwei Burgen gegenüber, genannt der Liebende und der Geliebte, und man erzählte sich von ihnen die Geschichte Heros und Leanders. Das neue Kalifenschloß hieß „die Krone". Ich kann mir kein scharfes Bild davon machen. Es wird nach außen trotzige Festungsmauern gehabt haben, wenigstens singt Ibn Almu'tazz in dieser Zeit von dem Siebengestirnpalast:

„Seine Zinnen ragten auf wie eine Reihe Frauen, die verschleiert in der Gebetsreihe nebeneinander sitzen."

---

*) Nur in einem einzigen Quartier auf der Westseite waren die Wasser überbaut.

Hinter dem Eingang lagen fünf Kuppeln, je von zehn Marmorsäulen — vier Meter hoch — getragen, unterirdische Gänge erlaubten den Frauen, ungesehen von einem Gebäude ins andere zu gehen. Stromaufwärts schlossen sich noch zwei Paläste des Kalifen an, wovon der nördlichste, das „Paradiesschloß", als Zeughaus diente. Die Bauart war persisch, ein Mann, der drei Generationen später den halbverwüsteten Palastbezirk durchging, verglich ihn mit der Stadt Schiras.

Zum Schlosse gehörte eine Reitbahn mit Marmorarkaden, angeblich tausend Ellen lang, ein Tiergarten mit Elefanten- und Löwenzwinger, dann der sogenannte „moderne Pavillon", zwischen zwei Wäldchen erbaut. Er enthielt die vor kurzem aufgekommene Spielerei, einen Teich mit Zinn gefüllt, glänzender als poliertes Silber, dreißig Ellen lang und zwanzig breit. Drauf ruhten vier leichte, vergoldete Kähne, mit gestickter Leinwand ausgeschlagen. Um den Teich herum standen vierhundert Palmen, den häßlichen Stamm mit geschnitztem, indischen Teckholz bekleidet, das von vergoldeten Reifen zusammengehalten wurde. Der Clou aber war das „Baumhaus"; dort stand ein Baum aus Silber und Gold, seine Blätter zitterten im Winde, in den Zweigen saßen künstliche Vögel, welche sangen und girrten.*) Dem byzantinischen Gesandten, welchem im Jahre 917 der Palast gezeigt wurde, gefiel das mehr als alles andere.

In dieser Zeit baute sich ein Wesier ein Haus am Tigris für zwei Millionen Mark. Unedles Material, Backstein und Gips, war Trumpf und Stil, selbst in Ägypten, Nordafrika und Spanien, wo überall die schönsten Steine vor der Türe lagen, hat man je nach Zeit und Mode so gebaut.

Den Luxus sparte man für die dem orientalischen Stilgefühl wichtigeren Füllinien, vor allem das Holzwerk: Zimmerdecken, Fenster, Veranden, sogar Haustüren aus Teck, dem feinsten Holze Indiens, geschnitzt, mit Elfenbein und Ebenholz ausgelegt. Als Türklopfer diente ein Ring, ebenfalls kunstreich gestaltet, von berühmten Meistern, mit denen man renommierte, gefertigt. Es gab fast keine Möbel, keine Stühle und Schränke, die Kleider wurden in Truhen und Lederkoffern aufbewahrt; nur in ganz vornehmen Häusern aß

*) Auch von dem Zeitgenossen und Prinzen Ibn Almu'tazz Diwan I 138 gepriesen, der die Vögel hätte erwähnen müssen, aber davon schweigt.

man von Tischen, die Füße hatten. Man liebte sie ganz aus einem Stück, ohne Niete und Fuge, vom duftenden, rot und weißem Chalandschholz, „sodaß sie aussahen wie ein Nelkenstrauß".

Auf den ruhigen Flächen trieben ungestört Licht und Farben bald scheu, bald ausgelassen ihr buntes Wesen. Am Boden blühten die Teppiche aller Zeichnungen, welche der Welthandel nach Bagdad zusammentrug, neben den Kindern der einheimischen und persischen Kunst auch die kleinere Art Teppiche aus Nordafrika, die läuferähnlichen aus Andalusien und Kordova, armenische Matratzen, byzantinische Plüschdecken, goldgestickte ägyptische Kissen, zyprische und turkmenische Matten. An den Wänden glänzte Damast und Brokat, mit den Bildern von „Kelchen, Elefanten, Pferden, Kamelen, Löwen und Vögeln." Im Kalifenpalast hängte man bei Festen zwölftausendfünfhundert Teppiche solcher Gestalt auf.

Im Gegensatz dazu sollte wenigstens der Mann keine bunten Kleider tragen, zu dieser Zeit vor allem kein Gelb. Das Hofkleid war schwarz, der Kalife trug einen schwarzen Turban, dessen Zipfel auf den Rücken fiel, einen schwarzseidenen Rock ohne jede Verzierung mit weiten Ärmeln, das Schwert Omars I nach Beduinenart am Bandelier. Bei feierlichen Gelegenheiten saß er auf einem schwarzen Thron von Ebenholz, auf dem Haupte die Mitra, die ihren Weg von den altbabylonischen Königen zum jüngsten Nachfolger gefunden hatte. Und aus einem schwarzen Beutel verteilte der Kalife täglich nach dem Morgengebete einhundertfünfzig Mark Almosen.

Die feinen Damen aber mußten bunt sein und mit Ausnahme der weißen Schlepphosen das Weiß den Männern überlassen. Doch durften sie nur die Leinwand gefärbt tragen, alle anderen Stoffe naturfarbig, gelb, schwarz, grün, bläulich und rosa. Gefärbte Zeuge waren Sache „der Bäuerinnen und Singsklavinnen", blau die Witwentracht.

Als unfein galt es, gewaschene Kleidungsstücke zu neuen anzuziehen, Leinwand zu Wolle. Zu seiner Zeit, sagt der Talmud, haben sich die Babylonier stark geschnürt, wie der heutige Bagdader; drum wird es auch im Mittelalter nicht anders gewesen sein.

Und als feinste Zier überall die schönste aller Schriften, auf der Haustüre, der Zimmerwand, der Stirn, Wange, auf Hand und Fuß galanter Mädchen, auf dem Turban, dem Hemde, dem Schuh, dem Hosenband, auf

der Bettstatt, auf Flaschen, Gläsern und Porzellan, auf Lauten, Flöten und Tambourinen, auf Kaminen und Räucherbecken, auf den Taschentüchern, mit denen man sich übrigens nur das Gesicht wischte, nicht die Nase putzte; selbst die Äpfel, die man verschenkte, wurden zuerst mit Gold- oder Silberstaub beschrieben.

Einen großen Garten am Hause konnten sich nur die Allerreichsten leisten, die Wohlhabenden hatten ihn draußen vor den Toren. Da es keinen Rasen gab und der Palmstamm als häßlich empfunden wurde, so mußte man mit der Mischung von Blumen und Wasser auskommen, dazwischen stand als Gartenbaum die köstliche ernste Zypresse. Blumenkönigin war auch hier die Rose, danach kam die Narzisse. Gern wurde das helle Rot der Rosen mit dem dunkeln der Anemonen zusammengestellt.

„Rosen stehen um Anemonen herum in deinem herrlichen Garten,
Als ob Menschengesichter ringsum in eine Feuersbrunst starrten.“ *)

Dann das Veilchen „im Trauerkleide“, Jasmin, weißer Mohn, Granaten, Minze, Nelken, Lilien, Myrthen und ein paar orientalische Spezialitäten: Churram, Sausan und Behâr. Auf dem Teiche lag „wie große Goldstücke“ der Lotos. Also kein Vergleich mit der ostasiatischen und amerikanischen Pracht, über welche der heutige Blumenfreund verfügt; sogar die Tulpe fehlt. In diese bunte Welt wurde eine Loggia oder ein Pavillon mit Kuppelhut hineingebaut; dorthin lud man die Freunde ein, aß und trank, labte das Auge an Schänke und Schänkin, am Tanz von Knaben und Mädchen, das Ohr am Singen der Vögel, an kunstreichem Saitenspiel und Gesang. Man freute sich der Aussicht, wenn nachts der Vollmond am Horizont lag „wie Gold auf blauen Hyazinthen“, oder bleich und dünn der junge Mond „wie, was man sich vom Nagel abschneidet“, „wenn die Cypressen als hochgeschürzte junge Mädchen im Windeswehen spielten.“

Im Jahre 917 wurden vierhundertsiebzig Berufssängerinnen gezählt, darunter nur zehn Freie, und fünfundsiebzig Singknaben. Eine Sängerin bekam für den Abend etwa vierzig Mark. Die Musik einer solchen Zechnacht besorgte ein Quartett: Zither, Laute, Flöte und Pauke; die Kastagnette scheint erst spät von Spanien aus nach Osten gedrungen zu sein. Das Gemach war

*) Sanaubari in Schabuschtis Klosterbuch, Handschrift Berlin, Folio 96b.

mit Blumen bestreut, die Zecher trugen Blumenkränze auf dem Haupt und warfen sich „Blumengrüße“ zu. Sie erwarteten vom Wein und der Musik, daß „ihre Seele flog“; dann tanzten sie, hüpften auf einem Beine, seufzten oder rannten mit dem Kopf gegen die Mauer, — letztere übung sah man auch an der Inbrunst der Frommen gern.

Welchen Gast der Hausherr ehren wollte, dem ging er bis an die Türe entgegen und führte ihn an der Hand auf seinen Platz. Sogar zum Kalifen sagte man Du, was hundert Jahre später irgendeinem besseren Manne gegenüber eine Grobheit war. Die Besuchszeit war und ist noch heute früh am Vormittage nach dem Morgengebet.

Zum Hofe gehörten siebenhundert Kammerherren, viertausend weiße und dreitausend schwarze Diener. Zwei Generationen früher — eine zeitgenössische Angabe habe ich nicht — beherbergte der Harem des Kalifen zwölftausend Damen und Dienerinnen. Der ganze Hof wurde vom Kalifen verpflegt, wie es bis tief ins sechzehnte Jahrhundert hinein bei den deutschen Fürsten war. Allein für Moschus, den man in alle feinen Speisen tat, brauchte die Hofküche monatlich dreitausend Mark, obwohl der Kalife selbst schon so modern war, ihn nicht zu mögen. An des Fürsten Tisch aßen die jeweils diensttuenden Kammerherren, andere Gäste wurden besonders geladen.

Der Wesier war der Ministerpräsident, er bezog siebzigtausend Mark Gehalt monatlich, hatte damit aber das ganze Kanzleipersonal zu unterhalten. Er hatte zwei Küchen, für Beamte und Unterbeamte. Die letztere verschlang täglich neunzig Hämmel, dreißig Geißböcke, zweihundert Hühner, zweihundert Rebhühner und zweihundert Küchlein. In seiner Bäckerei wurde Tag und Nacht gebacken. Ständig gingen in seinem Hause Leute in reinem, weißem Linnen herum, jeder hatte in der Hand einen Becher Fruchtsaft oder Rosenwasser, auf der Schulter ein Handtuch. An der Seite des Hauses war ein Stand mit vielen Rollen Papier, damit die Appellanten nicht einmal dieses für ihre Beschwerdeschriften zu kaufen brauchten. Auch erwartete man vom Wesier kräftige Unterstützung der Dichter und Gelehrten; der damalige pflegte jährlich achtzigtausend Franken dafür auszugeben.

Für die Ordnung sorgte der Polizeipräsident, ein General, neben ihm stand als geistlicher Herr, der „Zensor“, der über die fromme Sitte zu wachen hatte. Ihm lag es ob, die Kneipen und Spielhöhlen niederzuhalten, dem

Übermut der Christen und Juden zu wehren, die Bau- und Straßenpolizei zu handhaben, damit keiner durch seinen Erker oder seine Hausbank die Straße, das gemeinsame Eigentum der Gläubigen, benachteilige, die Maße und Gewichte zu kontrollieren, dem Wucher, der Verfälschung der Lebensmittel und Arzneien zu steuern. Ein solcher „Zensor" des zehnten Jahrhunderts war übrigens einer der größten Dichter, aber der unsittlichste des Islams. Dem Sklavenmarkt mit seinen vielen Verführungen zur Unzucht stand ein eigener hoher Beamter vor.

Des Rechtes walteten in der Stadt fünf Kadis, direkt vom Kalifen ernannt. Sie waren nicht ministrabel, aber große Herren und wurden rasch sehr reich. Die Generale pflegten ihnen jeden Morgen ihre Aufwartung zu machen. Trotzdem kam es vor, daß eigenbrödelnde Gelehrte den Posten ausschlugen; zu unserer Zeit wurde ein solcher Ehrenverächter vom entrüsteten Wesier mit Hausarrest bestraft. Man war damals so gewissenhaft, daß man jedem Polizeiposten einen juristischen Berater beigab, der falsches Einschreiten verhüten sollte. Deshalb hörte bald alle Tätigkeit auf, und die Unsicherheit wuchs derart, daß man der Schutzmannschaft ihre rohe Unbefangenheit wiedergeben mußte.

Die Basare wurden von armen Teufeln reingehalten, welche dafür Almosen bekamen.

Die Westseite trank Euphratwasser, welches ein Aquädukt über gewölbten Bogen aus dem Nahr Isa herbeiführte. Die Ostseite wurde durch Wasserträger aus dem Tigris versorgt.

Hauptbedingung einer sicheren Kultur sind führende Klassen mit Tradition im Leibe, Instinkt im Blut. Die gab es damals in Bagdad nicht. Der arabische Adel hatte sein Blut verspritzt, der persische saß grollend auf seinen Gütern im burgenreichen Osten. Der Islam hat auch neuen Adel geschaffen, die Abkömmlinge Muhammeds und des Abbas. Deren zählte man zu unserer Zeit in Bagdad viertausend, die nicht unter den Kadi gehörten, sondern ihren eigenen Gerichtsstand hatten unter ihrem eigenen Adelsmarschall. Sie waren pekuniär bereits sehr differenziert, es gab reiche Herren darunter und Arme, welche im Monat zweieinhalb Mark Apanage empfingen. Deshalb finden wir Abbasiden als zudringliche Bettler, sogar als revoltierend in der Stadt umherziehende Obdachlose, sodaß der Wesier einmal einen großen Haufen,

je einen Abbasiden und Aliden brüderlich zusammengebunden, im Tigris ertränken muß. Und da man damals gar nicht mehr nach der Mutter fragte, war von einer rassebildenden Kraft dieses Adels nicht die Rede. Die Herrschaft war in der Hand von Provinzstrebern, den Kalifen „trieb ein niedriges Weib wie ein Zahnrad das andere", „die Welt gehörte den Lakaien", wir haben das fade Bild einer wohlwollenden, mittelmäßigen Regierung.

Alle Farben liegen auf der andern Seite in den Basaren und Chanen. Dort drängten sich die Arbeitenden, Feilschenden und Müßiggänger. Keiner war still, sogar die Fischer auf dem Tigris lockten ihre Beute mit Gesang. Die einzelnen Gewerbe saßen getrennt, am weitesten weg vom Zentrum die Metzger, weil sie Hitzköpfe seien und stets das scharfe Messer zur Hand hätten.*) Auf der Ostseite, dem Sitze des Hofes, war ein Basar, der nur chinesisches Gut führte, darunter als Spezialität Geschirr aus geöltem Papier. Auf dem Platz vor der ältesten Hauptmoschee war der Vogelhändlerbasar, wo Fromme Vögel loskauften und fliegen ließen, denn „sie loben Gott, und wer einen freiläßt, kommt ins Paradies." Von den Kaufleuten waren die Leinwand- und Seidenhändler die angesehensten, wie auch die Textilindustrie das einzige Großgewerbe war. Die Börse in Bagdad brachte dem Staat täglich zehntausend Mark ein, vielleicht ist es Zufall, daß nur von der Hafenstadt Basrah der Scheckverkehr bezeugt wird: jeder Kaufmann hatte ein Depositum bei einem Bankier und zahlte nur mit auf ihn ausgestellten Schuldscheinen. Die Citygrundstücke wurden nie verkauft, nur vermietet, schon zwei Generationen vor unserer Zeit brachten sie ihrem Herrn jährlich zwölf Millionen Franken ein.

Auch sonst hatte man englisches System, blieb über Mittag im Geschäft und ließ sich vom Garkoch bedienen. Sein aus dem Geschäft ausscheidendes Geld legte der Kaufmann meist in Grundbesitz an. Im Handwerk scheinen wie im Rom Juvenals dem Barbier die schönsten Möglichkeiten geblüht zu haben; wir hören von einem, der reich geworden und Herr vieler Häuser und Freigelassener ist.

---

*) Der Hauptfleischtag war der Freitag; am Samstag pflegte man die Reste zu verkaufen, weshalb die spanische Provinz noch heute am Samstag Hammelsköpfe ißt.

Weiter unten suchten die fahrenden Leute, die Bettler und Gauner, zu dem Ihrigen zu kommen. Da bespritzt einer die Vorübergehenden mit Rosenwasser oder beräuchert sie mit Wohlgerüchen und heischt dafür Entgelt, ein anderer erzählt Heiligenlegenden und hat seinen Einsammler bei sich, ein dritter stellt sich wahnsinnig, darf deshalb ungestraft die Abbasiden beschimpfen und die Pfennige der erfreuten Aliden einstreichen; da sind die Zauberer, welche auf den Straßen Ketten zerreißen und Siegelringe mit dünnem Seidenfaden zerschneiden, die Stern- und Traumdeuter, welche eine Abbildung des sich drehenden Himmelssystems vor sich stehen haben, die Tierbändiger, welche mit Affen und Löwen umherziehen, Hunde durch Reifen springen lassen und oft mit Dieben im Bunde stehen, welche die zuschauenden Ladenbesitzer ausplündern. Ein anderer hat die Spezialität, sich auf die Dächer zu schleichen, an den dort herumstehenden Hausrat eine Schnur zu binden, die auf die Straße hinabreicht, so daß er sie dann herunterreißen kann. Umgekehrt lauert einer vom Dache aus den vorbeiziehenden Lastkamelen auf und zieht mit einem Haken, was er erwischen kann, an sich. Andere erbetteln Geld zum ewigen Grenzkrieg gegen die Ungläubigen, die kühneren sogar zu Pferde, andere zeigen die Haare ihrer als Geiseln bei den Griechen festgehaltenen Angehörigen, für die sie das Lösegeld zusammenbringen müssen. Andere sagen aus dem Alten oder Neuen Testamente auf und besteuern die Vorübergehenden als Neubekehrte, wieder andere verkaufen den Schiiten Rosenkränze und Plättchen von Lehm mit dem Vorgeben, diese stammen vom Grabe Husains. Bei öffentlichen Lustbarkeiten traten Seiltänzer auf und Künstler, welche auf Holzpferden in die Luft fuhren. Die Gaunerzunft soll dem hohen Herrn, der sie unter seinen Schutz nahm, einhundertfünfzigtausend Mark monatlich bezahlt haben. Sie war außerdem durch ein Rotwälsch verbunden, welches damals litterarische Beachtung fand.

Irgendwelche Bevölkerungszahl ist nicht aufzutreiben, über die Bäder und Moscheen aber wurde ein polizeiliches Register geführt. Danach gab es von den ersteren gegen zehntausend, aber siebenundzwanzigtausend Betstätten.*) Der Freitagsgottesdienst wurde nur in der Hauptmoschee je des

*) Im Tarich Bagdad ist diese Zahl irrtümlich auf die Bäder bezogen. Das Verhältnis der Bäder und Moscheen war ungefähr 1 : 3, Jakubi S. 254, der Tarich Bagdad ed. Salmon S. 74 rechnet sogar 1 : 5.

rechten und des linken Ufers gefeiert, sowie in der Schloßkapelle. Diese konnten die frommen Scharen natürlich nicht fassen, und so sah die Freitagssonne jedesmal auf das feierliche Schauspiel, wie die bunten Reihen der Betenden sich durch die offene Moscheetüre fortsetzten, die Straßen zur Moschee machten bis zum Tigris, wie die letzten dort sich auf Kähnen aufstellten, und wie liturgische Relais die Worte und Gebärden des Imams den Gläubigen weitergaben. Der Freitag in Bagdad wurde mit dem Ramadhan zu Mekka, dem Beiram zu Tarsus und der großen Parade von Altkairo als das schönste Fest des Islams gerühmt.

Sonst freuten sich auch die Moslims des festreichen christlichen Kalenders. Der Palmsonntag wurde sogar in feierlicher Audienz am Hofe gefeiert, wobei die Sklavinnen in Festkleidern mit Oliven in der Hand dem Kalifen ihre Aufwartung machten. Am ersten Sonntag der Fasten feierten die Christen Fasnacht; ganz Bagdad strömte zum Chawâtkloster hinaus, die Männer zogen Weiberkittel an, an deren Zipfel kleine Holzpferdchen gebunden waren, damit galoppierten und trabten sie einher. Und am Tage des heiligen Eschmun war feierliche Beleuchtung der ganzen Stadt, welche sich ja anzusehen man den durchreisenden Fremden riet.

Ghettos für Christen oder Juden gab es nicht, christliche Klöster standen in allen Teilen Bagdads. Die meisten Finanzbeamten, Wechsler, Färber und Gerber waren Juden, die meisten „Schreiber" und Ärzte Christen. Das Land der Christenkrawalle war Ägypten — nicht ohne Schuld der Kopten, welche oft der Hafer stach —, in Bagdad hören wir kaum davon, doch wird ab und zu befohlen, in den Ämtern die Ungläubigen nicht zu sehr aufkommen zu lassen. Gerade zu unserer Zeit werden ihnen honigfarbene Kleider mit Flecken vorgeschrieben.

Auch an Werktagen schäumte der wogende Verkehr manchmal besonders lebhaft auf. So, wenn einer der damals meist siegreichen Feldherren einzog: prächtige Teppiche hingen zu den geschnitzten Fenstern hinaus, seidene Pavillons wuchsen an den Straßenkreuzungen auf, kostbare Gefäße und Goldschmiedearbeiten wurden vor den Türen zur Schau gestellt, Sklaven und Sklavinnen beräucherten die Truppen, besprengten sie mit Rosenwasser und warfen Geld aus. Im Zuge wurden die besiegten Gegner aufgeführt. Der gefangene Karmatî, seit langem der gefährlichste und wildeste Feind

der Gläubigen, wurde auf einem zweieinhalb Ellen hohen Thron auf einen Elefanten gesetzt, so daß man manche Torbogen für ihn abbrechen mußte. Vor ihm ritten die übrigen Gefangenen, gefesselt auf Kamelen, in seidenen Röcken und Burnussen. Einer davon, ein Häuptling und unbärtiger Junge, trug ein gedrehtes Holz im Munde, mit Zügeln, die am Hinterkopf aufgebunden waren, weil er bei der Einbringung die ihm fluchenden Leute beschimpft und angespieen hatte.

Stets brachte der Handel Gäste und Nachrichten in die Stadt. Zu den vielfarbigen und verschieden gewandeten Untertanen des Kalifen, vom Afghanen bis zum Griechen von Tarsus, kamen Russen von der nördlichen Wolga, selbst ihre Pelze zu verkaufen, Juden kamen von Marseille mit Waffen und Eunuchen, deren Kastration besonders die Spanier verstanden haben sollen, sie nahmen Bagdader Waren nach China weiter. Der König von Ceylon kaufte bagdadische Weine, und mit Ostasien hielten die muhammedanischen Seefahrer in ihren nur durch Stricke zusammengeflochtenen Schiffen enge Fühlung: sogar in Korea saßen Araber, aus Japan brachte man Gold und die Nachricht, dieses sei dort so häufig, daß die Hunde goldene Halsbänder trügen. In einem chinesischen Hafen residierte ein arabischer Kadi, welcher der zahlreichen Kolonie Recht sprach. Man hörte von chinesischem Tee als einer großen Seltenheit, vom dortigen schriftlichen Gerichtsverfahren, und bewunderte es, daß jeder Chinese mit achtzig Jahren eine staatliche Altersrente bekomme.

Die Kunsthändler und ihre Machenschaften

Von Camille Mauclair



Die Organisation des modernen Bildermarktes bedeutet eine tödliche Gefahr für die Kunst, die ohnehin schon mehrere ihrer wesentlichen und ursprünglichen Eigenschaften eingebüßt hat. Ehemals verkaufte der Künstler direkt an den Liebhaber oder nahm dessen Bestellungen entgegen. Er bezog entweder staatliche Einkünfte oder wurde als Luxusdiener in den Häusern der Adligen oder Reichen gehalten. Man hat diese Stellung als etwas Unwürdiges empfunden, und die Revolution

erhob den Künstler zum freien, von seinem Beruf lebenden Bürger. Die verkappte Abhängigkeit ist schlimmer als die frühere. Der vom Staate angestellte oder von den Aufträgen abhängige Künstler wahrte sich wenigstens den Vorzug seiner Berufsfreiheit. Seine Auftraggeber waren entweder Unkundige, die sich in der Sache auf ihn verließen, oder feine Kenner, mit denen den Künstler warme Freundschaft verband. Unter dem freiheitlichen Regime hatte er es mit unfähigen Leuten zu tun, die ihre Unfähigkeit nie eingestanden und glaubten, sich durch Bezahlung auch das Recht zur künstlerischen Führung erworben zu haben.

Der in Geschäftsangelegenheiten unerfahrene Künstler wurde es bald müde, direkt mit seinen Kunden zu verhandeln. Damals schuf sich der Kunsthändler seine einflußreiche Stellung.

Heute gibt es in Frankreich nur noch eine kleine Anzahl Künstler, die ohne Zwischenhändler zu arbeiten und zu verkaufen fortfahren. Sie brauchen dazu ein eigenes Atelier, sie müssen sich mit auffallender Eleganz umgeben, um Käufer anzuziehen. Empfänge, Gesellschaften, Intrigen müssen helfen, Gönner zu werben. Ganz abgesehen von den moralischen Zugeständnissen und dem Zeitverlust, erfordert diese Methode Kapital, zahlreiche Geschenke an die Journalisten, eine weitgehende Anpassung an die Moderichtung. Viele stößt dieses Leben zurück; ja, es ist ihnen unmöglich, sich damit abzufinden. So haben denn die Kunsthändler einen Ausweg geschaffen, der den Maler aller seiner Sorgen enthebt: sie kaufen ihm gegen eine Jahresrente seine sämtlichen Werke ab und übernehmen Ausstellung, Reklame, Verkauf auf eigene Kosten. So erzielen sie womöglich das Achtfache des an den Künstler gezahlten Preises, der dafür zurückgezogen und ohne Risiko leben kann. Auf diese Weise regeln viele Maler ihre Verhältnisse.

Die Kunsthändler haben bei ihren Spekulationen vollste Freiheit. Sie stehen zu diesem Zweck mit einem gewissen Teil der Presse in Verbindung; und die Kunstkritik ist in vielen Zeitungen nichts anderes als eine Besprechung geschäftlicher Natur, was als eine der ersten Folgen des im Kunsthandel üblich gewordenen Verfahrens anzusehen ist. Der Kunsthändler bezahlt die erforderlichen Artikel, die dem Zeitungskritiker übergeben werden.

Man wird es verstehen, wenn ich in diesem Aufsatz keine Namen nenne; er soll nur Tatsachen feststellen: Namen wechseln — die Sache allein ist von Interesse.

Sehr bekannte Kritiker sind nichts als öffentliche Agenten des Bildermarktes. Auf diese Weise erklärt es sich, daß alle Augenblicke irgendein Kritiker, der, wie alle Welt weiß, vor zehn Jahren noch keinen roten Heller besaß, eine Bildergalerie im Wert von hunderttausend Franken wiederverkauft. Er hat eben nie etwas gekauft, sondern die Bilder gegen seine lobende Kritik eingetauscht. Alles wird auf diesem Wege gemacht.

Es existiert eine große Pariser Zeitung, die jahrelang kleine Aufsätze über Künstler samt ihren Porträts gebracht hat. Das kostete jedesmal tausend Franken und zwei Studien, „eine für den Direktor, die andere für den Administrator". Der Redakteur bekam hundert Franken.

Außer solchen Lobrednern sind es die Unterhändler, die alles für reiche Sammler zusammenkaufen. Vergangenes Jahr wurde einer von ihnen dekoriert, der, wie jedermann wußte, immer nur von Kunsthandlungen bezahlte Artikel geschrieben hat.

Dieses für die Kunst entehrende Vorgehen ist in geschäftlicher Hinsicht nichts Außergewöhnliches. Schlimmer ist die Organisation der „Coups", das heißt, das plötzliche, unvermutete Auf-den-Markt-werfen eines Kunstwerkes. Durch drei Phasen geht diese Operation: der heimliche Kauf zu herabgedrückten Preisen, die Reklame für einen Namen oder eine Gruppe und endlich der schwungvolle, einträgliche Betrieb des Unternehmens.

Der Tod eines verkannten Künstlers, dessen Talent man zur Geltung zu bringen hofft, bietet häufig Anlaß zu einem solchen billigen Kauf. Man rechnet auf die Notlage und Trauer seiner Familie, um alles für eine winzige Summe, die sofort bar ausbezahlt wird, an sich zu bringen. Die Gemälde werden versteckt, und einer eventuellen Nachfrage begegnet man mit dem Bedeuten, daß keine Bilder existierten. Nach einiger Zeit bringt man dann eines oder das andere, als das einzig vorhandene, auf den Markt. Schüchtern taucht es in den Schaufenstern der Kunsthandlungen auf; und nun machen sich die Kunsthändler vereint an die Ausbeutung der Sache. Man kann ein und dasselbe Bild annähernd zu gleicher Zeit in verschiedenen Kunsthandlungen ausgestellt sehen, da es rasch von einer zur andern transportiert wird, um es in Liebhaberkreisen bekannt zu machen. Hierauf werden Artikel veröffentlicht, in denen von einer „gut zu machenden Ungerechtigkeit" gesprochen wird, um das Interesse der ehrlichen Kritik (es gibt auch eine solche) anzuspornen. Man sucht die Amateure zu

interessieren, und allmählich taucht der Name des Künstlers aus der Vergessenheit auf. Die bis dahin geheim gehaltenen Bilder erscheinen auf einer zu dem Zweck veranstalteten Ausstellung, und ein Sturm von lobenden Kritiken bricht los. Die Bilder sind zu niedrigem Preise zu haben. Und nun beginnt der „Scheinververkauf". Das Bild wird von Amateuren, Kritikern oder Kunsthändlern erworben, die an seine Zukunft zu glauben vorgeben. So gibt es einen Kunstkritiker, dessen „brutale Aufrichtigkeit" alle Pariser Publizisten in Bann hält, und der alle Augenblicke seine Bewunderung für die Unverstandenen vor der Welt ausposaunt. Seit fünfzehn Jahren verdient er dadurch ansehnliche Provisionsgebühren, daß er zahlreiche Einkäufe unterzeichnet. Bei jedem Wiederverkauf wird der Preis auf der Rechnung erhöht. So gibt es Leute, deren Salon einer permanenten Ausstellung gleicht. Sie verkaufen, ohne gekauft zu haben: die Gemälde werden nur vorübergehend bei ihnen untergebracht. Das schmeichelt ihrer Eitelkeit, denn es verleiht ihnen als Gegenleistung für ihre Mithilfe beim Scheinverkauf das Ansehen reicher Kunstkenner. Wenn sich nach fünf bis sechsmaliger Wiederholung dieser Verkaufsverfahren ein reicher Kunstliebhaber meldet, wird ihm ein falsches Preisverzeichnis vorgelegt, und er zahlt sechstausend Franken für ein Kunstwerk, dessen Ankaufspreis sechshundert Franken betrug. Da die Kunsthändler die sechstausend Franken Verkaufsgebühren versteuern, ist alles in Ordnung, und der Betrug nicht nachzuweisen.

In einer Affäre dieser Art aus der jüngsten Vergangenheit hat ein Kunsthändler den Prozeß gegen einen stillen Teilhaber gewonnen, welcher fürchtete, sein Geld schlecht angelegt zu haben, da der ehrliche Anstrich des Scheinverkaufs die Feststellung der Wahrheit unmöglich machte. Dabei war tatsächlich das dem Kunsthändler anvertraute Kapital nur zum vierten Teil durch den Wert der Kunstwerke gedeckt. Man hat den Verkaufspreis festgesetzt. Unter zehn Käufern hatten zwei wirklich bezahlt und wieder verkauft, während die acht anderen die ihnen von Unternehmern geliehenen Werke in ihrer Sammlung nur ausgestellt und falsche Rechnungen unterschrieben hatten. Verschiedene dieser Willfährigen wurden von der mitschuldigen Presse als Sachverständige und feine Kunstkenner angeführt.

Es kann sich bei diesen Manövern auch um eine gewisse Gruppe handeln, die einer bestimmten Maltechnik anhängt, wenn diese Technik nur exzentrisch genug und von so außergewöhnlicher Art ist, daß man auf das begeisterte

Interesse des Snobismus rechnen kann. Wie es zum Beispiel bei den Neo-Impressionisten war, und wie es sich im wesentlichen beim Fall Cézanne zutrug. Kaltblütig wird der Verkaufpreis von dreitausend Franken unter eine Skizze gesetzt, für die niemand mehr als zweihundert gezahlt hätte, ja, die ohne diese Frechheit wohl für zwanzig Franken keinen Käufer gefunden hätte. Auf diese Weise werden ungeheure Mystifikationen in Szene gesetzt. Man glaubt an eine Kunstbewegung und hat einen Börsencoup vor sich.

Nichts ist komischer als die Naivität, mit der sich das Publikum, die redlichen Kritiker der Revuen (denn bezahlt werden nur die Zeitungen), die ehrlichen Künstler dieser neuen Kunst gegenüber in Entzücken hineinsteigern lassen, oder mit Bestürzung zusehen müssen, wie Schmierereien mit Meisterwerken auf die gleiche Stufe gestellt werden. Und hinter den Kulissen lacht sich der Kunsthändler ins Fäustchen.

Solche Zustände führen den Geschmack des Publikums irre, die Wertung der Kunstwerke verliert jeglichen Maßstab, und der Künstler wird, statt sein bestes zu geben, zur Überproduktion gezwungen, um nur Aufsehen zu erregen. Außerdem macht ihm das gemeinsame Vorgehen der Kunsthändler und der bezahlten Presse Verkauf und Veröffentlichung unmöglich, wenn er sich diesen unwürdigen Geschäftskniffen gegenüber ablehnend verhält. Es ist ein Krieg bis aufs Messer. Selbstverständlich verschont er auch unabhängige Schriftsteller nicht, die sich weigern, in das Lob dieser Syndikatsmaler einzustimmen. Man beschimpft sie und trachtet, die Aufnahme ihrer Artikel zu verhindern. Verfolgt man die letzten fünfzehn Jahre der Pariser Kunstkritik, so bildet man sich eine ganz falsche Vorstellung von der französischen Schule. Wahrhaft große Talente wird man übersehen, um an das Genie einiger Unfähigen zu glauben. So aufgefaßt, böte diese Kritik wohl eine Darstellung der erfolgreichen Coups, gewiß aber nicht die Geschichte unserer Kunst.

Sicherlich sind bei den „Coups" empfindliche Mißerfolge nicht ausgeschlossen, und die Kunsthändler werden ihre verborgenen Ladenhüter wohlweislich nicht erwähnen. Der Durchschnittserfolg dieser Operationen sichert aber trotzdem reichen Gewinn! Der Impressionismus hat grundehrliche Kunsthändler gehabt, die sich mit Recht ihres wohlerworbenen Vermögens freuen, nachdem sie alles aufs Spiel gesetzt hatten. Aber das ist nun fünfundzwanzig Jahre her, und vieles ist seitdem anders geworden. Das Vorgehen der „Presse jaune" hat

die ehrliche maßgebende Kritik vernichtet und aus der Kunstbesprechung eine tarifmäßige Reklame gemacht. Niemals war die Presse weniger frei. Sie ist von Kunsthändlern abhängig, welche die Künstler vom Publikum durch einen Schalter getrennt haben. Niemals hat der Staat ähnliches getan; er beschäftigt sich nur mit Politik. Aus denselben Ursachen hat sich die ernst zu nehmende Kritik in die Revuen zurückgezogen, die das öffentliche Urteil nicht direkt beeinflussen, da sie zu einem „Bluff" erst nach vierzehn Tagen, ja nach einem Monat öffentlich Stellung nehmen können, während die Zeitungskritiker die Meinung des Publikums tagtäglich bearbeiten.

Dies alles drängt zu einem furchbaren Krach. Im Buchhandel ist er durch dasselbe Vorgehen schon herbeigeführt worden; und in absehbarer Zeit werden wir ihn in der Kunst erleben.

Die durch Schaden klug gewordenen Kunstliebhaber getrauen sich nicht mehr zu kaufen, und die Zahl der Maler ist in stetem Steigen begriffen. Privatausstellungen sind alltägliche Erscheinungen; man stürzt sich auf die ahnungslosen Passanten, um sie vor schlecht und flüchtig gemalte Bilder zu schleppen. Kaum hat ein Künstler den Sommer über dreißig Skizzen entworfen, so läßt er Vervielfältigungen drucken und überschwemmt damit Paris. Wir hatten einen Salon und haben heute deren vier mit je dreitausend Nummern. Trotz der Scheinverkäufe gehen die Preise stark zurück. Noch muß dieser kurzen Darlegung der Handel mit gefälschten alten und modernen Gemälden beigefügt werden, der so manchen Skandal verursacht hat.

Diese für die Ehre und die Interessen der Künstler gleich gefährliche Situation beruht auf einem tief unsittlichen Prinzip: dem Hinauftreiben des Wertes eines Kunstwerkes auf eine unbegrenzte und unkontrollierbare Höhe. Eine Werttabelle ist freilich schwer aufzustellen: ein sozialistisches Regime allein könnte es, in ehrlicher Absicht, wagen, freilich auf die Gefahr hin, oft ungerecht und rücksichtslos vorgehen zu müssen. Ein Gesetz gegen Luxus und Aufwand wäre wohl das einzige Mittel zur Abhilfe; doch ist ein solches im heutigen Frankreich unmöglich durchzubringen.

Noch sind die idealen Begriffe der Allgemeinheit nicht ausgeprägt und mächtig genug, um der Auffassung Raum zu schaffen, daß es unehrlich und unsinnig ist, den Lohn für Menschenarbeit, welcher Art sie auch sei, über eine gewisse Höhe zu treiben, und vor allem, wenn es zu dem Zweck geschieht, daß sie

den Zwischenhändlern enorme Summen einbringe. Ruhig muß man es hinnehmen, daß für ein Gemälde, dessen Schöpfer im Elend gestorben ist, eine halbe Million gezahlt wird, unter dem Vorwand, daß der Kunstgeschmack jede pekuniäre Wertung ausschließe. So wurde die Bewunderung der kompetente Maßstab für die Schätzung von Kunstwerken. Der Kunstliebhaber betrachtet die Malerei nicht mehr wie einen geliebten Gegenstand, sondern wie eine Börsenobligation, wie ein Gewinnobjekt. Der Kunsthändler spekuliert, der Künstler wird von der Gewinnsucht angesteckt und wäre ein Narr, wenn er nicht seinerseits zum Geschäftsmann würde. Der Kritiker verkauft den Ruhm, der eins geworden ist mit dem kommerziellen Mehrwert, und eine zunehmende Entwertung greift um sich. Daher die Flüchtigkeit, das Unfertige an Werken, an denen die glänzendste Begabung nicht erstarken kann, daher die fieberhafte Unbeständigkeit der Moderichtungen, daher Armut und Zurücksetzung der ehrlich Strebenden. Der Staat bekämpft das Übel keineswegs, er vermehrt es eher, indem er nach seiner Weise ein Gesetz gegen Pracht und Luxus ausübt, das heißt, indem er die offiziellen Aufträge so mittelmäßig bezahlt, daß der Künstler kaum seine Auslagen zu decken vermag. Auszeichnungen sind in diesem Fall ein schlechter Ersatz für die Niedrigkeit der Preise. Ähnlich verhält es sich mit den Erwerbungen für Museen. Ehre und Ruhm bestimmen dabei den Künstler, seine Bilder nahezu umsonst herzugeben. Alles drängt also den Maler, sich den Trusts der Kunsthändler anzuschließen, und nur Leute von großer Charakterstärke vermögen es, sich fernzuhalten. Die Größten und Besten haben es nicht immer zustande gebracht. Man nennt einen berühmten Meister, der, um sich die Kosten für das ersehnte Hotel zu verschaffen, die traurige und zugleich gefährliche Kraftprobe unternahm, im Verlauf von einem Jahr hundert Figuren für einen ungeheuer reichen Kaufherrn zu malen. Ein anderer, der nun tot ist, hat durch stete Wiederholung einer und derselben Landschaft sein ganzes Talent eingebüßt und sich nicht gescheut, nachgeahmte farbige Kupferstiche anzufertigen, wozu er sich phototypischer Klischees bediente, die er bemalte. Dieser Handel bedeutet übrigens eine neue, durch das fieberhafte Genie gewisser Kunsthändler erschlossene Erwerbsquelle, und man scheut sich nicht, Ausstellungen dieser Art zu veranstalten, bei denen man einen echten Kupferstich unter zwanzig Phototypien findet. Man rechnet dabei auf die technische Unkenntnis des Publikums, und leider täuscht man sich nicht.

Mehr oder weniger wird es wohl überall so sein. Das malerische Ideal ist aus den verschiedensten ästhetischen Gründen schon stark zurückgegangen. Das Fresko ist tot, die Wandmalerei findet weder Palast noch Kirche mehr; die Musik hat den ersten Platz in der Kunst erobert. Die Akademieen haben Komposition und Idee in der Malerei in Mißkredit gebracht; man schwört auf den Realismus ohne Psychologie oder auf Farbeneffekte, die mehr zum Auge als zum Herzen sprechen. Die unheilvolle Tätigkeit der Kunsthändler legt die Kunst vollends lahm. Welch abschreckendes Buch gäbe eine durch Belege erhärtete Darstellung der Geschichte der Kunsthändler und ihres Einflusses im Verlauf der letzten fünfzig Jahre! Sie haben die Kunst tatsächlich zum Geschäft erniedrigt, ohne jegliche Rücksicht auf moralische Interessen. Durch ihren Bund mit der bezahlten Presse haben sie die öffentliche Meinung in ihrer Gewalt. Jurys und Kritiker reden ein langes und breites und sind doch bewußt oder unbewußt nur Hampelmänner in der Hand der Kunsthändler. Wohlverstanden bleibt die Initiative des armen, ehrlich strebenden Malers frei und unabhängig. Aber man will nicht mehr arm sein; man glaubt an die eigene Redlichkeit auch dann, wenn man die schweren Opfer nicht zu bringen vermag, die eine solche Situation auferlegt.

Die Rettung läge in einem höheren moralischen Niveau der Künstler selbst, in der Boykottierung gewisser Trustmacher, in der Dezentralisation, in der Wiederaufnahme einer bescheideneren Lebensführung, in der Hebung der Presse, in der Aufstellung eines Gesetzes gegen die Ausbeutung der Toten. Es ist möglich, daß dies angesichts des nahen unvermeidlichen Zusammenbruchs nur mit Gewalt zu erreichen ist. Der Tag, an dem jedermann in sämtlichen Zimmern seiner Wohnung Bilder haben wird, und wo die Menschen, die es nach ihrem Porträt gelüstet, durch die farbige Photographie in kürzester Zeit für ein paar Franken in dessen Besitz gelangen können, wird die Kunsthändler zwingen, andere Verkaufsobjekte zu suchen. Und nur der wird Maler sein, den machtvoll und unwiderstehlich die Sehnsucht zwingt, und sollte sich der Speicher mit seinen Werken füllen, da niemand nach ihnen fragt. Eine lange Periode des unvorsichtigsten Kunsthandels mit dem endlichen moralischen und materiellen Zusammenbruch wird dem Künstler die Stellung der Primitiven zurückgeben.

Dämmerstunde / Von Heinrich Hutter

Nach einer langen Pause sagte sie: „Ja, auch wenn das alles wahr wäre, wenn du recht hättest — schon weil ich dich nicht widerlegen kann — und wenn mein Gebet zu keinem Vater dringt, so muß es ihn doch geben. Lebt er nicht außen, so ist er doch in uns. Das Gewissen, das könnt ihr nicht wegdefinieren — ja, das Gewissen!" Und sie schwieg triumphierend und nachdenklich, verstimmt und neugierig.

„Du hast recht," sagte er, „das Gewissen ist da. Ist es ein Gott? Der Gedanke an Wert und Wirkung unseres Tuns ist Bestandteil unserer Vorstellungen." — „Bestandteil unserer Vorstellungen," wiederholte die junge Frau, halb fragend, halb mechanisch. — „I s t Bestandteil unserer Vorstellung," betonte er, „und diese Tatsache nennen wir Gewissen. Der Einklang oder Mißklang mit unseren sonstigen Vorstellungen erhebt oder verstimmt, ‚lohnt' oder ‚straft'. Alles vollzieht sich durch unser Bewußtsein, das ein natürliches Streben nach Einheitlichkeit hat, nach dem gleichen Maßstab für sich und andere. Das Gewissen ist das einfache Ergebnis menschlicher Vorstellungs- und Urteilskraft, das auf das eigene Tun projizierte Denken. Es ist nicht Gott, es ist bewußte oder unbewußte Selbstbetrachtung."

„Sei nicht so umständlich," sagte sie, „du meinst einen Spiegel." Und sie ergriff, als wollte sie dem Bild Nachdruck geben, einen Handspiegel vom Kleeblattischchen neben ihrem Schaukelstuhl. Lachend schaute sie hinein und zog dann mit zwei sehr weißen Fingern ein graues Haar heraus.

Er suchte ihr Bild im Spiegel. Er wollte das Haar an sich nehmen. Sie duldete es nicht und sagte: „Nein, kein graues, obschon wahrscheinlich du daran schuld bist."

„Dann bin ich auch an den schwarz gebliebenen schuld", sagte er und ließ die Hand über die dunkeln Flechten gleiten, die er an sich zu ziehen versuchte.

„Nicht, noch nicht!" wehrte sie. „Ich bin noch nicht bekehrt. Ist das Gewissen so wahr wie der Spiegel?"

„Immer genau so wahr wie der Mensch selbst."

„Und schon deshalb ist das Gewissen nicht Gott, denn wir Menschen haben ein verschiedenes Gewissen: die einen ein feines, die andern ein grobes."

„Das meine ist wohl von der ersteren Art, denn es sagt mir, daß ich nicht mehr anhören darf. Ich will mir meinen Glauben nicht wegbeweisen lassen. Gottlob, daß ich nicht beichten muß."

„Die Menschen, denen die Beichte Befreiung gibt, die verlegen ihr Gewissen aus sich hinaus und in den Geist eines andern, bei dessen Richterspruch sie sich beruhigen."

„O, das ist vielleicht schöner, als du denkst", sagte die junge Frau, deren leise Stimme mit den hastigen Schwingungen kontrastierte, in welche die kleine Hand die Quaste des Fauteuils versetzte.

„Wenn bequem und schön das gleiche ist. Denn es ist unbequem, sich selbst Richter zu sein, wenigstens für den, der sich nicht selbst belügen kann."

„Wie hart ihr immer denkt! Es ist doch so oft notwendig, sich selber einzulullen. Und sprich, bist du glücklicher, der du es nicht tust, als ich, die es nicht entbehren kann?"

Er antwortete nicht. Es war so still, daß man deutlich seine Atemzüge hörte, während man an ihren halbgeöffneten Lippen nur die leise Schwingung eines rascheren Pulses sah.

„Glücklich?", sagte er dann, „glücklich kann einsames Denken nur große Menschen machen; uns kleinen fließt das Glück nicht aus den Sinnen, sondern aus dem Herzen, und wenn dieses einmal recht laut redet, dann versäumen wir über dem Denken den Augenblick des Glücks. Oft wäre das größte Glück, nicht denken zu müssen. Wer sich's abgewöhnen kann, der kann sich auch das Gewissen abgewöhnen."

„Du führst mich in ein Labyrinth. Wer hieß dich mir das alles sagen?"

„Du!"

„Du tust doch sonst nicht, was ich sage. Oder willst du gehorchen? Dann sag, daß das alles nicht wahr ist, daß ich fortfahren darf, zu beten für mich und für dich! Sag es, dann darfst du mich küssen!"

Er erhob sich und stand aufrecht.

Nach einer Weile beugte er sich zu ihr nieder und schloß mit seinen Lippen den halboffenen Mund.

Fernphotopraphie / Von Dr. G. Eichhorn

Mit zwei Abbildungen



Bei der Fernphotographie handelt es sich bekanntlich darum, eine Photographie von irgendeinem Orte aus an einem entfernten andern Orte auf elektrischem Wege vermittelst einer Telegraphen- oder Telephonleitung zu reproduzieren, und im Prinzip geschieht dies so, daß sukzessive kleine Elemente der Photographie übertragen werden, deren Reproduktion an der Empfangsstation das Bild wieder zusammensetzt.

Es stehen heute zwei Systeme im Vordergrund, nämlich das von Professor A. Korn (München) und das von Edouard Belin (Paris). Was die Methode des deutschen Systems angeht, so denke man sich beispielsweise eine kleine Photographie von hundert horizontalen und ebensovielen vertikalen parallelen Linien durchzogen: so hätte man zehntausend kleine Quadrate zu übermitteln. Die Übertragungszeit kann dabei an sich beliebig groß sein, doch darf sie natürlich aus praktischen und ökonomischen Gesichtspunkten ein gewisses Maß nicht übersteigen. Je kleiner diese einzelnen Elemente sind, das heißt je größer ihre Zahl, umso schärfer wird natürlich die Reproduktion ausfallen. Das Grundprinzip der Übertragung besteht nun einfach darin, die sich in diesen kleinen Elementen sukzessive darbietenden verschiedenen Bildtöne in Schwankungen des Telegraphierstromes umzuwandeln und umgekehrt an der Empfangsstation durch diese schwankenden elektrischen Ströme und in Abhängigkeit von ihnen schwankende Lichtintensitäten zu veranlassen, die dann wieder die differenten Bildtöne hervorbringen.

Ein Mittel, Lichtenergie in elektrische Energie umzuwandeln, bietet das Metalloid Selen, beziehungsweise ein Präparat daraus: die sogenannte Selenzelle; diese zeigt nämlich die Eigentümlichkeit, daß sich durch Belichtung ihr elektrischer Widerstand vermindert. Schaltet man sie also in einen elek-

trischen Stromkreis, so erhält man eine größere Stromstärke bei Belichtung des Selens, als wenn sich dieses im Dunkeln befindet; ja, mehr noch: auch alle feineren Schwankungen der Lichtintensität setzen sich vermittelst der Selenzelle in analoge Schwankungen der elektrischen Stromintensität um. Es wird nun so verfahren, daß man die zu übertragende Photographie als durchsichtigen Film auf einen Glaszylinder aufrollt und vermittelst einer Linse das Licht einer Lampe auf ein kleines Element der Photographie konzentriert. Ein Lichtbündel durchsetzt die Photographie und den Glaszylinder und wird durch totale Reflexion vermittelst eines Prismas auf eine Selenzelle gerichtet, die sich in einem Stromkreise befindet. Je durchsichtiger die vom Licht getroffene Stelle des Films ist, umso stärker wird also der Strom. Damit alle Elemente der Photographie an die Reihe kommen, vollführt der Glaszylinder nicht nur eine langsame Rotation, sondern er rückt auch nach jeder vollständigen Umdrehung um ein kleines Stück in Richtung seiner Axe vorwärts. An der Empfangsstation sollen nun die ankommenden schwankenden elektrischen Ströme wieder die Photographie hervorrufen. Auch hierfür ist das Prinzip sehr einfach. Man denke sich einen gleichen Glaszylinder mit einem Film, wie soeben beschrieben, in durchaus gleichartiger Weise bewegt, das heißt absolut synchron demjenigen an der Sendestation. Nun falle vermittelst einer Linse das Licht einer Lampe auf den Film, wobei wieder die Lichtintensität in Übereinstimmung mit der mehr oder weniger großen Intensität der Telegraphierströme schwankt. Auf diese Weise erhält jedes Element des Empfängerfilms die Intensität der Bestrahlung, welche der Lichtdurchlässigkeit des analogen Elementes des Senderfilms entspricht. Sukzessive muß sich also auf die Art die ganze Photographie reproduzieren. Es galt zwei Forderungen zu erfüllen: erstens die Erzeugung eines absoluten Synchronismus der beiden bewegten Glaszylinder und zweitens die Regulierung der Strahlungsintensität des Lichtes in Übereinstimmung mit den Telegraphierströmen. Synchrone Bewegungsvorrichtungen waren bekannt. Das Prinzip besteht meistens darin, die beiden Bewegungen zunächst approximativ gleich zu machen und die in kleinen Zeitteilchen unmerklichen, aber sich nach und nach summierenden Abweichungen von Zeit zu Zeit durch Sperrvorrichtungen zu korrigieren. Professor Korn verwendet Nebenschlußmotoren, die an sich schon sehr genau in der Tourenzahl zu regulieren sind. Die Sperrvorrichtung, die den Empfangszylinder automatisch nach jeder Umdrehung

anhält, wird durch einen Stromstoß vom Sender her ausgelöst, wenn die Senderwalze genau nachgekommen ist.

In der Tat lag die Schwierigkeit nicht hier, sondern in der Lösung des zweiten Problems: der Regelung der Lichtintensität. Professor Korn benutzte für seine ersten Arbeiten eine evakuierte Geißlersche Röhre, die in üblicher Weise durch ein Induktorium zum Leuchten gebracht wurde; dieselbe war ganz mit einer dunkeln Umhüllung umgeben, in der sich nur eine sehr kleine Öffnung befand, durch die das Licht in Form eines feinen Strahles auf den Empfangsfilm fallen konnte. Die ankommenden Ströme lenkten nun die Magnetnadel eines Galvanometers ab, die das Einschalten von mehr oder weniger Widerstand in den Stromkreis der Röhre vermittelte.

In dieser Weise schwankte die Lichtintensität in der Röhre in übereinstimmung mit den Telegraphierströmen, und in der Tat erzielte Professor Korn auf diese Weise im Jahre 1904 seine ersten Fernphotographien auf der Telephonlinie München—Nürnberg—München in einer übertragungszeit von vierzig Minuten. Diese Zeit war für praktische Zwecke zweifellos noch sehr groß. Die Ursachen lagen auf der Hand: die Schuld trugen erstens die Trägheit des vorerwähnten Nadelgalvanometers, das den feinen Stromschwankungen deshalb nicht genügend schnell zu folgen vermag, und zweitens die sogenannte Trägheit der Selenzelle, das heißt deren mißliche Eigenschaft, daß infolge von Nachwirkungen die Größe ihrer Widerstandsänderung nicht immer die gleiche ist bei gleicher Änderung der Bestrahlung. Der Effekt dieser Untugend war schließlich der, daß die Töne des reproduzierten Bildes bei Abkürzung der übertragungszeit verwischt wurden. Beide Fehler sind von Professor Korn inzwischen beseitigt worden. Das Galvanometer wurde zunächst durch folgende Vorrichtung ersetzt: Zwischen den Polen eines kräftigen Elektromagneten verlaufen zwei feine Metallbänder, und auf diesen ist in der Mitte ein dünnes, nur einen Quadratzentimeter großes Aluminiumblättchen gegenüber zwei Öffnungen in den Polschuhen der Elektromagnete befestigt. Je nach der Intensität der durch die Metallfäden hindurchgeleiteten Telegraphierströme wird das Aluminiumblättchen senkrecht zu den magnetischen Kraftlinien verschieden abgelenkt, sodaß mehr oder weniger Licht durch die Öffnung passieren kann. Ein solches Galvanometer folgt in minutiöser Weise allen feinen Stromschwankungen, selbst wenn die Ströme sehr schwach sind.

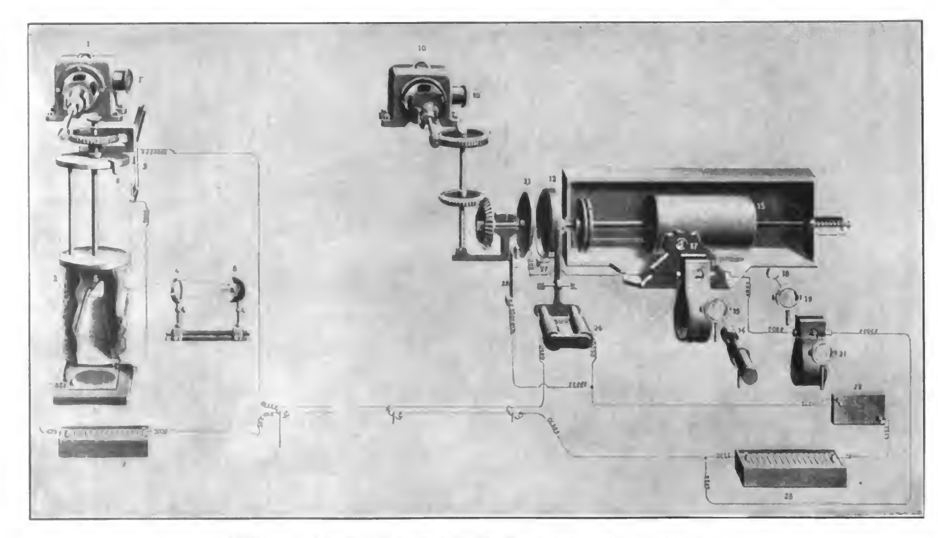


Abbildung 1. Schema der Anordnung für die Fernphotographie nach Professor Korn

Die zweite in der Trägheit der Selenzelle begründete Schwierigkeit wurde schließlich in der Weise überwunden, daß Professor Korn auch in den Empfänger eine Selenzelle einführte. Diese Zelle bringt dieselben Trägheitsfehler in den Apparat hinein wie die Zelle des Senders, aber im umgekehrten Sinne, sodaß sich die beiden Fehler gegenseitig aufheben. Professor Korn nennt deshalb diese Vorrichtung, auf deren physikalische Einzelheiten hier nicht näher eingegangen werden kann, einen Selenkompensator; hauptsächlich durch dessen Einführung wurde der große, endgültige Erfolg der letzten Zeit erzielt.

Die Abbildung 1 (vorige Seite) zeigt das Schema der modernen Anordnungen. Die Bildwalze 2 ist ein Hohlzylinder aus Glas von etwa sieben Zentimetern Durchmesser, auf den die Photographie als durchsichtiger Film aufgewickelt wird.

Der Zylinder, der durch den Motor 1 (mit einem Apparat 1′ zum Messen der Tourenzahl) in Umdrehung versetzt wird, hängt an der als Schraubenspindel ausgeführten Achse, die sich in einem feststehenden Muttergewinde dreht, sodaß sich die Bildwalze bei jeder Walzenumdrehung um einen Millimeter hebt. Der Zylinder ist in eine lichtdichte Kamera eingeschlossen, in die durch eine kleine Öffnung das Licht der Nernstlampe 3 vermittelst einer Linse 4 auf das totalreflektierende Prisma 5 fällt, welches das sich verbreiternde Lichtbündel auf die Selenzelle 6 wirft, die sich in dem Stromkreis einer konstanten Batterie 7 befindet. Die Apparatteile 8 und 9 gehören zu der Vorrichtung zur Regelung des Synchronismus.

Im Empfänger rechts erblickt man bei 10 und 10′ den Motor mit Tourenzahlmesser sowie bei 13 den Glaszylinder, auf den der durchsichtige Empfangsfilm aufgewickelt wird. 11 und 12 bedeuten Friktionsscheiben, um den Synchronismusapparat zu betätigen. Auch hier im Empfänger kommt jetzt eine Nernstlampe 14 und ein Linsensystem 15 und 17 zur Anwendung. Bei 16 befindet sich das neue, vorher beschriebene Galvanometer. Man sieht ferner in 18 bis 22 Teile des Selenkompensators, in 23 Batterie, in 24 und 25 Relais und Synchronismusvorrichtung, in 27 und 28 Nase und Unterbrecher, die dazu dienen, die empfindlichen Galvanometer jedesmal aus dem Stromkreis auszuschalten, bevor die Korrektion des Synchronismus geschieht.

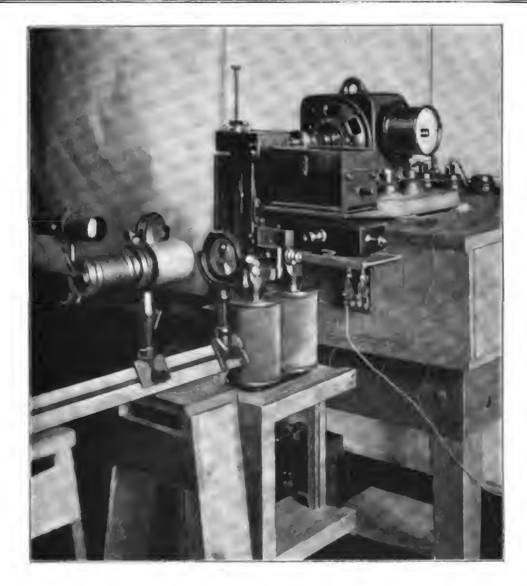


Abbildung 2
Instrumentale Einrichtung des Empfängers nach Professor Korn

Die folgende Abbildung 2 zeigt die wirkliche, instrumentale Einrichtung von der Empfängerseite. Oben ist der Motor mit Schraubenspindel und Bildwalze und darunter die Selenzelle sichtbar; vorne die Nernstlampe, das neue Galvanometer, der Selenkompensator und so weiter.

Was die praktische Anwendung der Fernphotographie und die in gleicher Weise ausführbare, photographische Übertragung von Handschriften betrifft, so liegt zunächst ihre Bedeutung für die Kriminalpolizei und die anthropometrischen Bureaus auf der Hand. Dann hat aber auch die Presse die Wichtig-

keit dieser aktuellen Neuerung für ihre Zwecke sofort erkannt. Die großen deutschen, französischen und englischen illustrierten Zeitschriften beabsichtigen regelmäßig solche Fernphotographieen zu bringen. Es stehen jetzt schon auf staatlichen Leitungen vier große Stationen (München, Berlin, Paris, London) für diesen Zweck zur Verfügung.

Dem jetzt gelösten Problem des Fernphotographierens ging eigentlich ein viel schwierigeres Problem voraus, nämlich das des Fernsehens. Prinzipiell kommen beide auf dasselbe hinaus, und es handelt sich bei letzterem eigentlich nur um eine Abkürzung der Zeit des Prozesses, etwa, daß nur eine Drittelsekunde, anstatt wie jetzt sechs Minuten erforderlich wären. Die träge Selenzelle vor allem steht einer solchen Zeitverkürzung im Wege. Eine andere Methode wäre die Anwendung einer großen Anzahl von Drähten, etwa tausend, nach vielen Bildstellen, oder bei ermöglichter zehnfacher Schnelligkeit wenigstens von hundert Drähten. Praktisch sind das natürlich Utopien, prinzipiell aber erscheint es durchaus möglich, daß wir einmal Personen und Ereignisse aus Tausende von Kilometern entfernten Orten vor unseren Augen wie bei dem Kinematographen auf einem Schirm werden vorbeidefilieren sehen.

In wesentlich anderer Weise hat der Franzose Edouard Belin die Fernphotographie mit seinem „Tele-Stereograph" ausgebildet. Die zu übertragende Photographie wird auf starkes Papier aufgezogen und mit einer Gelatineschicht derart überzogen, daß man, analog wie bei der Herstellung von Klischees, in der Gelatine Erhöhungen und Vertiefungen erhält, die den helleren und dunkleren Stellen der Photographie entsprechend verschieden sind. Dieses Relief wird auf einen Zylinder aufgerollt, der wie die Kornsche Bildwalze eine schraubenartige Bewegung vollführt. Auf der Oberfläche liegt ein Kontaktstift an, der infolge der Unebenheiten des Reliefs Vibrationen vollführt. Durch einen besonderen Mechanismus werden damit verschiedene Widerstände in die Fernleitung eingeschaltet. Je nach der Vibration des Kontaktstiftes entstehen also in der Fernleitung verschiedene Ströme, die genau proportional den Unebenheiten der zu übertragenden gelatinierten Photographie sind. Damit in der Empfangsstation diese Ströme entsprechende Lichtwirkungen hervorbringen, bedient sich Belin eines Blondelschen Oszillographen. Im Prinzip ist die Wirkungsweise so, daß bei jedem der Stromstöße, die

also fortlaufend in verschiedner Stärke ankommen, ein kleiner Spiegel, der einen Lichtstrahl reflektiert, in verschiedenartiger Weise bewegt wird. Der Lichtstrahl trifft auf die mit der photographischen Schicht versehene und synchron mit der Übertragungswalze des Senders laufende Bildwalze; vorher durchsetzt er jedoch eine Glasplatte, deren Färbungen vom tiefen Schwarz bis zur klaren Transparenz in regelmäßigem Verhältnis verschieden sind. Auf diese Weise entstehen hinter der Platte in Übereinstimmung mit den differenten Stromintensitäten verschiedene Lichtintensitäten, und so schließlich die verschiedenen Tönungen, die das Bild reproduzieren.

Der Vollständigkeit halber sei noch kurz auf eine dritte Methode der elektrischen Fernphotographie hingewiesen, nämlich diejenige von Senlecq-Tival. Die Elektrotechnische Zeitschrift berichtete darüber kürzlich wie folgt: Dieses Verfahren zeichnet sich vor allen anderen bisher bekanntgewordenen Verfahren durch die Schnelligkeit aus, mit der die Übertragung und Wiedergabe des Bildes vor sich geht. Es sind dazu nur wenige Sekunden erforderlich, während die anderen Systeme zehn bis dreißig Minuten brauchen. Zum Senden dient ein Reliefbild, das aus einem eigenartig zusammengesetzten Metallpulver hergestellt ist. Die einzelnen Teile des Reliefs werden nacheinander derart in den Stromweg gebracht, daß die Verschiedenheit des elektrischen Widerstandes der mehr oder weniger dicken Metallschichten Intensitätsänderungen des die Leitung durchlaufenden Gleichstromes hervorrufen. Dadurch wird der Magnetismus eines am Empfangsort befindlichen Elektromagneten geändert, zwischen dessen Polen — ähnlich wie bei dem kürzlich im „März" beschriebenen Poulsenschen Telegraphon — ein Stahlband vorbeigleitet. Läßt man das „beschriebene" Stahlband später vor einem anderen Elektromagneten vorüberziehen, so werden in dessen Drahtwindungen wie beim Telegraphon schwankende Ströme erregt. Im vorliegenden Falle dienen letztere nun dazu, ein Galvanometer zu beeinflussen, das mittels eines vervielfältigenden Hebels eine Skala von Lichtfiltern betätigt, welche von dem Strahl einer Nernstlampe getroffen werden. Das Lichtfilter hebt und senkt sich entsprechend den Ausschlägen des Galvanometers; hinter dem Filter befindet sich aber die Aufnahmeplatte, sodaß diese je nach den Stromschwankungen von einem helleren und dunkleren Strahl getroffen wird. Auf diese Weise entsteht wieder ein dem Original entsprechendes Bild.

Hier hätten wir auch schon eine interessante Möglichkeit vor Augen, dem Ziel des „Fernsehens“ näher zu kommen, das, wie schon angedeutet, schließlich nur auf einer genügend kleinen Übertragungszeit beruht. Auch auf andere Art scheinen in jüngster Zeit in dieser Hinsicht Erfolge erzielt worden zu sein. Wie die Zeitungen berichten, sollen durch den Ingenieur Armengaud in der Jahresausstellung der französischen physikalischen Gesellschaft interessante Experimente mit einem von ihm konstruierten Apparat gezeigt worden sein, die schon greifbare Resultate für ein praktisches „Telephot“ bedeuten.

Rundschau

Romane

Wieder eine kleine Auswahl guter neuer Romane! Die Sommerfrische bringt manche Lesestunden, namentlich für die Frauen, die keine Zeitung lesen. Da kann ein gutes Buch Wunder tun.

Der Roman „Zwölf aus der Steiermark“ von Rudolf Hans Bartsch, den wir seinerzeit hier im „März“ veröffentlicht haben, ist jetzt als Buch erschienen. Der kühne Titel verspricht viel — zwölf Menschen und ihre Schicksale. Das Buch ist aber auch unendlich reich. Es hat eine Fülle und Quellkraft, die nirgends ans Sparen denkt, und handelt doch weniger von jenen Zwölfen, von denen mehrere sehr im Hintergrunde bleiben, als von der Stadt Graz und ihrer Luft, vom Sommer und Herbst in der Steiermark, vom Frühling in den Gassen und Gärten des alten Graz. Wenn ein feiner, im Herzen reicher Mensch an einem schönen Orte lebt, ihn liebgewinnt und mit inniger Begier bis ins kleinste und ins tiefste kennen zu lernen sucht, wenn sich dann die Stadt ihm wirklich zu eigen gibt, dann entsteht ein Bild aus tausend kleinen Strichen, deren jeder aber dem Ganzen dient und das Ganze andeutend enthält. So ist hier das eigentümliche Leben einer Stadt in hundert zarten Zügen aufgezeichnet, so treulich und liebevoll, daß man ihre besondere Luft zu atmen meint. Von den zwölf versprochenen Helden gehen freilich einige bald wieder im Schatten verloren; die aber, die übrigbleiben, sind wertvolle und liebenswerte Bekanntschaften, die man nicht kraft irgendwelcher psychologischen Steckbriefe kennen lernt und im Gedächtnis behält, sondern sieht und erlebt, sodaß man mit ihnen weiterleben und über das Buch hinaus Verkehr pflegen kann, was man auch unwillkürlich und gerne tut. Die einfache Geschichte ist wie ein Sieb, in dem nach einigem Rütteln die Groben und Schlimmen hängen bleiben und verworfen werden, die paar Feinen und Guten aber gerettet werden und zu Ehren kommen. Wer einen Menschen wie den jungen Kantilener wieder vergißt und aus der Seele verliert, der

war des lieben Buches nicht wert. Und neben den Menschen die Stadt, die Berge und Matten, die Weingärten mit dem Geräusch der Vogelklappern, die Frühlingstage und Sommerabende, und die ganze stille, beglückt in sich schwebende Musik dieser Dichtung! Es ist ein Buch, das man zu empfehlen für überflüssig hält, und von dem man doch gerne redet — wie von der Heimat und der Jugendzeit.

* * *

Der Roman von Bartsch gehört zu den musikalischen, im letzten Grunde lyrischen Büchern. Geradezu ein Musterbeispiel des Gegenteils ist „Das Haus am Abhang" von Siegfried Trebitsch. Der Autor gehört nicht zu den Lyrikern, denen es immer und vor allem darauf ankommt, eine musikartig schwingende Lebensstimmung, ein nachklingendes Gefühl vom ewigen Rhythmus des Seins und Werdens zu geben, und deren Gestalten und Fabeln weit weniger individuell und eigenartig als allgemein menschlich und zeitlos zu sein pflegen. Trebitsch ist ein Erzähler, der Problemen nachgeht und sich hinter einem Stoffe beinahe verbirgt. Ihm ist der merkwürdige Einzelfall die Hauptsache, er sucht ihn klar und erbarmungslos herauszuarbeiten und hat das dem Lyriker ganz fremde Bedürfnis, seine Menschen psychologisch zu erklären, also Eigenschaften, die einigermaßen auf einen Dramatiker hinzuweisen scheinen.

So ist er hier zu einem Stoff gekommen, der mehr interessant und merkwürdig als erfreuend ist. Ein junger Arzt, der eine Schwindsüchtige behandelt, gibt dem traumhaft aus der Todesfurcht entstandenen Verlangen des Mädchens nach Liebe und erhöhtem Lebensgefühl nach und wird darüber seiner Braut, die er zu lieben nicht aufhört, untreu. Sein Leben und Bewußtsein spaltet sich, die Sterbende erwartet ein Kind von ihm, und während er ihrer und seiner Schande entgegensieht, lebt er ein zweites Leben mit der ahnungslosen Braut. Die heikle, wenig erquickliche Sache ist mit Vorsicht und Weisheit entwickelt und aus dem Stofflichen empor gehoben, nur scheint mir der Selbstmord des Arztes, nachdem er im schweren Erleben eine tiefe Läuterung erfahren hat, nicht notwendig zu sein, wenn er auch verständlich ist. Die Noblesse und Gewissenhaftigkeit des Dichters ist bewundernswert, ohne Predigten führt er klug und schön aus der Bürgermoral in die Höhen eines zarten Gewissenslebens, und die ethische Lösung ist, von dem Selbstmorde unabhängig, fein vorbereitet und durchgeführt. Am Ende verlöre der betrübende Stoff seine Schwere völlig, wenn nicht das Erklärenwollen dem eigentlichen Gestalten zu sehr die Wage hielte. Das ist bei einem mehr intellektuell als impulsiv arbeitenden Dichter begreiflich. Aber ich glaube, das Erklärenwollen ist doch kein eigentlich künstlerischer Trieb. Die höchste Kunst wenigstens bedarf des Erklärens und aller angewandten Psychologie nicht, sie stellt ihre Gestaltungen hin und vertraut ihrem Zauber, ohne das Nichtverstandenwerden zu fürchten. Damit ist nicht gesagt, daß eine Erzählung gut sei, wenn sie nur recht unpsychologisch ist. Ich meine nur, daß jenes gewissenhafte Erklärenwollen vielleicht ein leises Mißtrauen des Autors in die Kraft seiner Darstellung sein könnte. Bei Trebitsch will mir dies Mißtrauen unnötig scheinen. Er gestaltet ruhig und etwas trocken, aber überzeugend und sicher. Darum ist seine Zuflucht zum psychologischen Erklären nicht ein Versuch, mangelndes Vermögen zu ersetzen, sondern scheint der Ungenüge und Strenge eines sensibeln, sehr bewußt arbeitenden Dichters zu entstammen. Und so ist sein Buch, der Menge wohl kaum recht verständlich, für aufmerk-

same Leser, die gerade in einem scheinbar ganz sachlich geschriebenen Werk der versteckt bleibende Autor interessiert, anziehend und bedeutungsvoll.

* * *

Der Bozener Hans von Hoffensthal bringt wieder einen Roman aus seiner Heimat. Er heißt: „Das Buch vom Jäger Mart“. Eine Bauerngeschichte, treu und innig erzählt. Hoffensthal hat ein Heimatgefühl und eine Liebe zur Landschaft wie wenige, er kennt den Wald und das Wild, die Berge und Matten, Höfe und Dörfer dort am Ritten durch und durch. Es gibt bei ihm kein buchmäßiges, müßig erfundenes Landleben und Landvolk, er schöpft aus lebenslanger, liebevoller Kenntnis und Erfahrung. Er kann von Bäumen, vom Wild und Gevögel, von fruchtbaren oder dürren Sommern reden, und alles ist echt, erlebt und gesehen. Eine leichte Neigung zum Pathos liegt ihm im Blut, mit der wir nicht rechten wollen. Doch hat man zuweilen ein Gefühl, daß unter der Neigung zum pathetisch Großzügigen, die an sich ja weder vom Bösen noch vom Guten ist, ein nur erst versteckt anklingender Humor einigermaßen zu leiden habe. Das schöne, ernste und herzliche Buch verdient viele Leser, und bei dieser Gelegenheit sei auch das Erstlingswerk des Dichters, der Roman „Maria Himmelfahrt“ denen, die es noch nicht kennen, herzlich empfohlen. Die Bücher von Hoffensthal führen alle unter dem Gang der eigentlichen Geschichte, ohne daß die zu kurz käme, eine Unterströmung von reiner, befreiender Liebe zur Landschaft und dem zarten, vielfältigen Leben der Natur — einen unermüdlichen, klaren Strom, in dem zeitweise das menschliche Erleben, so ernst es der Dichter nimmt, untertaucht und stille wird. Das tut wohl und ist tröstend wie alle wahre Kunst.

* * *

Zum Schluß sei diesmal ausnahmsweise von einem Ausländer die Rede. Der Roman „Ludwigshöhe“ von Hermann Bang ist das ergreifendste Buch, das ich seit langer Zeit gelesen habe. Bei Bangs letztem Buch, dem „Michael“, wurden große Lobestöne laut, während stillere Verehrer das Buch etwas zu interessant fanden und sich lieber an „Tine“ und „Das weiße Haus“ hielten. Nun, „Ludwigshöhe“ ist wieder von dieser Art, womöglich noch feiner, es ist jetzt wohl Hermann Bangs bestes Werk.

Bang ist der gewissenhafteste Impressionist, den man sich denken kann. Unendlich treu und vorsichtig setzt er aus winzigen, rein naturalistisch gegebenen Stückchen ein dichtes, großes Mosaik zusammen, und das Merkwürdige und Herrliche ist, daß es nicht auseinander fällt, sondern daß aus dem Geriesel kleiner Tropfen die ganze große Melodie des Stromes, aus den hundert banalen Details die Melodie des Lebens klingt. Bang will nicht froh machen, er will auch nicht traurig machen, er will nur erzählen, nur ein Stück Leben mit dem vollen Eindruck der Wirklichkeit hinstellen. Das erreicht er sehr einfach, indem er auf alle laute Reflexion, auf alle theoretisierende Psychologie, vor allem aber auf alles Referieren verzichtet. Er läßt keine Jahre, nicht einmal Tage vergehen, sondern stellt Bild an Bild, Szene neben Szene, mit einem oft fast kinematographischen Naturalismus. Und siehe, Zeitgefühl und alles stellt sich ein, wir leben mit und lernen Milieu und Menschen so genau kennen, daß wir jede Lücke selber füllen und jede Erklärung selber geben können. Am Ende meint man nicht ein Buch gelesen, sondern ein Drama gesehen zu haben. Denn gesehen hat man alles, man hat nichts aus zweiter Hand bekommen, nur ist der Vergleich mit dem Drama insofern ganz unzutreffend, als es bei Bang keine Spannung, keine Höhe-

punkte, kein Hinstreben auf Katastrophen und Lösungen gibt. Ihm ist Großes und Kleines gleich wichtig, mit einem fast naturforscherhaften Gleichmut und Interesse sieht er alles an und ahmt das Leben darin nach, daß er auf ein Blatt am Baum und einen sich kratzenden Hund dieselbe Sorgfalt wendet wie auf Menschentränen. So kommt ohne Pathos und Unterstreichungen ein Gefühl für die Notwendigkeit und Unerbittlichkeit alles Geschehens zustande, das so ergreifend und nachhaltig wirkt wie irgendwelche reine Tragik.

Nur bekommt der bequeme Leser das nicht so destilliert und mundgerecht serviert wie von kleineren Dichtern, er muß selber ein wenig Wärme und Leben aufbringen und das Schöne oder Rührende empfinden können, ohne daß es ihm in die Ohren geschrieen wird. Wer dazu fähig ist, dem wird „Ludwigshöhe" lieb werden wie ein Stück eigenen Lebens und eigener Erinnerung.

Hermann Hesse

* * *

Titel und Verleger:

Bartsch, Zwölf aus der Steiermark,
Verlag L. Staackmann, Leipzig

Trebitsch, Das Haus am Abhang,
Verlag S. Fischer, Berlin

Hoffensthal, Das Buch vom Jäger Mart,
Verlag Egon Fleischel & Co., Berlin

Bang, Ludwigshöhe
Verlag S. Fischer, Berlin

Unsre Simplicissimusfeinde

Aufgeregte Philister verraten ihre geistige Familienähnlichkeit. Sie erklären regelmäßig die Kultur in Gefahr, sobald etwas über ihren Horizont geht, verfallen stets in die gleichen Denkfehler bei der Begründung ihrer Angriffe, ärgern sich wütend, sobald sie sich getroffen fühlen, und reden dann mit verdrehten Augen von den „Heiligtümern" der deutschen Nation oder, je nachdem, von der zunehmenden „Unsittlichkeit".

Was kostet es jedesmal für Mühe, gewissen Kleinstädtern klarzumachen, daß ein Dramatiker, dessen Stück besucht und wiederholt wird, nicht auch der Erfinder der Sitten ist, die er geschildert hat. Er kann es nicht sein, weil das Publikum stets nur Typen belacht, die es wiedererkennt. Die Dinge haben also längst bestanden, der Autor zeigt sie nur auf und warnt vor ihnen. Aber er gehört, meint Herr Müller-Schmidt aus Pasewalk, an den Pranger, weil er „mit seinem Stück die Moral untergräbt".

Der Haß gegen den Simplicissimus hat nun freilich viel direktere Ursachen; es schreien die Inhaber getretener Hühneraugen. Alle, die innerlich zu unfrei sind, um über sich selber auch einmal zu lachen, lachend sich über eine Situation zu erheben, alle „gekränkten Leberwürste" ringsumher wollen platzen und ergießen zuletzt ihren Ingrimm über den „Verderber" in die Spalten befreundeter Tagesblätter. Denn das ist ja klar, daß, wer den furchtlosen Spötter eine Zeitlang gelesen hat, schließlich auf den Gedanken kommt, daß selbst ein preußischer Leutnant seine kleinen, menschlichen Schwächen habe.

Ich stelle demgegenüber folgende Behauptung auf: Der „Simplicissimus" wird verfaßt von zornigen Idealisten, aus denen das Gewissen des deutschen

Volkes redet. Ihre Zeichnungen, ihre Witze sind ebensoviel Proteste. Sie rufen uns zu: „Seht, dies existiert in eurer nächsten Nähe! Schämt Ihr euch garnicht?" Um diese Auffassung zu erhärten, genügt ein Durchblättern weniger Nummern. Was greift Simplicissimus an? Standesdünkel, Protzentum, Protektionswesen, Klassenjustiz, Menschen- und Tierschinderei, aufgeblasene Dummheit, Leichtfertigkeit in der Ehe, Bestechlichkeit, Aberglauben, viehische Trunkenheit bei Gebildeten, Brutalität beim Pöbel, Geldsackherzen, Scheinheiligkeit, Phrasendreschen, jugendliche Verbrauchtheit. Ich frage: sind dies alles wirklich deutsche Heiligtümer? Müssen gerade sie behütet und vor jedem Anhauch bewahrt werden?

Richtig bleibt eines: der Simplicissimus trägt ein durchaus maskulines Gepräge; für Frauen und Kinder ist er nichts. Auch mag die Begabung, menschlichen Jammer bald von seiner demoralisierenden, bald von seiner tragikomischen Seite zu zeigen, manche Künstler scheinbar in die Gefahr bringen, der Verelendungstheorie von Karl Marx treuer zu sein als die Statistik. Aber da sind „Gotteslästerungen." Mit Verlaub, der neuliche Leitartikler der „Hamburger Nachrichten" scheint zu vergessen, wie in seinen eigenen Kreisen der liebe Gott zum guten alten Mann gemacht wird, der hier auf Erden die Geschäfte von „Thron und Altar" zu besorgen habe. Die Religion lehrt, Gott sei ein Geist, unfaßbar, körperlos, unsichtbar. Aber die Volksverblöder hängen ihm einen langen Bart um und postieren ihn wenige Kilometer über unsern Stadttürmen auf nassen Wolken, stiften Bilder von ihm in die Kirchen und verleiten arme Landkinder zum Götzendienst, den die Heilige Schrift ausdrücklich verbietet. Doch sollten als Spott auf diesen geistlosen Schwindel ihn Satiriker nicht überbieten und, indem sie das tun, ihn lächerlich machen dürfen? Dies war der Sinn der Ansichtspostkarten, die sotaner liebe Gott neulich in der angefochtenen Nummer schrieb. Die Wut über sie erinnert an dieselbe plumpe Verdrehung, die des Voltaire „écrasez l'infâme" widerfuhr. Es ist Voltaire niemals im Traum eingefallen, den Christenglauben zu bespötteln; das Infame war ihm dessen Entstellung im Aberglauben.

Natürlich gibt es Leute, die den Simplicissimus zu genießen verstehn, auch innerhalb der von ihm aufs Korn genommenen Schichten. Diese wissen, was gemeint ist. Sie erkennen sich selbst zuweilen wieder und lachen sich frei beim Anblick der Bilder. Es lebt in manchem vielleicht ein ähnlicher Protest gegen erduldeten Zwang, gegen verstümmelte Natur, gegen übermütigen Druck; allein dieser Protest blieb unverlautbart und ohnmächtig. Der geistreiche Schelm erlöst seinen Anhang von dieser Misere für ein paar lichte Augenblicke. Wer lacht, fühlt sich, wenn nicht versöhnt, doch erleichtert. Deshalb sind es nicht die frivolsten Offiziere, die den Simplicissimus kaufen und lesen, es sind weit eher die geistig selbständigsten, noch ungebrochenen. Es sind die am wenigsten eiteln, die nicht gleich Narzissus ihr eignes Spiegelbild bis zur Verliebtheit bewundern.

Der Kaiser „kennt nicht" den Simplicissimus . . . Schade!

Robert Hessen

Elsaß-Lothringens Zukunft



Der sehr mäßige Erfolg der deutschen Anleihe, die drohende Nähe direkter Reichssteuern dürften wohl die Regierenden in Deutschland zwingen, zu erkennen, daß die Politik des Imperialismus bald ausgewirtschaftet hat.

Auch in Frankreich mehren sich die Stimmen, die sich gegen eine Vermehrung der Steuerlasten stemmen; umso mehr, als jetzt die Einführung einer Einkommensteuer die Kapitalisten mehr heranholen wird. Wir gehen also dem Ende einer Periode entgegen, in der man nur Sinn für unproduktive Ausgaben à fonds perdu, für Militär und Marine, hatte. Die Zukunft wird wohl oder übel die Mächte dazu zwingen, ihr Augenmerk mehr wirtschaftlich produktiven Aufgaben zuzuwenden, anstatt die Steuergroschen für totes Inventar respektive Kriegsmaterial zu verschwenden.

Aus alledem ergibt sich mit elementarer Notwendigkeit, daß eine endgültige Versöhnung zwischen Deutschland und Frankreich stattfinden muß, und daß der bisherige Zankapfel, das heißt Elsaß-Lothringen, die Rolle eines Bindegliedes (Trait d'union) zwischen beiden Staaten zu übernehmen hat.

In der zweiten Aprilnummer des „März" wurde bereits ausgeführt, daß die Hauptaufgabe des neuen Statthalters darin bestehen wird, die Verfassungsfrage endlich zu lösen, wenn wir hier auch die Frage über das „wie" offen lassen wollen.

Es sei betont, daß alle politischen Parteien in Elsaß-Lothringen zunächst das allgemeine, geheime, direkte Wahlrecht für den Landesausschuß verlangen, was in einem Lande, das schon einmal die Menschenrechte (droits de l'homme) besaß, nicht mehr als selbstverständlich ist.

Als Gegengewicht zu diesem Volksparlament wird man uns sicher die Einsetzung einer ersten Kammer oder eines Senats aufoktroyieren. Deshalb verlangt der Volkswille, daß dieser Senat nicht ernannt, sondern durch die derzeitigen Bezirkstage, Gemeinderäte der großen Städte, die Handelskammern, Handwerkskammern und die Mülhauser industriellen Gesellschaften erwählt werden solle.

Der Senat oder die erste Kammer darf eben nicht das Bild unseres derzeitigen Staatsrates aufweisen; denn dann kämen wir bei der Ausschaltung des Reichstages als gesetzgebenden Faktors für die Reichslande vom Regen in die Traufe, und unsere Verfassungsrevision wäre nur ein Trugbild, ähnlich wie die Regulierung des Oberrheins, wo man glaubt, es geschähe etwas, während — sieht man auf die Resultate — nichts oder doch kaum etwas geschieht.

Das wären also die politischen Wünsche des Landes, soweit sie sich im Rahmen der Gesetze geltend machen dürfen. Ob dann Frankreich — wie in der vorletzten Nummer des März gesagt wurde — den Verlust Elsaß-Lothringens endgültig verschmerzen würde, — das ist doch, wenn man alle Faktoren in Betracht zieht, recht fraglich.

Wenn zwei Staaten oder zwei Gegner sich verständigen sollen, so ist die erste Bedingung, daß beide Parteien, einander entgegenkommen, und daß beide von ihrem Standpunkte etwas opfern.

Es dürfte also die Frage einer Verfassungsrevision in Elsaß-Lothringen nur dann eine internationale Bedeutung erhalten — also aus dem Rahmen einer innerpolitischen Angelegenheit heraustreten —, wenn statt der Autonomie für Elsaß-Lothringen ein Kondominium in Frage käme, wobei die zollpolitischen Grenzen zwischen beiden Staaten bestehen blieben.

Man mag über die Frage urteilen, wie man will: neben der politischen Seite kommen für Elsaß-Lothringens Industrie und Landwirtschaft speziell auch die wirtschaftlichen Fragen in Betracht.

Lothringens Eisenindustrie hat sich mächtig entwickelt, die Textilindustrie im Elsaß ist auch sehr bedeutend, und die Weinproduktion des Landes über-

steigt die Produktion ganz Deutschlands, wie die Statistiken beweisen.

Die weitere Entwicklung dieser Industrien erfordert, daß durch die Kanäle ein regerer Schiffahrtsverkehr ermöglicht werde, von Diedenhofen bis Straßburg und von Straßburg bis Hüningen (Basel). Zu den bestehenden Rhein-Marne- und Rhein-Rhône-kanälen wird noch ein Rheinseitenkanal zwischen Straßburg und Speyer hinzutreten müssen. Ferner wird, um die Ausnutzung der bedeutenden Kohlenfunde in Lothringen zu erleichtern, der Bau eines Kanales, der über Hargarten-St. Avold), Teterchen, Bolchen Saarbrücken mit Metz verbinden wird, zu fördern sein.

Was Mannheim für das Großherzogtum Baden, seine Industrie und seine Bahnen bedeutet, das muß Straßburg in Zukunft für Elsaß-Lothringen bedeuten.

Politisch wie wirtschaftlich streben wir Elsaß-Lothringer also nach mehr Freiheit, Recht und Fortschritt; mögen in einer nahen Zukunft unsere Wünsche sich erfüllen, und möge unsere Verfassungsrevision den Anlaß dazu geben, zwei Völker zu Segen und Wohlfahrt der Menschheit auf immer zu versöhnen.

Ad. S

Diplomatenzüchtung

Bis über die Schwelle der Neuzeit hinaus beruhte die höhere Diplomatenschulung vornehmlich auf geheimer Überlieferung. Mit etwas Referendarkenntnissen, einem Mehr an gesellschaftlichen Talenten, guter Empfehlung und genügendem Kredit schlüpfte man in die Kaste hinein. Und dann schloß sich die Kiste über den Adepten. Angeblich sollten die Jungen den Alten die eigentliche Diplomatenkunst abgucken. Worin sie bestand, wußte so recht niemand zu definieren. Innerhalb der Zunft hielt man immer sehr darauf, daß sich alles auf Filzsohlen, im Flüsterton, in Chiffresprache vollziehe. An die Öffentlichkeit drangen nur hin und wieder klägliche Resultate, niemals die Mache. Daß der Nachwuchs stets einem kleinen Teich mit geringem Zufluß entnommen wurde, allwo sich nur Fischbrut einer ganz bestimmten Klasse befand, verringerte die Qualität noch mehr, — Folgewirkungen einer Art von Inzucht.

Die Moderne mit ihrem starken Drang nach Öffentlichkeit und persönlicher Verantwortlichkeit schuf teilweise Wandel. Man wußte auf einmal, daß ein brauchbarer Diplomat in erster und letzter Linie nur ein scharfer Beobachter und ein guter Berichterstatter sein muß. Nicht mehr und nicht weniger. Alles andere sei Theatermeisterei. Die Anforderung ist immer noch hoch genug. Aug' und Ohr eines andern vorzustellen, für den Leiter der auswärtigen Politik eines Staates zu sehen und zu hören, damit dieser das richtige politische Netzhautbild erhalte, — das ist nicht jedermanns Sache.

Der Zug der Zeit, der ja auch die Führung der äußeren Politik wesentlich änderte, hat die Diplomatenkunst allgemein faßlich, kommensurabel gemacht. Moderne Verkehrs- und Verständigungsmittel begünstigen es, die Botschaften und Gesandtschaften zu reinen Aufnahme- und Abgabestationen der Zentrale zu wandeln, die selbständige politische Tätigkeit der Diplomaten in den Kontaktpausen auf das äußerste zu beschränken.

Nun steht aber die traditionelle Exklusivität, die vorsichtige, mißtrauische, geheimtuerische Abgeschlossenheit der Diplomatenwelt, die nur mit den obersten Hundert der obersten Tausend verkehren will, in direktem Widerspruch zu den scharf umschriebenen Aufgaben der heu-

tigen diplomatischen Beamten. Um das politische, soziale, kulturelle Milieu eines fremden Landes, eines fremden Volkes richtig zu erfassen, um sich tiefere Menschen- und Länderkenntnisse eigen zu machen, muß man unbedingt innigere Fühlung zu den verschiedensten Elementen und Faktoren gewinnen, aus denen die Politik herauswächst, seitdem sie aufgehört hat, nur den Schwingungen des Eigenwillens eines Staatslenkers zu gehorchen. Im Salon, auf dem Tennisgrund, bei Lunch, Diner und Souper kann man diese Kenntnisse nicht erwerben. Auch schwielige, manchmal sogar ungewaschene Hände wollen da geschüttelt werden. Der moderne Diplomat muß zu drei Vierteln ein geschickter Zeitungsreporter werden und nur ein Viertel seines wohlgepflegten Ichs dem Parkettdasein widmen. Das geht diesen Leuten wider die Natur, weil sie eben noch viel zu ausschließlich aus einem Stande hervorgeholt werden und viel zu tief im alten Rüstzeug stecken.

Was ein heutiger Diplomat an Vorarbeit mitbringen muß: Sprachenkenntnis, worin ihnen übrigens bessere Kellner schon über sind, äußeres Benehmen, Takt, Fähigkeit der Anpassung, Raschheit der Auffassung, gesellschaftliche Talente, findet man zur Auswahl in allen Ständen und Klassen. Vermögensumstände als maßgebend zu betrachten, klingt stark nach Rückständigkeit. Überdies wird wohl jeder Staat, der diplomatische Missionen unterhält, soweit für die Besoldung aufkommen können, daß die betreffenden Vertreter nicht durch den Mangel an Mitteln in der Erfüllung ihrer Aufgabe behindert werden. Die veraltete Anschauung, daß ein Diplomat persönlich die Ressourcen seines Landes förmlich vordemonstrieren müsse, daß, um konkret zu sprechen, der diplomatische Vertreter eines Milliardärstaates auch als Milliardär auftreten müsse, daß sein Sekt der beste, seine Feste die prunkvollsten sein müßten, führt zu Lächerlichkeiten, die die ganze Diplomatensache bloßstellen.

Aus den Erinnerungen an meinen washingtoner Aufenthalt schwebt mir noch vor, wie mir ein Farbiger einst in den Wandelgängen des Kapitols erzählte, er sei bestimmt gewesen, die Vereinigten Staaten in einer Negerrepublik Zentralamerikas diplomatisch zu vertreten, sei aber — trotzdem er als der einzige, tatsächlich hochgebildete Nigger sogar Senator war — von seinen Farbgenossen entschieden abgelehnt worden. Mit der Motivierung, daß sie, die Schwarzen, keinen Schwarzen als fremden Vertreter wollten; davon hätten sie selbst genug.

Und nun — Berlin — brauchst du durchaus einen amerikanischen Millionär als Botschafter, wo du doch genügend eigene Millionenbesitzer hast?

Es macht immer den Eindruck, als ob die „Arbeit" der Diplomaten überhaupt nicht ernst genommen würde. Repräsentation hat gewiß auch ihre Berechtigung. Und bildet gewiß auch einen Teil der Anforderungen an den Diplomaten. Daß aber der Staat, der repräsentiert sein will, auch die Kosten dieser „Ausstellung" seines Wohlstandes, seiner Macht tragen müsse, ist wohl selbstverständlich. Ein Geschäftshaus, eine Zeitung, ein Unternehmen wird doch auch kaum die Wahl eines Vertreters von dessen Privatvermögen abhängig machen, sondern weit mehr von seiner fachlichen Tüchtigkeit. Bismarck hat das Prinzip der gräflichen und uradeligen Diplomaten in einigen Fällen mit Erfolg durchlöchert. Aber viele dieser Löcher sind seitdem schon wieder eifrig verstopft worden.

Noch ein amerikanisches Beispiel!

Die Vereinigten Staaten besitzen bekanntlich keine engbrüstigen Vorbedingungen für den diplomatischen und konsularischen Beruf. Ich entsinne mich

aber, daß der Minister des Äußern eines europäischen Großstaates einmal einige politische und konsularische Berichte amerikanischer Funktionäre über ein fremdes Land, welche Dokumente in seinen Besitz gekommen waren, als „mustergültig“ und „vorbildlich“ zur Kenntnisnahme bei seinen ihm unterstehenden Missionen zirkulieren ließ, damit die zunftmäßig gebildeten Funktionäre es ihren aus allen möglichen Berufen zusammengetrommelten amerikanischen Kollegen abguckten, wie man nutzbringend beobachten und berichten könne.

Die Diplomatenzüchtung muß in Kultureuropa auf eine breitere Basis gestellt werden, muß eine ausgiebige Blutauffrischung erfahren, soll sie den Anforderungen der Neuzeit entsprechen.

Der alte Bau hält nicht mehr.

N. Freiherr von Stetten

„Schwarze Fahnen“

Dürfte es mir erlaubt sein, ein paar Worte in einer Sache zu sprechen, in der zu sprechen ich allerdings nicht der nächste bin? Denn ich bin kein Schwede, und die Sache ist schwedisch. Ich bin Däne, und meine ganze Befugnis, diese Worte vorzubringen, liegt in der Freundschaft, die mich seit Jugendjahren treu mit einigen der Besten aus einer Generation schwedischer Dichter verband, — wohl auch in dem tiefen Gefühl der Sympathie, das ich immer für das schwedische Volk empfunden habe, dessen großzügige Eigenschaften ich bewundere.

Worüber ich einige Augenblicke zu sprechen wünschte, das sind August Strindbergs „Schwarze Fahnen“, oder richtiger die Besprechung dieses Romans, die Herr Adolf Paul in einer Nummer dieser Zeitschrift veröffentlicht hat.

Über den Roman selbst kann ich mich sehr kurz fassen. Meine ehrerbietige Bewunderung für August Strindberg ist alt und bekannt. Ich habe einmal in Paris, wo ich an Lugné-Poës Theater die „Gläubiger“ inszenierte, Gelegenheit gehabt, sie durch die Tat zu zeigen, so gut es mir möglich war. Aber im übrigen braucht August Strindberg mein Lob nicht. Sein aufrührerischer und umfassender Geist ist der Sauerteig und das Salz der Gesellschaft gewesen. Er hat die Literatur seines Vaterlandes regeneriert und neugeschaffen, und er hat im „Vater“ ein gigantisches Monument aufgerichtet, mit dem sich in unserer Zeit allein die „Gespenster“ und „Über unsere Kraft“ vergleichen können.

Was die „Schwarzen Fahnen“ betrifft, so vermag ich allerdings nicht ganz die hohe Meinung zu teilen, die Herr Adolf Paul von einem Roman hat, der mir allzuwenig gleichartig in seinen Bestandteilen scheint und allzu ungleichmäßig in der Ausführung. Aber möglicherweise sehe ich hierin nicht klar, und mein Urteil kann unrichtig sein: denn die ungewöhnlich starke Benützung von Modellen verwirrt in diesem Buche unsere Urteilskraft. Ein Gesicht aus dem Leben nach dem andern schiebt sich vor das Gesicht der Dichtung. Wir erkennen und wir erkennen nicht. Wir sehen eine Ähnlichkeit, und wir — werden von der Unähnlichkeit abgestoßen.

Unser Urteil wird schwankend, und wir können keinen Augenblick das geschriebene Werk, das Werk an sich in die Distanz bringen, die uns allein gestattet, es in seiner Gesamtheit zu sehen und seinen künstlerischen Wert zu überblicken oder abzuwägen.

Die lebenden Modelle stehen zwischen dem Kunstwerk und uns.

Die Frage der Benützung von Modellen ist zu allen Tagen eine der umstrittensten gewesen.

In Wirklichkeit können nur die Dichter

selbst mit belehrender Sachkenntnis über diese ganze verwickelte und sehr komplizierte Sache sprechen, die auf das genaueste und unlöslichste mit dem ganzen künstlerisch schöpferischen Prozeß zusammenhängt.

Was mich persönlich betrifft, so glaube ich wohl, daß kein Dichter je ganz ohne Modell arbeitet. Um sich selbst Mut zu jener ungeheuern Arbeit zu machen, die Kunstschaffen heißt, und um zu gleicher Zeit seine Phantasie anzufeuern und ihr Boden unter die Füße zu geben, müssen wohl die allermeisten während des künstlerischen Schaffens in lebende und bekannte Gesichter starren und starren — im Anfang. Aber ebenso gewiß ist es, daß der nichts, aber auch gar nichts von dem Schaffen eines wirklichen Künstlers versteht, der nicht weiß, daß, während das Werk des Künstlers fortschreitet, jene Gesichter verschwinden. Die Kunst, die gleichzeitig alle Linien verkürzt und verlängert, die sich der letzten Konsequenzen der Anlage bemächtigt, die über jedes Werk das bestimmte Licht dieses einen Werkes wirkt, die vergrößert und verkleinert, — die Kunst läßt auf ihrem Wege die kleine Wahrheit des Lebens und der Modelle hinter sich, um die größere Wahrheit zu erreichen: die des wirklichen Kunstwerks.

Zweifellos ist es so.

Und gerade das macht die Benützung von allgemein bekannten Modellen unendlich gefährlich.

Der Dichter klebt ein allgemein bekanntes „Gesicht" auf eine Gestalt, die späterhin seine Einbildungskraft ganz allein formt und schafft. Das Gesicht bleibt — aber das Herz und die Nieren der Gestalt, — sie sind des Dichters Fleisch und Blut ....

Die Taten der Gestalt, ihre Worte, ihr Sinn werden von dem Dichter, der alles in das bestimmte und einzige Licht eines bestimmten Kunstwerks gebracht hat, erklärt, verkettet, bis zu den letzten Konsequenzen verfolgt ....

Alles ist Dichtung und des Dichters geworden.

Nur nicht das Gesicht, das alle kennen.

Man wird begreifen, daß dies gefährlich ist und bis zum Unerlaubten gehen kann.

Und es muß um so gefährlicher werden, je größer der Dichter ist. Denn desto gewaltsamer wird seine Einbildungskraft umformen und umgestalten — er wird den Typus hinstellen, der keine Ähnlichkeit mehr mit dem darauf geklebten Gesicht hat ....

Aber diese Benützung „bekannter Gesichter" hat August Strindberg nach dem einstimmigen Urteil der schwedischen Gesellschaft in den „Schwarzen Fahnen" praktiziert. Die ganze schwedische Kritik — von den Besten der Rechten bis zu dem hochbegabten und hochangesehenen Führer der Sozialisten — hat sich gegen die Verzerrung, die hiebei entstanden ist, aufgelehnt.

Dies war August Strindbergs Sache, und — wenn ich so sagen darf — eine innere schwedische Sache.

Da wurden aber die „Schwarzen Fahnen" übersetzt. Die Werke der Genies — selbst jene, die schwächer erscheinen — ziehen mit Recht durch die Welt. Und was die „Schwarzen Fahnen" betrifft, so war es vielleicht gut, daß sie übersetzt wurden: denn das Ausland konnte das Kunstwerk ungestört betrachten und sich aneignen. Als fremde Literatur mußten die „Schwarzen Fahnen" endlich durch ihren Kunstwert und nur durch ihn siegen oder fallen.

Strindbergs Bewunderer hätten die ersten sein sollen, das einzusehen. Sie hätten mit der größten Freude das Werk des Dichters als „reines Kunstwerk" beurteilt sehen sollen.

Dies hat, scheint mir, Herr Adolf Paul nicht verstanden.

Er hat den Lesern eines fremden Landes gegenüber August Strindbergs erdachten Menschen die ganze Reihe von Wirklichkeitsetiketten angehängt . . . . .

Aber ist das recht? Kann das nur recht sein? Ich glaube auf keinen Fall, daß es das sein kann. Und Herr Adolf Paul, der selbst Dichter ist, muß das verstehen können, eben weil er Dichter ist. Schon im Heimatlande muß die von August Strindberg angewendete Modellbeuützung — aus den Gründen, die ich schon erwähnt habe — verhängnisvoll wirken. Aber das Heimatland hat doch wenigstens das Wissen und die Mittel, das Verhältnis der Dichtung zur Wirklichkeit zu kontrollieren. Da kann die öffentliche Meinung Gerechtigkeit und Unterscheidung üben.

Aber in einem fremden Lande? In einer anderen Literatur? In einer anderen und wildfremden Gesellschaft?

Da, wo niemand die Voraussetzung hat, zu urteilen? Niemand die Möglichkeit, zu unterscheiden?

Kann man da, ohne ein rein menschliches Unrecht zu begehen, den erdichteten Gestalten eines Dichters die bekanntesten Namen des Lebens aufkleben? Begeht man nicht, wenn man da für die erdachten Personen eines Schauspiels eine Rollenliste des Lebens ausliefert, — eine ungeheure und nicht wieder gutzumachende Ungerechtigkeit?

Und eine Ungerechtigkeit, die wem nützt?

— — — Ja, das war alles, was ich zu sagen wünschte.

Dem „März" danke ich, weil er mir gestattet hat, es zu sagen.

Hermann Bang



Das Ende der „Allgemeinen Zeitung"

Redaktion und Verlag der „Allgemeinen Zeitung" — oder seit einem Jahr August Scherl G. m. b. H. — haben den Lesern am neunundzwanzigsten März eine eigentümliche Sonntagsüberraschung bereitet. Sie teilen ihnen mit, daß — zum gleichen Preise — die „Allgemeine Zeitung" künftig als Wochenschrift erscheinen werde. Die Abonnenten, die bisher ihre Zeitung täglich zweimal, und fünfmal, früher sechsmal wöchentlich dazu die wissenschaftliche Beilage erhielten, werden also vor geistiger Überfütterung sorgsam bewahrt. Einmal alle sieben Tage: langt das für die Abonnenten des Blattes, das die neueste deutsche Kultur so rein wie kein anderes spiegelt, der Scherlschen „Woche", warum nicht auch für die der „Allgemeinen Zeitung"?

Es ist einerlei, wie viele Leser, Abonnenten und Mitarbeiter diesen Tausch mitzumachen Lust haben, der wie ein um drei Tage zu früh gekommener Aprilscherz aussieht. Nicht gleichgültig aber ist es, daß ein Blatt von solcher Eigenart, das seinen Wert mehr oder weniger ein Jahrhundert und darüber bewahrt hat, seine Existenz nicht mehr behaupten kann. Die Finanzlage war wohl schon lange schlimm und die Zahl der Abonnenten nicht ausreichend. Aber sie allein hat die Bedeutung eines Blattes noch nie bestimmt; und bei der „Allgemeinen Zeitung" war die Zahl der Leser sicherlich zehn- und zwanzigfach größer als die der Abonnenten.

Dem politischen Teil des Hauptblattes werden schwerlich viel Tränen nachgeweint werden. Die fast durchweg festgehaltene Vornehmheit des Tones und der Reichtum an sachlicher Belehrung konnte über das unbehagliche Gefühl nicht hinweghelfen, mit dem man seit

einer Reihe von Jahren die Zeitung von einer Hand in die andere übergehen und die politische Nuance mit den leitenden Redakteuren wechseln sah. Was das Hauptblatt sonst bot, vor allem die zeitweise ausgezeichnete und stets unabhängige Kunst- und Theaterkritik, soll — vermutlich in dem bescheidenen Ausmaß, das münchner Dinge künftig werden beanspruchen dürfen — in der neuen Wochenschrift auch vertreten sein.

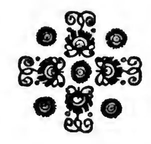
Aber die Hauptsache, die Beilage zur „Allgemeinen Zeitung", fällt weg; und damit der eigentliche Grund, weshalb viele der alten Abonnenten durch allen Wandel an ihrem Blatte festhielten. Diese Beilage stand tatsächlich in der deutschen Publizistik einzig da. Ihr Zweck war, über die ganze Bewegung auf wissenschaftlichem Gebiet rasch zu orientieren; und in einer Form zu orientieren, die nicht nur gemeinverständlich, sondern auch anziehend war. Aber darüber hinaus hat sie unzählige Male für persönliche Meinungsäußerungen und Debatten in wissenschaftlichen und kulturellen Fragen das Forum gebildet; unter den Mitarbeitern fehlte kaum einer von den deutschen, namentlich den süddeutschen, Gelehrten und Schriftstellern, und wer sich hier zum Worte meldete, war immer noch gewiß, das erwünschte Publikum vor sich zu haben, das darum nicht schlechter war, weil es über die Fachkreise weit hinausging. Die Beilage hatte, trotz aller Wochenschriften und Revuen, ihre Sonderberechtigung schon darin, daß sie das einzige wissenschaftliche Blatt war, das täglich erschien und darum neben Fundberichten und sonstigen Nachrichten vom Tag auch anderes sofort bringen konnte, was einer ohne Verzug zu sagen wünschte. Hierin ist sie bis auf weiteres völlig unersetzt. Und auch in anderer Richtung. Denn daß die zwanzig Textseiten der neuen Wochenausgabe, mit ein bißchen Politik und ein bißchen Wissenschaft, den vierzig Seiten der bisherigen wissenschaftlichen Beilage gleich sein sollen, ist ein selbst dem geduldigsten Leser nicht zuzumutendes Rechenexempel. Schlimmer: „der Geist" ist, entgegen der beruhigenden Versicherung in der neuen Abonnementseinladung ein anderer geworden. Es ist, kurz gesagt, der Geist der berühmten blauen Hefte, der „Internationalen Wochenschrift", der jetzt auch hier einzieht. Es gibt zahlreiche Abonnenten der „Allgemeinen Zeitung", die seit dem Erscheinen dieser Hefte das Blatt am Samstag immer nur mit einem intensiven Unbehagen in die Hand nahmen; schon das geschmacklos prahlende Titelblatt mit seinen zwei Dutzend wirklichen oder nicht wirklichen Geheimen Oberregierungsräten und so weiter, unter denen sich ein paar ordinäre, ordentliche Professoren in betrübter Kahlheit verkrochen, „sämtliche in Berlin", wie stolz hinzugefügt wird, erregt bei vielen ehrlichen Leuten jedesmal Ekel, und die gleiche bureaukratische Titelwut paradiert auch an der Spitze jedes Artikels. Schade, daß man die bissigen Witze nicht mehr hören kann, mit denen der alte Mommsen diese neueste Mode unfehlbar bedacht hätte. Professor von Amira hat mit nur allzu gutem Recht dieses Blatt als ein bedauerliches Symptom dafür bezeichnet, wie sehr der Stolz der Universitätslehrer auf ihre Unabhängigkeit im Schwinden begriffen sei: wie die „Woche" nach einer berühmten Charakteristik den Beruf hat und erfüllt, dem deutschen Spießbürger den Respekt beizubringen vor dem, was von sich reden macht, so befördert die „Internationale Wochenschrift", Althoffs Gründung, unter den deutschen Gelehrten das wünschenswerte Verständnis dafür, nicht mehr Gehalt und Form einer Arbeit mit kritischen Augen zu betrachten, sondern den leeren Titel gläubig zu verehren, den die hohe Obrigkeit dem Verfasser verliehen hat. Ob dem

Ausland, zum Beispiel Amerika, mit dem man hier in geistigen Austausch treten will, diese traurige Veräußerlichung deutschen Gelehrtentums wohl sehr imponiert? Die zum Teil wertvollen Artikel über die Enzyklika in allen Ehren: aber brauchte es dafür, oder beispielshalber für Krumbachers Aufsätze über die Slawistik, die Gründung eines neuen Blattes? Hatte die Beilage der „Allgemeinen Zeitung“ dafür nicht ebensogut Raum wie einst für die Spektatorbriefe und so vieles andere? Nein, die Beilage mit ihrer harmlosen Art, jeden ohne bevormundende Striche oder Zusätze zu Worte kommen zu lassen, entsprach eben dem neuen Geist nicht mehr. Der wird jetzt auch in dem Wochenblatt zur Geltung kommen, das künftig als „Allgemeine Zeitung“ segelt; wie schon die Probenummer zeigt, wird es an volltönenden Titeln auch hier nicht fehlen und von Amerika nicht zu wenig darin die Rede sein. Es ist gut, daß wenigstens der Umschlag der zwei vereinigten Wochenblätter verschieden ist: Hier weiß, dort blau; als Ganzes eine feinsinnige Huldigung für die bayerischen Landesfarben, die hoffentlich gebührend gewürdigt und verstanden werden wird.

Indes, die neuen Blätter braucht sich niemand zu halten, dem sie nicht gefallen. Sehr viel wichtiger ist der Untergang der alten wissenschaftlichen Beilage, mit der wieder ein grüner Fleck guter alter Kultur verschwindet, um einer unsympathischen modernen Gründung Platz zu machen. Ein großes Stück geistigen Lebens im Süden, bei dem jeder Verdacht lokaler oder bayrischer Engherzigkeit durch Herausgeber, Leser und Mitarbeiter gleichmäßig ausgeschlossen war, ist mit der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung“ zerstört. Man braucht nicht die geringste Neigung zu selbstgefälligem politischen oder geistigen Partikularismus zu haben, um einen solchen Vorgang aufs tiefste zu bedauern. Denn an dem selbständigen geistigen Leben, an allen unsern Kulturstätten festzuhalten, ist nationale Politik; nicht sie von einer Zentralstelle aus mit der für die Provinz erforderlichen Wochenration geistiger Nahrung zu versorgen.

Aber ich tue August Schert unrecht. Er will uns ein würdiges Tageblatt gerne gönnen und lassen. Am neunundzwanzigsten März hatte ich die vorstehenden Zeilen im ersten blinden Groll hingeschrieben. Am nächsten Tag fiel mir aus der letzten Nummer der „Allgemeinen Zeitung“ die Bestellkarte auf den berliner „Tag“ in die Hände. So blüht neues Leben aus den Ruinen.

Academicus



Glossen

Preußische Justiz

In Mühlhausen haben preußische Dragonerleutnants nach einem frugalen Frühschoppen die Rechnung dem Kellner vor die Füße geworfen, weil die Speisen ganz so wie in verschiedenen berliner Restaurants französisch benannt waren.

Warum hätten die jungen Herren das nicht tun sollen?

Ihre Erziehung erlaubte ihnen den Scherz, ihr Patriotismus war alkoholisiert, und vielleicht haben sie wirklich dem Pikkolo Ehrfurcht vor der Größe Deutschlands eingeflößt.

Es war eine Sache unter Leutnants und Kellnern, die rechts und links vom Rhein unbeachtet bleiben konnte.

Aber die preußische Rechtsprechung verstand es, sogar aus diesem Vorkommnis eine cause célèbre zu machen, die in ganz Elsaß-Lothringen Zorn und Verachtung weckt.

Herr Zislin, Zeichner und Redakteur eines elsässischen Witzblattes, hat den Wirtshausstreit mit einigen harmlosen Witzen bedacht. Darin lag aber eine Beleidigung der Armee, und der Frevler wurde zu acht Monaten Gefängnis verurteilt.

Kein Wort ist zu scharf gegen eine Rechtsprechung, die solche Wege gehen kann; kein Schimpf soll einer Regierung erspart bleiben, die in solchen Lappalien die Möglichkeit findet, den Rechtssinn zu verletzen und die Gemüter aufzuregen.

Litanie pour litanie: Libera nos Domine! schreibt eine elsässische Zeitung und sagt die Meinung von Hunderttausenden.

Das Urteil wird im Reichstag zur Sprache kommen, und wenn Herr Nieberding wieder und wieder Brusttöne der Entrüstung findet, so sollen ihm die schlagenden Beweise nicht erspart bleiben, daß es in Preußen keine Rechtsgleichheit gibt.

Es ist nicht notwendig, alle obskuren Ergebnisse der Klassenjustiz vorzuführen, die doch nur abgeleugnet werden; wir haben im letzten Semester Ereignisse erlebt, die in allen Einzelheiten dem höhnenden Auslande bekannt sind.

Und darum soll Herr von Nieberding nicht mehr mit einem Hinweis auf „deutsche Richterehre" eine gründliche Untersuchung abwenden.

Der zweite Prozeß gegen Harden, die Unterdrückung seiner Beweise, jetzt die Untersuchung gegen den Fürsten Eulenburg, der Königsberger Prozeß und dieses Urteil im Elsaß, das alles muß so schonungslos aufgedeckt werden, daß selbst Herrn von Nieberding das unerschütterliche Vertrauen auf preußische Richter im Halse stecken bleibt.

L

„Der verwegene Ausflug" und der bayerische Kollektivhirtenbrief

Der Brief der bayerischen Erzbischöfe und Bischöfe enthält viele Stellen, die beweisen, daß seine Unterzeichner nicht widerspruchsfrei zu denken gelernt haben.

„Tuet dies ernstlich, um selbst die nebelhaften Phantasiegebilde des Modernismus genauer kennen zu lernen"

und

„meidet die Lektüre modernistischer oder vom Modernismus angesteckter Schriften!“

Kann man die nebelhaften Phantasiegebilde der Schriften des Modernismus „genauer“ kennen lernen, wenn man sie nicht lesen darf?

Diese Schriften, als deren Väter Kant und Darwin denunziert werden, sind „gefährlicher als die unsittlichen.“ Das ist die vollendete Lästerung der Wissenschaft und des Menschengeistes in ihrer reichsten und reifsten Erscheinung.

Die Hirten kennen den Menschengeist nicht, sondern nur den Geist der Herde und den des Schäferhunds. Aber der Brief der bayerischen Hirten spricht von jenem ihnen unbekannten Geist:

„Der menschliche Geist durchbricht eben da und dort die ewigen Grenzen, welche die Religion seinem verwegenen Aufflug gesetzt hat.“

Dieser Satz muß dreimal gelesen und still genossen werden: „durchbricht eben“ ..... „da und dort“ „ewige Grenzen“.... „verwegener Aufflug“.

Zunächst ist nun einmal hirtenamtlich festgestellt, daß der menschliche Geist Flügel hat. Denn nur mittels solcher ist ein „verwegener Aufflug“ möglich. Er hat Flügel wie die Taube des Heiligen Geistes. Wer setzt ihm Grenzen? Die Religion! Aber, — um auf dem frommen Hirtenstandpunkt zu bleiben — die Religion ist doch von Gott gesetzt und — der menschliche Geist auch. Die Fähigkeit zu denken, alles zu denken — was Menschen denken können, ist doch gottgewollt. Es fällt kein Haar vom Haupt und kein Gedanke aus dem Haupt ohne den himmlischen Vater. Er hat dem Denken und dem verwegenen Aufflug keine Grenzen gesetzt; wie können dann seine Diener solche setzen wollen, oder als von ihm gesetzt behaupten? Das ist Auflehnung gegen jenen heiligen Geist, der im Menschen Menschengeist heißt und dem die Flügel angeboren sind. Darum ist es dem Menschengeist eingeboren, „aufzufliegen“, und den höchsten Exemplaren der Gattung sogar, „verwegen aufzufliegen“.

Diese Flügel beschneiden zu wollen, ist ein verwegenes Unterfangen der Käfighändler in den bayerischen Bistümern und Erzbistümern, die längst keine Flügel mehr haben.

Dr. Heinrich Hutter

Drei Könige und ein Dichter

Heinrich Heine war, wie sogar einige teutonische Literaturgeschichten zugeben (die von Adolf Bartels natürlich ausgenommen), neben Goethe der größte deutsche Lyriker. Aber er hat etwas zustande gebracht, was selbst einem Goethe nicht gelang. Er verhinderte bisher mit Erfolg, daß ihm die Deutschen ein Denkmal setzten. Man mache sich klar, was das eigentlich heißt. Gibt es außer Heine noch irgendeinen Deutschen von Rang, der nicht auf einem Marktplatz oder in einer Siegesallee in Marmor, Stein oder Bronze, zu Fuß oder zu Pferd, sitzend, stehend oder liegend weiterlebt? Ich kenne keinen. Der Denkmalswut der Nation fielen sie alle zum Opfer. Sogar Deutsche, von denen kein Mensch etwas weiß. Sogar Otto der Faule.

Wie unglaublich stark und lebendig muß Heinrich Heine sein, daß es ihm immer noch gelang, nicht ausgehauen und nicht an irgendeinem stillen oder lauten Ort beiseite gestellt zu werden.

Zwar gab man sich Mühe, Heine durch ein Denkmal in Düsseldorf zu ehren. Aber selbst dort gelang es nicht. Heine war stärker. Die Düsseldorfer erinnerten

sich noch rechtzeitig, daß ihnen Heine von jeher genau so gleichgültig war wie sie ihm. Zwar wollte man Hamburg für ein Heinedenkmal begeistern. Aber Hamburg schämte sich. Ihm fiel wohl rechtzeitig ein, daß Heinrich Heine keine andere deutsche Stadt so gehaßt hat wie diese.

So durften die wahren Freunde großer Menschen immer wieder aufatmen. Ein großer Mann ist doch kein Odol, daß er in jeder Stadt durch ein Denkmalsplakat angepriesen werden müßte.

Es kam Danny Gürtler, der „König der Bohême“ und ging mit einem Heinedenkmal hausieren. Bisher hat es ihm niemand abgenommen. Hoffentlich bleibt das so.

Es kam Alfred Kerr, der König der Kritik, und ging mit dem Klingelbeutel um. Er bat um milde Gaben in impressionistischen Satzgebilden, über die Heinrich Heine vor Lachen aus der Matratzengruft gefallen wäre. Er bat mit einem Spießbürgerpathos, das vor nichts zurückschreckt. Sogar in Feuilletons, die mit Heine nichts zu tun haben, weder mit seiner Person noch mit seinem Geist, zeigte er an, wo man sein Geld für das Denkmal abladen könne. Natürlich tat er es in Klammern, in runden, eckigen und geschweiften. Der König der Kritik brachte es fertig, daß sich sogar Leute, die bisher über die Denkmalswut der Deutschen spotteten, plötzlich für ein Heinedenkmal begeisterten. Aber weiter reichte bis jetzt auch seine Kraft nicht. Auch dies Denkmal ist noch nicht enthüllt, und Heinrich Heine wird schon helfen, daß es sobald noch nicht enthüllt wird.

Nur einmal ließ er sich willig ein Denkmal errichten, aber nicht in Deutschland.

Da lebte einst eine feine, seltene Frau — längst vor Danny Gürtler und Alfred Kerr —, die baute sich in aller Stille ein Refugium für ihre Schmerzen, und als Patron des Ortes setzte sie Heinrich Heine ein. Das hatte wirklich Sinn und Verstand Wenn ich eine Geliebte habe, so gibt mir das ein Anrecht darauf, daß ihr Bild auf meinem Schreibtisch steht. Und wenn ich einen Lieblingsdichter habe und das nötige Geld, setze ich ihn mir in Marmor an den Ort, der mir besonders lieb ist. In diesem Falle war es Korfu.

Inniger und diskreter wurde selten ein Dichter geehrt. Daß die Sache nicht diskret blieb, dafür konnten weder Heinrich Heine noch die Kaiserin Elisabeth etwas, das besorgten August Scherl und Alfred Holzbock.

Man kann sich vorstellen, was es für die edle schmerzensreiche Frau bedeutete, ihrem Lieblingsdichter an diesem Ort, ihrem Lieblingsort, ein Denkmal zu geben.

Die Frau starb, und Kaiser Wilhelm erwarb das Ganze um einen Vorzugspreis, das Achilleion und das Denkmal.

Heinrich Heine sah übers Meer, das Land der Griechen mit der Seele suchend, und lächelte. Was er sich vorgenommen hatte, war nicht ganz leicht auszuführen. Er wollte fort aus seinem weißen Tempelchen.

Aber gleich nach dem Kauf durch den deutschen Kaiser war ja verkündet worden, alle Kunstschöpfungen der Kaiserin Elisabeth sollten unverändert bleiben. Das gleiche gelte von dem Denkmal, das die Kaiserin ihrem Lieblingspoeten Heine errichtete. „Sollten trotzdem Änderungen vorgenommen werden, so dürften diese erst einer fernen Zeit vorbehalten bleiben.“

Eine offizielle Auslassung! Heinrich Heine sah übers Meer, das Land der Griechen mit der Seele suchend, und lächelte wieder.

Es gab noch eine Schwierigkeit für ihn, aus Korfu fortzukommen: die Pietät!

Der neue Besitzer darf doch nicht so ohne weiteres alles beseitigen, was dem früheren Besitzer wert war! So würden die Deutschen sagen, die in ihrer Sentimentalität fürchterlich werden können. Selbst ihrem Kaiser gegenüber. Und in diesem Fall würden sie sicherlich von einer großen Pietätlosigkeit reden.

Heinrich Heine lächelte zum dritten Male, und siehe, auf Korfu wurde ein Gedanke geboren, der einem Heineschen Einfall sehr ähnlich sieht. An die Stelle des Heinedenkmals kommt ein Elisabethdenkmal. So ist die Pietät gewahrt, und Heinrich Heine darf Korfu doch verlassen.

Der König der Bohême bietet ein Heinedenkmal aus und kann es nicht los werden. Der König der Kritik müht sich, eins zustande zu bringen, ohne daß es bisher gelang. Der König von Preußen beseitigt das einzige Heinedenkmal, das es auf europäischem Boden gab. Drei Könige, wenn man so sagen darf, und ein Dichter. Aber der tote Dichter ist auch heute noch der stärkste unter ihnen. Er ist noch nicht tot genug für ein Denkmal. Er will es auch garnicht werden, er will *leben*!

Möge des Dichters Wille stärker bleiben als die Wünsche aller anderen, die ihn durchaus töten wollen, indem sie ihn in Stein zu verewigen trachten.

Kurt Aram

Meminisse juvat

Als im Jahre 1898 gegen Herrn Th. Th. Heine die Anklage wegen Majestätsbeleidigung, begangen durch eine Zeichnung im Simplicissimus, erhoben wurde, kam nach der ersten Vernehmung des Künstlers der sächsische Untersuchungsrichter persönlich nach München und nahm in der Redaktion des Blattes richterliche Handlungen vor.

Der unerhörte Übergriff wurde mit einem verlogenen Hinweis auf das Gerichtsverfassungsgesetz entschuldigt, und der damalige bayerische Justizminister, ein halb erblindeter, gebrechlicher Greis, ließ den Vorfall ungerügt.

Hinterdrein renommierten sächsische Staatsanwälte mit der Fixigkeit ihres Landsmannes, der alle Schubläden ausräumen ließ und einen belastenden Brief fand.

Dabei erklärten sie mit rührender Offenheit, daß man bayerischen Polizeiorganen die Sache nicht hätte anvertrauen können.

Das war vor zehn Jahren.

In diesen Tagen wurden gegen den Fürsten Eulenburg eidliche Aussagen abgegeben, die ihm einen glatten Meineid nachrühmten.

Was geschieht nun?

Zeigt Herr Staatsanwalt Isenbiel einen ähnlichen Eifer wie jener vorbildliche Sachse?

Mißtraut auch er der Findigkeit unserer bayerischen Polizei?

Nein.

Er ist so überzeugt von der Vortrefflichkeit ihrer subalternsten Organe, daß er diesen europäischen Skandal einem braven Münchner Kriminalschutzmanne zur amtlichen Behandlung überweisen läßt.

Der Gute, der sonst nur Hunde in den Restaurants notiert, Schnellfahrer anzeigt und die polizeilichen Vorschriften auf dem Viktualienmarkte zur Geltung bringt, ist zum großen Detektiv avanciert, der fürstliche Geheimnisse aufzudecken hat. Doch wenn er deswegen zum Größenwahn hinneigen sollte, möge er sich sagen, daß der andere Vertrauensmann der berliner Staatsanwaltschaft der Bürgermeister von Starnberg ist.

In zehn Jahren kann sich vieles ändern; was man ehedem keinem bayerischen Richter zutraute, nimmt man heute von kleinen Bürgermeistern an.

Und ganz gewiß werden die zwei mit Leichtigkeit soviel eruieren, daß es dem Wahrheitsdurste eines berliner Staatsanwaltes genügt.

L

Zur Rassenhygiene

Die Nummer vom elften März 1908 der Zeitung „Le Nouvelliste“, die in Port-au-Prince auf Haïti als erstes, ernsthaftes Journal der Republik erscheint und vor Ausgabe dem Minister des Innern zur Durchsicht unterbreitet wird, enthält folgende

Proposition intéressante

Monsieur le Directeur, — Je viens de lire une statistique désolante pour la France: c'est un tableau indiquant l'excès des naissances sur la mortalité dans les principaux pays d'Europe. La France y occupe le dernier rang, avec 12.2, tandis que l'Allemagne, la Grande-Bretagne, l'Italie, ont un taux supérieur à 100.

Les Français ne font pas d'enfants ou pas assez d'enfants: la constatation est certainement attristante. Les démographes essaient d'expliquer le fait par toutes sortes de raisons tirées de l'économie politique, de l'éducation, ou de l'état des mœurs françaises. Il y a un peu de tout cela dans le problème de la dépopulation en France. Mais il y a autre chose: à mon sens, on a pas assez envisagé la question ... physiologique. Elle n'est pourtant pas négligeable, en l'espèce.

Par crainte de son collègue au Sénat, M. Bérenger, (dénommé irrévérencieusement le Père La Pudeur), l'excellent M. Piot n'a jamais convenablement insisté sur ce point délicat. Je ne veux pas, imitant sa réserve, y insister davantage.

La France manque de ... bras pour l'œuvre de la multiplication, cela est sûr. Pourquoi ne penserait-elle pas alors à demander aux peuples plus vigoureux quelques milliers de bons ouvriers qui voudraient lui infuser du sang nouveau et une énergie nouvelle? Haïti, sa fille bienaimée, lui enverrait avec plaisir un nombreux contingent de travailleurs qui «feraient certainement honneur à la race».

Faire des enfants: c'est là notre fort. Il n'y a personne qui puisse nous battre sur ce terrain. Mille Haïtiens, nourris et entretenus par le gouvernement français, repeupleraient la France en un rien de temps. En doute-t-on? En cent ans, malgré notre misère et une *mortalité* effrayante, la population d'Haïti est passée, avec ses seuls moyens, de 480.000 âmes à 2.500.000!

Je serais heureux que M. Ruau, le ministre de l'agriculture, et M. Clémenceau, président du conseil et ministre de l'Interieur, puissent s'entendre pour la création d'un « haras humain national ». Les Haïtiens pourraient s'y faire une place brillante, par leurs aptitudes à justifier pleinement la confiance qui serait placée en eux. — Gennao.

Glückliches Frankreich!

Noch sind in Deutschland die Tage der Rosen mit all ihren segenspendenden Konsequenzen für die Bevölkerungsstatistik. Noch beschränken wir unsere lyrischen Empfindungen nicht auf den Rhythmus der Sprache. Noch findet das Studium der evangelischen Theologie verständnisvolle Interessenten.

Aber wie lange wird es dauern, bis auch der guten Frau Germania von einem dunklen Verehrer zuvorkommend der galante Arm geboten wird?

O

Das schwarz-gelbe Kursbuch

In der Sitzung des ungarischen Reichstages vom elften vorigen Monats richtete der Abgeordnete Mezöffi nachfolgende Interpellation an den Handelsminister: „Hat der Minister Kenntnis davon, daß die amtlichen Ausgaben des österreichischen Kursbuches unter diesem Generaltitel in einem schwarz-gelben

Umschlage unter dem Embleme des Doppeladlers außer den österreichischeu auch die ungarischen und bosnisch-herzegowinischen Eisenbahnen enthalten? Da das österreichische Kursbuch und namentlich dessen kleinere Ausgabe dadurch den Anschein erweckt, als ob der ungarische Staat im österreichischen Kaiserreiche enthalten wäre, was nach der ungarischen Verfassung nicht wahr ist, frage ich den Herrn Minister, ob er geneigt ist, dem österreichischen Kursbuch das Postdebit zu entziehen und auch in der Richtung Verfügungen zu treffen, daß das österreichische Kursbuch in seiner heutigen Form im Gebiete des ungarischen Staates verboten wird."

Johannes Scherr, der Geschichtssatyriker, sagt einmal irgendwo in der menschlichen Tragikomödie, daß bei jeder noch so tragischen, historischen Handlung der Humor auch zu seinem Rechte gelange. Wahr, wahr, sehr wahr! Als eine recht traurige, historische Begebenheit müssen wir ja wohl den Kampf zwischen Österreich und Ungarn, diesen Bruderzwist im Hause Habsburg ansehen. Und doch gibt's lustige Episoden, und die lustigste ist wohl diese Interpellation. Weder im ungarischen noch im österreichischen Parlament — und beide zählen doch ganz gewaltige Bajazzos zu ihren ehrwürdigen Mitgliedern — — ist bis zu dieser Stunde eine derartige Hanswurstiade in Szene gegangen. Abgesehen davon, daß ja im ungarischen rot-weiß-grünen Kursbuch auch die österreichischen und bosnischen Linien enthalten sind, daß man aus diesem Kursbuch erst erfährt, daß Breslau eigentlich Boroszlô heißt, daß mit asiatischen Kostümen versehene Kondukteure auf ganz bestimmt österreichischem Boden (Friedau—Pragerhof und Jablonkau—Oderberg) deu Dienst versehen, worüber sich noch nie ein österreichischer Abgeordneter aufgehalten hat, ist diese ganze Interpellation ja doch nur magyarische Patriotenstreberei, die Ungarn selbst nur schaden kann. Das reisende Publikum setzt sich doch meist aus Menschen zusammen, die mit der ja sonst recht klangvollen Meckbädeneckneckneckspräche unvertraut sind.

Das Verbot des österreichischen Kursbuches würde also dem ohnedies minimalen Fremdenverkehr den Garaus machen. Aber das macht nichts. Wenn wir nur kein Schwarz-gelb zu sehen brauchen.

Es wird vielleicht einem deutschen Publikum müßig erscheinen, über so ein blödes Geschwätz überhaupt ein Wort zu verlieren. Ich will ja auch nur diese Interpellation festnageln, um zu zeigen, bis zu welchem Grade der Vernaderung der magyarische Fanatismus sonst normale Köpfe verwirrt hat. Herr Mezöffi ist sicher kein Idiot; selbst in Ungarn wählt man ja ausgemachte Tollhäusler nicht zu Abgeordneten, bloß weil sie dreimal rot-weiß-grün angestrichen sind. Es ist also wohl die Annahme gestattet, daß dieser Herr ansonsten über ein normales, wenn auch bescheidenes Denkvermögen verfügt. Aber es ist merkwürdig: sobald man einem hunnischen Augenpaar schwarz-gelb zeigt, so wird das ganze Säugetier wild, wie der Stier vor dem roten Tuch, und bekommt hysterische Krämpfe, die leider Gottes heute noch durch Beruhigungsmittel, als da zum Beispiel sind: Zugeständnisse auf militärischem Gebiete, geheilt werden. Eine tüchtige Tracht Prügel würde nach unserer unmaßgeblichen Meinung besser wirken — und nachhaltiger!

Wenns dem Esel zu wohl ist, geht er bekanntlich aufs Eis tanzen; das Eis könnte ja aber auch einmal einbrechen oder der Esel ausrutschen — hoffentlich bald!

Peter Vogl

Verantwortlich: Für die Redaktion Hans Fischer (Kurt Aram), für den Inseratenteil Otto Friedrich, beide in München. — Verlag von Albert Langen in München. — Redaktion und Expedition: München, Kaulbachstraße 91. — Verantwortlich für die Redaktion in Österreich-Ungarn: Adolf Schlesinger in Wien I — Expedition für Österreich-Ungarn: Huber & Lahme Nachfolger, Wien I, Herrengasse 6
Druck von E. Mühlthaler's Buch- und Kunstdruckerei AG. in München, Dachauerstraße 15

Parteiverschmelzung?

Von Conrad Haußmann, M. d. R.

an muß kommenden Dingen klar ins Auge sehen, im politischen Leben wie im geschäftlichen. Man kann das Werdende leichter formen als das Gewordene. Es gibt zwar Leute von optimistischer Gemütsart, die von allem meinen, „es wäre gut, so wie der Wind es herweht aus den Auen." Diese pflegen aber sehr jung und geschwellt zu sein.

Im nächsten Spätjahr wird die politische Frage auf der Tagesordnung der drei linksliberalen Parteien stehen, ob sie die parlamentarische und lose Fraktionsgemeinschaft zu einer festen Parteigemeinschaft um- und ausbilden wollen. Dieses Problem geht die anderen Parteien, die weidlich darüber reden und schreiben dürfen, unmittelbar nichts an. Es ist aber für die drei Parteien ernst, nicht einfach zu beantworten und einer rechtzeitigen Betrachtung wert. —

Ein Antrag wird im Herbst lanciert, und wenn er aussichtsvoll ist, gestellt werden, auch wenn und gerade wenn die lahmen preußischen Landtagswahlen und der politische Jammer, den sie zu beleuchten und zu schaffen bestimmt sind, noch mehr Verstimmung aufhäufen als schon bisher.

Man hat überhört, daß am Osterdienstag in Frankfurt am Main der Reichstagsabgeordnete Schrader, der Vorstand der freisinnigen Vereinigung, die „Verschmelzung" der Parteien der Fraktionsgemeinschaft als eine Konsequenz der Entwicklung bezeichnet hat. Auf diese scheinbar gelegentliche Bemerkung hat der Reichstagsabgeordnete Wiemer, der Vorstand der freisinnigen Volkspartei, vierzehn Tage später in Altona auch scheinbar gelegentlich von der Verschmelzung, und zwar nicht mehr ablehnend, gesprochen.

Solche korrespektiven Orders zweier Führer pflegen kein Zufall zu sein, und so liegt auch hier gewiß kein Zufall vor. So fehlt nur noch eine Äußerung

aus den Reihen der deutschen Volkspartei. Ich bin nicht autorisiert zu einer solchen Kundgebung, und diese Besprechung wird zeigen, daß ich weder andre noch mich zu engagieren in der Lage bin. Aber die Sache muß, gleichviel, ob man zustimmt oder nicht, bestimmt ins Auge gefaßt werden.

Zur Vermeidung von Mißverständnissen muß gleich zu Anfang hervorgehoben werden, daß eine Verschmelzung mit der nationalliberalen Partei nirgends in Frage steht, so wenig bei dieser Partei wie bei der Linken. Nur in Gebieten, in denen die Zentrumsfarbe breite Kreise fast farbenblind für die übrige Farbenskala gemacht hat, wird die sogenannte große liberale Partei einschließlich der nationalliberalen Partei als eine Möglichkeit angesehen. Im übrigen Vaterland weiß man hüben und drüben, daß die Voraussetzung einer inneren Gleichartigkeit fehlt, und daß der dominierende Nationalliberalismus in Preußen, übrigens auch in Sachsen, Hessen, Württemberg, im Elsaß und in den Hansestädten mehr Verwandtschaft mit den Freikonservativen als mit der Linken hat und haben will.

Das Zusammengehen der drei Gruppen der Linken in eine Partei erscheint an sich jedem Nichtpolitiker als etwas so überaus Naheliegendes, daß er sich höchstens über die Verspätung der Ausführung wundert. Der Politiker weiß, daß die Hauptgruppe sich seit Jahrzehnten für gute Nachbarschaft, aber gegen die Parteigemeinschaft ausgesprochen hat, nicht aus bloßem Parteipartikularismus, sondern aus Erkenntnis der verschiedenen politischen Mischungsverhältnisse. Die freisinnige Volkspartei ist weniger demokratisch in ihrem Wählerbestand, es steckt in dieser die geschichtlich gewordene Vorstellung von der Zweckmäßigkeit der Hegemonie des preußischen Gemeinwesens, repräsentiert durch Krone, Regierung, Militär und Landtag, teilweise ziemlich tief. Die Führer können über diese Vorstellung, die suggestiv wirkt, nicht immer und nicht ganz hinwegsehen, selbst diejenigen nicht, die selbst starke demokratische Eindrücke in sich aufgenommen haben und höchst kritisch dem gegenwärtigen Regime gegenüberstehen.

Da die preußischen Wählerbestände in der linksliberalen Fraktionsgemeinschaft numerisch die stärksten sind, und da der sozialdemokratische Betrieb des politischen Kampfes Raum und Freude an der bürgerlich-radikalen Richtung eher verengert als erweitert, und da die freisinnige Volkspartei am meisten Organisation, Tradition und Geschichte besitzt, so wird in der freisinnigen

Volkspartei die vorhandene politische Stimmung für die Entscheidung und eventuell für die Richtung der neuen Partei weit schwerer ins Gewicht fallen als die anderen freisinnigen Gruppen des Reichs.

Der Süden hat sowieso zu wenig linksliberale Elemente einzuwerfen. Vor allem Bayerns freisinnige Beisteuer ist viel zu klein, zum Teil weil der Gegensatz zum Zentrum nur den Begriff liberal aufkommen läßt, zum Teil auch deswegen, weil eine politische Betätigung dem Bayern nicht liegt, trotzdem er demokratisch auffahren kann. Auch in Hessen hat sich viel zu wenig geregt, und Elsaß-Lothringen steht erst im Anfang politischer Anteilnahme an inneren Reichsfragen. Die Schwaben allein fallen auch nicht stark ins Gewicht, wenngleich sie linksliberal prozentual so stark vertreten sind, daß, bei gleichem bürgerlich-demokratischem Prozentsatz in den anderen Reichsgebieten, die Linksliberalen weitaus die stärkste Partei des Reichstags wären. Aber das Land selbst ist nicht groß.

Nun ist in den letzten Jahren im Norden wie im Süden durch Naumann und Barth ein neues politisches Element in die Höhe gekommen. Es kommt wenig darauf an, ob man es nationalsozial oder sozialliberal heißt oder demokratisches Kaisertum nennt, — es ist eine neue Mischung, es ist intellektuell und geht noch nicht ins Breite. Neuerdings ist Barth mit einem Bruchteil ausgetreten, um eine Politik von links her und auf Grund des demokratischen Programmes polemisch zu fordern. Vor einem Jahrzehnt hat er ein Programm für einen Ballast erklärt und hat es durchgesetzt, daß seine Partei kein Programm aufstellte. Heute klagt er seine Parteigenossen von gestern der Programmlosigkeit an. Stoff zur Kritik ist vorhanden, und man kann die bürgerliche Opposition zu einer Rückkehr in eine schärfere Oppositionsstellung aus taktischen und prinzipiellen Gründen auffordern in Korrespondenzen, Leitartikeln und Vorträgen. Es wird sich im Anfang sogar interessant lesen und anhören. Aber bürgerliche Opposition gegen die bürgerliche Opposition, weil diese annimmt, ihre Opposition komme lediglich der Opposition anderer zugute — auf diesen komplizierten Tatbestand läßt sich zurzeit keine zugkräftige Partei gründen, jedenfalls in Norddeutschland nicht.

Aber soll die bestehende demokratische Partei nicht aus diesen Vorgängen und Entwicklungsphasen die Erwägung und Entschließung herleiten, daß es besser sei, wenn sie selbständig bleibt. Ihre Tradition, ihr demokratisches

Empfinden, ihre Individualität sind zweifellos weniger gesichert in einer neuen Partei, in der sie nur ein Bruchteil ist.

Je stärker und besorgter ich das empfinde, umsomehr bin ich verpflichtet, auch ehrlich die Lage mir zu vergegenwärtigen, die entsteht, wenn an dem Nein der deutschen Volkspartei die Parteiverschmelzung scheitert. Denn wenn die deutsche Volkspartei dieser widerstrebt, so wird die Partei, die hinter Schrader und Naumann steht, den Schritt wahrscheinlich gleichfalls nicht machen wollen.

Dann bleibt die Fraktionsgemeinschaft von heute. Diese leistet parlamentarisch ein gut Teil von dem, was eine geschlossene Partei leisten könnte, wenn gleich mancherlei Hemmungen nicht nur naturgemäß, sondern auch erfahrungsgemäß gerade auch für die kleineren Gruppen unvermeidlich sind und ein Wortführer, der eine Partei und nicht bloß eine Gruppe vertritt, leichter und wirkungsvoller politische Geschäfte zu machen vermag.

Aber wie steht es außerhalb des Parlaments. Jede der drei Parteien hat ihren besonderen Parteiapparat, ihre Vereine, Zeitungen und Parteisekretäre. Und diese sind halb Nachbarn und halb Konkurrenten, mit Notwendigkeit Konkurrenten. Wie viel politische Kraft und politische Lust absorbiert diese Doppelstellung! Eine Fraktionsgemeinschaft bedarf eines „Einigungsausschusses“. Ich habe freundliche Stunden in diesem Einigungsausschuß verlebt; denn dessen Mitglieder stehen zumeist auf einer höheren Warte als die, die seine Tätigkeit anrufen. Aber die Vereine verschiedener Parteien können, wenn sie Mitglieder werben — und das ist ihre Pflicht —, die Kritik des Nachbarn nicht vermeiden. Daraus und aus dem Temperament der Vertrauensmänner folgt das Weitere: folgt der „Einigungsausschuß“ von selbst.

Auch in der Presse der Fraktionsgemeinschaft kann die Solidarität nicht restlos zum Ausdruck kommen, ganz abgesehen davon, daß der Mangel einer solchen dem Geplätscher der unpolitischen Blätter und der geistigen Disziplinlosigkeit vieler sogenannten liberalen Blätter Vorschub leistet, deren Schwanken sich ihren Lesern mitteilt.

Das sind wichtige Momente, die man von außen nicht in ihrem vollen Gewicht erkennen kann. Aber es gibt noch einen Punkt, der mir besonders zu schaffen macht.

Bleibt die Fraktionsgemeinschaft bestehen, so werden die Mitglieder, wenn sie keine Toren sind — und das sind sie, wie ich bezeugen kann, nicht —, im Parlament und außerhalb die gegenseitige Kritik nicht zum Gegenstand der parlamentarischen und politischen Verhandlungen machen. Unterbleibt das aber, — wie kann dann die Bevölkerung die zwischen diesen verschiedenen Parteien bestehenden prinzipiellen und taktischen Meinungsverschiedenheiten erkennen? Schon vorher handelt es sich fast mehr um Nuancen als um Gegensätze, der Politiker erkennt die Unterschiede zumeist an der Parteigeschichte. Mit unbewaffnetem Auge sind sie nicht leicht zu erkennen. Der Wähler außerhalb der Partei sieht sie kaum je: Er empfindet darum auch nicht die Grenzen als ein Bedürfnis, und er hält deren Aufrechterhaltung für einen persönlichen Sport der Führer und ihrer vermeintlichen Eifersucht. Ähnlich wirkt die Separierung auf die Gegenpartei und die Regierung.

Der Mangel an Verständnis für die Sonderstellung hat in den letzten Jahren Fortschritte gemacht, vor allem durch die Tätigkeit der deutschen Volkspartei. Wenn aber die Politik einer Partei sich nicht klar abhebt, dann ist in einem auf das allgemeine Stimmrecht aufgebauten öffentlichen Leben eine der ersten Voraussetzungen ihrer Wirksamkeit gefährdet.

Die Angelegenheit ist für jede der drei Parteien der Fraktionsgemeinschaft deshalb so wichtig, weil, wenn sie die organische Vereinigung ablehnt, die sachlichen Gründe dieser Ablehnung derart sein müssen, daß sie der freiheitlich gerichtete deutsche Wähler als stark und berechtigt empfindet. Darum wird aber auch ein Nein zugleich auf die Fraktionsgemeinschaft wirken wie Frost in der Gesteinsritze.

Die Lage wäre wesentlich leichter ohne Block und ohne die Kurzsichtigkeit der den Bundesrat führenden einzelstaatlichen Regierung, die als Kaufpreis eines freier gestalteten Vereinsgesetzes dem Reichstag den Polenparagraphen zugemutet hat, der für die Germanisierung praktisch wertlos ist, aber die Gefahr einer verschiedenen Behandlung auch nichtpolnischer Reichsangehöriger an die Wand gemalt hat.

Nachdem die Fraktionsgemeinschaft hier den praktischen Vorteil der freieren Gestaltung des öffentlichen Rechts höher eingeschätzt hat als jene ideelle Gefahr und Schädigung, rückt in den Augen vieler die Parteikonsolidierung unter die falsche Beleuchtung, daß die vereinigte Partei von nun an mehr

„praktisch" als ideell, mehr „opportunistisch" als grundsätzlich am öffentlichen Leben sich zu beteiligen beabsichtige. Sehr viele aber — und ich habe mich im Verdacht, zu ihnen zu gehören — sind der Ansicht, daß schon unheilvoll viel Opportunismus unsere innere und äußere Politik hypothekarisch belastet: Die Nationalliberalen sind Opportunisten, die Agrarier sind Opportunisten, das Zentrum ist politisch opportunistisch, der Kaiser ist Opportunist, und Fürst Bülow ist sogar ein Euphemist.

Daraus ergibt sich, daß das Bedürfnis nach Opportunismus in Deutschland ziemlich reichlich gedeckt ist, und Land und Volk hat mehr Bedürfnis und Verlangen nach sachlichen Grundlinien für ein vorwärtsblickendes, vertrauenerweckendes Regiment.

Diese Grundlinien müssen sich über die Phrasen, mit denen wir überfüttert sind, emporheben, und sie müssen auch ein Element der politischen Erziehung werden. Dies umso sicherer, als sich nichtgouvernementale Politiker überhaupt fast nur im Hinblick auf die politische Erziehung der Bevölkerung am öffentlichen Leben beteiligen. Der Ehrgeiz ist nach meinen zwanzigjährigen Beobachtungen verflucht klein und jedenfalls viel zu klein, gemessen an dem Ehrgeiz von Parlamenten anderer Länder, in denen er ein Sporn zur Eroberung der politischen Macht für die Volksvertretung gewesen ist.

So meine ich, daß die Voraussetzung einer Verschmelzung eine grundsätzliche Beratung über die Grundlinien der Parteipolitik in prinzipieller, sachlicher und auch in taktischer Beziehung sein müßte. Ohne eine Einigung wird von der neuen Partei keine neue Kraft ausgehen, und die Verschmelzung würde dann eher lähmen. Auf Grund einer solchen Einigung, wenn sie dem demokratischen, sozialen und humanen Empfinden freie Bahn lassen und schaffen würde, könnte eine „Volkspartei" durch ganz Deutschland ein Fußpunkt für erfolgreiche politische Anstrengungen einer heranwachsenden Generation sein, welche die nationale Kraft so stark in den Muskeln fühlt, daß sie auf nationalistische Erhitzung und auf die kurzsichtige Regierungsmethode von heute glaubt verzichten zu können.

Also erst das Programm und dann der Entschluß. Das ist nicht doktrinär, sondern eminent praktisch. Das zwingt und erlaubt auch, aus den politischen Erfahrungen und aus den nationalen und internationalen Entwicklungen ein Fazit zu ziehen und sich zu überzeugen, ob das Urteil über dieses Fazit über-

einstimmt. Demgegenüber sind Reichsfinanzreform und Block für den Freisinn Fragen zweiten Ranges und nur Mittel. Denn die bürgerliche Linke darf die deutschen Dinge niemals bloß vom Standpunkt der Regierungsverlegenheiten aus ansehen: Sonst würde sie zum Gehilfen der Regierung, einer lavierenden Regierung, deren konservativ konzessionierte liberale Liebenswürdigkeit so weit reicht wie ihr Steuerhunger.

Finanzreform und Blockfreisinn

Von Dr. Heinz Potthoff, M. d. R.

Es konnte niemand überraschen, daß die kurze Tagung des Reichstags nach Ostern auf dem Wege zu einer Gesundung unserer Reichsfinanzen keinen Schritt weitergeführt hat. Jedermann weiß, daß unsere Finanznot zum Himmel schreit, daß allmählich schon das Ansehen des Vaterlandes im Auslande darunter leidet, daß schleunige Abhilfe dringend erforderlich ist. Aber jeder vermeidet es, positiv an die Frage heranzutreten, weil die Lösung durch den glorreichen Block heute einfach unmöglich ist. Die Verschiebung der Steuerreform auf den nächsten Winter, die der frühere Schatzsekretär als gewissenhafter Ressortchef nicht mitmachen konnte, ist von dem leitenden Staatsmanne unter allgemein politischen Gesichtspunkten durchgesetzt worden. Diese Verschiebung kam den Blockparteien sicher nicht unerwünscht, namentlich der linken Seite nicht. Denn Steuern machen ist niemals ein angenehmes, volkstümliches Geschäft; das Vereinsgesetz nahm Arbeit und politischen Kredit hinreichend in Anspruch; und es bestand auch nicht die geringste Aussicht, eine mit dem liberalen Parteiprogramm in Einklang zu bringende Reform zu erreichen. Dazu das mehr oder weniger klar empfundene Gefühl, daß die Geldfrage der Kern des Blockes sei; daß er die größte Aufgabe und Belastungsprobe der liberal-

konservativen Paarung bilde; daß alles andere nur Vorbereitungen, Lockungen, Gewöhnungen seien und niemand wisse, welche politischen Möglichkeiten sich hinter der halben Milliarde neuer Steuern bergen. Man schob gern das schwierige, große Werk in die Zukunft, um wenigstens eine Zeitlang „positiv an der Reichspolitik mitgewirkt", einige „liberale Erfolge" errungen zu haben, und um den zweifelnden Wählern zu zeigen, wie wertvoll der Block sei, und welche Opfer auch in der Steuerfrage ihm gebracht werden könnten, gebracht werden müßten.

Die „klugen Taktiker" sagten sich schließlich auch, daß mit jedem Monat der Verzögerung die Lösung der Finanzfrage dringender würde; sie hofften, je höher die Not steige, umso leichter werde der Widerstand der Regierung gegen liberale Vorschläge zu überwinden sein; daß also eine Reform von 1909 mehr Aussicht auf liberale Erfolge biete als eine Reform von 1908. Diese Rechnung scheint mir falsch, denn sie wird nicht nur von der linken Seite des Blocks, sondern auch von der rechten und ganz sicher von der Regierung bedacht. Jemehr alle Parteien in der Betonung der Dringlichkeit und Notwendigkeit neuer Steuern übereinstimmen, desto rascher wird der schwächere Teil den Anforderungen des stärkeren nachgeben. Und es kann meines Erachtens keinem Zweifel unterliegen, daß der Liberalismus hier der schwächere Teil ist. Die Finanzfrage ist eine nationale Frage ersten Ranges; sie ist für die Erhaltung unseres Ansehens und unserer nationalen Existenz viel wichtiger als manche Heeresfrage und manches andere, was mit dem „nationalen" Schlagwort in den Hafen gebracht worden ist. Man wird auch im Herbst mit der nationalen Phrase arbeiten, — und dabei sind Reichskanzler, Konservative und Nationalliberale den Freisinnigen ganz gewiß überlegen. Einen wirksamen Trumpf hat die Regierung mit der Beamtenbesoldung in der Hand. Die Besoldungsreform muß ja unbedingt kommen. Die Regierung, die eine Erfüllung der Versprechungen in Thronreden und Wahlaufrufen nicht erreichen konnte, hat mit den heiligsten Eiden geschworen, die Vorlage im Herbst einzubringen. Und sie muß spätestens mit dem Etat erledigt werden, weil feierlich versichert ist, daß sie rückwirkende Kraft für 1908 haben soll. Die Regierung scheint aber fest entschlossen zu sein, sie nur mit den zur Deckung unentbehrlichen neuen Steuergesetzen zusammen in Kraft treten zu lassen. Man wird also die Beamten gegen die Parteien mobil machen, die an der

Erschwerung und Verzögerung schuld tragen. Man wird sich gegenseitig beschuldigen. Aber die Hauptwucht wird die Liberalen treffen, denn sie sind dem Zentrum und der Sozialdemokratie am meisten verhaßt, und ihre Forderungen sind den verbündeten Regierungen ganz wesentlich unbequemer als die der Konservativen. Die Rechte des Reichstags befürwortet ja ein Steuerprogramm, das dem Reichsschatzsekretär und den einzelstaatlichen Finanzministern im Grunde sehr angenehm ist; das Zentrum bietet sich täglich zur Mitwirkung bei einer im wesentlichen auf indirekter Besteuerung des „Massenluxus" beruhenden Reform an . . .

Gegenüber der für den nächsten Winter (vielleicht auch schon für die parlamentslose „Wallfahrtszeit") bevorstehenden Fülle von Lockungen, Drohungen und Phrasen könnte der Blockfreisinn nur dann auf Erfolge rechnen, wenn er den Willen und die Macht hätte, an seinen Anschauungen festzuhalten. Die Macht, die ungedeckten Matrikularbeiträge den Bundesstaaten in voller Höhe aufzuladen und die schon mehrfach beliebte Deckung durch Zuschußanleihen zu verhindern. Diese Macht hat er nicht, denn Rechte und Mitte lassen ihn dabei im Stiche. Den Willen, nur einer Finanzreform zuzustimmen, die seinen überzeugungen und Forderungen entspricht. Diesen Willen kann er nicht haben, denn wenn er ihn hätte, so würde er sich um die Reform garnicht bemühen, sondern würde von vornherein wissen, daß er der Reform nicht wird zustimmen können.

Denn die freisinnigen Parteien haben sich in den letzten Jahren dutzendfach gegen jede Vermehrung der indirekten Abgaben auf Gegenstände des Massenverbrauchs festgelegt. Und eine Steuerreform ohne solche Steuern muß als ausgeschlossen gelten.

Der Gedanke, den nach Ansicht der Sachverständigen zu einer Sanierung der Reichsfinanzen auf längere Zeit (wir wollen noch garnicht sagen „auf die Dauer") notwendigen Mehrbedarf von vierhundert bis fünfhundert Millionen Mark jährlich aus direkten Steuern zu decken, muß geradezu phantastisch anmuten. In Preußen bringen Einkommen- und Vermögensteuer zusammen jährlich rund einhundertfünfzig Millionen. Das Reich müßte sie also doppelt erheben, um seinen Mehrbedarf zu decken. Nun denke man neben der preußischen Einkommensteuer bis zu vier Prozent (vielleicht demnächst bis zu fünf Prozent) und den Kommunalzuschlägen, die bis zum Dreifachen

der Staatssteuer gehen, noch eine Reichssteuer von acht Prozent des Einkommens. Wir wollen hier nicht darüber rechten, ob eine solche teilweise Konfiskation der großen Einkommen und Vermögen durch den Staat gerecht oder empfehlenswert sei. Aber man sollte auch nicht bestreiten, daß unter den gegenwärtigen politischen Verhältnissen die Durchführung einer auch nur annähernd so ertragreichen direkten Besteuerung ausgeschlossen ist.

Bleibt die Erbschaftssteuer. Hier hat die Not von 1906 den Widerstand der Finanzminister und der Agrarier gebrochen; hier muß der Liberalismus seine ganze Kraft einsetzen, weil die Möglichkeit eines weiteren Fortschrittes gegeben ist. Aber genügen kann das gewiß nicht. Auf zweiundsiebzig Millionen ist die Steuer von 1906 geschätzt. Nimmt man den Einzelstaaten das ihnen damals überlassene Drittel des Ertrages, so hat man weitere achtundvierzig Millionen. Erreicht man eine Ausdehnung der Abgabe auf Kinder und Ehegatten, so können daraus vielleicht hundert Millionen gewonnen werden. Der Freisinn muß sich schon sehr energisch mühen, wenn er diese beiden Zugeständnisse den Gegnern abringen will. Daß der Steuerertrag über den der englischen Erbschaftssteuer (dreihundertneunzig Millionen im letzten Jahre) gesteigert oder die von dem Justizrat Bamberger verfochtene Aufhebung der Intestaterbfolge für Verwandte dritten oder höheren Grades mit ähnlichem finanziellem Ergebnis durchgesetzt werden könnte, — das zu hoffen, reicht mein Optimismus nicht aus.

Man muß also, da Wehrsteuer oder Dividendensteuer für Deckung eines Hundertmillionendefizits nicht in die Wagschale fallen, auf indirekte Abgaben zurückgreifen. Stempel vom Verkehr und Konsumabgaben sind dem Freisinn gleich unsympathisch und noch 1906 von ihm mit Entschiedenheit bekämpft worden. Gewiß liegt eine Mehreinnahme sozusagen auf der Straße, zum Greifen bereit: die Liebesgabe der Branntweinbesteuerung, deren Beseitigung dem Reiche rund fünfzig Millionen jährlich brächte, ohne den Konsum zu belasten. Aber gerade gegen eine rationelle Branntweinbesteuerung wehren sich die Agrarier aus Leibeskräften. Und selbst wenn die Linke (mit Hilfe des Zentrums?) Mehreinnahmen aus dem Spiritus schaffen würde, auch dann reichte es nicht zur „dauernden Sanierung" der Finanzen.

Selbst im günstigsten Falle also ist ohne einige hundert Millionen neuer indirekter Abgaben, und zwar Abgaben vom Verbrauche der breiten Massen,

nicht auszukommen. Darüber ist ja auch im Grunde nirgends ein Zweifel, und die linksliberale Presse bereitet langsam darauf vor, daß die freisinnige Fraktionsgemeinschaft diesen Belastungen zustimmen wird. Die blockfreundliche „Frankfurter Zeitung", deren berliner Vertreter nahe Beziehungen zum Reichskanzler hat, sprach es jüngst mit aller Deutlichkeit aus: „Darüber, daß in der Hauptsache indirekte Steuern herhalten müssen, darf man sich keinen Illusionen hingeben." Auf dem frankfurter Delegiertentage der freisinnigen Vereinigung sollte schon eine Resolution vorgelegt werden, die den Befürwortern der indirekten Besteuerung weit entgegenkam. Und die „Freisinnige Zeitung", das Amtsblatt der Volkspartei, bemüht sich, nachzuweisen, daß „es mit dem Programm durchaus nicht im Widerspruch steht, wenn gewisse Genußmittel und entbehrliche Verbrauchsgegenstände Steuern und Zöllen unterworfen werden." Das ist gewiß richtig, und kein vernünftiger Liberaler wird sich der sozialdemokratischen Phrase anschließen, daß jede indirekte Steuer als eine Volksausbeutung zu verwerfen sei. Aber die Frage steht doch heute nicht so, ob überhaupt Abgaben auf einige entbehrliche Genußmittel erhoben werden, sondern ob zu der Last der bereits vorhandenen noch weitere neue indirekte Abgaben gelegt werden sollen. Und in dieser Beziehung lautet der positive Satz des Parteiprogramms, aus dem die „Freisinnige Zeitung" die Erlaubnis zu gewissen Steuern herausliest: „Entlastung der notwendigen Lebensmittel und unentbehrlichen Verbrauchsgegenstände von Steuern und Zöllen!"

Dieses Programm zeichnet klar und deutlich den Standpunkt, den die Freisinnigen stets eingenommen haben, den sie auch 1909 einnehmen müßten, und den sie nicht einnehmen können, wenn sie mit dem Block Finanzreform treiben wollen. Denn das kann auch der freudigste Blockoptimist nicht erwarten, daß die Konservativen das Steuersuchen damit beginnen sollten, einige der ertragreichsten Steuern, die sie unter großen Kämpfen gegen die Linke durchgesetzt haben, aufzuheben und dadurch das Defizit zu vergrößern. Der Block geht logischer- und notwendigerweise von dem bestehenden Zustande als dem berechtigten aus, sucht ihn durch „Ausbau" wieder auf einige Jahre haltbar zu machen und ist sich wohl selbst kaum im Unklaren darüber, daß es sich nur um eine Sanierung auf Zeit handelt, bei der nach einer nicht allzu langen Reihe von Jahren die gleichen Verlegenheiten wieder entstehen müssen.

Die Linksliberalen haben das Verkehrte unserer ganzen Zoll- und Steuerpolitik stets erkannt und betont; sie haben noch 1906 mit aller Entschiedenheit die Untauglichkeit des Sanierungsversuches nachgewiesen. Und jetzt, da sie recht behalten haben, da die Reichsfinanzpolitik Fiasko gemacht hat, jetzt werden sie freundlich eingeladen, „positiv mitzuarbeiten", das heißt ihre bessere Erkenntnis einzupacken und sich an den Fehlern der vorigen Reichstagsmehrheit mitzubeteiligen, die Verantwortung für das Fortbestehen der gegenwärtigen Zustände mit zu übernehmen.

Eine liberale Finanzreform muß mit einer grundsätzlichen Kritik der gegenwärtigen Zustände beginnen und mit der Forderung einer Umkehr von dem Wege des letzten Jahrzehntes, dem Wege der hochschutzzöllnerischen Interessenpolitik, denn diese ist schuld an der jetzigen Kalamität. Sie ist schuld an der beängstigenden Steigerung der Ausgaben. Die allgemeine Teuerung macht durch Beamtenbesoldung, Steigerung der Arbeitslöhne, Mehrkosten der Heeresverpflegung und sämtlicher Bedarfsgegenstände eine jährliche Mehrausgabe von hunderten von Millionen notwendig. Die falsche Finanzpolitik ist auch an den nicht zureichenden Einnahmen schuld. Man vergleicht unsere Verhältnisse jetzt so gern mit den englischen und weist darauf hin, daß dieses liberal regierte Land siebenhundert Millionen jährlich aus Spirituosen, je über hundert Millionen aus Tee und Zucker einnimmt. Bei solchen Vergleichen wird zweierlei übersehen:

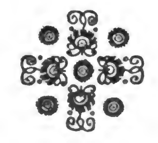
1. In England werden nur einzelne Gegenstände des Massenkonsums besteuert. Der notwendige Lebensbedarf ist vollkommen frei. Deswegen werden die Abgaben, auch wenn sie ziemlich hoch sind, nicht drückend empfunden und bringen auch hohen Ertrag. Bei uns dagegen steigt die steuerliche Belastung ungefähr mit der Dringlichkeit eines Bedarfsartikels. Das notwendigste Nahrungsmittel, das Brotkorn, ist mit etwa fünfzig Prozent des Wertes besteuert.

2. In England besteuert nur der Staat den Konsumenten. Alles, was dieser zu tragen hat, fließt in die Staatskasse und kann der Allgemeinheit wieder nutzbar gemacht werden. In Deutschland dagegen fließt nur der geringste Teil der Konsumbelastung dem Reiche zu, das meiste geht in die Taschen der durch Zoll geschützten Produzenten. Von der Branntweinsteuer beispielsweise werden etwa fünzig Millionen jährlich ganz offen den Brennerei-

besitzern geschenkt. Die Getreidezölle bringen dem Reiche einhundertfünfzig bis zweihundert Millionen, die Belastung des Konsums durch die Steigerung des Preises für inländisches Korn aber macht mindestens das Vierfache aus. Aus Vieh-, Fleisch- und Industriezöllen hat das Reich keine nennenswerten Einnahmen; dank den Sperren und Kartellen aber muß der Konsum in höhere Preisen ganz erhebliche Abgaben zahlen. Interessenpolitik! Sie verschuldet es, daß trotz starker Belastung der Konsumenten (die in der Steuerstatistik nur teilweise zum Ausdruck kommt) stets Ebbe in der Reichskasse ist.

An diesen Punkten muß der Liberalismus einsetzen, wie er das bisher getan hat. Aber das kann er nicht als Teil des Blockes tun, denn § 1 des nichtgeschriebenen Blockvertrages lautet: „Die konservative Wirtschaftspolitik ist ein Rührmichnichtan." In dem Momente, wo der Freisinn der Zollpolitik ernsthaft zu Leibe geht, ist es mit der Blockfreundschaft aus.

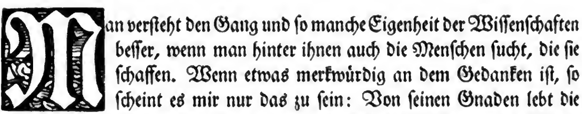
Die neue Finanzreform dürfte einige Ähnlichkeit mit der von 1906 haben: einige gute Stücke, die vom Liberalismus befürwortet und angenommen werden. Die Erbschaftssteuer dürfen wir wohl in erster Linie auf das liberale Konto schreiben. Aber vorwiegend Abgaben, die unseren Überzeugungen zuwiderlaufen. Sie haben uns 1906 veranlaßt, die Verantwortung für die sogenannte Reform abzulehnen. Soll das Schlagwort vom „positiven Mitarbeiten" dieses Mal eine andere Folge haben? — Dann wollen wir uns von vornherein darüber klar sein, daß wir unsere bisherigen Anschauungen wesentlich ändern, unsere Kritik in die Tasche stecken müssen. Eine Blockfinanzreform unter Beteiligung des Freisinns wird keine grundlegende Änderung des Finanzwesens, sondern nur eine Änderung des Freisinns bedeuten.





Vom Selbst der Pflanzen

Von R. H. Francé



Man versteht den Gang und so manche Eigenheit der Wissenschaften besser, wenn man hinter ihnen auch die Menschen sucht, die sie schaffen. Wenn etwas merkwürdig an dem Gedanken ist, so scheint es mir nur das zu sein: Von seinen Gnaden lebt die ganze Literaturgeschichte lustig und sogar ausschweifend in Orgien mit Waschzetteln, — und für die Wissenschaft schreitet er einher, angetan mit dem Kleide der Neuheit.

Mit der ganzen Nüchternheit eines im wissenschaftlichen Leben sehr erfahren Gewordenen gesagt: Die Gelehrten sind nicht weniger Menschen als die Dichter, und Schlaflosigkeit oder Hämorrhoiden oder ein großes Schicksal prägen ebensogut Theorien und Entdeckungen wie Kunstwerke.

Man erlaube mir die Aussicht zu beschreiben, die man genießt, wenn man von diesem Standpunkt aus auf die Botanik blickt.

Die Botanik ist nämlich die Wissenschaft, in der ich mich auskenne, weshalb ich nicht mit viel Nutzen von etwas anderem sprechen könnte. Zweitens ist sie die Wissenschaft, die in diesen Jahren den Wohlerzogenen Schrecken einflößt durch die Unbotmäßigkeit, mit der sie ihre altehrbare Vergangenheit vergißt, und das Ungestüm, mit dem sie behauptet, sie hätte der Weltanschauung, den Gebildeten, ja dem ganzen Empfinden der Menschen etwas Neues zu geben.

Und weil jedes Neue dem Herkömmlichen gegenüber ungereimt klingt, so ist das Lächeln nicht einmal ein übles Symptom, mit dem man dieses Neue: die „Entdeckung" der Pflanzenseele in gelehrten und ungelehrten Kreisen aufnahm.

Dieses Lächeln macht auf die menschliche Seite der Gelehrten aufmerksam, und ich beeile mich, darauf zu verweisen und mich für die sehr passende Einleitung zu bedanken, die es mir für diesen etwas schwierigen Gegenstand geliefert hat.

Zur Revanche werfe ich gleich eine unangenehme Frage auf. Warum lächeln die alten Gelehrten, wenn man von Pflanzenpsyche spricht? Die Antwort findet man nicht in der Wissenschaft, sondern im allgemein Menschlichen. Ohne Umschweife gesagt: Weil sie anders erzogen wurden. Um die Zeit, als sie auf die Hochschule zogen und mit dem ersten Rausch der Begeisterung lernten, dessen Nebel man nie mehr wieder ganz los wird, da hielt man die Gedanken für eine Absonderung des Gehirns, die Welt für eine Maschine und die Vögel, die da sangen, und die Blumen, die dort blühten, für mechanische Spielzeuge, was man wissenschaftlich Mechanismus nannte.

Wer sich zwischen 1850 bis 1890 zum Naturforscher ausbildete, wurde materialistisch erzogen. Und noch heute wird auf mancher Lehrkanzel in solchem Sinne gesprochen, und auf der Naturforscherversammlung von 1907 wurde noch in einem Vortrag ausgeführt: von einer Seele der Tiere zu sprechen sei schon deshalb barer Unsinn, weil ja auch der Mensch keine habe.*)

Kann das ohne Folgen bleiben? Wie soll solche zur Denkgewohnheit gewordene Denkart sich äußern, wenn nicht je nach dem Temperament in Lachen oder einem Aufschäumen der Entrüstung, wenn ihr die Behauptung entgegentritt: Sogar in der Pflanze, im Baum, in der Blume, ja im einzelligen Algensternchen regt sich ein Funke dessen, was so angesehene Köpfe zur Leugnung des Verstandes benützen.

Faßt doch das Wissen der Zeit als die Leistung von allzumenschlichen Menschen auf, und ihr versteht seine Kämpfe, das ewig Gärende, die Überbleibsel alter Denkweisen und die Ahnungen und Versuche der neuen in ihr!

An diesem Punkte vereinigt sich alles Interesse auf eine Frage: Wie kam trotz der materialistischen Erziehung die neue Lehre auf? Damit ist mir die Erlaubnis erteilt fachzusimpeln, und ich antworte mit Vergnügen:

Weil die fünf Sinne stärker sind als die vorgefaßten Meinungen. Man hat in den letzten dreißig Jahren eine Menge Dinge an und in den Pflanzen gesehen, gemessen, errechnet und erprobt, die man in Mechanismen nie hätte sehen dürfen. Man kann ja die Augen zumachen oder es so machen wie berühmte Astronomen, die sich weigerten, in ein Fernrohr zu blicken, worinnen

---

*) Wer es nicht glaubt, der lese O. zur Straßen, Die neuere Tierpsychologie. Leipzig 1908.

ihnen ein Kollege von ihnen Geleugnetes zeigen wollte. Der liebgewohnte Mechanismus bleibt dann im Gehirn wenigstens intakt — leider aber sieht man nichts. Da nur Beispiele beweisen, gehe ich jetzt zu den Beispielen über. Ich bin nämlich einer dieser bald belächelten, bald als unangenehm empfundenen Neuerer und habe vier Jahre aufgewendet, um vierhundertachtzehn Beispiele von Pflanzen zusammenzustellen, die alle nicht existieren dürften, wenn die Pflanze seelenlos wäre.

Ich habe diesen Berg von Tatsachen in drei Hügel geteilt; in solche Beispiele, die Empfindung im Pflanzenreich anzeigen, in solche, die das Wahlvermögen, anders gesagt: die Reizverwertung der Pflanze beweisen, und in solche, durch die sich die Selbsttätigkeit der Gewächse kundtut.

Ich will von jeder Gruppe ein paar Beispiele mitteilen. Fangen wir mit den Empfindungen an! Wer kann Empfindungen haben, und wie erkennt man es, daß er welche hat? frage ich da zuerst. Empfinden kann sogar nach der Lehre der Psychologen nur ein beseeltes Wesen, denn Empfindungen sind die Grundlagen aller Vorstellungen und alles Weiteren, was zum Denken führt. Daß ein anderer außer mir empfindet, erkenne ich nur daran, daß er ähnliche Empfindungsorgane besitzt wie ich und sich auf die gleichen Reize hin auch ähnlich verhält. Wenn das Vorhandensein von Sinnesorganen von vornherein das Vorhandensein von Empfindungen anzeigt, weil ja sonst die Sinnesorgane sinnlos wären, dann hat der Pflanzenpsychologe schon dadurch gewonnenes Spiel, daß in den letzten zehn Jahren bei den Pflanzen Sinnesorgane für Licht-, Berührungs- und Schwerkraftreize bekannt wurden.

In meinem Werke über die Lichtsinnesorgane der Algen habe ich gezeigt, daß der Bau dieser Organe ganz augenhaft ist. In allen Pfützen schwimmt ein niedliches, grünes, fischartig geformtes Pflänzchen, so klein, daß zwanzig auf einen Millimeter gehen. Wenn man es unter dem Vergrößerungsglas zeigt, entlockt es dem Neuling einen Ausruf des Entzückens, so graziös ist es, wenn es durch rasche Schläge eines feinen Fadens herantänzelt, das Leibchen kokett schlängelnd, goldiggrün schimmernd am ganzen Körper und vorn geziert mit einem leuchtend rubinroten Korn. Der rote Fleck ist ein Auge; er ist dem Wesen nach genau so gebaut wie die Augen der Würmer und der einfacheren Krebse. Wenn man ihn durch geeignete Vorrichtungen auf seine Funktion prüft, ergibt sich, daß durch ihn die Änderlingsalge Hell und Dunkel,

die Richtung der Lichtstrahlen und die Farbe des Lichtes unterscheidet. Mehr kann man von einer Pflanze wirklich nicht verlangen.

Soviel vom Bau des Pflanzenauges. Nun zum Verhalten der Pflanze gegen Lichtreize. Sie braucht das Licht zum Leben; zu grelles Licht schädigt sie. Also haben ihre Augen viel zu tun. Die Pflanze kehrt, wenn man sie vor einen Schattenstreifen stellt, an der Grenze der Dunkelheit um. Gerät sie ins Dunkle, dann krümmt und windet sie sich und sucht so lange, bis sie das Licht wieder gefunden hat. Gerät sie in direktes Sonnenlicht, so stutzt sie, kehrt um und flieht vor der Gefahr.

Wie verhält sich ein Tier oder der Mensch in gleicher Lebenslage? Man vergleiche und urteile. Und bedenke dazu, daß sich ähnliche Lichtsinnesorgane auf den Laubblättern vieler Gewächse finden, daß sie manchmal aus Kiesel gebildete Linsen tragen, und daß die Blattstiele, gehorsam wie der Arm des Menschen, Bewegungen ausführen, um die Blattscheibe ins günstigste Licht zu rücken.

Gehen wir nun zu dem Wahlvermögen über, so brauchen wir wieder nur meinen kleinen Liebling, den Änderling, zu beachten. Er weicht der Dunkelheit aus, er sucht das Licht auf, er wählt also zwischen den Empfindungen. Die Wurzeln der Pflanzen suchen feuchtes Erdreich und wachsen von trockenem weg; sie nehmen nicht jede Nahrung auf, sondern wählen zwischen den Stoffen. Der Sonnentau, den man sich im Moore suchen möge, weil er die interessanteste Pflanze ist, die unter unserem Himmel lebt, vollführt Bewegungen, um stickstoffhaltige Dinge, die auf seine Blätter gelangen, festzuhalten, er bleibt bewegungslos einem Glassplitter oder Steinchen gegenüber: er unterscheidet also .... Die Folgerung ist: Was wählen, was Nützliches von Schädlichem unterscheiden kann, das ist doch nicht bloß Mechanismus.

Die Pflanze ist ein Wesen, das ein „Selbst" hat. Den Beweis dafür kann man in dem bisher Vorgebrachten, man kann ihn aber auch in der Selbsttätigkeit der Pflanze finden. Als Beispiel empfehle ich wieder den Änderling. Der feine Faden, der ihm zum „Munde" heraushängt, ist selbsttätig. Er schlägt wie der Arm des Menschen oder die Ruderfüße eines Tieres, und seine Bewegungen werden so gelenkt, daß die Pflanze durch Verwertung der sie treffenden Reize Nutzen hat. Sie erreicht ja den Nutzen nicht immer, denn sie wird nicht von einem „Unfehlbaren" geleitet, sondern nur von einer

so einfachen Art von Intelligenz, wie wir sie uns garnicht elementar genug vorstellen können.

Selbsttätig sind alle Pflanzen. Ihr Wachstum, das heißt, daß aus einer Eichel ein Eichbaum wird, daß eine Ranke den Stab ergreift, an dem sie sich festhalten muß, daß eine Blume sich des Morgens öffnet, sich des Abends schließt, daß viele Gewächse ihre Blüten ins goldige Licht, die Früchte aber unter die Erde stecken, damit sie dort ungestört reifen — das alles ist Selbsttätigkeit.

Und ein kleiner, aber wohlabgerundeter Kreis der Beweise ist geschlossen.

Jede Pflanze, die einfachste und der Waldriese, hat Empfindung anzeigende Sinnesorgane und reizverwertende Bewegungen, hat Unterscheidungs- und Wahlvermögen, hat Selbsttätigkeit, — also hat jede Pflanze ein Selbst.

Das haben wir durch Erforschung des Pflanzenlebens in den letzten Jahren gelernt, und von da aus muß man weiterdenken.

Nun kehren wir wieder aus der reinen Natur in die etwas verstaubte Atmosphäre der gelehrten Menschen zurück. Was haben sie mit diesen Kenntnissen angefangen?

Ich habe es mir neulich zusammengestellt. Neununddreißig schrieben bisher öffentlich, das Selbst der Pflanze müsse seelischer Natur sein. Man schätzt aber die Zahl der Zunftbotaniker auf etwa fünfzehnhundert. Und nun fange man den Artikel wieder von vorne zu lesen an, denn sein Schluß steht am Anfang.



Karl Ulfsson und seine Mutter

Erzählung von August Strindberg

(Fortsetzung)

Ritter Karl Ulfsson hatte mit jungen Herren in Rom Bekanntschaft geschlossen, unter anderen mit einem aus der Familie Colonna, der kaiserlich war und darum alles haßte, was von den päpstlichen Orsinis kam; aber der schwedische Ritter gehörte zu keiner der beiden Parteien, und es war leicht, mit ihm zu verkehren. Er wurde nach der Villa Colonna eingeladen, die vor den Toren Roms lag, vergaß aber unter den jungen Adeligen und den Courtisanen nicht sein Geschäft.

Drei Tage lang hielt man ein Bacchanal in altrömischem Stil, während Karl Ulfsson kundschaftete; und am vierten Tag zog die Gesellschaft mit Damen und Gefolge nach Rom hinein. Der überstandenen Pest war nämlich eine Lust zum Leben gefolgt, die sich in wilden Ausschweifungen äußerte. Die Stadt war infolge der Sommerhitze verlassen, und die lärmende Gesellschaft kam an der kleinen Kirche San Prassede vorbei, die in der Nähe von Santa Maria Maggiore liegt.

Ritter Karl war mit seiner Dame zurückgeblieben, da deren Pferd unruhig wurde, weil ein Sattelriemen in Unordnung geraten war. Der Ritter stieg ab, um den Riemen festzuschnallen, wie er sich aber auch bemühte, die Schnalle wollte nicht durchs Leder hindurchgehen. Die Dame wurde ungeduldig:

„Beeilt Euch, Carlino, Carlaccio!“ mahnte sie.

„Das ist wie verhext,“ antwortete der Ritter. „Es ist ganz, als sähe mich jemand mit bösen Augen an.“

„Dort steht die Hexe!“ schrie die Courtisane. „Wir kennen sie.“

„Wo steht sie?“

„Dort an der Kirchentür, die Bettlerin!“

Die Pferde scheuten alle beide, und wollten nicht weiter, um keinen Preis an der Kirchentür vorbei.

„Gehen wir zu Fuß!“ schlug der Ritter vor und hob die Dame aus dem Sattel. „Die Pferde finden wohl allein nach Haus!“

Mit seiner Dame am Arm ging der Ritter die Gasse hinunter und wollte gerade an der Kirche vorbei, als ein altes, aber gut gekleidetes Weib die Hand ausstreckte, um zu betteln. Die Courtisane zog ihren Kavalier warnend am Arm:

„Gib der Hexe nichts, sie hat böse Augen!“

Die Hexe mußte es gehört haben, denn sie antwortete sofort:

„Drei Dinge sind mir nicht bekannt, und vier kann ich nicht erforschen: Des Adlers Weg am Himmel, der Schlange Weg auf der Klippe, des Schiffes Weg im Meer und des Mannes Weg zum Weib.“

Der Ritter sah auf, denn er kannte die Stimme; sofort ließ er die Courtisane los und stand stumm und vernichtet da.

„Bist du es, meine Mutter! Nach dreiundzwanzig Jahren finde ich dich als Bettlerin wieder.“

Frau Brigitta verbarg ihr Gesicht in dem Witwenschleier, den sie trug, denn sie wollte das Ärgernis nicht sehen.

„Die Stimme ist die meines Sohnes, aber wer ist diese Frau?“

„Ja, liebe Mutter, ein Weib habe ich zu Hause, und wenn ich unterwegs bin, gehe ich zuweilen irre; das ist immer noch besser, als in stummen Sünden zu brennen!“

Die Dame war geflohen; Mutter und Sohn standen sich kalt und fremd gegenüber. Schließlich erholte sich die Alte.

„Du mein Sorgenkind, ich weiß, wer dich hierher geschickt hat, und deine Gedanken habe ich bereits gesehen; ich sehe nämlich, was die Menschen denken: du glaubst, ich sei eine Bettlerin. . .“

„Den Gedanken sprach ich eben aus; er war also nicht schwer zu erraten.“

„Aber du irrst dich, denn ich sammle nur Almosen für ein Kloster. — Willst du mich jetzt nach Hause begleiten, so können wir uns aussprechen. Wir haben uns wohl viel zu sagen. Du und dein König, der Esel mit dem Hasenherzen, ihr glaubt, ich hätte Gedächtnis und Verstand verloren; und du bist ausgesandt, nach mir zu spähen; das ist der Doktor Laurentius

auch, er ist jetzt hinter uns und lauert uns auf; ich habe ihn nicht gesehen, aber ich fühle, daß er da ist..."

Ritter Karl drehte sich um, und der Doktor war wirklich da, einen Steinwurf entfernt. Diese Fähigkeit der Frau Brigitta, die Gedanken der Leute zu lesen und die Anwesenheit von Menschen zu fühlen, war bekannt; diese Fertigkeiten, neben mehreren andern, wie der, Freund und Feind nach dem Geruch zu unterscheiden, hatten das ihre dazu beigetragen, sie in den Ruf einer Hexe zu bringen.

Ritter Karl hätte sich am liebsten dem Doktor angeschlossen, um etwas Neues zu hören, dieser aber verschwand in einer Quergasse, und die Autorität der Mutter übte eine unwiderstehliche Macht über ihn aus.

Beim Campo dei Fiori oder dem Blumenmarkt blieben sie vor einem kleinen Hause stehen.

„Tritt ein, mein Sohn," sagte die Alte, „aber wisch dir die Füße ab, denn wir haben gescheuert; übrigens sehe ich, daß Besuch da ist; Bischof Alfons ist mein besonderer Freund, er ist sonst in Spanien zu Hause, und niemand versteht mich so wie er; jetzt aber leistet er Katharina Gesellschaft; sie haben auf mich gewartet."

Sie waren in einen Vorsaal eingetreten, der mit seinen schwarzen Tischen und Bänken, mit Kruzifix, Altar und Buchpult einem Klosterkonvent glich.

Schwester Katharina, die schöne, blonde, begrüßte steif und fremd den weltlichen Bruder, der sie scharf getadelt hatte, daß sie ihren Mann und ihr Land verlassen hatte, um in fremder Umgebung ihre Eitelkeit zu befriedigen.

Der spanische Bischof Alfons, mit dem Brigitta in galanterie spirituelle oder geistiger Ehe lebte, war ein schöner schwarzer Herr von weltlichem Äußern, der den fremden Ritter überlegen, fast hochmütig empfing.

„Ihr habt von der neuen Berühmtheit gesprochen," begann Frau Brigitta, sich an die beiden wendend; „von Katharina von Siena, sehe ich. Ja, jetzt kenne ich sie, ich habe sie in der Sakristei San Prassedes getroffen; ohne ihren Wert als Heilige verringern zu wollen, muß ich gestehen, daß sie mir nicht desselben Geistes Kind zu sein schien wie ich."

Bischof Alfons schien heute vom Geist des Widerspruchs geritten zu werden, oder er wollte die Heilige von Siena benutzen, um Frau Brigitta zu ducken, — genug, er begann die Sache der sienesischen Seherin zu verteidigen.

„Meine edle Freundin," begann er und streichelte Frau Brigittas Hand, „die junge Katharina von Siena ist sehr, sehr weit auf dem Weg der Heiligung gekommen; und deine Vorbehalte bei ihrer Beurteilung scheinen mir nicht von christlicher Liebe diktiert zu sein. Denkt nur, meine Freunde: diese Braut Christi legte das ewige Keuschheitsgelübde im Alter von acht Jahren ab ..."

Ritter Karl, den man vernachlässigte, saß in einer Ecke und war im Begriff, einzuschlafen; er mußte sich aber gerade jetzt des erbaulichen Gesprächs mit dem lustigen Giovanni erinnert haben, denn er verbarg sein Gesicht mit den Fingern der einen Hand ...

„Und seit der frühesten Jugend," fuhr der Spanier fort, „hat sie nur von Pflanzennahrung gelebt, nie Fleisch gegessen ..."

„Ja," unterbrach ihn Brigitta, „das haben wir alles gehört ..."

„Wartet nur, wartet nur; jetzt aber ißt sie überhaupt nichts!"

„Wovon lebt sie denn?"

„Sie lebt nur von den Gnadenmitteln, die sie dreimal in der Woche empfängt. Deshalb kann sie sich aber auch mit Recht die Braut Christi nennen; und sie hat mit dem Erlöser Herzen getauscht, denn sie ist mit dem Zeichen der fünf Wunden begnadigt worden ..."

„Das habe ich nie gesehen ..."

„Aber, meine Freunde, dieser Engel — denn das ist sie — hat bereits in seiner Jugend den gefährlichen Mißbrauch der Zunge entdeckt, und darum spricht sie nie ..."

„Zielt das auf mich? Du bist heute liebenswürdig, mein Alfons; doch fahr nur fort, ich kann schweigen."

„Sie hat nur in der Beichte gesprochen."

„Schreibt sie denn?"

„Ja, sie schreibt, und darum braucht sie nicht zu sprechen; sie hat bereits fünf Bände geschrieben, und darin sind unter anderen ihre Briefe an den Heiligen Vater in Avignon enthalten ..."

„So, sie beschäftigt sich auch damit?"

„Mit Aufforderungen, er solle nach Rom zurückkehren."

„Hat sich nicht Francesco Petrarca auch mit der Sache befaßt?"

„Ja, er war der erste und der größte!"

„Du vergißt noch einen — rate: wen?"

„Ich habe dich nicht vergessen, meine Freundin, aber ich wollte dich prüfen. Du hast die Prüfung nicht bestanden, du bist vor dem Dämon des Hochmuts gefallen wie vor dem Dämon des Neides! Der Neid ist deine Schoßsünde! Pfui, Brigitta, pfui! Geh in die Ecke und bestrafe dich."

Das siebzigjährige Weib gehorchte wie ein Kind; ihr ganzes Leben war ein unablässiger Kampf gegen ungewöhnlich schlechte Anlagen gewesen; sie kämpfte, bekam aber regelmäßig Rückfälle, strafte sich und bekam wieder einen Rückfall.

Sie trat an das Pult, nahm etwas aus der Schublade und steckte es in den Mund.

„Da hast du was, boshafte Zunge, für dein gedankenloses Geschwätz!"

Es war der ekelhaft bittere Enzian oder die Bitterwurz, womit sie ihre Zunge züchtigte.

Darauf steckte sie ein Wachslicht an; und als dieses eine Weile gebrannt hatte, entblößte sie ihren Arm und ließ Wachs darauf tropfen.

„Das hast du für deinen Neid, du garstige Brigitta; das hast du für deinen Hochmut und das für deinen Ungehorsam. — Nein, Karl sitzt da und schläft; mein Sorgenkind, mein verlorener Sohn."

Karl sprang auf, schüttelte Schlaf und Rausch ab und stellte sich ans offene Fenster, das auf den Blumenmarkt sah.

Dort erregte etwas seine Aufmerksamkeit; und das merkte Frau Brigitta, die jedoch glaubte, es seien die Blumenmädchen.

„Wonach siehst du, Karl?" fragte sie.

„Nicht nach dem, was du glaubst; ich sehe eine Menge junger Herren, die in Reihen stehen und dieses Fenster betrachten, und die Blumen in den Händen tragen."

„So, die stehen noch dort?"

„Warten sie etwa auf meine Schwester, so will ich sie bald abfertigen," brach Ritter Karl los und schlug ans Schwert.

Frau Brigitta schloß das Fenster und die inneren Laden, so daß es im Zimmer halbdunkel wurde, und wendete sich an die Tochter:

„Du mußt dein Haar abschneiden, und ich werde dir dein Gesicht mit Ruß schwärzen, damit dieses Gelaufe aufhört. Ist es nicht, als hätte ich eine Hündin im Hause? Nacht und Tag sitzen die jungen Herren draußen reihenweise und lassen die Zunge heraushängen . . ."

„Besänftige deinen Zorn, Brigitta," sagte der Spanier, „und laß mich jetzt gehen; du hast mit deinem Sohn zu sprechen."

Der Bischof erhob sich und ging nach der Tür. Frau Brigitta folgte ihm und nahm einen zärtlichen Abschied von ihm, der wenigstens nicht mütterlich war. Darauf kehrte sie zurück und nahm den Platz an der Schmalseite des Tisches ein, als ob sie der Richter sei.

„Nun, Karl," begann sie, „sag dein Anliegen."

„Darf ich erst eine Frage stellen? Welche Absichten hast du mit deinem Aufenthalt hier?"

„Gott zu dienen!"

„Das hast du ebensogut zu Hause in deinem Vaterland getan, und besser; denn du hast deine Pflichten als Mutter vernachlässigt, da du deine kleinen Kinder ins Kloster gesteckt, sie von Eltern und Geschwistern getrennt hast."

„Ich habe höhere Pflichten, die du nicht verstehst."

„Ja, ich verstehe, daß der französische König dich ausgelacht hat, als du den Bischof Henning zu ihm sandtest, um ihm eine Lektion dafür zu erteilen, daß er Krieg mit England führt. Aber du verstehst nicht, daß der französische Krieg ein heiliger Krieg ist, weil der König sein Land von fremden Eindringlingen zu befreien sucht."

„Hat er gelacht?"

„Ja, er hat gelacht."

„Dann werde ich ihn bestrafen!"

„Aber wenn du Könige bestrafst, mußt du es nicht mit Verleumdung und Lüge tun. Du hast mit deinen falschen Weissagungen König Magnus zu dem russischen Feldzug verlockt, und als der Krieg unglücklich ausging, hast du den König verleumdet."

„Was weißt du von meinen Weissagungen?"

„Ich weiß, daß du prophezeit hast, Magnus Nachfolger sei in Schweden geboren. Er war aber Mecklenburger und hieß Albrecht."

„Du kennst meine Stellung und meinen Ruf nicht, hier unten in der großen Welt, und du unterschätzest deine Mutter."

„Vor drei Tagen wußte ich nichts, nun aber weiß ich alles. Ich weiß, daß das Volk dich für eine Hexe hält, daß es dich auf der Straße verfolgt, und daß junge Herren deiner Tochter nachlaufen; daß du dich mit deinen

Strafpredigten gegen die Päpste in Avignon lächerlich gemacht hast; denn die hat der große Petrarca schon vor dir gehalten. Ich weiß, daß dein unschuldiges Verhältnis zu Bischof Alfons üble Nachrede verursacht; du bist siebzig Jahre alt und scherzest mit einem Mann; mir ist das widerwärtig und allen andern ist es eine Verrücktheit. Aber ich weiß auch, daß du nach einer Bestätigung verlangst für deine eigene Ordensregel im Kloster zu Vadstena. Nun weißt du aber, daß keine neuen Klosterorden gestiftet werden dürfen; darum suchst du dieses Verbot dadurch zu umgehen, daß du deine Ordensregel in die der Augustiner hineinschmuggeln willst. Daß Mönche und Nonnen zusammenwohnen, hat immer Mißstände zur Folge gehabt; das weißt du, aber du willst, daß die Äbtissin über Männer herrsche, und das ist der Kern deines selbstsüchtigen Strebens. Herrschen, niedertreten, — das war das Geheimnis deines Lebens. Und jetzt erfahre, daß du zu Hause in dem Verdacht stehst, du strebtest für deine Familie nach der Krone; du konspiriertest gegen König Magnus, nämlich durch deine Offenbarungen, in denen du unter andern von seinem schlechten Ruf sprichst: da hast du ihn verleumdet! Aber dein Hochmut, dein geistiger Hochmut hat auch Zweifel geweckt, ob du ganz bei Verstand wärst ..... Ja, deine Klosterregel soll nach deiner Behauptung „unmittelbar und ausschließlich von Christus diktiert sein, während alle früheren Regeln von Menschen geschrieben sind." Meinst du heiliger als Sankt Bernhard zu sein, dann mußt du dein Leben ändern, und vor allem deinen inneren Menschen, wenn du das kannst; und strebst du nach der Heiligsprechung, wie man hier behauptet, so mußt du die ersten und einfachsten Tugenden des Christentums lernen: Wahrheitsliebe, Demut und Gehorsam. — Jetzt hast du mein Anliegen gehört, Mutter, und nun magst du darüber, was du gehört hast, nachdenken."

„Ich habe nicht ein Wort gehört", antwortete die Seherin; „meine Ohren sind geschützt gegen jede unheilige und törichte Rede; denn dem Reinen ist alles rein ..."

„Nein, der Schmutzige kann den Schmutz nicht sehen, sondern findet alles rein ..."

„Mein Sohn, du machst dich bereit, mich auf der Reise nach dem Heiligen Grabe zu begleiten!"

„Nein, das tue ich nicht, Mutter; aber nach Neapel werde ich meine Schwester begleiten, um über ihre Ehre zu wachen."

„Hast du nicht gehört, was ich sagte! Du sollst nach dem Heiligen Land und sollst deinen alten Menschen kreuzigen, oder ..."

„Du wirst mich doch nicht züchtigen?"

„Nein, du sollst sterben!"

Ritter Karl, der in dieser Sitzung die Kriegskunst der Mutter gelernt hat, keine Antwort zu geben, benutzte die Lehre.

„Also: wenn meine Schwester nach Neapel reist, so steig ich zu Pferde; ich bin nämlich bei der Königin Johanna eingeladen, die ein entzückendes Weib sein soll."

„Du?"

„Ja, durch die Familie Colonna."

„Du kennst diese Schurkenfamilie?"

„Nicht so grobe Worte, heiliges Weib; Orsinis Ruf ist nicht besser."

„Er verkehrt mit den Colonnas, den Feinden seiner Mutter! Verflucht sei die Stunde, in der ich dich geboren habe!"

Jetzt erwachte Katharina aus ihrer Betäubung und sprang auf.

„Fluche nicht, du lästerst Gott! Wenn dich jemand hörte! Du siehst wie eine Furie aus, Mutter! Ihr müßt nicht so sprechen, ich kann das nicht ertragen ..."

„Willst du mit deinem Schwiegersohn, dem Doktor Laurentius, zusammentreffen?" unterbrach Ritter Karl sie.

„Nein, nicht mit dem Späher, Quacksalber, Charlatan ..."

„Gut, dann werde ich zu ihm gehen! Und nun ist mein Auftrag hier beendet. Lebt wohl!"

* * *

Doktor Laurentius und Ritter Karl saßen wieder zusammen in der Herberge, die ihren Wert wiedergewonnen hatte, nachdem das Gerücht von der Pest erstorben war.

„Summa Summarum," sagte der Doktor: „mit verrückten Weibern ist nichts anzufangen. Das ganze Bestreben Frau Brigittas hat fürs Land oder die Menschheit nichts zu bedeuten. Die Päpste sitzen in Avignon, weil Frankreich sie dort haben will, um die Macht des deutschen Kaisers in

Rom aufzuheben; und da der Heilige Vater so gut wie gefangen ist, ist es nicht leicht für ihn, zu fliehen. Übrigens geht's ihnen gut in Avignon. Was das Kloster der Alten betrifft, so ist es vor allem ganz überflüssig, weil unser Land von diesen Faultieren überschwemmt ist; Albigenser wie Waldenser haben den Märtyrertod erlitten für ihre Empörung gegen diese überflüssigen Anstalten, die überflüssig geworden sind, seit wir in allen Ländern Universitäten haben. Die Hauptsache aber für sie scheint es zu sein, über Männer zu herrschen; den ritterlichen Frauenkult hat sie ernst genommen, und nun soll das verhaßte Geschlecht buchstäblich zu Füßen der Herrscherin liegen. Von ihren Offenbarungen, die meist Bosheiten und Albernheiten enthalten, meint man hier, Sprache und Stil stammten aus der Bibel, aus Taulers, Susos und Eckhardts Vorratskammer; ihr Beichtvater Matthias hat auch den größten Teil der Schrift übersetzt — die Alte kann kein Latein. — Ob sie einmal kanonisiert wird, weiß der Teufel, aber unmöglich ist es nicht, wenn sie ebensoviel Geld wie Freunde hat. Auf die Höflichkeit gegen ihr Geschlecht kann man immer bauen, und mehr oder weniger ätherische Kuppler sind immer zu finden. Daß sie aber die Liebe genossen hat, seitdem sie vierzehn Jahre alt war, daß sie vor acht Kindern den Coitus zelebriert hat, dürfte der Heiligsprechung hinderlich sein. Doch, wie gesagt, die Höflichkeit gegen ihr Geschlecht und so weiter; auch findet ein Esel immer andere Esel, die ihn bewundern. Für den Augenblick stehen ihre Aussichten allerdings nicht gut, denn sie unterliegt allzu oft allerhand kleinen Versuchungen, das gesellschaftliche Leben mitzumachen, sogar zum Tanz zu gehen; ja man hat gesagt, auch auf die Jagd. Kommt sie aber nach dem Heiligen Grabe, so ist ein gut Stück gewonnen, denn Birger soll dort zum Grabesritter geschlagen werden, und dann hat sie Vorspann."

„Also, lassen wir die Alte gewähren, solange sie unschädlich ist. Ich gehe nach Neapel mit, um mich zu vergnügen, und du kehrst nach Hause zurück. — Köstlich wäre es jedenfalls, wenn ich der Sohn einer Heiligen würde! Wo haben sie das her, daß sie sündige Menschen vergöttern?"

„Das ist Heidentum, altes römisches Heidentum. Denke nur an die Apotheosen, von Romulus an, der zum Gott erklärt wurde, bis zu dem elenden Domitian ... Wenn ich meine Offenbarungen schreiben würde, schilderte ich die Welt als ein Irrenhaus und eine Hölle ...

„Und wenn ich heilig gesprochen würde," antwortete der Ritter, „so stiege ich aus dem Grabe und bewiese mit Worten und Taten, daß ich kein Heiliger gewesen bin."

„Du weißt nicht, wo du endest! Erinnerst du dich an unsern Freund Giovanni Boccaccio aus Certaldo; er ist jetzt Priester!"

„Was, Priester? Ja, man kann freilich nie wissen!"

Die Schwäger trennten sich, der eine, um nach Norden, der andere, um nach Süden zu reisen.

* * *

Frau Brigitta hatte ihre Kinder der Königin Johanna von Neapel vorgestellt. Diese war jetzt über vierzig Jahre alt, aber immer noch schön, geistreich, gebildet, liebenswürdig; mit einer Indolenz im Wesen, die an die Nachsicht erinnerte, die ein guter Mensch mit menschlichen Schwächen hat.

Ritter Karl hatte sofort Feuer gefangen und ihr an Stelle der Hand den Mund geküßt, und dieses flinke, kindliche Benehmen hatte der Königin sehr gefallen. Frau Brigitta aber sah die Sache von einer anderen Seite, da ihr Karl in seiner dritten Ehe lebte und auch die Königin verheiratet war, gleichfalls zum dritten Male: mit Jakob III von Mallorca. Doch war der Augenblick nicht dazu geeignet, mit Strenge aufzutreten, denn Frau Brigitta genoß den Schutz der Königin, hatte von ihr Geld und das Versprechen erhalten, daß sie auf einem neapolitanischen Kriegsschiff nach Jaffa fahren dürfte. Jedenfalls aber war das eine Gefahr, die sie nicht vorausgesehen hatte, und die bekämpft werden mußte. Für ihre Tochter Katharina war jetzt nichts mehr zu fürchten, denn die Mutter hatte ihr das Haar abgeschnitten und ihre Haut von der Sonne verbrennen lassen; sie glich jetzt einer Tartarin, und von der früheren Schönheit war ihr keine Spur geblieben.

Dem Sohn hielt sie eine Warnungspredigt, im Kloster Santa Croce, in dem sie beherbergt wurden. Er aber erklärte, es sei keine Gefahr, und er habe versprochen, heute abend dem Fest in Castel nuovo beizuwohnen, wo man übrigens das ganze Jahr hindurch jeden Abend ein Fest gebe.

Die Mutter lag vor Karl auf den Knieen und bat ihn, zu Hause zu bleiben, er aber ging dennoch hin.

Castel nuovo, von Karl I gegründet, lag am Strande: die Burg auf der Höhe und die Gärten in Terrassen mit Marmortreppen bis zum Seeufer hinunter. Der Palast, eine offene römische Villa mit Kolonnaden, lag auf der ersten Terrasse. Auf ihr prangten hochstämmige Orangen mit ihrem schwarzen Laub und ihren goldenen Früchten. Die zweite Terrasse trug Rosen; die dritte Palmen; die vierte Blumenbeete mit Nelken und Lilien; auf der fünften wuchsen nur Wein und Melonen, und auf der sechsten Granatbäume.

Jetzt am Abend herrschte Windstille, aber das Meer bewegte sich in langer Dünung; der Mond stand niedrig, war aber voll; und im Südosten rauchte der Vesuv; die pinienförmige Wolke war auf der vorderen Seite vom Mondschein beleuchtet und unten von dem roten Feuer des Kraters.

Die Königin hatte dem Ritter Karl ihre hängenden Gärten gezeigt; und dessen kindliche Bewunderung für all das Neue entzückte seine Dame; er sagte ihr aber nicht nur Artigkeiten, sondern machte auch Ausstellungen an dem, was er mangelhaft fand oder was ihm sonst nicht gefiel.

„Ihr seid schön, sehr schön," sagte er zum Beispiel, „aber Eure Augen könnten etwas größer sein; und Ihr solltet nicht das blaue Band in Euerm schwarzen Haar tragen. Euern Fuß habe ich gesehen, der ist wie der Fuß eines Kindes, Eure Knöchel aber habe ich nicht einmal auf den Treppen erblicken können."

Die Königin lachte und zeigte Knöchel wie Waden.

„Sag etwas Schlimmes gegen sie, und ich rufe zehn Ritter, die eine Lanze für sie brechen!"

Ritter Karl erkannte ihre unvergleichliche Schönheit willig an und erklärte, er sei selber bereit nach Capri hinüberzuschwimmen, wenn sie diese Wasserprobe verlange.

„Hier ist das Paradies!" rief der verzauberte Ritter.

„Und dort ist die Hölle!" antwortete Johanna und zeigte auf den Vesuv.

„Glaubt Ihr wirklich, daß dort ..."

„Ja, gewiß! Die Alten kannten die feuerspeiende Eigenschaft des Berges nicht, denn er begann erst 79 Feuer zu speien, zu derselben Zeit, als Titus Kaiser wurde und Jerusalem zerstörte."

„Glaubt Ihr wirklich ..."

„Ja, gewiß glaube ich es, und dahin kommen alle bösen Menschen."

Das sagte sie fromm, kindlich, als habe sie nie etwas Böses getan. Der Ritter, der sein Gesicht nicht hatte beherrschen lernen, betrachtete sie ganz so, als wüßte er, daß sie ihren ersten Mann, Andreas von Ungarn, ermordet hatte; Johanna aber verstand ihn und antwortete selbst auf den fragenden Blick.

„Ja, ich weiß, was Ihr meint! Daß ich meinen ersten Gatten getötet habe! Ja, das habe ich getan; aber ich konnte nichts dafür; ein böser Geist weckte meinen Haß, und so geschah's! Ihr aber müßt wissen, daß ich bereut habe, daß ich große Unruhe darum habe leiden müssen, und daß mir schließlich vom Papst verziehen wurde — gegen Bußgeld. Ganz Avignon war mein; Papst Clemens kaufte es wohl zum Schein; ich bekam es aber nie bezahlt. Es ist also kein Wort mehr darüber zu verlieren. Jetzt schlafe ich nachts ruhig, und Gott hat mir verziehen. — Habt Ihr nie etwas Böses getan?"

„Nein," antwortete der Ritter einfach, „nicht daß ich wüßte. Und wenn ich abends nur ordentlich esse und trinke, schlafe ich wie ein Schwein."

Die Königin lachte:

„Wie gut wir beide miteinander auskommen würden!"

„Aber Ihr seid ja verheiratet, Menschenkind!"

„Man kann sich scheiden lassen," antwortete Johanna; „und übrigens ..."

„Ich bin auch verheiratet ..."

Die Königin wurde nachdenklich.

„Der Papst erteilt Dispens ..." klärte sie ihn auf.

„Nein, ich danke!" antwortete der Ritter. „Aber wo ist denn der König?"

„Mein Gemahl? Ich weiß nicht; unterwegs, auf Abenteuer! Wir nehmen es nicht so streng wie Ihr, und in Avignon haben wir glänzende Vorbilder..."

Der Ritter hatte mehrere Male während des Gesprächs seine Blicke in den Palast hinein geworfen, um zu sehen, ob sich die Gäste versammelten; er sah aber keine; die Säle blieben leer.

„Seht Ihr nach den Gästen?" fragte Johanna; „es kommen keine; Ihr seid heute Abend mein einziger Gast."

„Was aber werden die Leute dazu sagen?"

„Sie sagen nichts, denn sie kennen mich! — Aber dort kommt wirklich einer. Ich weiß, wer es ist, er hat den Schlüssel zum Pförtchen; gib mir einen Kuß, bevor ..."

„Ich glaube ihn auch zu kennen; ist das nicht Signor Giovanni Boccaccio?"

„Wo habt Ihr Euch getroffen? Hat er schlecht von mir gesprochen?"

„Wir trafen uns in einer Herberge, aus der ein Mönch ihn abholte ..."

Der kleine Mann trat heran, aber er war in eine Tracht gekleidet, die die eines Abbés sein mochte.

„Verzeiht, Herrscherin," sagte Giovanni; „ich komme nur, Euch Lebewohl zu sagen, Euch für das, was gewesen ist, zu danken, und Euch zu wünschen, Ihr möget Eure Gedanken in gleicher Weise verändern wie ich."

„Wohin willst du gehen, garstiger Giovanni?"

„Nach Florenz, dort Vorlesungen zu halten..."

„Bereust du denn dein schönes Buch Decamerone, das du für mich geschrieben hast?"

„Bereuen tue ich's nicht; aber alles muß seine Zeit haben; dieses Buch hat seine Zeit gehabt, und jetzt ist die Zeit andrer Bücher, die ernst sind wie das Mannesalter..."

„Du hast mir Il Corbaccio geschickt; ich habe ihn gelesen, aber ohne Vergnügen; du bist boshaft gegen die Frauen, die dir so viel Freude geschenkt haben, und du predigst gegen die sinnliche Liebe; was meinst du damit, mein armer Freund?"

„Ich meine die Liebe, die nicht der Dantes zu Beatrice oder Petrarcas zu Laura gleicht..."

„Wahrhaftig, das ist sehr schön, und ich habe oft gewünscht, Gegenstand eines so erhabenen Gefühls zu sein, aber ich bin dessen vielleicht nicht würdig..."

„Ihr, meine Königin, seid, ohne es zu wissen, lange Gegenstand eines solchen hohen Gefühles gewesen..."

„Nein, wer hätte mich so lieben sollen, mich armes Frauchen?"

„Ich!" antwortete Giovanni und stürzte auf die Kniee.

„Du, du lieber Bursche, und ich habe es nicht gewußt; aber deine Fiametta?"

„Das war etwas anderes! Und darum verließ ich sie, und sie mich."

„Komm, Giovanni, küß mich auf die Wange; aber dann mußt du gehen!"

„Küssen will ich Euch nicht; nur an Euch denken!"

„Hört Ihrs, Ritter, er hat mich geliebt wie Laura, ohne daß ich es wußte! Wie lustig! Aber das ist groß und schön! Warum kann es nicht immer so sein! Leb wohl, Giovanni, jetzt mußt du gehen, denn wir wollen

aufs Meer hinausrudern; vergiß mich nicht in deinen Gebeten; wir treffen uns einmal bei Gott im Himmel, der uns unsere Sünden verzeiht, wie wir unsern Schuldigern verzeihen. Geh, mein Freund, wir haben es etwas eilig; der Mond geht bald unter."

Giovanni ging, ohne Bitterkeit, ohne Neid, ohne Sehnsucht, und mit sich nahm er seine Liebe zu dieser Frau, die er in ihrer Kindlichkeit, in ihrem Nichtwissen von Schuld und Sünde geliebt hatte.

Aber der Ritter und die Königin gingen ans Ufer hinunter und stiegen in einen goldenen Nachen, allein, ohne Diener oder Gefolge.

Das Boot glitt dahin, und der Mond schien; die Königin sprach, und der Ritter ruderte.

„Ist's schön?" fragte sie.

„Ja, die Natur ist immer schön, und hier ist es so schön, daß der Himmel nicht schöner zu sein braucht, um zu locken."

„Nicht wahr? Aber es ist wie in einer Landschaft von einem Meister, in der ein Stümper die Figuren gemalt hat; die Menschen sind häßlich; wie kommt es, daß die Natur so herrlich ist? Hat derselbe beides geschaffen?"

„Ja, mag sein; das Leben ist nicht schön, Ihr habt recht, und die Menschen quälen einander nur, sie passen auf die Fehler des andern, warten auf den Fall des andern; und es ist nicht genug für unser Glück, daß es uns selber gut geht, es muß auch andern schlecht gehen, damit wir uns recht wohl fühlen."

„Nicht wahr! So ist es leider! Ich bin nicht immer in guten Verhältnissen gewesen; drei Jahre war ich fort von hier und lebte in der Provence; mein damaliger Schwager, der Ungar, kam ja her und nahm die Burg ein; später war es ein unruhiges und elendes Leben; die Leute sind immer mißtrauisch und lieben es nicht, daß man regiert; darum regiere ich so wenig wie möglich, und am liebsten sehen sie's, wenn ich mich amüsiere."

(Schluß folgt)





China und das Opium

Von Graf de Pourvourville,
Mitglied des französischen Oberkolonialrats*)

Mit fünf Abbildungen

Am neunundzwanzigsten August 1867 verurteilte ein vom Sohne des Himmels erlassenes Dekret jeden des Opiumrauchens überführten Chinesen zum Tode. Trotzdem verbrauchte China im Jahre 1868 für vierhundertzwanzig Millionen Opium, wovon einhundertsechzig Millionen auf britisch-indische Einfuhr treffen.

Am zwölften Mai 1907 schließt ein Dekret vom Sohne des Himmels sämtliche Opiumkneipen in den chinesischen Hafenstädten und verbietet allen Beamten des Reiches den Konsum des Narkotikums. Die Statistiken der kaiserlichen Zollämter lehren uns dagegen, daß China im zweiten Halbjahr 1907 Opium im Gewichte von zweitausendfünfhundert Pikol einführte, was einhundertfünfzigtausend Kilogramm über den gewöhnlichen Durchschnitt bedeutet.

Diese beiden Tatsachen, der amtliche, von China selbst nachgewiesene Ziffern zugrunde liegen, geben Aufschluß über die Wirksamkeit der gegen den Opiumkonsum im Himmlischen Reiche ergriffenen Maßnahmen.

Es ist hier schon wegen des beschränkten Raumes nicht der Platz, eingehend die Gründe für diese Tatsachen zu erwägen oder auch nur eine kurze Monographie zur Opiumfrage zu liefern. Wünschenswert erscheint mir lediglich die Untersuchung zweier Punkte, die, da Urkunden und persönliche Nachforschung fehlen, bisher unaufgeklärt geblieben sind. Erstens handelt es sich darum,

*) Graf de Pourvourville ist einer der wenigen Fachmänner für diese so schwierige Frage und von der französischen Regierung noch besonders zu ihrer Erforschung beauftragt. Er hat sie an Ort und Stelle studiert. Auch auf diesem Gebiet gelangen eifernde Moralisten und „Sachkenner" zu ganz verschiedenen Resultaten.
Die Redaktion

festzustellen, ob China tatsächlich durch Erneuerung des schon in früheren Zeiten unternommenen Versuches zur Bekämpfung des Opiums ernsthaft das Ziel einer gänzlichen Unterdrückung des Genußmittels verfolgt, wie es sich vor aller Welt rühmt. Zweitens ist festzustellen, ob die weißen Völker ausreichende Gründe dafür geltend machen können, die chinesische Angelegenheit zu ihrer eigenen zu machen, und ob sie, die zu Hause, in Europa, frei über ihr Tun und Lassen bestimmen, ein Recht oder auch nur irgendwelches Interesse daran haben, in Asien in einer Frage Partei zu ergreifen, die sie vom praktischen Standpunkte aus nicht kennen.

Über den ersten Punkt bedarf es nur weniger Worte, denn man sieht der gelben Rasse trotz aller ihrer Vorsicht heutzutage in die Karten.

Die Zentral- und die Südprovinzen Chinas produzieren gegenwärtig Opium in genügender Menge, um den Bedarf aller Söhne Han's zu decken; und diese opfern ihrer Neigung jährlich eine Summe, die zwischen achthundert und zwölfhundert Millionen schwankt. Nun aber ist China durch eine Klausel des Vertrages von Napier (1843) zur Einfuhr des sogenannten Benares-Opiums aus Britisch-Indien verpflichtet und hat dem Vizekönigreich dafür eine Summe zu bezahlen, die zu Zeiten die Höhe von zweihundertfünfundzwanzig Millionen erreichte und heute noch einhundertsechzig Millionen beträgt. China hat wiederholt versucht, sich dieser Verpflichtung zu entziehen und die Rente von einhundertsechzig Millionen zugunsten seiner landwirtschaftlichen Erzeugnisse zu behalten. Seit 1907 sind ernstere Bestrebungen in dieser Richtung wahrzunehmen denn je.

Wenn nun China die Abschaffung der Opiumeinfuhr beabsichtigt, so kommt das der einheimischen Opiumkultur zunutze. Der Beweis hierfür soll unverzüglich erbracht werden. Das von England eingeführte Opium landet in den chinesischen Seehäfen, wird ausgeschifft und in nächster Nähe, in den Küstenprovinzen, konsumiert. Das einheimische Opium wird dagegen in den inneren Landprovinzen gebaut, geerntet, hergestellt und dort auch konsumiert. In den Küstenprovinzen haben Europäer aller Nationen ihren dauernden Wohnsitz und vermögen alles, was vorgeht, zu beobachten und zu kontrollieren. In den Landprovinzen leben sehr wenig Weiße, weitzerstreut, abgeschnitten von der Außenwelt, ohne Möglichkeit einer Kontrolle der Staats- oder Geheimakten der chinesischen Regierung.



Altar eines chinesischen Opiumhauses

Nun haben die kaiserlichen Dekrete in der Zeit von einigen Monaten sämtliche Opiumkneipen in den Küstenprovinzen, den Konsumgegenden des englischen Opiums, unter den Augen der Europäer geschlossen und allen Beamten den Opiumgenuß verboten. Es wird sogar die Hinrichtung von zwei armen

Teufeln angeführt, die sich der Übertretung dieser Dekrete schuldig gemacht hatten. Diese Hinrichtung fand auf einem öffentlichen Platze in Kanton mitten unter dem Volke statt, nachdem sie vorher durch Gongschläge in den Straßen und in wortreichen Artikeln der amtlichen Zeitungen der Öffentlichkeit lehrreich angekündigt worden war. Wie China sich das wünschte, wurde die ganze Welt in Kenntnis gesetzt, gerührt und erbaut. Auf Grund dessen und infolge der Schmähungen der Heilsarmee und ähnlicher Gesellschaften ließ sich Europa überzeugen, daß China sich unter allen Umständen vom Opium lossagen wolle.

Gleichzeitig wurden aber in den inneren Provinzen ganz andere Maßnahmen ergriffen. Zwar wurden in den Gegenden der Opiumgewinnung, in Hupe, Hunan, Yünnan, Sz'tschwan, die öffentlichen Opiumkneipen geschlossen; aber die gleichen Dekrete, die diese schlossen, eröffneten einen amtlich genehmigten Opiumhandel. Auf dem Yamen wurden durch Beamte Gewerbescheine an die von den Provinzstatthaltern bestätigten Händler verabfolgt. Und geheimen Verordnungen und auch dem Geschmacke der Konsumenten entsprechend boten diese Händler nur chinesisches Opium feil.



Die Pfeife und das Rauchmaterial des Chefs des schwarzen Pavillons



Die Gerätschaften des Rauchers

Diese Lage der Dinge zieht weitere Kreise; trotz aller Vorsicht und trotz der Riesenentfernung ist das heute in Europa bekannt. Von den englischen Konsuln wurde wiederholt gegen diese chinesischen Dekrete Einspruch erhoben. Nun fangen die Engländer an, anderer Meinung zu werden, sie sehen: es handelt sich in Wirklichkeit nicht um die Abschaffung des Opiumkonsums, sondern um die Boykottierung des englischen Opiums.

Anfang April 1908 haben nun zwei Maßnahmen vollends Aufklärung gebracht; sie zeigen, woran man ist. Die eine geht von der englischen Regierung aus und erinnert den Wai-u-pu daran, daß die Einschränkungsbestimmungen über die Opiumausfuhr von Hongkong nach China von den Maßnahmen abhängen, die in China zur Herabsetzung von Opiumkultur und Opiumkonsum ergriffen werden müßten, aber noch nicht ergriffen worden sind.

Die zweite Maßnahme geht vom Ministerrat des Himmlischen Reiches aus. Sie besteht in einem Berichte, worin der Ministerrat endlich die wahren Absichten des Staates kundgibt und vom Landesoberhaupt die Einführung des Opiummonopols durch den Staat für gewisse Gegenden verlangt. Für jene Provinzen aber, die die großen Kosten dieser ersten Einrichtung nicht

zu tragen vermögen, erbittet man Genehmigung des Regiebetriebes oder eine amtliche Aktiengesellschaft für Opium.

Dies ist klar und deutlich der Wille Chinas. Wie hat sich Europa demgegenüber zu verhalten?

Die Natur ist eine weise Mutter, welche die Pflanzen und Bodenerzeugnisse nur dort gedeihen läßt, wo ihr Genuß bekömmlich ist. So der Ausspruch — wessen entsinne ich mich nicht mehr — einer unbefangenen Weltanschauung. Und wenn wir beobachten, wie der weiße Mohn auf der ganzen Erdoberfläche wächst, das daraus gewonnene Opium aber nur in den heißen Ländern zum Rauchen taugt, so wird man begreifen, daß die Opiumfreuden — wenn es überhaupt solche gibt — dem Menschen weißer Rasse von Natur aus verboten sind und verboten bleiben müssen. Das kleinasiatische, das Smyrnaer und das ägyptische Opium, die Opiumsorten, die man in Frankreich, in den Landes und in Corbeil, erntet, sind nur für Arzneizwecke brauchbar, nicht aber zum Rauchen.

Auch sind die Wirkungen ein und derselben Opiumsorte auf ein und dieselbe Person in Äquatorialgegenden und nördlich vom Wendekreise verschieden. Nördlich vom Wendekreise kann man weit heftigere Wirkungen und raschere und verderblichere Folgeerscheinungen beobachten.

Wir würden es auch vollkommen begreiflich finden, wenn die europäischen Staaten daran dächten, auf ihrem Grund und Boden jenen unter ihren Untertanen das Opium zu verbieten, die durch ihre Stellung oder aus etwaigen anderen Gründen in irgendeiner Weise zu der Staatsleitung und ihren Finanzen in einem Abhängigkeitsverhältnis stehen. Der Opiumgenuß scheint diesen Berufsklassen ebensowenig zugestanden werden zu dürfen wie der Genuß des Äthers und des Wermuts. Was den einfachen Bürger betrifft, dessen Bewegungsfreiheit man nicht in Fesseln schlagen darf, sobald er seine Steuern bezahlt und die öffentliche Sicherheit nicht gefährdet, so müßte man den Tyrannengeist eines Dionys von Syrakus haben, wollte man ihm wehren, sich auf seine Manier zu zerstreuen und zu vergiften. Niemals aber hat man sich darüber Rechenschaft gegeben, ob außerhalb Europas die gleichen Rücksichten und hygienischen Gründe mitsprechen? Ob in unseren auswärtigen Besitzungen Grund zur Einschränkung des Opiumkonsums oder zu dessen Verbot für jene Europäer besteht, die in einem heißen Klima wohnen? Ganz besonders aber, ob ein Grund vorhanden ist, durch ein solches Verbot die heikelsten

ökonomischen Probleme aufzuwerfen und das finanzielle Gleichgewicht der europäischen Kolonialgebiete in Asien ins Schwanken zu bringen und zu zerstören.

Die Abstellung einer jahrhundertalten Gewohnheit ist in der ganzen Welt nur möglich, wenn das Volk damit einverstanden ist. An dem Tage, wo es den Gelben beliebt, das Rauchen aufzugeben, wird das Opium von selbst, ohne Einschreiten der Behörde verschwinden. Wenn es aber den Gelben nicht beliebt, dem Rauchen zu entsagen, wird die Regierung umsonst auf ihre Einnahmequellen verzichten und das Opium in Acht und Bann erklären: es wird deshalb keine Pfeife weniger geraucht werden — und solch ein Verbot wird nur dem Schmuggelhandel zugute kommen.

Um noch besonders Hinterindien anzuführen, so bringt die Opiumregie dem Budget hier jährlich siebzehn Millionen Franken ein. Hebt der Staat die Regie und den freien Handel auf, so verliert er diese siebzehn Millionen. Aber nicht nur das, sondern er wird sich auch gezwungen sehen, für den Unterhalt



Aus einem Opiumhause in Toulon

eines ganzen Heeres von Grenzaufsehern auf einem von Gebirgen und Wäldern durchzogenen Zollgebiet von über zweitausend Kilometern Länge weitere Millionen zu verausgaben — und der Eingeborene wird trotzdem weiterrauchen. Der moralische Effekt wird also nicht erreicht, und der finanzielle Vorteil geht verloren.

Aus alledem geht hervor, daß das Anathema gegen das Opium die Grenzen des heimatlichen Europas, wo es ausgesprochen wurde, nicht überschreiten soll. Niemand kann behaupten, im äußersten Osten die Wirkungen des Opiums wirklich erforscht zu haben. Die gewissenhaftesten unter den Beobachtern und einige Ärzte haben sich der Mühe unterzogen, die siebenundvierzig Alkaloide des Opiums zu analysieren und das Morphium auszuscheiden, und haben, seiner Dosierung entsprechend, das Opium ein Morphiumgift genannt. Diese Bezeichnung mag für das Opium, das gegessen wird, zutreffen. Falsch dagegen ist sie für das Opium, das geraucht wird. Denn beim Rauchen wird das Opiumkügelchen einer Hitze von zirka dreihundert Grad ausgesetzt. Nun aber löst sich Morphium bei zweihundertfünfzig Grad auf, um, wie die anderen Alkaloide, Produkte der „Pyridingruppe" darzustellen, deren Analyse bisher noch nicht gelungen ist; ebenso wenig also auch die Bestimmung ihres Giftgehaltes. Dagegen haben Raucher mit zwanzigjähriger Praxis die Wirkungen einer so alten, im äußersten Osten angenommenen und beibehaltenen Gewohnheit selbst festgestellt. Sie haben das Opium als ein Vorbeugungsmittel gegen Cholera, Ruhr, Lungenentzündung und als ein wirksames Mittel gegen Muskel- und Gehirnerschöpfung erkannt; kurz, sie erklären es für ein Schutznährmittel. Das Opium verdoppelt die Kraft des Einzelnen: mit ihm entfacht der Unternehmer seine Tatenlust, stählt der Politiker seine Willenskraft, verklären sich die Träume des Künstlers und glaubt der Denker, die Wahrheit zu finden.

So viel über die Europäer, die das Opium dort rauchen, wo die Natur es gedeihen läßt. Für die Ureinwohner ist das Opium viel enger mit den Gewohnheiten, ja selbst mit den Lebensbedürfnissen der gelben Rasse verwachsen als Tabak und Alkohol mit denen des Westens. Heutzutage ist das Opium gleichzeitig Anregungsmittel für die Gelehrten, Zeitvertreib für die Müßigen, Erholung für die Arbeiter, Stärkung für die Müden und Schlafspender für die Leidenden und Flüchtlinge. In der Abgeschiedenheit des Hauses, auf dem aufgeschlagenen Bett, da findet der Richter die entsprechende Formel für



Der Tee und die Wasserpfeife in einem Opiumhause

seine Gesetze und die dem Verbrechen angemessene Strafe, da entwickelt der Dichter den flüchtigen Gedanken zu harmonischen Charakterschilderungen, da kommt der Privatmann wieder zur Ruhe, und es schweigen die Alltagssorgen, da gelangt der Philosoph zu dem bequemsten aller Systeme der Welt: zu lächelnder Gleichgültigkeit. Das ist die Freistatt, wo der Kummer verstummt und die Schmerzen erlöschen, wo der gehetzte Raubgeselle seine wunden Füße und den Jammer der Verbannung vergißt, wo der Kranke Hoffnung auf Genesung schöpft, der Gefangene sein Schicksal erträglicher findet und sich des Sterbenden eine stumpfe Todesverachtung bemächtigt. Die Europäer wissen sehr wohl, daß das Opium allein einen verschlossenen Mund und schweigsame Gemüter zum Sprechen bringt. Mit den duftenden, blauen Rauchringen werden vertrauliche Mitteilungen und enge Freundschaftsbeziehungen geboren. Das Opiumrauchen ist ebensowohl ein Mittel zu politischer Ausforschung wie eine geistige oder auch nur sinnliche Zerstreuung.

Gleichviel, ob hinter seidenem Moskitoschleier, auf seltenen Fellen, im Marmorsaale voll kostbarer Elfenbeingegenstände und Schnitzwerke, oder in der Abgeschiedenheit einer düsteren, schweigsamen Behausung, ob auf der dünnen, einfachen Matte eines abgelegenen, kühlen Landhauses, auf freiem Felde, inmitten strotzender Gewächse, ob auf dem groben, harten Holzlager der Teeschenke unter zerfetztem Dach, durch das die Sonnenstrahlen brennen, an der Kreuzung staubbedeckter Straßen, im Geschrei der Kulis und dem summenden Gewimmel der öffentlichen Märkte, — überall spielt das Narkotikum seine einflußreiche, dauernde Rolle. Ob in der mit Goldreifen besetzten Elfenbein- oder Schildpattpfeife, die der kunstsinnige Prunk des Mandarins bevorzugt, ob im geschwärzten Bambusrohr des Liebhabers, oder in der infizierten Pfeife des Landstreichers, — das Opium flößt allen Körperkraft, Mitgefühl, Verstandesschärfe und die dreifache Gabe ein, die allein die Menschheit beglücken kann: Vergessen der Vergangenheit, Verachtung der Gegenwart und Gleichgültigkeit gegen die Zukunft.

Jung-Wien / Von Fritz Wittels



Die jungwiener Literaten stehen in dem Ruf, besonders feinsinnige Naturen zu sein, Ästheten bis zur Weltfremdheit, Sprachgenies und zarte Seelen dabei. In der Entfernung hört sich das gut an; man nimmt es hin und glaubt es. Wer aber das Glück hat, mit diesen Begnadeten in einer Stadt zu leben und den gleichen Kaffeehausdunst mit ihnen zu atmen, dem wird der jungwiener Dichter zum Problem, den zwingt er zu wissenschaftlicher Untersuchung. Der Ruf der jungwiener Dichter birgt viele Rätsel. Ihr Formtalent scheint unleugbar zu sein. Wie kommt es aber dann, daß sie nicht deutsch können, wie aus ihren Schriften nachweislich hervorgeht? Ihre Weltfremdheit spricht rührend aus jeder Zeile, die sie schreiben. Wie kommt es aber dann, daß sie Geld auf Zinsen herborgen, und daß sie die Postanweisungen, mit denen ihre Arbeiten honoriert werden, aufeinander legen und mit rosa Bändchen umschnüren, wie ein weniger weltfremder Mann sonst nur mit Liebesbriefen verfährt?

Solche Gewohnheit könnte zwar freilich ein besonderes Zeichen von Phantasie bedeuten. Nicht jeder ist imstande, Geldanweisungen mit so innigem Gefühl zu empfangen wie ein Dichter. Man könnte aus diesen Sammlungen auf eine Pietät ohnegleichen schließen. Leider liegt die Wahrscheinlichkeit anderswo, denn die wissenschaftliche Forschung hat ergeben, daß die Väter der jungwiener Dichter fast ausschließlich Börsianer und schnell zu Geld gekommene Großhändler sind, sodaß die Verwechslung von Postanweisungen und Liebesbriefen am ehesten ein väterliches Erbteil zu sein scheint. Wer gerecht ist, wird zugeben müssen, daß ein solcher Rückschlag, wie immer er sonst beurteilt wird, nicht gegen die Verse spricht, die Jung-Wien ediert. Leider läßt die wissenschaftliche Forschung auch diesem Einwand nicht viel Spielraum. Die Brüder der jungwiener Dichter sind nämlich fast ausschließlich Kommis und machen in Leinen, Textilwaren und anderer Konfektion. Der Verdacht liegt nahe, daß auch die jungwiener Dichter Kommis sind, die in Versen machen. Es ist mehrfach von Kritikern hervorgehoben worden, daß solche Dinge vorkommen. Der Verdacht wird verstärkt, wenn man so einen jungen Mann, der im Burgtheater aufgeführt wird, anstatt bei Proben und Schauspielern, mit Vorliebe bei der Tageskasse stehen sieht, wo sein Blick jedesmal aufleuchtet, wenn die runden Gulden über den Schalter rollen. Ich weiß, daß die Welt dies alles Denunziation nennen wird, aber ich bin der Ansicht, daß die ärgste Denunziation, die man einem Schriftsteller antun kann, die ist, daß er schlechtes Deutsch schreibe; deshalb habe ich sie an die Spitze dieser wissenschaftlichen Untersuchung gestellt. Diese Behauptung ist erweislich wahr und steht zu jedermanns Einsicht. Wenn einmal eine so hinterlistige Denunziation ausgesprochen ist, braucht man die wissenschaftliche Aufrichtigkeit überhaupt nicht mehr zu zügeln.

Die Größe der jungwiener Dichter beruht, wie die ihrer Väter, nicht sowohl auf dem gediegenen Material als auf der geschickten „Aufmachung". Bei einem Börsengeschäft zum Beispiel wird gekauft und verkauft, es kommt Geld unter die Leute, aber niemand sieht eine Ware. Die Ware ist imaginär, die Börsianer wissen nichts von einer Ware; sie bleiben ihr Leben lang warenfremd, so wie ihre Söhne weltfremd bleiben. Der Vergleich wird etwas klarer, wenn man den extremen Fall verläßt und auf den Begriff der sogenannten Pofelware eingeht. Einer kauft eine Kiste schlechter Hosenträger für

billiges Geld; er legt jeden Hosenträger in eine schöne Moiréschachtel, knüpft ihn mit seidenen Bändern und verkauft ihn als gute Ware: Das Material ist schlecht, die Appretur ist kunstvoll, der Hosenträger ist weltfremd: man kann ihn mit Genuß betrachten, aber wenn man ihn trägt, wird er binnen acht Tagen schäbig und zerschlissen. Einige Gelehrte glauben die Entdeckung gemacht zu haben, daß die Griechen hysterisch waren. Die jungwiener Dichter haben sich sofort einige Kisten von dieser Idee zusenden lassen und werden an der Hochkonjunktur für hysterische Griechen berühmt und wohlhabend. Der ganze Sophokles muß umgedichtet werden, nach ihm kommen die anderen griechischen Tragiker an die Reihe; und da die Kraft einer Generation für so viel Appretur nicht hinreicht, kann man schon jetzt die jungwiener Dichter als Ahnherren von Patrizierfamilien achten, deren Ware die hysterischen Griechen sind, so wie Webwaren das Haus Fugger reich gemacht haben. Da sieht man, wie alles im Leben sich wiederholt: So mancher Vater eines jungwiener Dichters ist arm und unbekannt nach Wien gekommen mit einer einzigen Idee, — etwa der, billige Hosen in den Orient zu liefern; heute ist er reich, und seine Söhne können in hysterischen Griechen machen, wenn es ihnen beliebt.

Es wäre aber weit gefehlt, wenn einer glaubte, die wiener Dichter seien allein auf hysterische Griechen angewiesen. Auch ihnen ist die besondere Eignung der violetten Farbe, der Dämmerung und der Orchideen zu lyrischer Verwendung nicht entgangen. Sie haben das Beste, was man in der Art hat, aus Frankreich kommen lassen, haben den Verlaine und den Baudelaire übersetzt; und wenn man es genau nimmt, so ist die Konjunktur für Dämmerung und Orchideen eigentlich noch günstiger als für hysterische Griechen. Sie ist so günstig, daß ich wahrscheinlich diese wissenschaftliche Untersuchung, für die ich noch keinen Titel weiß, „Gedanken in der Dämmerung“, oder „Wiener Orchideen“ nennen werde, wenn mir nichts Besseres einfällt. Wenn man schlechte Hosenträger durch rote Maschen und die Aufschrift „unzerreißbar“ gefällig und begehrenswert machen kann, — um wie viel fester hält altbewährtes Material: Brunnen im Walde, silberne Saiten, bläuliche Beleuchtung und dergleichen. Von einem schlechten Hosenträger merkt man es schon nach acht Tagen, daß er nichts taugt. Von einem Gedicht, das nach Tuberosen duftet, und in dem eine junge, bis dahin lebenskräftige Person plötzlich stirbt, merkt der Nichtfachmann oft erst nach Jahren, daß es ein

Kitsch ist. Es ist vorgekommen, daß eine junge Frau ein miserables Gedicht jahrzehntelang hoch hielt, nur weil darin jemand über den knirschenden Kies eines Rokokogartens ging.

Die jungwiener Dichter sind also Appreteure wie ihre Väter. Das Material wird aus Frankreich, aus Griechenland oder anderswoher bezogen; in Wien wird es in Lebensfremdheit und Ästhetizismus verpackt und verschickt.

Die Lebensfremdheit der wiener Dichter ist ihre „Aufmachung". Man muß nur fürchten, daß der wiener Export, der durch wiener Würste, wiener Schnitzel und wiener Walzer in guten Ruf gekommen ist, durch die wiener Dichter leiden könnte. —

Begreift man jetzt, wie gut sich die Sammlung von Postanweisungen und das Benehmen eines Theaterkassenvoyeurs mit solcher Lebensfremdheit verträgt, ja daß die Lebensfremdheit garnicht so ausgezeichnete Erfolge erzielen könnte, wenn sie nicht ein Teil vom ererbten Geschäftsgenie wäre? Das Material der Herren ist alle Poesie, die große Dichter anderer Länder erlebt und den Völkern so zum allgemeinen Eigentum geschenkt haben, daß die bloße Erwähnung der unsterblichen Symbole poetisch wirkt. Aus diesem höchsten aller Materiale machen die jungwiener Dichter eine Pofelware, indem sie es ausnützen, als ob es eine Pofelware wäre.

Wenn man sich das einmal kl rgemacht hat, kann man die jungwiener Dichter leben lassen. Es herrscht großer Bedarf an Wiener Appretur bei sehnsüchtigen Mädchen und unverstandenen Frauen.

In Werthers Leiden heißt es:

„Sie stand auf ihren Ellenbogen gestützt, ihr Blick durchdrang die Gegend, sie sah gen Himmel und auf mich, ich sah ihr Auge tränenvoll, sie legte ihre Hand auf die meinige und sagte — — Klopstock!"

Wäre diese Szene nicht ebenso schön geworden, wenn das geliebte Wesen statt Klopstock Feigelstock gesagt oder einen anderen jungwiener Dichter genannt hätte? Bei solchen Gelegenheiten und überhaupt in rührseligen Stimmungen kommt es ja nur auf verschwommene Andeutung der ewigen Symbole an; Kitsch wird der Kunst gleichwertig, deshalb ist die Kunst in solchen Fällen eine Verschwendung. Das haben die Wiener eingesehen. Kein Zweifel, daß große Nachfrage nach Kitsch besteht; unbestreitbar bleibt das Verdienst der jungwiener Dichter, solcher Nachfrage in guter Aufmachung entsprochen zu haben.

Shakespeare als Geschäftsmann

Von Avonianus



hakespeares Berührungen mit der Geschäftswelt begannen früh und unliebsam infolge des Schiffbruches, den seines Vaters Wohlstand im Jahr 1577 erlitt. John Shakespeare scheint nach der Sitte jener Zeit eine Mischung aus Kaufmann und Produzent gewesen zu sein, das heißt: neben einem Handwerk noch Landwirtschaft getrieben und mit allen möglichen Erzeugnissen gehandelt zu haben; Rowe nennt ihn kurzweg Wollhändler. Sein Privatunglück wurde die Eroberung des europäischen Festlandes für das englische Tuch durch den Verein der „merchant adventurers". Sie führte in England selbst zu einer Überproduktion an Wolle, und der unausbleibliche Rückschlag fand Shakespeare senior außerdem noch stark belastet mit einer Bürgschaft. Er mußte in dieser Krisis das hübsche Landgütchen Asbies, eine Morgengabe seiner Frau, verpfänden und ward unter formaljuristischen Vorwänden dauernd um diesen Besitz beschnellt. Als die Not begann, zählte William etwa vierzehn, als die untreuen Lamberts (1580) jenes Asbies für immer einsteckten, sechzehn Jahre. Bei dem offnen Blick und der Lebhaftigkeit, die ihn ausgezeichnet haben müssen, kann man sich unschwer den tiefen Eindruck vorstellen, den der Umschlag des Glückes mit allen seinen Wechselfällen, wilden Hoffnungen und bittern Enttäuschungen auf den Jüngling machte. Alles, was den Erfolg im Leben abknickt, hatte fortan für ihn ein peinliches Interesse. Sein Vorsatz, für sich selbst einmal unabhängig dazustehen, mag in jenen Tagen schon gefaßt worden, durch eine sehr frühe Ehe und die Sorge um drei Kinder dann erhärtet sein.

Wir dürfen uns unter solchen Umständen nicht wundern, daß Kämpfe um die Macht und die zu ihrer Erlangung sonst noch angewendeten Mittel den Gegenstand eifriger Untersuchung insonderheit in Shakespeares Königsdramen

bilden; die Wirklichkeit hatte ihn zu ihrem Herold erkoren, indem sie ihn in jungen Jahren schon zwang, unliebsamen Tatsachen fest ins Antlitz zu blicken, sich mit harten Notwendigkeiten abzufinden. Ein rühriger Werkmann, hat er dann seine Gaben als Schauspieler, Bühnendichter und Lyriker verwertet, hat früh begonnen, für Aufbesserung seiner sozialen Position zu sorgen, hat Häuser und Land gekauft, ist Aktionär eines Theaters gewesen, hat Prozesse geführt und noch in späteren Jahren es nicht verschmäht, aus seinen literarischen Fähigkeiten gelegentlich Nutzen zu ziehen. Diese kleine, erst unlängst ruchbar gewordene Episode ist in bestimmter Hinsicht so ungemein charakteristisch, daß sie vorweg mitgeteilt sei. Man entdeckte (1905) in den Rechnungsbüchern des Grafen Rutland eine Eintragung vom einunddreißigsten März 1613, laut welcher Shakespeare für das Abfassen eines kurzen Sinnspruches auf des Grafen Lebensinhalt, einer sogenannten impresa, vierundvierzig Schillinge, nach heutigem Geldwert vielleicht dreihundertfünfzig Mark, ausgezahlt bekam. Nun ergibt sich für die allerneuesten Überbieter des Baconunsinns, die jenem Grafen Rutland einen Teil der shakespearischen Dramen zuschreiben, folgende gottvolle Kombination: der größte Dichter aller Zeiten braucht eine impresa, doch es fällt ihm leider nichts ein, er kann keine machen und wendet sich deshalb an einen abgedankten Schauspieler, der selbst kein Dichter ist, sondern fälschlich dafür gilt, worauf dieser Nichtpoet dem großen Poeten eine impresa liefert.

Es wäre die Aufgabe einer umfangreichen Spezialuntersuchung, sämtlichen durch Shakespeare oder seine Agenten abgeschlossenen Geschäften in den Spuren von Halliwell-Phillipps wieder einmal nachzugehen; diese spärlichen Zeilen können lediglich dem Reflex gewidmet sein, den jene Geschäfte auf des Dichters Kunst und auf seinen Charakter geworfen haben. Ein Stück, wie Björnsons „Fallissement" aufzubauen, lag trotz dem Zusammenbruch im eigenen Hause Shakespeare fern, der, von strengem Realismus nur inbezug auf menschliche Seelenkunde, als Tummelplatz für seine Komödien sich bekanntlich eine eigene Phantasiewelt erschuf und selten dazu herabstieg, den platten Alltag naturalistisch wie im Vorspiel zu „Der Widerspenstigen Zähmung", beim Gespräch der zwei Fuhrknechte in „Heinrich IV" oder dem Wortschwall der Wirtin von Eastcheap nachzuahmen. Doch vielfach treffen uns Klänge, die darauf hindeuten, daß der Dichter wußte, was es bedeutet, sowohl Schuldner zu

sein wie Schuldner zu haben, daß er sich als Emporkömmling fühlte und, auf erwünschter Höhe, doch nicht von materiellen Erfolgen seinen Sinn benebeln ließ.

„Reichtum und Ruh erzeugen Memmen, Armsein
Gebiert allzeit den Mut . . ."

heißt es treffend in „Cymbeline" und in derselben Dichtung mit einem rührenden Unterton, der vielleicht von bangen Erinnerungen eingegeben war:

„Ihr seid ja milder als der harte Mensch,
Der vom bankrotten Schuldner nimmt ein Drittel,
Ein Sechstel, Zehntel, daß er sich erhole
An dem Erlassnen . . .?"

So heißt es im Epilog zu „Heinrich IV": „Gewährt mir Gnade, dann will ich auch solche heimzahlen und, wie die meisten Schuldner tun, Euch Unendliches versprechen." Verhältnismäßig früh schon läßt Shakespeare im „Kaufmann von Venedig" aus Nerissens Munde die Maxime verkünden: „Nach allem, was ich sehe, sind die ebenso krank, die sich mit allzuviel überladen, als die bei nichts darben. Es ist also kein geringes Los, im Mittelstande sein. Überfluß kommt eher zu grauen Haaren, aber Auskommen lebt länger." In die gleiche Kerbe schlägt Hamlets Spott im fünften Akt auf dem Kirchhof über einen „Käufer von Ländereien, mit seinen Hypotheken, seinen Grundzinsen, seinen Kaufbriefen, seinen Gewährsmännern, seinen gerichtlichen Auflassungen", über das Pergament aus Schaf- und Kalbfellen, auf dem solcher Tand verzeichnet steht, und über den jungen Feudalherrn Osrick als „weitläufig (spacious) in seinen Besitzungen von Dreck". Diejenigen, die Shakespeare selbst als Großbesitzer anreden, wissen ja nicht, was sie tun. Er hinterließ im ganzen einhundertsiebenundzwanzig Äcker oder fünfzig vier fünftel Hektar, das sind zweihundertdrei ein fünftel Morgen, also nach heutigen Begriffen ein spannfähiges Bauerngut, und hielt sich damit nur in den Grenzen jener bescheidenen Mittelmäßigkeit, deren Lob seine Dichtungen singen. Doch es werden ihm auch Geldgeschäfte nachgesagt. Der Dichter des Hamlet soll kein angenehmer Gläubiger gewesen sein, vielmehr mit unnachsichtiger Strenge seine Forderungen eingetrieben haben. Sogar ein Sonett von ihm wird ausdrücklich auf unwürdige Leihgeschäfte bezogen, die seinen Namen mit einem

Brandmal versehen, seine Gesinnung zu dem niederen Niveau eines Geldmenschen überhaupt herabgedrückt hätten. Ja nicht einmal die Gastspielfahrten seiner Truppe soll Shakespeare mitgemacht haben, nur um in London ausharrend lohnendere Geschäfte treiben zu können, obwohl es ihm angeblich an Spott nicht fehlte, weil er wegen der kleinsten Summe zum Richter lief. So allein sei der Makel zu erklären, von dem der Dichter spräche; die bittern Klagen seiner Sonette hätten mit dem Bühnenberuf an sich nichts zu tun gehabt.

Wie verhält sich das? In Wirklichkeit so, daß der Schauspielerstand in London ganz verrufen war und die modernen Theater froh sein mußten, außerhalb der eigentlichen Stadt auf dem Südufer der Themse stillschweigend von den Grafschaftsbehörden geduldet zu werden, während die puritanischen Cityväter unermüdlich gegen diesen „Greuel vor dem Herrn" Sturm liefen. Die öffentliche Meinung fast des gesamten Landes folgte ihnen hierin so willig und überzeugt, bis gar in des unsterblichen Dramatikers eigner Heimatstadt Aufführungen bei hohen Strafen verboten wurden. Schauspieler standen im allgemeinen in der Achtung nicht höher als Kuppler, was sie vielfach auch waren; sonst würde Shakespeare der Wirtin in „Heinrich IV" nicht das grobe Wort „these harlotry players" in den Mund gelegt haben. Und wenn er selbst als Königslakai immerhin zur Auslese gehörte, so belobte doch John Davis of Hereford ihn und seinen Kollegen Burbage 1603 ausdrücklich mit den herabsetzenden Worten: „Wird von der Bühn auch edles Blut befleckt" („and though the stage doth staine pure gentle bloud"). Es ist zum Überfluß ein Brief auf uns gekommen, von Sir Walther Cope, wegen einer Aufführung bei Hof, an den Viscount Cranborne gerichtet, mit folgendem Wortlaut: „Ich habe herumgeschickt und bin selbst schon diesen ganzen Morgen auf Jagd gewesen, um Komödianten, Gaukler oder eine ähnliche Sorte von Geschöpfen (players, juglers and such kinde of creaturs) aufzutreiben." Der Dienstmann sozusagen, der den hohen Herren aufwartend mit dem Brief in der Stadt herumlief („messenger ready attending your pleasure") war jener selbe oben erwähnte Richard Burbage, der Spieler des Dänenprinzen, der berühmteste Stern unter „the king his servants". Nun zum Wortlaut jenes verdächtigten Sonettes (Nummer 111). Shakespeare gibt sich hier den Anschein — denn volle Sicherheit gewähren

die Sonette natürlich nicht — zu bedauern, daß ein „öffentliches" Gewerbe und öffentlich gewonnene Mittel („public means") seinen Unterhalt bestreiten müßten, wodurch auch seine Manieren „public" würden, also vulgärer, als er es wünschte.

„D'rum trägt mein Nam' ein Brandmal aufgebrannt;
D'rum geht mein Wesen fast in dem verloren,
Worin es wirkt gleich eines Färbers Hand.
Fühl' Mitleid denn und wünsch' mich neugeboren."

Er beklagt also, daß er mit den Wölfen zu heulen gezwungen sei, wodurch seine persönliche Schätzung litte, und will sich bemühen, davon loszukommen, wäre die Kur auch schmerzhaft. Nicht die allermindeste Nötigung liegt vor, zumal wenn man die soeben von mir mitgeteilten urkundlichen Äußerungen würdigt, jene Klage auf etwas anderes zu beziehen als auf Shakespeares in London mißachteten und zweideutigen Schauspielerberuf. Denn auch als Dramatiker zählte er nicht für voll, sondern ungefähr zu den Bänkelsängern; Dramen gehörten noch nicht zur „Literatur". Weit ungezwungener und näherliegend als jene Unterstellung: Shakespeare schwöre im einhundertundelften Sonett unsaubere Geldgeschäfte ab, in denen er berufsmäßig (und noch dazu „öffentlich"!) gearbeitet habe, ist sein Gelübde: dem schmierigen Komödiantenstand, selbst zum Schaden seiner Kasse, sobald als möglich Valet zu sagen, um endlich Gentleman zu werden. Dies ist wenigstens das Programm, dem er tatsächlich nachlebte. Indessen — seine Prozesse.

Es sind im ganzen fünf Prozeßangelegenheiten bekannt, die auf Shakespeares Namen gehen. Die erste datiert aus dem Jahr 1600. Der Dichter obsiegte in einer Klage gegen einen gewissen Clayton in London auf Zahlung einer Schuld in Höhe von sieben Pfund (nach heutigem Geldwert etwa sieben- bis elfhundert Mark). Welcher Natur die Schuld war, was ihr Ursprung, wissen wir nicht. Halliwell knüpft an den Fall die ruhige Bemerkung: man habe hier ein Beispiel, daß finanzielle Verständigkeit mit literarischem Genie durchaus verträglich sei.

Der zweite Fall betrifft einen Philip Rogers, der für entnommenes Malz ein Pfund neunzehn Schillinge zehn Pence schuldete, dazu zwei Schillinge bar. Sechs Schillinge hatte er abgetragen, den Rest klagte (Juli 1604)

Shakespeare ein. Das Malz, mehrere Bushel, stammte von Vorräten, die in Stratford aufgespeichert lagen, vermutlich aus der Bewirtschaftung der Landparzelle, die der Dichter vor zwei Jahren dort erworben hatte. Daß Bruder Gilbert dies Land verwaltet habe, steht nicht fest; sicher hatten aber die Damen des Hauses, Mutter Mary (bis 1608), dann des Dichters Gattin und seine heranblühenden Töchter mit dem Absatz jener Erzeugnisse zu tun. Die Frauen würden an Zaungästen keinen Mangel gelitten haben, sobald sie jeden Käufer ohne Zahlung laufen ließen. Shakespeare war im Sommer 1604 zu Besuch in Stratford anwesend und statuierte ein Exempel. Die eingeklagte Summe betrug nach heutigem Schätzungswert zwischen hundertachtzig und dreihundert Mark, war also kein bloßer Pappenstiel.

Der dritte Prozeß betraf 1608 zu 1609 einen gewissen John Addenbroke, der Shakespeare im ganzen sieben Pfund schuldete. Nachdem der Prozeß gewonnen war, entwich der Schuldner aus Stratford, ohne zu zahlen; es mußte gegen den Bürgen Horneby ein neuer Prozeß anhängig gemacht werden. Bei dieser Gelegenheit wurde Shakespeare schon durch seinen Agenten und Vetter Thomas Greene vertreten, der im Jahre 1608 des Dichters neues Haus in Stratford bewohnte. Über den Ausgang dieser neuen Klage ist nichts bekannt.

Den vierten Prozeß (eigentlich waren es mehrere der gleichen Art) strengte Shakespeare an im Verein mit zwei andern Männern gegen Leute, die sich weigerten, die Zehnten zu zahlen. Die Hälfte dieser Zehnten (tithes), aus alter Zeit stammender, unabgelöster Klostergefälle, die nach der Klostereinziehung durch den Staat in fremde Hände gekommen waren, hatte Shakespeare auf Andringen seiner Landsleute im Jahre 1605 um den Betrag von vierhundertundvierzig Pfund (etwa vierundvierzigtausend bis siebzigtausend Mark nach heutigem Gelde) kurz vorher gekauft und erhoffte nach Abzug erheblicher Unkosten eine Jahreseinnahme von achtunddreißig Pfund (dreitausendachthundert bis sechstausend Mark) aus ihnen. Es würde eine Schwäche sondergleichen gewesen sein, diese Einnahmen schwimmen zu lassen. So griff Shakespeare durch, anscheinend mit Erfolg. Auch den fünften Streit führte er mit anderen Interessenten gemeinsam um gewisse Dokumente, die zu einem Hauskauf in London gehörten, und erzielte im Jahre 1615 ein obsiegendes Urteil.

Wer aus diesen fünf Gelegenheiten in anderthalb Jahrzehnten Shakespeare als einen Prozeßhansl konstruiert, der „wegen der kleinsten Summe" zum Kadi lief, nimmt sich gegen den Sachverhalt Freiheiten heraus. Im Durchschnitt kommt ein Fall auf drei Jahre, und auch der geringste von ihnen, nicht vor dem Friedensrichter, sondern vor dem „court of record" in Stratford verhandelt, war keine Bagatellsache, ganz abgesehen von seiner prinzipiellen Bedeutung. Sollte Shakespeare im Jahre 1604 allen Leuten Malz umsonst liefern, weil er 1907 für einen großen Dichter gilt? Sollte er Malz produzieren, aber nicht verkaufen? Alles was wir sagen können, ist, daß er seit dem Jahre 1600 Geschäfte nicht wie ein weltfremder Lyriker, sondern wie ein praktischer Mann betrieb und sich sein Recht keinesfalls mutwillig rauben ließ. Die kanonischen Satzungen der Kirche braucht vollends niemand für ihn zu bemühen. Ihr Zinsverbot war in der Zeit reiner Naturalwirtschaft verkündet worden, als überhaupt kein Geld oder fast keines in germanischen Ländern umlief. Sobald eine neue Geldwirtschaft sich wieder anzufädeln begann, wurden die ganz unentbehrlichen Zinsgeschäfte ein Privilegium der Juden, eben weil sie als andersgläubig dem jus canonicum nicht unterlagen. Ein Gegenstand des Neides zugleich und der Verachtung wurden diese unglücklichen Geldmänner, auf die das Mittelalter spie, ohne sie entbehren zu können, von Fürsten und Kommunen gleich Blutegeln behandelt, die man zuerst sich vollsaugen ließ, um sie dann brutal wieder auszuquetschen. Shakespeare war aber für die Londoner, die sich seit 1567 schon einer öffentlichen Börse erfreuten und Zinsverbote seit einem halben Jahrhundert auslachten, nicht bahnbrechend als Geldmann, sondern durch seine mildere, menschliche Auffassung Shylocks, des Juden von Venedig, für den er sogar etwas wie Mitleid in uns erweckt, nach vorurteilsloser Beleuchtung der entstandenen Gemütslage.

Es bleiben noch zwei Punkte zu erwägen, die den Dichter als Geldmenschen belasten sollen: die burleske Erzählung von „Ratseys Gespenst" und die Einzäunungsgeschichte. Ein Stegreifritter Gamaliel Ratsey, der noch im selben Jahre 1605 gehangen wurde, verübte den grausamen Scherz, in einer Provinzherberge sich eines Abends durch herumziehende Komödianten erquicken zu lassen, sie mit vierzig Schillingen (zwei- bis dreihundert Mark) fürstlich zu belohnen und ihnen andern Morgens dieses Geld samt ihren sonsti-

gen Ersparnissen wieder abzujagen. Er hielt ihrem Anführer dabei eine Standrede, die sich mit ihren boshaften Seitenhieben auf prosperierende londoner Theaterleute durchaus nur auf Shakespeare allein beziehen soll, viel besser jedoch auf Edward Alleyn und Richard Burbage paßt. Beide starben nicht nur weit wohlhabender als Shakespeare, sondern Ratsey zielt ausdrücklich nach einem Darsteller des Hamlet, was Burbage und Alleyn waren, Shakespeare aber nicht, der sich bekanntlich als Akteur zweiten Ranges mit dem Geist von Hamlets Vater begnügte. Ratsey schlug jenen angeredeten Burschen zum „Ritter von zweieinhalb Aktien", und auch dies wieder ist in keinem Fall eine Evidenz, da wir von Shakespeare überhaupt nichts Genaues in der Hinsicht wissen. Soviel scheint sicher, daß er Aktionär des Globetheaters war; daß er, von Hause aus arm, mehr als eine von den etwa sechzehn Aktien sollte besessen haben, ist unwahrscheinlich. In seinem Testament ist keine mehr aufgeführt, weil er entweder sie veräußert hatte, als er sich vom Theater zurückzog, oder doch, als im Jahre 1613 durch das Abbrennen des Globe alle Anteilscheine entwertet waren, die Gelegenheit ausließ, in die neue Aktiengesellschaft einzutreten.

Ebensowenig sind zu seinen Ungunsten die Einzäunungen (enclosures) zu verwenden, die sich 1614 gegen die kleineren Landparzellen um Stratford richteten, die mit den Besitzungen Größerer im Gemenge lagen und unbestellbar wurden, sobald die Großen ihre Äcker einhegten, — eine besonders rohe, doch beliebte Form der Landenteignung. Shakespeare war notwendig ein Interessent gegen sie als Teilhaber der stratforder Zehnten, die hauptsächlich von geringen Leuten herflossen. Er tat unter diesen Umständen zunächst etwas höchst Natürliches: er benutzte seine Bekanntschaft mit dem Anstifter der Einzäunungspartei, einem gewissen Combe, um ein Abkommen auszuwirken, daß er, Shakespeare, sowie sein Agent und Vetter Thomas Greene in keinem Fall Schaden durch den Vorgang erleiden sollten. Dann ist er nach London gereist, wo Greene ihn besuchte, doch erlauben dessen gekritzelte Tagebuchaufzeichnungen in keiner Weise zwingende Schlüsse. Shakespeare sprach von denen um Combe in der dritten Person: „Sie sagen, sie wollen so und soweit gehen". Daß er sowohl wie der Geschäftsträger der unvolkstümlichen Partei mit einer Beschwerdeschrift vonseiten des stratforder Magistrates bedacht wurde, beweist ebenfalls nichts, denn welcher Agent einer

Sache würde sich's gefallen lassen, daß hinter seinem Rücken ein Schriftwechsel gepflogen wird? Selbstverständlich mußte Shakespeare in London eine Abschrift jenes Widerspruches erhalten, gerade wenn er ihn vertreten sollte, was nicht unmöglich ist. Denn es kam schließlich zu garnichts.

Es wäre reizvoll, den Olympier bei seinen Schritten zur Wiedererlangung von Asbies, wie zur Beschaffung eines Wappens zu belauschen; denn in hohem Grade bewies der Geschäftsmann hier die Gabe der Mäßigung wie der Diplomatie; doch der bewilligte Raum reicht leider nicht mehr aus. Darum fasse ich meinen Protest in folgenden Schluß zusammen:

William Shakespeare machte, solang er bei der Bühne aushielt, selbstverständlich auch die Fahrten seiner Truppe mit, sonst würden ihm seine Kameraden nicht so treu übers Grab hinaus gewesen sein. Das Fehlen seines Namens in gewissen städtischen Archiven ist kein Beweis für seine Nichtanwesenheit, da er kein Truppen f ü h r e r war. Von denen, die ihn aus nächster Nähe kannten, wurde früh seine Noblesse gerühmt, seine „gentleness", lange bevor er geadelt war; den Stratfordern, die so scheel auf seine Kunst sahen, blieb er gleichwohl ungereizt der Heimatliebende, der „loving countryman". In welcher Manier er seine wachsenden Einnahmen verausgabte, davon wissen wir nichts; die Vermutung, daß vor dem Jahre 1600, das heißt vor jener ersten Gerichtsklage, seine Freundlichkeit und offene Hand viel mißbraucht worden seien, würde die Bescheidenheit weniger verletzen, als aus ein paar trocknen Nachrichten, ein paar nicht minder unverbindlichen Versen generelle Verdächtigungen herzuleiten. „Wer die Menschen mit vierzig Jahren noch nicht haßt, der hat sie nie geliebt", sagt ein Franzose. Shakespeare mag um 1600 zugeknöpfter geworden sein, gewisse Dinge nüchterner angeschaut, daher zuweilen auch einen Prozeß geführt haben, gleich andern Leuten, deren romantische Freundschaftsperiode hinter ihnen liegt. Keines der bekannten Geschäfte berechtigt uns, ihn im Innersten anders zu empfinden, als er uns aus seinen Dichtungen entgegentritt: geistig kerngesund, großzügig und weitherzig.



Anekdote / Von Thomas Mann

Wir hatten, ein Kreis von Freunden, miteinander zu Abend gegessen und saßen noch spät in dem Arbeitszimmer des Gastgebers. Wir rauchten, und unser Gespräch war beschaulich und ein wenig gefühlvoll. Wir sprachen vom Schleier der Maja und seinem schillernden Blendwerk, von dem, was Buddha „das Dürsten“ nennt, von der Süßigkeit der Sehnsucht und von der Bitterkeit der Erkenntnis, von der großen Verführung und dem großen Betrug. Das Wort von der „Blamage der Sehnsucht“ war gefallen; der philosophische Satz war aufgestellt, das Ziel aller Sehnsucht sei die Überwindung der Welt. Und angeregt durch diese Betrachtungen, erzählte jemand die folgende Anekdote, die sich nach seiner Versicherung buchstäblich so, wie er sie wiedergab, in der eleganten Gesellschaft seiner Vaterstadt ereignet haben sollte.

„Hättet ihr Angela gekannt, Direktor Beckers Frau, die himmlische kleine Angela Becker, — hättet ihr ihre blauen, lächelnden Augen, ihren süßen Mund, das köstliche Grübchen in ihrer Wange, das blonde Gelock an ihren Schläfen gesehen, wäret ihr einmal der hinreißenden Lieblichkeit ihres Wesens teilhaftig geworden, ihr wäret vernarrt in sie gewesen wie ich und alle! Was ist ein Ideal? Ist es vor allem eine belebende Macht, eine Glücksverheißung, eine Quelle der Begeisterung und der Kraft, folglich — ein Stachel und Anreiz aller seelischen Energieen vonseiten des Lebens selbst? Dann war Angela Becker das Ideal unserer Gesellschaft, ihr Stern, ihr Wunschbild. Wenigstens glaube ich, daß niemand, zu dessen Welt sie gehörte, sie wegdenken, niemand sich ihren Verlust vorstellen konnte, ohne zugleich eine Einbuße an Daseinslust und Willen zum Leben, eine unmittelbare dynamische Beeinträchtigung zu empfinden. Auf mein Wort, so war es!

Ernst Becker hatte sie von auswärts mitgebracht, — ein stiller, höflicher und übrigens nicht bedeutender Mann mit braunem Vollbart. Gott wußte,

wie er Angela gewonnen hatte; kurzum, sie war die Seine. Ursprünglich Jurist und Staatsbeamter, war er mit dreißig Jahren ins Bankfach übergetreten, — offenbar um dem Mädchen, das er heimzuführen wünschte, Wohlleben und reichen Hausstand bieten zu können, denn gleich danach hatte er geheiratet.

Als Mitdirektor der Hypothekenbank bezog er ein Einkommen von dreißig- oder fünfunddreißigtausend Mark, und Beckers, die übrigens kinderlos waren, nahmen lebhaften Anteil an dem gesellschaftlichen Leben der Stadt. Angela war die Königin der Saison, die Siegerin der Kotillons, der Mittelpunkt der Abendgesellschaften. Ihre Theaterloge war in den Pausen gefüllt von Aufwartenden, Lächelnden, Entzückten. Ihre Bude bei den Wohltätigkeitsbasars war umlagert von Käufern, die sich drängten, ihre Börsen zu erleichtern, um dafür Angelas kleine Hand küssen zu dürfen, ein Lächeln ihrer holden Lippen dafür zu gewinnen. Was hülfe es, sie glänzend und wonnevoll zu nennen? Nur durch die Wirkungen, die er hervorbrachte, ist der süße Reiz ihrer Person zu schildern. Sie hatte alt und jung in Liebesbande geschlagen. Frauen und Mädchen beteten sie an. Jünglinge schickten ihr Verse unter Blumen. Ein Leutnant schoß einen Regierungsrat im Duell durch die Schulter anläßlich eines Streites, den die beiden auf einem Ballfest eines Walzers mit Angela wegen gehabt. Später wurden sie unzertrennliche Freunde, zusammengeschlossen durch die Verehrung für sie. Alte Herren umringten sie nach den Diners, um sich an ihrem holdseligen Geplauder, ihrem göttlich schalkhaften Mienenspiel zu erlaben; das Blut kehrte in die Wangen der Greise zurück, sie hingen am Leben, sie waren glücklich. Einmal hatte ein General — natürlich im Scherz, aber doch nicht ohne den vollen Ausdruck des Gefühls — im Salon vor ihr auf den Knieen gelegen.

Dabei konnte eigentlich niemand, weder Mann noch Frau, sich rühmen, ihr wirklich vertraut oder befreundet zu sein, ausgenommen Ernst Becker natürlich, und der war zu still und bescheiden, zu ausdruckslos auch wohl, um von seinem Glücke ein Rühmens zu machen. Zwischen uns und ihr blieb immer eine schöne Entfernung, wozu der Umstand beitragen mochte, daß man ihrer außerhalb des Salons, des Ballsaales nur selten ansichtig wurde; ja, besann man sich recht, so fand man, daß man dies festliche Wesen kaum jemals bei nüchternem Tage, sondern immer erst abends zur Zeit des künstlichen Lichts und der geselligen Erwärmung erblickt hatte. Sie hatte uns alle zu Anbetern,

aber weder Freund noch Freundin: und so war es recht, denn was wäre ein Ideal, mit dem man auf dem Duzfuß steht?

Ihre Tage widmete Angela offenbar der Betreuung ihres Hausstandes — dem wohligen Glanze nach zu urteilen, der ihre eigenen Abendgesellschaften auszeichnete. Diese waren berühmt und in der Tat der Höhepunkt des Winters: ein Verdienst der Wirtin, wie man hinzufügen muß, denn Becker war nur ein höflicher, kein unterhaltender Gastgeber. Angela übertraf an diesen Abenden sich selbst. Nach dem Essen setzte sie sich an ihre Harfe und sang zum Rauschen der Saiten mit ihrer Silberstimme. Man vergißt das nicht. Der Geschmack, die Anmut, die lebendige Geistesgegenwart, mit der sie den Abend gestaltete, waren bezaubernd; ihre gleichmäßige, überall hinstrahlende Liebenswürdigkeit gewann jedes Herz; und die innig aufmerksame, auch wohl verstohlen zärtliche Art, mit der sie ihrem Gatten begegnete, zeigte uns das Glück, die Möglichkeit des Glücks, erfüllte uns mit einem erquickenden und sehnsüchtigen Glauben an das Gute, wie etwa die Vervollkommnung des Lebens durch die Kunst ihn zu schenken vermag.

Das war Ernst Beckers Frau, und hoffentlich wußte er ihren Besitz zu würdigen. Gab es einen Menschen in der Stadt, der beneidet wurde, so war es dieser, und man kann sich denken, daß er es oft zu hören bekam, was für ein begnadeter Mann er sei. Jeder sagte es ihm, und er nahm alle diese Huldigungen des Neides mit freundlicher Zustimmung entgegen. Zehn Jahre waren Beckers verheiratet; der Direktor war vierzig und Angela ungefähr dreißig Jahre alt. Da kam folgendes:

Beckers gaben Gesellschaft, einen ihrer vorbildlichen Abende, ein Souper zu etwa zwanzig Gedecken. Das Menu ist vortrefflich, die Stimmung die angeregteste. Als zum Gefrorenen der Champagner geschenkt wird, erhebt sich ein Herr, ein Junggeselle gesetzten Alters und toastet. Er feiert die Wirte, feiert ihre Gastlichkeit, jene wahre und reiche Gastlichkeit, die aus einem Überfluß an Glück hervorgehe und aus dem Wunsche, viele daran teilnehmen zu lassen. Er spricht von Angela, er preist sie aus voller Brust. „Ja, liebe, herrliche, gnädige Frau," sagt er, mit dem Glas in der Hand zu ihr gewendet, „wenn ich als Hagestolz mein Leben verbringe, so geschieht es, weil ich die Frau nicht fand, die gewesen wäre wie Sie, und wenn ich mich jemals verheiraten sollte, — das eine steht fest: meine Frau müßte aufs Haar

Ihnen gleichen!" Dann wendet er sich zu Ernst Becker und bittet um die Erlaubnis, ihm nochmals zu sagen, was er so oft schon vernommen: wie sehr wir alle ihn beneideten, beglückwünschten, selig priesen. Dann fordert er die Anwesenden auf, einzustimmen in sein Lebehoch auf unsere gottgesegneten Gastgeber, Herrn und Frau Becker.

Das Hoch erschallt, man verläßt die Sitze, man will sich zum Anstoßen mit dem gefeierten Paare drängen. Da plötzlich wird es still, denn Becker steht auf, Direktor Becker, und er ist totenbleich.

Er ist bleich, und nur seine Augen sind rot. Mit bebender Feierlichkeit beginnt er zu sprechen.

Einmal — stößt er aus ringender Brust hervor — einmal müsse er es sagen! Einmal sich von der Wahrheit entlasten, die er solange allein getragen! Einmal endlich uns Verblendeten, Betörten die Augen öffnen über das Idol, um dessen Besitz wir ihn so sehr beneideten! Und während die Gäste, teils sitzend, teils stehend, erstarrt, gelähmt, ohne ihren Ohren zu trauen, mit erweiterten Augen die geschmückte Tafel umgeben, entwirft dieser Mensch in furchtbarem Ausbruch das Bild seiner Ehe, — seiner Hölle von einer Ehe . . .

Diese Frau — die dort —, wie falsch, verlogen und tierisch grausam sie sei. Wie liebeleer und widrig verödet. Wie sie den ganzen Tag in verkommener und liederlicher Schlaffheit verliege, um erst abends, bei künstlichem Licht, zu einem gleißnerischen Leben zu erwachen. Wie es tagüber ihre einzige Tätigkeit sei, ihre Katze auf greulich erfinderische Art zu martern. Wie bis aufs Blut sie ihn selbst durch ihre boshaften Launen quäle. Wie sie ihn schamlos betrogen, ihn mit Dienern, mit Handwerksgehilfen, mit Bettlern, die an ihre Tür gekommen, zum Hahnrei gemacht habe. Wie sie vordem ihn selbst in den Schlund ihrer Verderbtheit hinabgezogen, ihn erniedrigt, befleckt, vergiftet habe. Wie er das alles getragen, getragen habe um der Liebe willen, die er ehemals für die Gauklerin gehegt, und weil sie zuletzt nur elend und unendlich erbarmenswert sei. Wie er aber endlich des Neides, der Beglückwünschungen, der Lebehochs müde geworden sei und es einmal, — einmal habe sagen müssen.

„Warum," ruft er, „sie wäscht sich ja nicht einmal! Sie ist zu träge dazu! Sie ist schmutzig unter ihrer Spitzenwäsche!"

Zwei Herren führten ihn hinaus. Die Gesellschaft zerstreute sich.

Einige Tage später begab sich Becker, offenbar einer Vereinbarung mit seiner Gattin gemäß, in eine Nervenheilanstalt. Er war aber vollkommen gesund und lediglich zum Äußersten gebracht.

Später verzogen Beckers in eine andere Stadt."

Der Komfort der Zeit

Eine Wanderskizze von Professor Georg Landsberg

Der Komfort der Zeit? Der Leser schüttelt wahrscheinlich zu meiner Überschrift den Kopf; denn von welchem Komfort darf man in der Gegenwart einem Großstädter reden und annehmen, daß er ihm unbekannt sei? Oder er glaubt vielleicht, daß ich mich verschrieben habe und der Welt verkünden wolle, die Gegenwart sei die Zeit des Komforts. Aber nein, ich will wirklich vom Komfort der Zeit reden.

Das heißt: eigentlich handelt es sich um die Armut der Zeit. Das scheint nun freilich das gerade Gegenteil zu sein, und außerdem braucht man kein Nationalökonom zu sein, um zu wissen, daß wir jetzt unheimlich reich geworden sind. Indes wenn die Zeit reich geworden ist, so hindert das doch nicht, daß wir arm an Zeit sind. Und so bin ich denn schon lange auf den unwilligen Einwand des Lesers gefaßt, daß er für solchen Nonsens keine Zeit habe.

Mit Verlaub, verehrter Zeitgenosse, Sie irren, denn Sie haben Zeit. Sie haben Zeit für die törichtesten Ausstattungspossen, zum Tennis als Selbstzweck, zum Spiel und zum Liebesgetändel, und nur zu **einem** haben Sie keine Zeit, zur Beschaulichkeit und zur Selbstbesinnung. Sie sind sogar stolz darauf, daß Sie keine Zeit haben, weil dies das wohltuende Gefühl des ausgefüllten Daseins vortäuscht, und Sie verlangen mit Unerbittlichkeit, daß die Tragödie zum Einakter zusammenschrumpfe, und kennen philosophische Spekulation nur noch in der zwerg- und greisenhaften

Gestalt des Aphorismus. Und Sie veranlassen den Essayisten, der einmal mehr als üblich Ihre Geduld und Ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen will, zuerst gleich dem Clown des Zirkus einige unerhörte Dummheiten zu sagen, bevor er den Luftsprung ausführt, der ihm die Achtung des Publikums gewinnt und der eigentlich nur von dem Philosophen vom Fach erwartet werden konnte.

Stehe ich da jüngst auf den Kreidefelsen von Stubbenkammer, da dringt, tobend und witzelnd, eine Herde Berliner mit Ungestüm auf die Höhe, als gälte es, Rügens heilige Haine dem Grunewald gleichzumachen. Kaum werfen sie einen gnädigen Blick auf die im Sonnenglanze aufjauchzende Meereslandschaft, denn sie müssen einige hundert Ansichtskarten schreiben, den müden Leib stärken und dann weiter, weiter: es gibt heute noch viel „abzumachen", und der Zug muß doch erreicht werden, der sie ins hastende Treiben der Weltstadt zurückführt.

Verlangt denn nicht der echte Genuß des Lebens, daß wie alle andere Dinge so auch die Zeit mit einem gewissen Überschusse, einer gewissen Reichlichkeit vorhanden sei? Den Tagedieb entmündigen wir freilich mit Recht, weil er ein Verschwender des kostbarsten Gutes, der Zeit, ist, aber auch dem Berufsbanausen und dem Kilometerfresser gebührt nicht unsere Anerkennung, weil sie Geizhälse der Zeit sind, die nicht einmal ihren Nachkommen ihr ungenütztes Gut vererben können. Jedem von uns leuchtet ein, daß die Behaglichkeit des Daseins eine gewisse Fülle, einen Komfort des Raumes voraussetzt, in dem wir uns bewegen, und wir wissen dies so gut, daß wir ein Strafe als um so härter ansehen, je größer die der Bewegungsfreiheit auferlegte Raumbeschränkung ist. Was aber für den Raum selbstverständlich ist, das sollte nicht auch für die Zeit seine Geltung haben?

Raum und Zeit, die geheimnisvollen Gefäße der menschlichen Vorstellung! Unzählige Male einander gegenübergestellt und doch immer wieder aufs neue zum Vergleich herausfordernd! Verfolgen wir auf unserer Wanderung die Richtung genauer, in welche jener Parallelismus unsere Gedanken hinlenkt! Und wenn wir finden, daß ein Parallelismus noch lange keine Identität ist so können Raum und Zeit doch wie zwei gute Freunde eine Wegstrecke lang in Eintracht nebeneinander herlaufen und ihre Verschiedenheit und Eigenart in behaglicher Rede und Gegenrede zur Geltung bringen.

Du tust nicht recht, sagt die Zeit zum Raum, an mich die gleichen Ansprüche zu stellen, wie du sie erfüllen kannst. Denn wir sind nicht gleich und können daher nicht das gleiche leisten. Du bist ein anderes wie ich, du mit deinen drei Dimensionen. Damit stehst du da, großartig und pompös wie ein geheimer Kommerzienrat: aufrecht, nach oben gerichtet, gleich dem Schlote, der ihn zum Baron gemacht hat, mit der Rechten zur Seite weit nach neuen Unternehmungen ausgreifend und mit behaglichem Bäuchlein versehen, welches auch die Tiefendimension zum respektabeln Ausdruck bringt. Ich aber bin ein zarteres Wesen mit meiner einen Dimension, und auch diese ist mir anders geraten als dir deine dreie. Denn du bist wie der Springer im Schachspiel und kannst vorwärts und rückwärts, ganz nach Gefallen; ich aber bin wie der Bauer des Schachs, und meine Losung lautet: vorwärts, vorwärts, aber niemals zurück! Ein Mathematiker wäre darüber beinahe in Verzweiflung geraten. Dem hatten es die umkehrbaren Prozesse der Wärmelehre angetan, die bloß auf dem Papiere existieren, und als er anfing, alt und schal zu werden, beschloß er, die Zeitrichtung umzukehren und sich so zu verjüngen. Schließlich sah er ein, daß er so mit seiner Jugend auch den Weg seiner Torheiten zurücklaufen, alle seine Examina noch einmal machen und schließlich schreiend im Uterus seiner Mutter verschwinden müßte. Das erst machte ihn stutzig und brachte ihn wieder zur Einsicht. Da siehst du, was bei dem Vergleichen herauskommt. Wir sind eben nicht gleich und wollen drum anders genommen sein. Ich mit meiner einzigen Dimension bin gerade darum ein so preziöses Wesen. Ich mache mich rar und lasse mich suchen. Mit mir muß man sparsam umgehen, dich darf man verschwenden. Eines schickt sich nicht für alle.

Natürlich, entgegnet darauf der Raum, du bist ein weibliches Wesen, und es ist von jeher Weiberart gewesen, aus ihrer Inferiorität ihre Stärke zu machen. Aber das alles hindert nicht, daß wir wesensgleich sind. Wir sind eines Geschlechts und stammen von einem einzigen Elternpaar. Trotz mancher Verschiedenheiten bleibt doch das eine und wichtigste bestehen: Maß und Zahl beherrschen uns beide, und nach gleichem Gesetze erfolgt unser Ablauf. Dies ist die Hauptsache, und dahinter muß alles, was uns trennt, zurücktreten.

Mit nichten, versetzt die Zeit, gerade hier zeigt sich aufs neue, daß ich von anderer und feinerer Struktur bin. Du kannst dich allerdings dem Gesetze der

Zahl unterwerfen und magst dich in Geduld und Gleichgültigkeit messen lassen, denn du bist an allen Orten derselbe, bist überall gleichartig, und derselbe Maßstab regelt allerwärts dein Verhalten. Ich aber bin's nicht. Freilich glaubt heute ein jeder, der seine Uhr in der Tasche trägt, daß er mich beherrscht und mein inneres Wesen erfaßt hat. Das glaubte sogar Herodes, der noch keine Uhr kannte, aber sich einen Sklaven hielt, der den Takt seiner Pulsschläge zählen mußte. So hat man mich allezeit zum Sklaven gemacht und weiß doch nicht, daß ich aller Ketten spotte. Wer dies nicht erkennt, der wird den wahren Pulsschlag der Zeit niemals vernehmen.

Das ist mir zu hoch, sagt der Raum; mir ist, als ob ich eine vierte Dimension bekommen sollte.

Wie man sieht, wird die Diskussion ungemütlich; so verlassen wir denn die Streitenden und wandern allein fürbaß, indem wir unseren Standpunkt über den Parteien zu nehmen versuchen.

Zunächst: unsere Zeit hat recht, sie ist wirklich unfaßbar und inkommensurabel, wie es ein richtiges weibliches Wesen sein muß. So einfach es ist zu sagen, was zwei gleiche Strecken sind, so unmöglich ist es festzustellen, welche Zeiten absolut genommen als gleich zu betrachten sind. Es ist ein Irrtum zu meinen, daß für solche Feststellung der Gang einer gutgehenden Uhr, der Takt des Pulses oder des Metronoms, der Wandel der Gestirne, überhaupt irgendeine gleichförmige Bewegung genüge. Denn was ist eine gleichförmige Bewegung? Keine Wissenschaft vermag hierauf eine andere Auskunft zu geben als die Definition: gleichförmig ist die Bewegung, bei der in gleichen Zeiten gleiche Wege zurückgelegt werden. Also entweder man gerät in den unheilvollen und verwirrenden Strudel eines Zirkelschlusses, oder aber man erkennt an, daß die Zeit das Prius ist und nicht die Bewegung. Dann aber taucht aufs neue die jetzt viel schwerere und inhaltsvollere Frage auf: unter welchen Bedingungen sind zwei Zeiten gleich? Und von unserem geläuterten Standpunkte aus finden wir hierauf keine andere als die nur scheinbar triviale Antwort: gleich sind solche Zeiten, die als gleich empfunden werden. Im Subjekt liegt die Gleichheit, nicht im Vorgange. Gleichmäßig rauscht die Welle der Zeit ans Ufer unseres Bewußtseins, und mit jedem Taktschlage der Brandung sinkt ein Kiesel der Wirklichkeit ins Meer der Vergangenheit. Nur die zeitlosen Momente des äußeren Geschehens existieren für die Allgemeinheit; was

sich zwischen zwei Brandungsschlägen im Bewußtsein des einzelnen vollzieht, das wechselt von Individuum zu Individuum. Der eine hat inzwischen einen Flug in ferne Weiten unternommen, der andere träumend ins Leere geblickt. Dieses rein subjektive Element ist nicht etwa ein zufälliger Appendix der Zeit, sondern ein integrierender Bestandteil von ihr. Es ist ja gewiß richtig, daß es Vorgänge gibt, wie die Bewegungen der Gestirne, die sich mit solcher Regelmäßigkeit im Bewußtsein jedes einzelnen wiederkehrend abbilden, daß wir sie als die ordnenden Elemente des Zeitbewußtseins ansehen und ihnen zweckmäßigerweise unser gesamtes äußeres und inneres Leben unterordnen. Aber damit wird nichts an der Tatsache geändert, daß im Rhythmus der Zeit nur die Einschnitte, die Cäsuren allgemeine Bedeutung haben, und daß gerade das Wesentlichste, gewissermaßen der Text des Lebenspoems dem Individuum zufällt und im Maße der Zeit wieder verloren geht. Es ist und bleibt ein reiner Akt der Willkür, daß wir zwei Sekundenteile der Zeit als gleich betrachten, gerechtfertigt nur dadurch, daß diese kleinsten Zeitteilchen meist auch klein genug sind, um nicht mehr als verschieden empfunden zu werden. Nur wenn uns gelegentlich in Zeiten des Schrecks und der angstvoll angespannten Aufmerksamkeit die Sekunden zu Jahren werden, da kommt es uns mit fast greifbarer Deutlichkeit zum Bewußtsein, daß es die Summe der Einzelvorstellungen ist, welche die wahre Größe der Zeitintervalle bestimmt. Die Zeit, die wir messen, ist wirklich nur die Zeit eines Sklaven, denn sie mißt nur das äußerlichste und gleichgültigste an unserem Erleben; von der wahren, der inneren, von unserer eigenen Zeit kommt nichts mehr in ihr zum Vorschein.

Aber vielleicht — so setzen sich die Gedanken unseres Wanderers im Weiterschreiten fort — kann auch hier die Not die Mutter der Erfindung werden! Unsere bisherige Zeit — die Sklavenzeit — genügte uns nicht, denn sie hatte nur eine Dimension. Wohlan denn, unsere Gedanken sind frei, geben wir der Zeit eine neue Dimension, vielleicht können wir alsdann uns die wahre, die wirkliche Zeit, die Zeit des Individuums erobern!

Der Blick des Wanderers, zu lange schon nach innen gekehrt, fällt auf ein Spinnweb, das an einem Zweige am Wege hängt, und er erschaut in ihm das sinnliche Abbild und die Verwirklichung seiner verwegenen Forderung. Zahllose Wege laufen von Knotenpunkt zu Knotenpunkt, und zahllos sind die Möglichkeiten, von einem dieser Punkte zum andern zu gelangen. Sieh da; diese

Knotenpunkte des Netzes hast du allein als das schlechthin Gegebene, das allen Zugängliche, das Unausweichliche in der Folge der sich ablösenden Empfindungen anzusehen. Ein einzelner von der Sonne beschienener Faden zieht sich mitten hindurch auf kürzestem Wege vom Anfang zum Ende des Netzes; es ist das Sinnbild der eindimensionalen, der vulgären Zeit. Aber seitwärts, im Halbdunkel des Hintergrundes laufen bald auftauchend, bald wieder verschwindend mannigfache verschlungene Fäden vom gleichen Anfang zum gleichen Ende, sie sind das Symbol der wahren, der individuellen Zeit. Diese braucht eben mehr als eine Koordinate zur Bestimmung ihres Verlaufs. Nur der kürzeste, der direkte Weg wird von der Vulgärzeit zurückgelegt; die Zeit des Individuums ist mannigfaltiger, kunstvoller und reicher an Einzelstationen, die nicht auf jedermanns Wege liegen. Aber zahlreiche Brücken führen von Faden zu Faden, auf denen sich die Zeitvorstellungen der Individuen grüßend die Hände reichen. Nicht allen ist die gleiche Summe der Einzelerlebnisse beschieden, und auf mehr oder minder verschlungenen Wegen müssen wir alle unseres Daseins Kreise vollenden.

Ein Gedankengespinst, vielleicht verlockend genug, um einmal in flüchtiger Skizze festgehalten zu werden. Aber einmal ausgesponnen, wollen wir unser Herz nicht daran hängen und unser Spinnweb mit resolutem Griffe wieder zerreißen. Nicht allein die ungeheueren Schwierigkeiten schrecken uns, die sich einstellen würden, wenn es wirklich darauf ankäme, das Spiel des Gedankens zur wissenschaftlichen Tat umzubilden; denn es wäre vielleicht nicht ganz unmöglich, daß es dereinst einer viel feiner ausgebildeten Psychologie gelingen könnte, den persönlichen Faktor des Zeitbewußtseins im Gesetze der Zahl zum Ausdruck zu bringen. Der Gedanke der zweidimensionalen Zeit ist als solcher kein Ungedanke. Aber wir verlassen unseren Buschweg mit dem sicheren Gefühl, daß es ein Abweg ist. Wir sind zufrieden damit, erkannt zu haben, daß das selbstherrliche Individuum selbst da noch Ansprüche geltend machen kann, wo dem Anscheine nach nur der gleichgültigste Schematismus der Natur seine Herrschaft übt. Aber wir sind auch davon überzeugt, daß nicht jeder Anspruch, den die Vernunft nicht ohne weiteres versagt, auch sogleich rechtlich verfolgt werden müßte. Die Dinge der Außenwelt haben ihre natürlichen Schranken, das Individuum setzt seine Schranken sich selbst. Und so kehren wir denn hier wie anderwärts beruhigt vom Himmel des Individuums in die nüchterne Welt der Objekte zurück.

Aber wenn wir auch den Anspruch auf die erweiterte Zeit für unser wissenschaftliches Bewußtsein aufgeben, so halten wir ihn für unser persönliches Leben aufrecht. Hier erscheint es uns als ein Gewinn, erkannt zu haben, daß auch im Ablaufe der Zeit die kürzesten Wege nicht immer die besten sind. Dem Automobilfex gleich rast das moderne Zeitbewußtsein atemlos von Station zu Station. Wir aber wollen es uns nicht nehmen lassen, den Spuren Goethes zu folgen und „nach selbstgestecktem Ziel mit holdem Irren hinzuschweifen." Denn wir sind gewiß, daß der so verstandene und genützte Komfort der Zeit dem Leben erst seinen lebenswerten Inhalt gibt.

Rundschau

Elsässisches Blut des Kaisers

Jüngst auf der Hohkönigsburg hat der Kaiser in seiner Einweihungsrede die Namen verschiedener elsässischer Familien genannt, die vor ihm in vergangenen Tagen die Burg besessen haben. Weitaus die meisten altelsässischen Geschlechter sind längst ausgestorben. Von den Dynasten blüht nur noch das österreichische Kaiserhaus, dessen Ursprung nach allerneuesten Forschungen wahrscheinlich im Elsaß zu suchen ist. Der einst zahlreiche und mächtige niedere Landadel und der nicht minder stolze und reiche Stadtadel von Straßburg, Mühlhausen und so weiter sind auf wenige Namen zusammengeschmolzen. Aber Töchter fast all dieser Geschlechter haben in andere Familien geheiratet, in denen ihr Blut bis heute fortlebt. Und so, in weiblicher Linie, zählen auch viele altelsässische Familien zu den Ahnen unseres Kaisers; und zwar nicht nur die dynastischen Familien, die berühmten Namen der elsässischen Vergangenheit: Hohenstaufen, Habsburger, Lothringer; auch manche Familie des Land- und Stadtadels, auch bürgerliche Geschlechter.

Das Zusammensuchen möglichst vieler Ahnen einer bestimmten Person ist eine ganz junge Hilfswissenschaft. Ottokar Lorenz hat sie zuerst mit Begeisterung aufgegriffen, und schon liegt so viel Material vor, daß Anthropologen und Biologen bei Untersuchungen über Vererbung und Rassebildung damit arbeiten, anstatt wie bisher alle ihre Schlüsse aus Beobachtungen bei der Tierzucht aufzubauen. Für den Laien ist bei Ahnenforschungen das Anziehendste natürlich die verwandtschaftliche Verknüpfung von Menschen, die verschiedenen Sphären der Gesellschaft angehören, oder die durch Blutsbande verknüpft zu finden, man aus anderen Gründen erstaunt ist. Wir sind überrascht, wenn uns etwa unter den Ahnen Goethes Lucas Cranach (der Ältere) nachgewiesen wird oder unter den eigenen Ahnen das Blut Karls des Großen. Bei unseren Fürsten, die

doch von jeher durch strenge Ebenbürtigkeitsgesetze ihren Verwandtschaftskreis abgeschlossen haben, fällt es uns auf, wenn wir in ihren Ahnenreihen schlicht adeliges oder bürgerliches Blut finden.

Die Königin Luise hatte ihren Vornamen von ihrer Großmutter, einer Gräfin von Leiningen. Diese Gräfin stammte in gerader Linie von einem Ermich von Leiningen ab, der 1577 ein Fräulein Ursula von Fleckenstein heimführte. Die Burg Fleckenstein, heute längst Ruine, war ein elsässischer Herrensitz, und das Geschlecht, das sich danach nannte, war reich und hochgeachtet. Schon im zwölften Jahrhundert werden zwei ritterliche Herren von Fleckenstein unter den Dienstleuten mit kaiserlichen Dienstmannen in einer Hagenauer Urkunde genannt. Im achtzehnten Jahrhundert sind die letzten dieser Familie gestorben. Der Urgroßvater der Ursula, Jakob von Fleckenstein, war mit einem Fräulein Veronika von Andlau verheiratet, aus einer heute noch in Baden ansässigen Familie. Die Mutter Jakobs hieß Margarete von Rathsamhausen, eines der niederadeligen Geschlechter, die der Kaiser als seine Besitzvorgänger auf der Hohkönigsburg genannt hat. Jakobs Großmutter war aus dem Hause Müllenheim. Die Urgroßmutter dieser Anna von Müllenheim wiederum war eine Katharina Zorn von Bulach: zwei heute noch im Elsaß viel genannte Namen. Ein Zorn von Bulach ist ja der neue „Schloßhauptmann" des Kaisers auf der Hohkönigsburg. Eine für die Ständeforschung sehr interessante Familie ist die der Herren von Wasichenstein; die Urgroßmutter Jakobs von Fleckenstein war ein Fräulein aus diesem Hause. Die Burg Wasichenstein gehört heute zu den mächtigsten Vogesenruinen. Interessant sind die Herren, die danach hießen, weil sie eines der wenigen Geschlechter sind, von denen wir bestimmte Nachricht haben, daß sie aus dem Bauernstand durch persönliche Tüchtigkeit eines Ahnherrn sich zu einflußreichen Feudalherren emporgearbeitet haben. Der Ursprung vieler uradeligen Ritterfamilien mag im mittelalterlichen Bauernstand zu suchen sein, aber meist fällt die erste Kunde von der Familie in die Zeit, wo sie schon als Adelsgeschlecht auf Burg oder Gut saß.

Auf elsässische Bürgerkreise kommen wir, wenn wir eine andere Ahnenreihe des Kaisers verfolgen. Die Mutter Friedrich Wilhelms III, Friederike von Hessen, war Tochter einer Pfalzgräfin Karoline; die Großmutter dieser Karoline war aus dem elsässischen Dynastenhause Rappoltstein. Herren von Rappoltstein hatten als staufische Dienstleute in Italien eine große Rolle gespielt; sie waren Herzoge von Spoleto geworden. Ein Teil der Nachkommen behielt später in Deutschland den Herzogstitel bei, obwohl der Papst Einspruch erhob, wie wir aus dem Briefwechsel Kaiser Friedrichs II hören. Das war die einzige Familie in Deutschland, die den Herzogtitel führte, ohne auch nur gräflichen Rang zu haben. Ein Zweig kam nach dem Elsaß, beerbte ein uraltes Dynastenhaus von Rappoltstein und nahm diesen Namen an. Als letzter dieser Rappoltsteiner schwäbischen Ursprungs lebte um 1400 ein Schmaßmann, der von zwei hochgeborenen Gemahlinnen keine Erben hatte, dafür mehrere außereheliche Söhne von einem Bürgermädchen Else Wetzel. Von einem dieser Söhne stammen die späteren Rappoltsteiner, die sich in der Ahnentafel des Kaisers finden. Im Jahre 1434 entschloß sich der Herr Schmaßmann von Rappoltstein zum ehebedeutenden Kirchgang, nachdem der Kaiser ihm die Legitimation und Erbfolge der Kinder zugesichert hatte. Else bekam bei dieser Gelegenheit einen neuen Namen und das Wappen eines kurz vorher ausgestorbenen Dynastenstammes. Erst vor wenigen Jahren ist die be-

treffende Kaiserurkunde ans Licht gezogen worden, die uns über den richtigen Familiennamen Elses aufklärt.

Noch eine elsässische Bürgerstochter läßt sich unter den Ahnen des Kaisers nachweisen: aus dem Straßburger Geschlecht Bock. Die reiche Böckin finden wir sie genannt. Sie half als Gattin einem Grafen von Tübingen seine etwas verblichene Adelsherrlichkeit neu zu vergolden und wurde Ahnfrau wohl aller heute lebenden Regenten.

Noch mancher elsässische Name ließe sich so mit der Person des Herrn der Hohkönigsburg verknüpfen. Natürlich auch die Namen der Grafenfamilien, die im Elsaß mächtig waren, der Grafen von Werd (Wörth), Thierstein, Öttingen, endlich der Habsburger und Hohenstaufen — alles ehemalige Besitzer der Hohkönigsburg. Von den Hohenstaufen stammt der Kaiser zum Beispiel ab durch eine Urgroßmutter Kurfürst Friedrichs I von Brandenburg, Margarete, Tochter Kaiser Friedrichs II, und durch die Urgroßmutter der Elisabeth von Bayern, Gemahlin Kurfürst Friedrichs I, Konstanze, Tochter Manfreds von Neapel und Sizilien und Erbin von Sizilien nach dem Tode Konradins.

Nicht alle Gegenden Deutschlands sind mit ihren Familien in der Ahnentafel des Kaisers zu finden. So wird man da zum Beispiel vergebens nach irgendeinem Namen des brandenburgischen oder preußischen niederen Adels suchen. Dagegen finden sich niederrheinische und österreichische Adelsnamen in stattlicher Zahl und aus diesen Gegenden auch noch einige Tropfen Bürgerblut. Ein Zufall will, daß gerade die Ahnenverbindung des Kaisers mit dem Elsaß in die breitesten Volksschichten führt.

Dr. Otto Freiherr von Dungern

Die Welt ohne Reklame

Herr Doktor Werner Sombart, Professor an der Handelshochschule zu Berlin, hat in einem Artikel „Die Reklame“ kürzlich einen Gegenstand behandelt, dem er trotz seiner Gelehrsamkeit nicht gewachsen ist. Der Herr Professor hat mit seiner Abhandlung nur bewiesen, daß er nicht den Mut besitzt, seine Überzeugung logischerweise auf sich selbst anzuwenden. Denn sonst wäre er doch kaum darauf verfallen, für seine Ansicht — Reklame zu machen. Was man so tief haßt und verachtet, das soll man auch nicht benutzen. Hätte der Herr Verfasser nur die Auswüchse der Reklame kritisiert und sich damit begnügt, so wäre ihm beizustimmen gewesen, aber er verurteilt die Reklame im Bausch und Bogen. Und da ist es gut und auch notwendig, dem Herrn Ästhetiker zu zeigen, daß im modernen Volksleben die Reklame so notwendig ist, wie etwa die „Elektrische, das Kleinkalibrige, das Auto, der Fernsprecher“ und so weiter. Gewiß, ohne diese Segnungen der Kultur könnten die Völker auch leben. Vielleicht sogar besser und gesünder als jetzt. Dann aber müßten sie schon zu dem Urzustand zurückkehren, aus dem sie kamen. Und das geht nicht. Oder die meisten Menschen müßten eine so hohe geistige Entwicklungsstufe erreicht haben, daß sie volle Genüge im Naturleben und in der Bedürfnislosigkeit finden. Und soweit sind wir noch nicht. Wem das heutige Kulturleben ein Greuel ist, der kann sich ihm entziehen und seine Tage in der Einsamkeit des Waldes verbringen. Er wird sich aber auch dort vermutlich der Dinge bedienen, die durch Reklame ihre Verbreitung gefunden haben, wie Bücher, Papier, Brennöl, Möbel, Kochgeräte.

Wie würde die Welt ohne Reklame aussehen?

Eigentlich soll man sich etwas Unmögliches nicht vorzustellen versuchen. Es mag deshalb auch nur ein kurzer Orientierungsblick genügen.

Eines Tages gibt es keine Zeitungen mehr. Denn da keine Insertion erfolgt, so hat sich der Bezugspreis so erhöht, daß die große Masse darauf verzichten mußte, die teuern Tageszeitungen zu abonnieren. Für die wenigen Begüterten aber, die sich den Luxus der Zeitungen auch fernerhin erlaubten, lohnte sich der Druck nicht; und die Verleger, die bis zuletzt ihre Zeitungen herausbrachten, gingen pleite, denn sie durften keine Reklame machen, um neue Abonnenten zu gewinnen. Viele hunderttausend Setzer und Drucker sind brotlos. Die Kunstdruckereien, die lithographischen Anstalten, die Maler und Ätzer dürfen ebenfalls feiern.

Die Anschlagsäulen werden verbrannt, denn keine Affiche darf mehr das Auge verletzen. In den Theater- und Konzertsälen schlummert die Kunst, wie das Dornröschen im Märchen. Jede Reklame auch hierfür ist verpönt und außerdem unmöglich geworden. Ohne Reklame aber bleibt es dem Publikum verborgen, welche Kunstgenüsse es erwarten.

Wer etwas kaufen will, der muß sich auf eine lange Suche begeben, denn die Schaufenster sind alle zugemauert, was das Straßenbild ungemein verschönert. Auch steht auf den Firmenschildern lediglich der Name des glücklichen Geschäftsmannes und nicht etwa ein Hinweis darauf, was er anzubieten hat, denn das wäre Reklame. Das Geld dafür kann er sich nun sparen. Wer nicht genau Bescheid weiß, wird seine Garderobe im Gemüsegeschäft bestellen wollen und einen Edelsteinhändler finden, wenn er Brot und Lebensmittel zu kaufen sucht. Hat aber der Käufer endlich das richtige Geschäft gefunden, dann ist es wahrscheinlich, daß ihn der Händler übers Ohr haut, weil jede Orientierung über die Preislage und ein Vergleich der Forderung mit einer anderen unmöglich gemacht ist. Oder er wird einen Ladenhüter erwerben, weil er nicht weiß, daß es bereits besseres gibt. Vermutlich aber wird der Kauf überhaupt nicht zustande kommen, weil der Händler nichts anderes anzubieten hat, als was er von früher her noch besitzt. Die Fabrikanten verzichten nämlich darauf, dem Händler Offerten zu machen, denn das wäre eine Ausübung der Reklame. Kein Katalog geht mehr in die Welt hinaus und erzählt von neuen Erfindungen, von neuen Maschinen, von neuen Büchern, von neuen Medikamenten und so weiter. Die Reichspost kann unter diesen Umständen den größten Teil ihrer Beamten entlassen, denn es werden keine Reklamedrucksachen mehr expediert, keine Offerten mehr geschrieben und aufgegeben. Daß demzufolge der Staat jährlich auf viele Millionen Mark verzichten muß, die ihm jetzt die Reichspost einbringt, ist selbstverständlich.

Wollen wir uns nun noch vergegenwärtigen, welche Folgen die Abschaffung der Reklame für den internationalen Waren- und Personenverkehr haben würde?

Teuerung und Hungersnot wären die Folgen des Reklameverbots. Die Ziffern der Arbeitslosen würden in allen Ländern schwindelhafte Höhen erreichen und eine Krise würde eintreten, die noch nie dagewesen ist. Doch warum diese Bilder weiter ausmalen? Jeder Vernünftige wird einsehen, daß die Reklame notwendig und berechtigt ist, daß sie nicht entbehrt werden kann und deshalb nicht nur geduldet, sondern geachtet werden muß. Die Reklame soll nicht bekämpft, sondern gepflegt werden. Dann wird sie sich auch immer feinerer und edlerer Mittel bedienen.

Nur mit Hilfe der Reklame kann ein

Volk heute Handel treiben und das Nationalvermögen vermehren. Das ist eine solche Binsenweisheit, daß man sie garnicht erst zu erwähnen braucht.

Und keinesfalls wird daran ein deutscher Professor der Volkswirtschaft etwas ändern.

G. V. Hauck

Der Student und die Politik

In Österreich haben sich die Studenten aller Nationen und aller Parteien geeinigt. Die dort besonders stark entwickelten zentrifugalen Kräfte in der studierenden Jugend zu bändigen, war gewiß keine Kleinigkeit. Und mit frohem Staunen sieht man, daß solch großer Aufwand nicht zu törichten Zwecken vertan wurde, daß die Kräfte der Jugend sich zum Schutze freier Wissenschaft und freier Lehre banden. Damit hat die österreichische Studentenschaft ihre politische Großjährigkeit dokumentiert und hat gezeigt, daß Staat und Gesellschaft — wenn sie nur will! — mit ihr als einem politischen Machtfaktor zu rechnen haben. Ein erster, vielleicht ein entscheidender Schritt auf dem Wege zur „Politisierung" der Studentenschaft. An Deutschlands hohen Schulen sollte man den österreichischen Kommilitonen folgen und sich bewußt der Politik zuwenden.

Aber die Unerfahrenheit der Jugend? Niemals hat diese bei der politischen Partei, in deren Reihen die studierende Jugend eintrat, Bedenken erregt. Wer hätte nicht schon die folgenden oder ihnen ähnliche Sätze gelesen: „Schönstes Vorrecht der Jugend ist es, in ihren Entschließungen nicht den nüchternen Erwägungen der kalt berechnenden Vernunft folgen zu müssen, sondern den edeln Impulsen eines warmempfindenden Herzens nachgeben zu dürfen. Daß wir die Jugend für uns haben, ist wohl der beste Beweis dafür, daß wir auf dem rechten Wege sind und daß uns die Zukunft gehört!" Wäre freilich die Jugend auf der Seite der „anderen" zu finden, dann würde man derartiges kaum vernehmen. Vielleicht aber dieses: „Die jungen Leute täten wirklich besser daran, erst etwas Ordentliches zu lernen, ehe sie sich um Dinge kümmern, zu denen ihnen durchaus die nötige Reife fehlt."

Man braucht also nur den Schutt politischer Unehrlichkeit und Heuchelei wegzuräumen, um zu erkennen, daß gar kein Anlaß vorliegt, der studierenden Jugend ein „Recht auf Politik" abzusprechen. Wenn man mit einundzwanzig Jahren mündig wird, mit anderen Worten: das Recht erhält, selbständig und unter eigener Verantwortung zu handeln, dann lassen sich auch plausible Gründe für ein Politikverbot einem einundzwanzigjährigen, gebildeten Menschen gegenüber kaum finden. Ohne an dem bestehenden Wahlrecht irgendwie rütteln zu wollen: Die Unterscheidung zwischen rechtlicher und politischer Mündigkeit ist eine ziemlich willkürliche.

Allein diese Unterscheidung wird nun einmal gemacht und wird wohl auch in Zukunft noch gemacht werden; die studentischen „Realpolitiker" werden deshalb vernünftigerweise einstweilen nur zu fragen haben: Wie können wir trotz dieser Einschränkung am politischen Leben teilnehmen? Und da wird man doch wohl fordern dürfen, daß diese Teilnahme keine rein passive sein solle, sondern eine aktive, — ein nur theoretisches Studium auch der gewichtigsten politischen Fragen läßt unbefriedigt, weil eben Politik viel mehr praktisches Handeln als Theorie bedeutet. Gelegenheit dazu gibt es reichlich, — trotz des fehlenden Wahlrechts. Meine Anschauungen darüber sind folgende:

Vorerst müßte sich die gesamte deutsche Studentenschaft zu einer organischen Einheit zusammenschließen. Etwas der alten Burschenschaft Vergleichbares wäre zu schaffen, freilich mit neuen Zielen und in neuer Form und einstweilen noch in einem Rahmen, weit genug, auch alle die mit aufnehmen zu können, die auf Mütze und Band nicht verzichten wollen. Ansätze zu einer solchen Organisation finden sich ja bereits in den sogenannten Studentenausschüssen einzelner Universitäten und Polytechniken. Ginge man in dieser Richtung bewußt weiter, dann würden bald an allen deutschen Hochschulen gleiche Einrichtungen entstehen: ein Schritt noch, und die deutsche akademische Jugend hat — eine Interessen- und Standesvertretung. Aber nur keine Engherzigkeit! Alle deutschen Hochschulen: Universitäten, Berg- und Forstakademien, technische, landwirtschaftliche, tierärztliche, Handelshochschulen und Kunstakademien müßten von dieser Organisation umfaßt werden. Dann wäre es möglich, daß aus kleinen Anfängen eine Macht erwüchse, stark genug, mit der Zeit die legitime Vertretung der gesamten deutschen Intelligenz übernehmen zu können. Ist es etwa nicht dringend notwendig, daß sich auch die deutsche Intelligenz eine Interessenvertretung schafft? Ist ihr Anteil am politischen Leben nicht auf ein sehr bescheidenes Maß beschränkt worden, seitdem die alten Parteien eigentlich nichts anderes mehr sind als Vertretungen wirtschaftlicher Interessentengruppen? Und hat nicht gerade diese Wandlung dazu geführt, daß der heut übliche Kuhhandel zwischen Regierung und Parteien meist nur auf Kosten wichtiger Kulturinteressen zustande kommt? .... Dem entgegenzuarbeiten ist die Aufgabe aller deren, die, ohne die grundlegende Bedeutung einer blühenden Volkswirtschaft zu verkennen, doch nicht wollen, daß immer nur Kulturwerte geopfert werden, um nimmersatte Erwerbsgruppen schließlich — doch nicht zufrieden zu stellen.

In dem Wunsche, in dieser Richtung auf das öffentliche Leben einzuwirken, herrscht eine Solidarität der Interessen zwischen der studierenden Jugend, den akademischen Lehrern und wohl auch der Mehrzahl der den liberalen Berufen Angehörigen. Durch die Zugehörigkeit zu einer solchen „geistigen Gemeinschaft" würde die deutsche Studentenschaft zu einem beachtenswerten Machtfaktor. Daß diese Macht nicht zu einer lärmenden Politik der Straße mißbraucht werden sollte, ist selbstverständlich; in großen, würdig geleiteten Versammlungen könnten die deutschen Studenten, ihre Lehrer und all jene, die von dem Reichtum goldner Jugendjahre etwas hinübergerettet haben in die grauen Tage des Philisteriums, ihr politisches Wollen unzweideutig zum Ausdruck bringen. Und solche Kundgebungen würde man kaum mit so kümmerlichen Phrasen wie die vom „grünen Tisch" und die von der „jugendlichen Unreife" abzutun versuchen.

Dr. Leon Zeitlin

Goethe oder Erler

Die Aufführung des Faust, mit der jüngst das münchener Künstlertheater eröffnet wurde, war in mehr als einer Hinsicht lehrreich. Vor allem erwies sich klar, daß man tatsächlich mit der Vereinfachung des technischen Apparates eigenartige künstlerische Wirkungen zu erzielen vermag. Nicht minder klar zeigte es sich aber auch, daß die sogenannte Reliefbühne im besonderen für die

Zwecke des modernen Theaters durchaus ungenügend ist. Ihre geringe Tiefe hindert die Bewegungsfreiheit, namentlich in Volks- und Massenszenen. Auch erwies sich der Umstand, daß die Bühne infolge des Wegfalls der Kulissen nicht scharf genug als Welt des Scheins gegen den Zuschauerraum abgegrenzt ist, vielfach als illusionsstörend.

Was mich hier besonders beschäftigt, ist der Anteil, den die bildende Kunst an dem Gelingen oder Mißlingen dieses Abends hat. Man weiß ja: Fritz Erler hat die Dekorationen entworfen. In den Zeitungen ist viel Rühmens über die schönen Bilder, die man auf der neuen Bühne zu sehen bekam. Ich frage ganz allgemein: Ist es die Aufgabe der Bühne, schöne Bilder zu zeigen? Oder kommt es vielleicht in erster Linie darauf an, daß die Dekorationen dem Stil und Charakter der dargestellten Dichtung entsprechen?

Wenn die bildende Kunst das Theater unterstützen will, — gut! Wenn sie sich dabei der Dichtung als bescheidene Magd unterordnet, so kann etwas sehr Schönes entstehen. Wenn es ihr aber nur darauf ankommt, um jeden Preis sich selbst durchzusetzen, wenn sie, statt dem gesprochenen und gespielten Wort einen möglichst unauffälligen, geschmackvollen Rahmen zu liefern, sich in den Vordergrund drängt, wenn, mit einem Wort, statt des Dichters und des Schauspielers der bildende Künstler Herr der Szene wird, so ist das eine Anmaßung, die mit aller Entschiedenheit zurückgewiesen werden muß.

Gegenüber den großen Vorteilen, die man sich von der bildenden Kunst für die Neugestaltung des Theaters verspricht, halte ich es für dringend nötig, zu betonen, daß das Theater nur dann von dem bildenden Künstler wirklich profitieren kann, wenn dieser sich durchaus in den strengen, ihm von dem Geist der jeweiligen Dichtung vorgeschriebenen Grenzen hält. Es muß von ihm eine ähnliche Unterordnung verlangt werden, wie von dem Schauspieler, sonst geht die innere Einheit des Bühnenkunstwerkes, die die Vorbedingung alles ästhetischen Genusses ist, unfehlbar in die Brüche. Der bildende Künstler, der dies fundamentale Gesetz der Bühne verletzt, stellt sich auf dieselbe Stufe mit dem Virtuosen, der sich auch dem Stil der Dichtung nicht unterwirft, sondern einzig seine Individualität als Richtschnur anerkennt. Er wirkt im Grund unkünstlerisch wie der Virtuose, mag man im übrigen seine Leistung so interessant finden, wie man will.

Die Faustaufführung des Künstlertheaters zeigte an einem Schulbeispiel, was dabei herauskommt, wenn der bildende Künstler sich dem Stil der dargestellten Dichtung nicht unterordnet. Erlers Bühnenbilder mögen zum Teil großartig, pompös, wuchtig — ich weiß nicht, was alles, — gewesen sein, — im Sinn und Charakter der Dichtung waren sie gewiß nicht. Das wird niemand wundernehmen, der Erlers ausschließlich zweidimensionalen, auf alle Raumillusion verzichtenden, einzig und allein auf das Monumentale gerichteten Dekorationsstil kennt. Auch wenn dieser Stil echtes Fresko und nicht bloß vergrößerte Jugendillustration wäre, bliebe er für die Inszenierung des Faust gänzlich unbrauchbar. Denn der Faust ist eine durchaus dreidimensionale Dichtung, durchaus räumlich, vollplastisch, illusionistisch. Eine Inszenierung des Faust im Freskostil ist in jedem Fall der Gipfel der Unnatur und die ärgste Stilhuberei, die man sich denken kann.

Tatsächlich hat Erler, anstatt sich dem Stil der Dichtung unterzuordnen, versucht, seinen eignen anämischen Freskostil der lebenstrotzenden Dichtung aufzuzwingen. Gleich die erste Szene gibt einen deutlichen Begriff von dieser Art Inszenierung. Der Prolog im Himmel. Drei ge-

panzerte Monumentalgestalten mit Bronzeflügeln und riesigen Schwertern — rhythmisch angeordnet —, das ist Goethes Himmel. Gott Vater ist verschwunden, weil er den großen Rhythmus stören würde, Mephisto liegt im Staub am Boden, nicht weil es die Dichtung, sondern weil es der al Fresko-Rhythmus verlangt. Auf diese Weise wird aus der dramatischen Szene ein Wandgemälde mit einem Stück aus einem modernen Festzug. Der bildnerische Eindruck beherrscht die Szene, die Verse sind eigentlich überflüssig geworden, sie stören nur die Erhabenheit des Bildes.

Ähnlich verhält es sich mit der folgenden Szene. Goethe schreibt ausdrücklich ein gotisches Studierzimmer, mit Urväterhausrat, Gläsern, Büchsen, Instrumenten und Büchern vollgestopft, vor, und unsre Phantasie verlangt das gleiche, weil uns aus diesem mittelalterlichen Alchymistenmilieu die Erscheinungen des Erdgeistes und des Teufels erklärlich werden. Erler setzt sich auch hier ohne weiteres über den Charakter der Dichtung hinweg. Ein kahler, völlig stimmungsloser, von Quadermauern abgeschlossener Raum, im Sessel und Schreibtisch von ausgesprochen modern kunstgewerblichem Gepräge, — das ist Fausts Studierstube. Ich bin, wie gesagt, überzeugt, das man mit der Vereinfachung des szenischen Apparates große künstlerische Wirkungen erzielen kann, aber diese Vereinfachung muß im Geist der Dichtung geschehen, und nicht aus dem Geist einer der Dichtung völlig wesensfremden Freskokunst oder gar aus den stilistischen Prinzipien des modernen Kunstgewerbes. Nein, ich begreife wirklich nicht, was das moderne Kunstgewerbe in Fausts Studierzimmer zu suchen hat. Und ich sage: Hinaus damit! Im Namen der Dichtung, die für unsre Kultur immer noch wichtiger ist als das gesamte moderne Kunstgewerbe.

Das absurde, fast größenwahnsinnig anmutende Streben, die eigene Individualität an die Stelle der Dichtung zu setzen, zeigt sich besonders kraß in den Szenen, die im Freien spielen. Der Faust ist eine Dichtung mit ausgesprochen landschaftlichem Hintergrund. Hinter der langen Folge seiner Szenen liegt bald näher, bald ferner, hier sichtbar, dort nur fühlbar, das weite mitteldeutsche Land mit seiner Fruchtbarkeit, seinen Rebenhügeln, seinen Burgen, Wäldern und Wolken, mit seinem ganzen panoramaartigen Formenreichtum. Dieser landschaftliche Hintergrund gehört zum Wesen der Dichtung; ohne ihn fehlte in ihrer Krone der schönste Edelstein. Er muß also auch bei jeder Bühnendarstellung, die überhaupt Anspruch auf künstlerischen Wert erhebt, zum Bewußtsein gebracht werden. Was wäre zum Beispiel der Osterspaziergang ohne diesen landschaftlichen Hintergrund? Gerade hier tritt er ganz besonders lebendig in Aktion, ja, man könnte sagen, die eigentliche Hauptperson dieser Szene sei die Landschaft.

Und was sehen wir bei Fritz Erler? Einen Prospekt, dessen blaßgraue, in der Ferne fast entschwindende Hügelkette den Eindruck einer Dünenlandschaft macht; und vor diesem Prospekt, der nicht nur die Bedeutung des Landschaftlichen auf ein Minimum herabdrückt, sondern auch einen direkt wesensfremden, vergeistigungssüchtigen Zug in die so prachtvoll realistische Szene hereinträgt, statt geputzter Menschenkinder abenteuerliche Kostümpuppen, statt des Osterspaziergangs ein moderner Festzug, statt der lebendigsten, humorvollen Volksszene, die das deutsche Theater besitzt, ein steifes, völlig undramatisches Wandgemälde im Erlerschen Freskostil.

Und so geht es auf Schritt und Tritt; überall zeigt sich Erler bemüht, das Monumentale an die Stelle der An-

mut, das Abstrakte an die Stelle des Sinnlichen, Starrheit an die Stelle der Bewegung, das Anämische an die Stelle des Blutvollen, die Fläche an die Stelle des Raumes zu setzen und so auf alle Art den Geist der Dichtung aus ihrem Körper, gleichsam den Bewohner aus seinem eigenen Hause zu vertreiben. Ich leugne, wie gesagt, nicht, daß manche der neuen Bühnenbilder, an sich betrachtet, von großer Schönheit waren, ich behaupte nur, daß der Geist des Faust niemals auf einem Theater derartig verkannt, verfälscht, ja geradezu angefeindet worden ist wie in der Inszenierung von Fritz Erler.

Und daß dies ohne einen nennenswerten Protest vonseiten der Presse oder des Publikums ruhig geschehen kann, das beleuchtet wieder einmal mit Magnesiumlicht die Finsternis der deutschen Kulturzustände. Merk es, Welt: man muß im Deutschland des zwanzigsten Jahrhunderts gleichsam zum Schutze Goethes die Feder ergreifen; man wird demnächst einen Verein ins Leben rufen müssen zum Schutz einer Dichtung, die jedem Deutschen heilig sein sollte, wie dem Juden die Bibel.

Soll ich noch mehr Beispiele dafür anführen, wie respekt- oder verständnislos Fritz Erler bei dieser Inszenierung zu Werk gegangen ist, wie hier die „Fresko- und Tempelkunst" Kritik und Rache an der Kunst übt? Marthas Garten zum Beispiel besteht bei Erler aus einem quadratisch gefügten Lattenzaun mit einem Gewinde von lila Rosen. Das soll jenes intime, kupplerische Gärtchen sein, wo sich alle die Heimlichkeiten der ersten Liebe abspielen. Vor diesem barbarischen, aber stilvollen Lattengefüge, das an die Straßendekorationen bei Gelegenheit des letzten Schützenfestes erinnerte, mußte das arme Gretchen sein Gänseblümchen befragen. Es wirkte wie ein Schlag mitten ins Gesicht der Dichtung. — Weiter!

Die Szene „Wald und Höhle" hat Erler, nach dem Eisberg auf dem Prospekt zu schließen, an das nördliche Ufer des Atlantischen Ozeans verlegt. Man denke sich etwa Grönland als Schauplatz der Szene, die mit dem herrlichen, von pantheistischem Naturgefühl durchdrungenen Dankgebet Fausts an den Erdgeist beginnt: Erhabner Geist, du gabst mir, gabst mir alles! Man lese den Monolog nach, um das Ungeheuerliche dieses Vorgehens zu erkennen! Aber dieser Zug steht keineswegs vereinzelt da. Es ist zwar kein Stil in Erlers Inszenierung, aber doch so etwas wie ein System. Man vergleiche das sibirische Kostüm des Faust (mit dem famosen schwarzen Automobilschleier) oder die vielgerühmte Domszene, bei der man sich wieder nach Grönland, in eine dortige Dorfkirche, versetzt fühlte. Andre mögen vielleicht an eine Szene aus einem Drama von Maeterlinck gedacht haben. Genug, es geht ein Streben nach Vernördlichung überhaupt durch die ganze Auffassung Erlers. Das mag auf den ersten Blick absonderlich erscheinen und erklärt sich doch höchst einfach; ihn zieht eben alles Öde, Unfruchtbare, Leblose wahlverwandtschaftlich an. Schade, daß der Hyperos von Georg Fuchs nicht auf dem Spielplan des Künstlertheaters steht. Das wäre eine Aufgabe für Fritz Erler gewesen. Von dem Faust hätte er füglich seine Finger lassen sollen Er ist uns zu gut für die stilhuberischen Experimente der Tempelkunst.

Karl Schloß





Glossen

Nachklänge von der Donau

Durch unsere Presse ist die rührende Nachricht gegangen, daß die „Huldigung" deutscher Bundesfürsten und Bürgermeister am siebenten Mai zu Schönbrunn auf den Sultan in Konstantinopel tiefen Eindruck gemacht habe.

Dieses Lob wiegt schwer. Denn der Sultan ist ein Überbleibsel aus der guten alten Zeit, kann seine Weiber im Sack ersäufen und seine Wesiere hängen lassen ohne viel Federlesens, ist durch Parlament und ähnlichen Krimskrams nicht so sehr am „Herrschen" behindert wie gewisse mehr westliche Potentaten. Und andrerseits trat es zu Schönbrunn in den beiden kaiserlichen Programmreden, wie bereits im vorigen Heft vermutet wurde, klar heraus, daß der ganzen Veranstaltung doch eben der „monarchische" Wunsch zugrunde gelegen hatte, die „Völker" wieder einmal daran zu erinnern, daß sie „Untertanen" seien.

Was soll man zu den Stimmen sagen, die aus dem deutschen Blätterwald bei jener Gelegenheit hervortönten? „Restlos" und „rückhaltlos" waren die beiden Worte, die sich im allgemeinen Phäakenjubel mit einer fast peinlichen Regelmäßigkeit wiederholten. Es war, als ob sich der Michel aus dem Jahr 1830 oder 40 wieder einmal die Zipfelmütze der liberalen Legende über Ohren und Augen gezogen habe; als ob es keinen Erzengel Michael mit dem Schwert mehr gebe; als ob die deutsche Not in Böhmen garnicht existiere. Ein Wochenblättchen tischte seinen Lesern sogar die Wundermär von „den beiden großen germanischen Reichen Mitteleuropas" auf. Die verehrliche Redaktion scheint sich an jenem feisten Kraut, welches Vergessenheit bringt, am „fat weed of Lethe warf", einigermaßen übernommen zu haben. Allein schon die vier Millionen Tschechen in Böhmen gegenüber den halbsoviel Deutschen zu übersehen, — alle Achtung!

Inzwischen ist in Österreich das klerikale Messer an die Kehle der akademischen Lehrfreiheit gelegt worden und, während ich dies schreibe, längst noch nicht von besagter Kehle zurückgezogen. Vertrauensmänner der Deutschböhmen aber, der trügerischen Zusagen von wiener Ministern müde, haben sich direkt an die Gesamtheit der deutschen Abgeordneten um Hilfe gewendet. Es kommt bei dieser Gelegenheit zutage, daß von den fünfzehn Ratsstellen, die beim prager Oberlandesgericht dem Deutschtum reserviert bleiben sollten, überhaupt nur noch acht besetzt sind, daß mit der Klausel, die dieses Reservatrecht zu schützen und festzulegen bestimmt war, Fangball gespielt wird. Unsre Rückhaltlosen und Restlosen wenden sich ab. Die Deutschen dort könnten doch ruhig Tschechen werden, schon dem guten alten Kaiser Franz Josef zuliebe.

Der soll, wie man las, nur für die auswärtige Politik in Österreich verantwortlich sein. Im Innern wünscht er, daß man ihm „a Ruh" gebe. Ich glaube, der kaiserliche Jubilar ist viel tiefer und schlauer, als gewisse Hochstelzer ahnen. Wenn ich mir klarzumachen versuche, mit welchen Gefühlen manchmal der würdige Greis im Lauf dieses Sommers, der ihm ja noch manche Störung seines Privatlebens bescheren

soll, nach Ablegung der Tageslast sich zu Bett begeben wird, fallen mir immer die Worte des Knaben aus Uhlands Gedicht ein: „Vorüber, ihr Schafe, vorüber!“

Gothus

Die schöne Hälfte des Lebens

Hermann und Dorothea. Derweilen in der Stube die Männer sich unterhalten, sucht die Mutter Hermann in Ställen und Höfen, schreitet entlang den goldenwogenden Kornfeldern und findet den Sohn im Schatten des Birnbaums droben auf dem Rebhügel. Hermann weint und klagt der Mutter seinen Kummer. Öd und einsam kommt ihm seine Kammer vor, Hof und Garten; es fehlt ihm die Gattin. Und die Mutter versteht den Sohn, und mit frohen Augen tröstet sie ihn:

„Sohn, mehr wünschest du nicht, die Braut in die Kammer zu führen,
Daß dir werde die Nacht zur schönen Hälfte des Lebens,
Und die Arbeit des Tages dir freier und eigener werde . . .“

In einer Schulausgabe von Doktor Adolf Hauffen sind diese Verse mit einem Sternlein versehen. Und was besagt das Sternlein. Wohlan: „In diesem meist unrichtig zitierten und vielfach mißverstandenen Verse muß das Schwergewicht auf „Hälfte des Lebens“ gelegt werden. Im Gegensatz zu den „wenigen Stunden“ Schlaf, die ihm als Junggesellen genügen, werde er nun die halbe Zeit der dringend nötigen Nachtruhe widmen.“ Nun? Im übrigen ist Herr Hauffen mit anderen Goetheerklärern der Meinung, in der Mutter Hermanns habe Goethe seiner eigenen Mutter ein Denkmal gesetzt. Arme Frau Rat und armer Goethe! Nein. Aber armer Herr Hauffen, hören Sie auf, uns das Schöne und Schönste zu verschrumpfieren, und ihr deutschen Lehrer, werft diese einfältigen Schulausgaben, wenn sie nicht ganz dringend notwendig sind, endlich einmal ins Feuer! Und wo sind sie denn notwendig?

Otto Ernst Sutter

Aus Phäakien

Unser Staatssekretär des Innern, Herr von Bethmann-Hollweg, hat bei seinem Überfluß an Zeit ebenfalls auf der Hohkönigsburg mitspielen müssen. Dabei ist ihm laut Bericht in der „Frankfurter Zeitung“ die Wendung entschlüpft, Friedrich der Einäugige habe durch seine Besitzungen „ein Netz von Festen“ gespannt. Ein Teil des deutschen Publikums ist infolge systematischer Bemühungen in seinem Geschmack so herabgekommen, daß jene Wendung von vielen flüchtigen Lesern durchaus im phäakischen Sinne des ewig schnurrenden Bratspießes verstanden worden sein wird, mit großem Unrecht gegen jenen Schwabenherzog, der ein sehr tätiger, sachlicher und besonnener Mann, kein fahriger Vergnügling, kein Komödiant, kein Phrasendrescher war. Die Elsässer wundern sich; das Ausland auch. Es fragt: Wie kommt es nur, daß dieser Deutsche, der doch den Unterschied zwischen arm und reich mit so außerordentlicher Genauigkeit erfaßt hat, gleichwohl den Unterschied zwischen vornehm und parvenühaft, zwischen Werken und Worten, zwischen Wesen und Schein, zwischen Politik und bloßer Theaterei garnicht mehr zu kennen scheint? Der monarchische Gedanke mag allenfalls in stiller und fruchtbringender Arbeit gekräftigt werden; durch absichtvolle Schaustellungen läuft er Gefahr, zur Maskerade gleich andern Lappalien herunterzusinken.

Das für die Baugeschichte der bei Schlettstadt restaurierten Burg angeblich so wichtige Jahr 1500 braucht übrigens

kein Deutscher sich rot anzustreichen. Im Norden zwar erwehrten sich damals die drangsalierten Marschbauern gerad einmal noch ihrer lungernden Wölfe, des dänischen Königs und der holsteinischen Grafen, und schlugen sie bei Hemmingstedt (in Westholstein). Im Süden peinigte dafür der Schinder Ulrich schon seine Württemberger. Das jus romanum begann allerwegen die Freiheit des Landmannes zu würgen, der große Bauernkrieg bereitete sich vor. Deutschland als Reich existierte, weil es noch nicht energisch angegriffen worden war, trotz wahnwitziger Kräftezersplitterung und gelähmter, halblebendiger Zentralgewalt. An diesem beschämenden Tiefstand können keine Hohkönigsburg, keine Maskenzüge, keine geschwollenen Redensarten mehr etwas ändern.

Inzwischen ist zur Abwechselung in Wiesbaden „Festwoche“.

h

Die schwäbischen Klosterschulen

Der württembergische Landtag verhandelte kürzlich über Reformvorschläge betreffs der niederen evangelisch-theologischen Seminare. Dabei fiel manches kluge Wort, es wurde auch mit Recht betont, daß die Staatsschulen nicht für die Ausbildung von Dichtern und Sonderlingen da seien; aber in der Hauptsache geschah nichts. Der Hauptschaden wurde nur flüchtig berührt und nicht ernst genommen. Er liegt darin, daß diese Seminarien, die den obern Klassen des Gymnasiums genau entsprechen und noch keinerlei speziell theologische Bildung geben (mit Ausnahme etwa der Bevorzugung des Hebräischen im Stundenplan), nur für Theologen zugänglich sind. Ein Knabe von vierzehn Jahren, der keine andere Möglichkeit zu studieren hat, muß sich also zum Theologen hergeben, nur um dadurch die Gymnasialbildung auf Staatskosten zu erlangen. Nun haben zwar manche frühere Maulbronner oder Uracher Seminaristen sich später in ganz anderen Fakultäten ausgezeichnet, worauf die Verteidiger des jetzigen Systems stets mit Stolz hinweisen; wieviel innere und äußere Kämpfe die Loslösung jeden von ihnen gekostet hat, und wie manche andre an dieser Klippe gescheitert sind, darüber schweigt man. Einerseits werden also die schwäbischen Theologen aus dem Kreis der begabtesten Schüler rekrutiert, andrerseits weiß die schwäbische protestantische Kirche nie, wie viele ihrer Pfarrer lediglich Mußtheologen sind. Und warum soll ein begabter Schüler, der das Zeug zum Arzt oder Juristen oder Staatsmann in sich hat, nicht ebensogut wie der Theolog den Vorteil der Ausbildung auf Staatskosten genießen?

Auch von dem in allen Landen übel berüchtigten „Landexamen“ wurde lediglich als von einem notwendigen Übel geredet. Warum? Das Examen findet jährlich in Stuttgart statt, und es strömt dazu die vierzehnjährige Jugend des ganzen Landes zusammen. Für die große Mehrzahl der Examinanden kommt also zur Prüfungsaufregung und zur Überarbeitung der meist stark überheizten Vorbereitungszeit noch die Reise nach Stuttgart (für manche das erste Kennenlernen der Residenz), ein Wohnen in fremder Umgebung und das Ablegen der Prüfung in fremden Räumen und vor fremden Lehrern. Der Fall ist sehr häufig, daß gerade sehr begabte Kinder in diesem Trubel den Kopf verlieren und durchfallen, während sie nachher beim Durchsehen der Aufgaben diese leicht finden und ihr Pech nicht begreifen. Kurz, wenn schon bei jedem solchen Konkursexamen der Zufall bedenklich mitspielt, so tut er es hier, bei Vierzehnjährigen, doppelt. Wenn schon

die Seminarien in alter Weise weiterbestehen sollen, so müßte doch das Landexamen als das erkannt werden, was es ist, als ein Zopf und ein herausforderndes Objekt für Humoristen und Satiriker.

l

Olle Kamellen

Was wohl Onkel Bräsig zu der jüngsten schweriner Thronrede sagen würde? „Die Konstitution kömmt von dat Befinden." Nämlich des jeweils regierenden Großherzogs. Nur darf man nicht vergessen, daß auch hohe Herren mitunter ein schwaches Gedächtnis haben. So wenn der jetzige seinem in Gott ruhenden Großvater nachrühmt, daß er angesichts der veränderten Verhältnisse zum Deutschen Reiche und der eigenen staatlichen Entwicklung an eine Verfassungsänderung gedacht habe. Im Tagebuch von Friedrich Franz II liest man etwas ganz anderes. Darnach waren es die Barrikaden in Berlin, die den Anhänger des monarchischen und ständischen Prinzips eines Besseren belehrten. „Durch Gewalt gedrängt, war ich entschlossen, den Andringenden mich oder die Konstitution zur Wahl zu stellen. Da kam die Proklamation des Königs vom achtzehnten (März), der Kampf in der Nacht auf den neunzehnten! Das alte System war gefallen, das konstitutionelle hatte gesiegt."

Aber nur keine Angst. Das war vor sechzig Jahren. Heute wird die Suppe nicht mehr so heiß gegessen. „Ich hatte versucht, das monarchistische und ständische Prinzip zu retten," schrieb der Großvater wehmütig in sein Tagebuch. Nun, was der Großvater Anno 1848 vergebens versucht hatte, vollbringt der Enkel Anno 1908 unter dem Beifall aller Gutgesinnten. Denn was uns in der schweriner Thronrede über die neue mecklenburger Verfassung mitgeteilt wird, klingt wie ein längst vergessener trauter Sang aus der seligen Raubritterzeit. Da wählen sich zunächst die beiden alten Stände, die bleibende Ritterschaft und die Landschaft, die bisher alljährlich in Sternberg und Malchin Schweinehandel und Gesetzgebung so ritterlich zu verschmelzen wußten, sich selber ins Parlament und retten so das ständische Prinzip und — die Landwirschaft. Dann wählt, um das monarchische Prinzip zu retten, der Landesherr wieder eine Handvoll Junker. Dann wählen sich die Junker als Berufsstand noch einmal selbst. Und endlich ganz zuletzt bei den allgemeinen Wahlen, die wohlweislich nach Stadt und Land getrennt und überdies indirekt und nach Bildung und Besitz abgestuft sind, zum vierten und letzten Mal. Es sei denn, daß sich durch das plutokratische Pluralwahlrecht, wie wir das in Preußen erlebt haben, etwa ein reicher Bordellwirt als Vertreter der höheren Bildung der Nation in die erlauchte Gesellschaft verirrte. Eins ist sicher: Wer deutsche Rechts- und Verfassungsgeschichte studieren will, nehme nur die neue mecklenburger Konstitution zur Hand. Er findet darin alles, was er braucht oder vielmehr nicht braucht, von der Karolinger Zeit bis ums Jahr 1700. Als Potpourri in Musik gesetzt, gäbe es eine prächtige Nationalhymne. Etwa nach der Melodie des alten Heckerliedes zu singen. Ob sich Fürst Bülow bei Änderung des preußischen Wahlrechts Mecklenburg zum Muster nimmt? Er wäre des Beifalls aller Gutgesinnten gewiß.

Tarub

Die gelbe Gefahr zur See

Als der Norddeutsche Lloyd im Sommer vorigen Jahres beschloß, auf einigen seiner Linien chinesische Heizer und

Kohlenzieher zu beschäftigen, wurde er deshalb von der Arbeiterpresse scharf angegriffen. Der Lloyd wehrte sich, indem er menschenfreundliche Gründe vorschützte. Man könne den Weißen die Tätigkeit in den Maschinenräumen auf der Fahrt in die Tropengegenden nicht zumuten. In den Kreisen der Arbeiterschaft machte diese Erklärung wenig Eindruck. Man witterte eine heraufziehende Gefahr. Mit wieviel Berechtigung, lehren jetzt Bekundungen des Londoner Board of Trade über das rasche Umsichgreifen gelber Arbeit auf englischen Schiffen. Mehr als zwanzig Schiffahrtsgesellschaften versichern übereinstimmend, daß ihnen die Beschäftigung chinesischer Seeleute beim Einzelnen noch etwas teurer zu stehen komme als die weißer Mannschaft. Der Vorzug gelber Arbeit liege in der Wirkung. Ein Schiffseigner nach dem andern versichert: wenn man einmal mit einer chinesischen Kraft für einen bestimmten Posten einen Versuch angestellt habe, könne einen nichts mehr bewegen, wieder einen Weißen dahin zu setzen. Chinesische Heizer steigern durch ihre besseren Leistungen die Fahrgeschwindigkeit der Dampfer, während sie gleichzeitig durch ihre Friedfertigkeit und Mäßigkeit das Leben an Bord angenehmer gestalten. Diese Beobachtung hat schon viele Schiffahrtsgesellschaften veranlaßt, auch an Deck chinesische Mannschaft zu verwenden. Die Kapitäne selbst fordern hierzu auf. Sie klagen über die Trunksucht und den Ungehorsam englischer Seeleute, über häufiges Ausreißen und allerhand Scherereien durch das Betragen der Leute in den Hafenstädten. Da schreibt ein Kapitän, er befinde sich dauernd in der Zwangslage, seine Leute schelten und züchtigen zu müssen; ein anderer verlangt nach „anything in the shape of a human being, other then a Britisher". Aus alledem geht hervor, daß der chinesischen Arbeit auf britischen Schiffen bei freiem Wettbewerb die Kraft innewohnt, die englische zu verdrängen. Warum also nicht auf deutschen Schiffen die deutsche Arbeit? Die gelbe Gefahr schwimmt. Man wird sich nicht zu verwundern brauchen, wenn der Ozean sie uns eines Tages ans Land spült.

Otto Corbach

Morgenröte?

Der moderne deutsche Student ist politisch im allgemeinen eine recht wenig erfreuliche Erscheinung. Aus dem überschäumenden Bruder Studio von damals, der das Herz voll junger Ideale hatte, der für Freiheit, Ehre, Vaterland ebenso blühend schwärmte wie für Wein, Weib und Gesang, haben sich verschiedene Typen entwickelt: ernste, kaltherzige Arbeiter, zielbewußte, regierungsfromme Streber, kleinherzige Egoisten. Auch vom Bummeln und von der Mensur ist der rosige Schimmer göttlicher Jugendeseleien gewichen; mit ernster Wichtigkeit werden diese Affären von den Herren Korpsstudenten behandelt. Manches haben sie vielleicht zugelernt, aber die Jugend fehlt meist.

Am schlimmsten von der heiligen Dreieinigkeit des Burschenlebens ist dabei das Vaterland weggekommen. Aus der reinen, ehrlichen, schwärmenden Begeisterung für nationale Größe ist die üble Karikatur des Nationalismus entstanden. Wie das wahre Nationalgefühl groß und gut, vornehm und weitherzig ist, so ist der Chauvinismus klein und schlecht, engherzig und unvornehm. Merkwürdig genug, daß sich in unserer Zeit der weltumspannenden Beziehungen dieses Unkraut in allen Ländern wieder zu üppigem Wachstum entfalten konnte, noch merkwürdiger, daß gerade die Jugend, und vor allem die akademische Jugend, seine Fahne entrollen konnte.

Und nun geschieht das jetzt beinahe schon Unglaubliche. Ein freisinniger Professor tritt den Klerikalen auf die Hühneraugen. Die tun, was man von ihnen erwarten muß: sie denunzieren, sie ächten, sie verfolgen den Sünder. Es erhebt sich das übliche Geschrei. Der Mann wird von einer gefügigen Fakultät sanft gemaßregelt.

Und die Studenten lassen sich das nicht gefallen! Sie protestieren, zeigen Energie, drohen mit vielleicht kindischen, aber bitter ernst gemeinten Mitteln, sie wollen streiken. Sie zeigen sich plötzlich jung, begeisterungsfähig, zeigen, daß Bruder Studio, der alte, mit dem Wahlspruch „Frei ist der Bursch" doch noch nicht ganz erstorben ist. Wundervoll wohltuend für ein altes Studentenherz. Aber das Schönste ist noch zu berichten. Der widrige Nationalitätenhader wird für diesen einen Fall suspendiert. Die jüdischen Korporationen Arm in Arm mit den Deutschnationalen, die anderen Deutschen in akademischer Gemeinschaft mit den Tschechen! Alle nur Studenten, Söhne der Alma Mater, ehrlich und ängstlich besorgt um die kümmerlichen Reste akademischer Freiheit. Der Einzelfall ist gleichgültig; aber daß es überhaupt noch möglich ist, daß Studenten in erster Linie Studenten sein wollen, daß ihnen das wieder einmal wichtiger ist als Rasse und Chauvinismus, das ist von enormer symptomatischer Wichtigkeit. Sollte es wirklich einmal wieder besser werden in jungen Herzen? Ist der Krug wirklich bald voll? Wenn wir die Jugend wieder gegen die Dunkelmänner mobil machen können, die Jugend, die jetzt ihre besten Kräfte in dem öden Nationalismus vergeudet, dann kann es wieder Licht werden.

Sollte der Fall Wahrmund mit seinen Konsequenzen die erste Morgenröte sein? Wir wollen es als gutes Omen hinnehmen.

Peter

Der letzte Ritter

Ich rede nicht von dem Kaiser Maximilian I, sondern von dem Reichsgrafen Friedrich Görtz auf der Hallenburg bei Schlitz in Oberhessen. Er ist Romantiker wie sein Freund und Jagdgenosse auf dem Kaiserthron. Er träumt, mit Chamisso zu reden, als Kind sich zurücke, — in jene herrlichen Zeiten, da seine Vorfahren den Pfeffersäcken in den Städten Fehde ansagten und hinterdrein nach Herzenslust mordeten, plünderten und brandschatzten. Sein Fehdebrief an das Städtchen Schlitz, das, durch Wildschaden klug gemacht, Seiner Erlaucht Jagdrecht um eintausendsechshundert Mark ablösen wollte, liest sich wie ein Dokument aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Nur daß das dumme deutsche Strafgesetzbuch, das auch den Edelsten und Besten den unbeschränkten Gebrauch ritterlicher Waffen verbietet, den hohen Herrn nötigte, von Mauerbrechern, Feldschlangen, Kartaunen und Pechfackeln abzusehen und dafür die sanften Schleichwege der bürgerlichen Kanaille einzuschlagen. Ja, genau besehen, ist Seine Erlaucht, so schrecklich es klingen mag, auf dem besten Wege, Sozialdemokrat zu werden, und das lediglich, weil der moderne Staat dem Adel die Ausübung seiner Privilegien unmöglich macht. Graf Görtz hat nämlich die Stadt Schlitz mit seinem allerhöchsten Boykott bedroht. Zwei Gemeinderäten sind bereits die Lieferungen für den gräflichen Haushalt entzogen worden. Der Schloßgarten wurde gesperrt, um den Fremdenverkehr der Stadt zu vernichten. Die gräflichen Taschen, die sich bereits geöffnet hatten, um das städtische Elektrizitätswerk zu speisen, wurden wieder zugemacht, und Seine Erlaucht trägt sich sogar mit dem entsetzlichen Gedanken, der Stadt den beglückenden Anblick seines aristokratischen Angesichts zu entziehen und nach Richthofen überzusiedeln,

nur damit die Stadt dadurch um acht bis neuntausend Mark Steuern gebrandschatzt werde. Täte das ein Arbeiter, so würde des Reichsgrafen Leibblatt, die „Kreuzzeitung“, sicherlich von Terrorismus sprechen. Und doch wurde nur das Wort „Noblesse oblige“ in die Tat umgesetzt. Denn Seine Erlaucht ist nach dem hohen Vorbilde seiner Vorfahren Ritter und Christ in einer Person. Ritter; denn er schrieb der Stadt, bevor er zu Taten schritt, nach alter Väter Brauch den Fehdebrief zuhanden des Herrn Bürgermeisters. „Da man mich — leider! — gewaltsam dazu drängt, ein Feind der Stadt zu werden, so will ich mir um meiner Selbst willen das Bewußtsein wahren, wenigstens als völlig offener und loyaler Feind dazustehen. Deshalb wünsche ich, daß Sie in einer Ihnen geeignet erscheinenden Weise den Inhalt dieses Schreibens zur Kenntnis jedes einzelnen Mtigliedes des Gemeinderats bringen.“ Christ; denn Seine Erlaucht verzichten trotz der Ihr angetanen Kränkung einstweilen auf das Recht, das Spital auf den ursprünglichen kümmerlichen Zustand der fünfziger Jahre zurückzuschrauben, die Diakonissinnen zu entlassen und dadurch den Kranken die Pflegerinnen und den kleinen Kindern in Schlitz die Lehrerinnen zu rauben. Auch der Armenverein der Stadt wird nicht aufgelöst, sodaß also wenigstens vorläufig niemand ganz zu verhungern braucht. Wie rührend und erhebend zugleich! Niemals ist Christi Gebot „Liebet eure Feinde!“ so buchstäblich erfüllt worden. Hoffentlich folgt diesem glänzenden Beweis von Selbstüberwindung bald der gebührende Lohn. Vielleicht aus der Hand des allerhöchsten Jagdgenossen, wenn er das nächste Mal nach Schlitz kommt, um . . . Aber das Jagdrecht ist ja abgelöst. Armer Reichsgraf!

Elkan

Die Süddeutschen Monatshefte

In ihrem neuesten Heft bringen die „Süddeutschen Monatshefte“ ihren zweiten Angriff gegen den „Simplicissimus“ und verbinden diesmal damit auch einen gegen den „März“ und den Verleger Albert Langen. Die Kollegen von nebenan, die bisher mit ihrem Unternehmen wenig Erfolg hatten, scheinen sich zu einem größeren Erfolg verhelfen zu wollen, indem sie sich den glücklicheren Kollegen vom „Simplicissimus“ und „März“ mit kritischen Händen an die Rockschöße hängen. Wir möchten die Herren bei diesem Vorhaben gerne unterstützen und weisen unsere Leser deshalb noch besonders auf diesen Angriff hin. Außerdem geben wir den „Süddeutschen Monatsheften“ in dieser Nummer auch noch ein Gratisinserat an bevorzugter Stelle, worauf wir unsere Leser ebenfalls noch ausdrücklich hinweisen.

Quod bonum felix faustumque sit.

Der „März“

Bibliothek August Scherl

Auf diese Angelegenheit kann ich erst im nächsten Hefte zurückkommen.

Albert Langen

Verantwortlich: Für die Redaktion Hans Fischer (Kurt Aram), für den Inseratenteil Otto Friedrich, beide in München. — Verlag von Albert Langen in München. — Redaktion und Expedition: München, Kaulbachstraße 91. — Verantwortlich für die Redaktion in Österreich-Ungarn: Adolf Schlesinger in Wien I — Expedition für Österreich-Ungarn: Huber & Lahme Nachfolger, Wien I, Herrengasse 6
Druck von E. Mühlthaler's Buch- und Kunstdruckerei AG. in München, Dachauerstraße 13

Demokratisches Programm / Von Gothus

Ich glaube, daß zum Erkennen der großen Richtlinien für das politische Betragen einer Partei die historischen Widerstände maßgebend sein müssen, durch welche sie ins Dasein gerufen wurde, und im Kampf mit denen sie erstarkte. Die freiere politische Denkweise, die den Absolutismus in Deutschland abzulösen bezweckte, führt bekanntlich auf eine gemeinsame Wurzel zurück: den Zusammenbruch des französischen Privilegienstaates. Am Rhein und in Süddeutschland folgten die Geister den von dorther zuströmenden, revolutionären Ideen schneller, in Norddeutschland erst, nachdem auch der friderizianische Staat bankrott geworden war. Unmittelbar nach der Schlacht von Jena (Oktober 1806) bildete sich im preußischen Heer und Beamtentum der Kern einer politischen Opposition; ihm, der die sogenannte Stein-Hardenbergsche grundstürzende, aber auch grundschaffende Gesetzgebung teils vorbereitete, teils kraftvoll durchführte, hat sich das liberal werdende norddeutsche Bürgertum langsam angegliedert, bis es mit dem süddeutschen Liberalismus in dem Wunsch nach Volksvertretung und Kontrolle der Machthaber zusammenfloß. Der linke Flügel, der sich heute demokratisch nennt, und den der „März" vertreten möchte, hat also seinen Ursprung ebenfalls in jenem Kampf, der einer Befreiung des Individuums von feudalen Fesseln galt. Er wird nur sich selber treu bleiben und politisch seine besten Geschäfte machen, solang er seine Front den gleichen Mißbräuchen zukehrt, gegen die seine geistigen Ahnen sich erhoben. Es sind Standesvorrechte, altüberlieferte oder neu sich bildende, Bevorzugungen irgendwelcher Kreise in Rechtsprechung, Steuerwesen, Militärdienst oder sonstwo. Demokraten sollten darüber wachen, daß ein so böser Krebs wie Klassenjustiz sich nicht ins deutsche Leben einfrißt; wachen, daß nicht wie unter dem ancien régime der Adel sich in bevorzugten Regimentern zusammenballt und vom Bürgertum scheidet, sodaß unsre Landesverteidiger gleich Öl und Wasser nicht mehr zusammenlaufen; wachen, daß die Beförderung in den Staats-

ämtern gerecht vor sich gehe, der Bürgersmann nicht mit dem Posten eines Majors oder Landgerichtsdirektors höchstens abgespeist werde.

Der zweite große Widerstand, gegen den selbständigere deutsche Köpfe sich schon Jahrhunderte vor Steins Befreiungsedikt zu wehren hatten, hieß Gewissenszwang. Unsre Vorfahren sind namenlos gequält worden durch Behinderung der Denkfreiheit; der Weg zu dieser Freiheit ist mit den Gebeinen von tausend und abertausend Märtyrern besät. Demokraten müssen also danach trachten, daß uns die schwer errungenen Resultate der Aufklärungszeit wie die im vorigen Jahrhundert gewonnenen Garantien für freie Lehre, freie Meinungsäußerung in Wort und Schrift nicht wieder verkümmert werden.

Von einem konservativen Parlamentarier ist vor fünfzig Jahren das Wort gefallen: „Jawohl Preßfreiheit! Aber hinter jedem Schriftsteller einen Galgen!" Dies Wort richtete sich gegen die leider zuweilen betätigte Auffassung, als ob Preßfreiheit soviel wie Verleumdungsfreiheit sei. Auch hier haben Demokraten ein schönes Feld zur Betätigung, indem sie den Schutz der Person gegen Willkür irgendwelcher Art, sei es vonseiten roher Beamter oder gewissenloser Ehrabschneider, auch vor den Gerichten selbst zu mehren und zu stärken suchen.

Hiermit im engsten Zusammenhang steht ein besserer Schutz der Person überhaupt. Der entehrende Ausdruck „Untertan" muß aus der Verfassung beseitigt werden. Die Art, wie Staatsbürger heut auf gänzlich ungeprüfte Denunziationen hin aus ihrer Häuslichkeit gerissen und in Untersuchungshaft abgeführt, wie bei der geringsten Gelegenheit die Wohnungen umgewühlt und durchschnüffelt werden, verstößt gegen die Unverletzlichkeit des Hauses. Ebenso sollten der Notwehr viel weitere Grenzen gezogen sein. Die Auffassung, als ob Akte der Selbsthilfe ebensoviele Wichtigkeitsminderungen für die Behörden seien, muß lächerlich gemacht und ausgetilgt werden. Die Polizei möchte uns einbilden, daß jeder Insultierte, statt mit einer Ohrfeige zu antworten, „schriftlich einzukommen" habe. Nächst Verleumdern haben deshalb aggressive Rohlinge viel zuviel Macht und Geltung in Deutschland. Dem Publikum aber wird die Bedientenhaftigkeit anerzogen, über die nachher, sobald sie ihren kläglichen Mangel an Selbstachtung im Auslande zeigt, unsre Minister stöhnen. Daher sollten Demokraten das auf ihre Fahne schreiben, was in der englischen

Welt habeas corpus heißt: Unantastbarkeit von Person und Wohnung und größere Freiheit in der Abwehr von Eindringlingen.

Es ist mir immer unfaßbar gewesen, wie eine ernste politische Partei sich programmatisch für gewisse wirtschaftliche Forderungen festlegen konnte. Ob Schutzzoll oder Freihandel, das bleibt eine Zweckmäßigkeits-, nicht eine Gewissensfrage. Die Redensart: „ohne wirtschaftliche Freiheit keine politische Freiheit", sollte ja wohl bedeuten: keine bureaukratische Hemmung für Erzeugung und Ausfuhr von Waren! Aber erstens ist Nordamerika, das Land ausgeprägtester Demokratie, zugleich das Land der stärksten Schutzzölle; und zweitens bedeutet Freiheit unter Starken längst noch nicht das gleiche wie Freiheit von Starken gegen Schwächere. In Deutschland scheint sich für gewisse Gebiete der nationalen Arbeit der Schutzzoll vorläufig gut bewährt zu haben. Er kann morgen wieder falsch werden; dann wird er abgeschafft. Aber dies zu entscheiden, ist Sache der Statistik, des zeitweiligen Nutzens, des Überblickes über die Konjunktur, nicht Sache eines Programms.

Seit der deutsche Freisinn bis auf weiteres Blockpartei geworden ist, wird es ihm ferner liegen als je, die Vielköpfigkeit an leitender Stelle, dies schleichende, fast unausrottbare Übel aller Demokratien, in unsre großen nationalen Organisationen wie die Armee hineinzutragen. Noch sind alle Heere, die mit vielköpfigem Kommando auszogen, geschlagen worden. In der Armee ist also die Kommandospitze brauchbar, vorausgesetzt, daß der betreffende Purpurträger Verstand genug hat, bessere Leute herauszufinden und an seiner Stelle das machen zu lassen, was er selbst schlechter machen würde. Auf andern Gebieten, zumal auf rein geistigen und in der Justiz, ist persönliches Regiment der Anfang vom Ende. Eine Nation von über sechzig Millionen Seelen darf nicht fortwährend auf zwei Augen gestellt und durch Unbesonnenheiten eines einzelnen hineingeritten werden. Wir brauchen uns nicht andrer Leute Hörner abzulaufen. Daher sollten die Demokraten „Abgewöhnung vom Königtum" auf die Fahne schreiben für solche Regierungs- und Verwaltungsgebiete, auf denen vom Volk gewählte Körperschaften und ihnen verantwortliche Minister sicherer funktionieren, während mangelnde Garantie der Selbstbeschränkung des „Monarchen" für die breiten Schichten von übergroßer Gefährlichkeit ist. An Revolution wird kein Verständiger denken, solange genügende verfassungsmäßige Mittel zur Erreichung eines Zweckes vorhanden sind. Diese gesetzlichen

Mittel aber sollten mit allem Nachdruck und aller Geschicklichkeit angewendet werden, um Sicherheiten zu schaffen, das heißt ihn, der heut in Preußen dem Volk, von dessen Steuern er lebt, unverantwortlich ist, zum Verzicht auf Akte der Willkür zu bringen durch den Druck des Budgetrechts und der Nichtbewilligung der Zivilliste.

Um diese Mittel anwenden zu können, bedarf es einer freiheitlich gesinnten Mehrheit im preußischen Abgeordnetenhause; dazu wieder einer größeren Anziehungskraft auf die Wähler, der Einigung aller liberal und oppositionell empfindenden Männer zu einem wuchtigen Sturmbock. Deshalb müßte das Zukunftsprogramm der Demokraten einfach und verständlich sich mit wenigen Hauptpunkten begnügen, die leicht erfaßt sind, sich an den persönlichen Stolz, das Freiheitsgefühl, aber auch an die Liebe zu Land und Heimat wenden.

Der Freisinn wie der Liberalismus haben in dem Bestreben, sich eine breitere Basis zu schaffen, mehrfach versucht, auch das Gebiet der äußeren Politik für sich zu belegen. Soweit ein unzeitiges Verlangen nach Weißbüchern damit gemeint ist, wird kein Patriot unserer Diplomatie diesen Schaden antun wollen. Aber es bleibt richtig, daß eine Demokratie, wie sie heute im Reichstage sitzt, als bewußte und verantwortliche Mitvertreterin nationaler Interessen ihr Augenmerk auch nach außen richten muß. Denn Bismarck hat uns zwei böse Erbschaften hinterlassen, nämlich außer dem gänzlich unbefriedigenden Verhältnis zur Sozialdemokratie im eigenen Lande das nicht minder unbefriedigende zu unsern Stammesbrüdern in Österreich. Die deutschen Regierungskreise mit ihrem Anhang fühlen sich, so scheint es, durch hundert Rücksichten behindert; es wäre Sache einer weitschauenden nationalen Demokratie, auf solchen Gebieten, wo eine Verständigung Aussichten hat, jene Beziehungen zu pflegen und mindestens wirtschaftlich an das Schlagen einer Brücke zu denken.

Kein Politiker plant irgend etwas Gewaltsames. Die dumme Verleumdung, wir wollten dergleichen herbeiführen, in Europa auszustreuen, ist Sache unsrer Feinde. Unsre Sache bleibt es, uns nicht eines Tages durch Tatsachen überraschen zu lassen. Die Ungarn *wollen* sich vom habsburgischen Staat lostrennen; und da sie verbohrt sind, werden sie es eines Tages vielleicht erreichen, wie schon manche durch Leidenschaft Verblendete einen Wunsch zu ihrem Unsegen in Erfüllung gehen sahen. Bis dahin stecken diesseits der

Leitha neun Millionen sprach- und kulturtreuer Blutsverwandter zwischen Bork und Baum. Bismarck, der Mann des raschen diplomatischen Notbehelfs, hat Österreich aus Deutschland hinausgestoßen; aber er hat schon vorher Österreich durch Zurückweisung eines Zollverbandes nicht in Deutschland hineingelassen. Es ist sehr die Frage, ob diese Maßregel, wenn in ihrer Zeit wohl angebracht, sich nicht inzwischen zu einem schweren Fehler ausgewachsen hat. Die Idee einer großen europäischen Zolleinigung mag verfrüht sein; aber partiell kann sie in Mitteleuropa zur höchsten Zufriedenheit der Beteiligten gelingen.

Auf ein Auseinanderfallen des habsburgischen Dualstaates wie auf etwas unbedingt Gutes hoffen zu wollen, wäre überaus kurzsichtig. Selbst wenn es jemals glückte, den tschechischen Kloß aus der böhmisch-mährischen Brühe zu isolieren und ihn mit home-rule Europa vorzusetzen, — was könnte er anders werden als eine russische Dependenz im Herzen des Deutschtumes, gerade wie ein wiederhergestelltes Polen niemals etwas andres werden könnte, als was es fast ein Jahrhundert lang vor seinem Einsturz war: eine russische Satrapie?

Von den Sozialdemokraten genügt es zu sagen: sie haben unsre Wähler. Die Massen, mit denen wir etwas anfangen könnten, stehen in einem andern Lager. Die Sünden, die dazu geführt haben, sind vom berliner Freisinn unter Schulze-Delitzsch begangen worden und von Bismarck, der an dieser Stelle mehr als an irgendeiner andern seiner Herkunft aus dem preußischen Junkertum den Zoll bezahlt hat. Seither wird „bekämpft" etwa mit demselben Erfolg, den ein Reiter erzielt, der ein störrisches Pferd unausgesetzt prügelt.

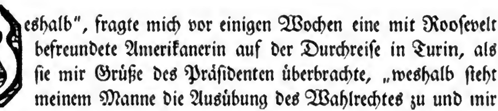
Zählen wir nach, so sind von rund dreizehn Millionen Reichswählern mehr als zwei klerikal, dreieinviertel international, weit über eine halbe polnisch. Etwa sieben, wenig über die Hälfte des Ganzen, bleiben für eine bewußt nationale Politik. Da hat unsre liberale Demokratie eine herrliche Mission: mit den demokratischen Elementen des Zentrums wie mit den marxistisch nicht völlig befangenen Sozialdemokraten Fühlung zu halten für Aufgaben, die auch diesen Kreisen am Herzen liegen müssen: Niederhaltung von Privilegien, Sicherung der Gerechtigkeit, habeas corpus, Gewissensfreiheit.

Mit solchen stürmischen Parolen, wie „Trennung von Staat und Kirche", hat es keine besondre Eile; wir können vorerst ruhig abwarten, wieviel Segen

diese Einrichtung in einem großen Nachbarreiche stiftet. Jene vier letztgenannten großen Forderungen aber werden stets zugleich auch die Plattform bilden, auf der sich am leichtesten eine Sammlung erzielen ließe.

Die Verweiblichung der Allgemeinbildung

Von Professor Guglielmo Ferrero



„Weshalb", fragte mich vor einigen Wochen eine mit Roosevelt befreundete Amerikanerin auf der Durchreise in Turin, als sie mir Grüße des Präsidenten überbrachte, „weshalb steht meinem Manne die Ausübung des Wahlrechtes zu und mir nicht? Mein Mann ist ein geschickter Maschinenbauer. Er besitzt eine bewundernswerte Kenntnis der Maschinen, die er konstruiert, bis in ihre innersten Eingeweide, aber er weiß und versteht nichts von der übrigen Welt, er trägt auch keinerlei Verlangen danach, sie zu kennen und zu verstehen. Wer sich in der Familie für den geistigen Besitz, für die Künste, für die großen Aufgaben des Staates interessiert, wie Armen- und Krankenpflege, Hygiene, Unterrichtswesen, — das bin ich. Ich würde von der Ausübung des Wahlrechtes einen besseren Gebrauch machen als mein Mann. Kurz und gut, um die Wahrheit zu sagen: mein Mann ist im unklaren darüber, wen er wählen soll, er zieht dann mich zu Rate und gibt fast immer dem von mir bezeichneten Kandidaten seine Stimme."

Wenn auch die Schlüsse, welche die Amerikanerin daraus zog, vielleicht als zu kühn erachtet werden mögen, so war sicherlich die von ihr geschilderte Lage der Dinge keineswegs etwas, was es nur in ihrem Hause, vereinzelt und als etwas Außergewöhnliches, gibt. Mehr oder minder ließe sich die Äußerung der Amerikanerin ebensogut auf viele Familien der vornehmen europäischen Gesellschaftskreise anwenden. Übrigens ist das, wenn auch noch etwas unklar, den Menschen bereits zum Bewußtsein gekommen. Oft hört man in Europa, daß heutzutage nur noch die Frau Zeit habe zur Lektüre literarischer

Werke, zur Heranbildung eines künstlerischen Empfindens, zum Besuche von Konferenzen, während der Mann von Tag zu Tag mehr alle Verstandeskräfte theoretisch oder praktisch auf die Vervollkommnung irgendeines besonderen Wissenszweiges konzentrieren müsse. Die von Nordamerika zurückkehrenden Europäer sagen, daß die in Europa anhebende Spaltung des Geisteslebens in der Neuen Welt nahezu vollzogen sei; und das, was man Allgemeinbildung nenne, sei dort fortan fast ausschließlich Betätigungsgebiet der Frau, während sich der Mann die Pflege der technischen und der Fachwissenschaften vorbehalte. Im übrigen kann man sich leicht Rechenschaft darüber geben, auf welche Weise diese Spaltung der Geisteswelt vor sich geht, und welche sozialen Triebkräfte dabei mitwirken. Die Fortschritte der industriellen Betätigung, die Spezialisierung der Wissenschaften, nicht zuletzt die Zunahme des Sportes von allen Arten entzieht dem Manne Zeit, Lust und die notwendige Energie für die Pflege des allgemeinen Wissens und dessen Förderung durch zeitraubendes Studium. Auch unter den Vertretern der vornehmen Gesellschaft, in jenen Kreisen, die nicht zur Bewirtschaftung eines Besitztumes oder zur Annahme einer Staatsstellung gezwungen sind und Muße hätten, ihrer geistigen Ausbildung obzuliegen, — wieviele verlegen sich da ausschließlich auf ein Fachstudium oder irgendeinen Sport! Aber gleichzeitig mit dem Ausscheiden des Mannes macht allenthalben Wissenschaft, Kunst, Tanz und Gesang, die gesamte weibliche Bildung sowohl im Mittelstande als auch in den höheren Gesellschaftsschichten große Fortschritte. Das alteingewurzelte, besonders von den katholischen Völkern aufrecht erhaltene Vorurteil, daß Kenntnisse für die Frau der erste Schritt zum Verderben seien, zerstreut sich. Die Frau erwirbt eine Bildung, die in den vornehmen und reichen Gesellschaftskreisen naturgemäß zu einer Luxusallgemeinbildung wird, da wenigstens die Frau dieser Stände für keinen praktischen Beruf eingeschult ist, noch in Kenntnissen, die etwas einbringen, unterwiesen werden muß.

Diese seltsame Erscheinung erklärt das große Erstaunen, das der im April in Rom tagende Frauenkongreß bei einer großen Mehrheit hervorrief. Beinahe alle Italiener erhoben ein großes Lachen, als sie erfuhren, daß die Frauen, wie im aristophanischen Lustspiel, zu einem Kongresse zusammentreten wollten. Das buntgemischte, enzyklopädische, unendlich lange Programm erhöhte bei den meisten Mißtrauen und Argwohn. Man machte sich auf eine

Art wirres, lächerliches Zerrbild von Parlamentssitzung, Gelehrtenkonferenz und Volksversammlung gefaßt. Statt dessen haben die Italienerinnen aus dem Kongreß sozusagen eine öffentliche Ausstellung ihrer Bildung gemacht, die alle Welt in Erstaunen setzte. Niemand hätte vermutet, daß es in den mittleren und höheren Ständen soviele Frauen mit der Befähigung gibt, die ernstesten aktuellen Fragen mit so großem Geschick, mit so guten Kenntnissen und so tüchtiger Beredsamkeit zu erörtern. Niemand hätte es für möglich gehalten, daß auch in einer Nation wie der italienischen, die der Frauenbewegung mit Besorgnis und zähem Mißtrauen gegenüberstand, die Bildung des Weibes in den letzten dreißig Jahren so gewaltige Fortschritte gemacht hatte. Viele, deren Erstaunen in Bewunderung umschlug, waren sogar der Meinung, daß ein Männerkongreß eine solche Reihe von allgemeinen Problemen kaum so richtig und ausführlich behandelt hätte. Genau so, wie jene Amerikanerin behauptete, sie kenne die Staatsangelegenheiten weit besser als ihr Mann. Es liegt vielleicht eine Übertreibung in diesem Urteil; allein dieses Urteil ist ein neuer Beweis für die eigentümliche Erscheinung, die wir eingangs besprochen haben. Vielbeschäftigt von früh bis spät, gezwungen, ein gewisses abschließendes Ganzes an Kenntnissen und Studien bis zur Grenze des Möglichen zu vervollkommnen, um dadurch hohe Stellung oder bedeutendes Vermögen zu erringen, — so verliert der Mann den Sinn für alles, was Luxusbildung ohne mittelbare oder unmittelbare praktische Verwertung bedeutet. Alles Wissen im Leben kann man nicht in sich vereinigen: man kann nicht ein großer Physiker sein oder ein tüchtiger Automobilfabrikant oder ein gewerbfleißiger Baumwollenwirker oder ein umsichtiger, gewiegter Kaufmann und gleichzeitig ein literarisches Meisterwerk bewundern, ein künstlerisches Urteil über Gemälde und Bildwerke haben, fachkundig über Politik sprechen und in die Gesetze der Nationalökonomie eindringen, von denen so oft, ob man sie kennt oder nicht, das Schicksal unseres Besitzes abhängt. — Deshalb fällt der Besitz, der des Lebens Reiz und Schönheit bildet, der Frau anheim, die in den vornehmen Kreisen über mehr Zeit verfügt und eine größere Geistesfreiheit besitzt. Aber so leicht es ist, die Wandlung zu beobachten, die im Gange ist, — viel schwieriger ist es, ihre Tragweite richtig einzuschätzen. Bedeutet das einen Fortschritt? Einen Rückschritt?

Man könnte auch behaupten, daß durch diese Spaltung zwischen Mann und Weib die Geisteswelt nun endlich ein natürliches Gleichgewicht finde.

Wissenschaft, Industrie, Großhandel, höheres Finanzwesen scheinen wie der Krieg in ihrem Ernst und ihrer Herbheit dem Manne zuzustehen. Kunst und Literatur dagegen sind die Blumen des Lebens, die die Hand des Weibes zu säen und zu pflücken vermag. Haben denn nicht auch die Künstler und Literaten zu allen Zeiten der Bewunderung, Ermutigung und Gönnerschaft des Weibes den Vorzug vor der des Mannes gegeben? Die einzigartige Blütezeit von Kunst und Wissenschaft, die im achtzehnten Jahrhundert Frankreich verklärte, jene Blütezeit, die noch einen letzten Schimmer entflohener Anmut auf unser rohes, grobschrötiges Zeitalter der Maschinen und der Volksherrschaft wirft, — war sie nicht zum großen Teile das Werk des Weibes? Das Weib bewunderte, beurteilte, beriet und belohnte auf alle erdenkliche Weise den Künstler ....

Die Beweisführung in diesem Sinne wäre richtig, wenn die Allgemeinbildung nur Kunst und Literatur umfaßte. Kunst und Literatur verlieren vielleicht ein wenig an Kraft und Tiefe, wenn sie sich an ein Publikum wenden, in dem die Frauen zahlreich und mächtig sind, aber sie gewinnen umsomehr an Anmut, Zartheit und Liebreiz, sodaß diese Vorzüge allein hinreichen, um Bewunderung zu erwecken. Das achtzehnte Jahrhundert liefert den Beweis dafür. Wenn eine literarische oder eine Kunstrichtung ausschließlich für das Weib und nach dem Geschmacke des Weibes geschaffen wäre, würde sie kaum vollkommen sein; immerhin dürfte sie genug Wert besitzen, um mit Ehren in der Kulturgeschichte bestehen zu können. Aber die Allgemeinbildung umfaßt noch andere Gebiete, von denen die Frau auszuschließen ebenso nachteilig und verderblich wäre, wie sie ihr allein zu überlassen.

Hierbei müssen wir einen Augenblick verweilen, denn meines Erachtens liegt da eine der schlimmsten Gefahren, von denen der geistige Fortschritt der modernen Welt bedroht ist. Die Allgemeinbildung umfaßt alle Gebiete des Wissens und alle Disziplinen. Ihre Aufgabe ist es, die Lebensauffassung von Generation zu Generation zu vervollkommnen, jedem Menschen, wenigstens in den gebildeten Ständen, so klar wie nur möglich die Stellung zu zeigen, die er zum Weltall und unter seinen Mitmenschen, zum Staate und zu der bürgerlichen Gemeinschaft einnimmt, in der er lebt; ihm die vielfältigen Bande zu weisen, die ihn mit dem Ganzen verbinden, wovon er einen winzigen Teil ausmacht, und soviel wie möglich sein Pflichtbewußtsein den Menschen,

dem Vaterlande und der Zukunft gegenüber zu klären. Unter diese Disziplinen und Wissensgebiete sind noch alle Sozialwissenschaften, Geschichte, Moral, Philosophie und Religion aufzunehmen; Religion, insoweit sie nicht Ausübung von Riten, sondern Philosophie- und Geschichtsstudium über die Beziehungen des Menschen zu Gott bedeutet. Und schließlich gehört auch die Politik hierher, die, wenn kein Kampfspiel der Interessen, eine praktische Anwendung dieser Disziplinen ist.

Nun gut! Wenn man um sich blickt, wird man leicht zu der Überzeugung kommen, daß aus mancherlei Gründen die Frauen allein dieses gewählte Publikum von geistreichen Dilettanten nicht bilden können, dessen diese Disziplinen, wie Kunst und Literatur, bedürfen, um sich nicht in ein Universitätsfach zu verwandeln, wie Physik und Botanik. Ich will hier nicht noch einmal die vielumstrittene Frage erörtern, ob der Verstand des Weibes von Natur aus zu schwach sei, Befriedigung darin zu finden, sich in die unlösbaren Probleme des Lebens zu vertiefen. Zugegeben sogar, daß der weibliche Verstand die gleiche philosophische Stärke besitzt wie der männliche, so besteht doch kein Zweifel darüber, daß der Frau von heute die notwendigen Vorstudien fehlen; denn selbst bei den Völkern, wo die Frau einen gründlicheren und umfassenderen Unterricht genießt, streift sie die schwererverständlichen Disziplinen kaum. Deshalb gibt es heutzutage nur wenig geniale Frauen, die Gefallen an der Untersuchung philosophischer Probleme finden, oder die sich für Geschichte interessieren, dafür, was diese an Tiefem, Universellem und Ewigem bietet, nicht etwa wegen der dramatischen Wiedergabe der Katastrophen, durch die die handelnden Personen schreiten. Überdies sieht es so aus, als ob der männliche Stolz dem Weibe immer noch hartnäckig jene geistigen Gebiete verschließen möchte, die er selbst aufgeben muß. Einst gab es eine Zeit, in der nicht nur Geschichte und Nationalökonomie, sondern auch die Philosophie in den Salons aus- und einging und den Frauen gefallen wollte und sich in Spitzen und leichte Gewänder hüllte: sie wollte ihre Schönheit mit Einfachheit und Klarheit umgeben. Das war im achtzehnten Jahrhundert. Und gerade in jenem Zeitalter wirkte die Philosophie so gewaltig auf die Geister und die Wirklichkeit, daß sie zwei Weltteile durcheinander rüttelte und unsere ganze Kultur mit einer ungestümen, heute noch unversiegten Kraft belebte. Dann wurde sie von der Revolution und den Kriegen

eingeschüchtert; sie schloß sich wieder in die Universitäten ein, wurde frauenfeindlich und lichtscheu, hüllte sich in Dunkelheit, nahm ein rauheres Wesen an, floh die Geselligkeit und drückte sich schwerverständlich aus. Wieviele Menschen betrachten heutzutage Philosophie, Geschichte und Nationalökonomie als einen für die weibliche Oberflächlichkeit wenig geeigneten Stoff! Auch in Paris, wo die Frauen kühner als anderwärts die Schranken niederreißen, mit denen die Männer die schwerer verständlichen Disziplinen umzäunt haben, auch in Paris mußte ich meine allzu zahlreichen Hörerinnen fortgesetzt verteidigen, als ich im Collège de France Vorlesungen hielt. Alle Augenblicke wurde mir gesagt, daß ich leider zu einer allzu weiblichen Hörerschaft sprechen müßte, die von meinem Vortrage nur wenig verstünde. Und ich sah mich immer wieder veranlaßt, meine Zufriedenheit über das zahlreiche Damenauditorium nachdrücklich kundzugeben. Nicht deshalb, weil ich mich in meiner Eigenliebe geschmeichelt fühlte, sondern weil ich mit Freude dieses Zeichen des geistigen Fortschrittes wahrnahm. So wäre denn wohl die Frau allenthalben von dem Wunsche erfüllt, Geschichte zu lernen?

Einerseits kümmert sich der Mann nicht mehr um die hohen Aufgaben der Wissenschaft, die Frau andrerseits kümmert sich noch nicht darum; und derweil werden Geschichte, Philosophie gleichfalls Universitätsfächer wie Physik und Botanik. Hier liegt ein Widersinn. Die Naturwissenschaften mögen sich in die Einsiedelei der Fakultäten flüchten, denn sie bestehen in einem stummen, beharrlichen tête à tête des Menschenverstandes mit den Rätseln der Natur. Geschichte und Philosophie dürfen das nicht, denn sie werden aus dem Ebben und Fluten des sozialen Lebens geboren und sollen wieder auf die Geister wirken. Ein physikalisches Gesetz kann den Menschen dienen, wenn es auch nur wenigen Fachgelehrten bekannt ist. Ein philosophischer Lehrsatz ist ein akademisches Spielzeug, wenn er nicht einen mehr oder minder starken Einfluß auf das Leben, die Gesetzgebung, den Staat und die Sittlichkeit ausübt. Aber wie soll ein philosophischer Lehrsatz auf die Gesellschaft wirken, wenn nicht durch die Vermittlung eines erlesenen Geistesadels von gebildeten Dilettanten, ähnlich jenem, den wir in der Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts bewundern? Wenn zwischen dem Philosophen und der Gesellschaft keine Fühlung besteht, wird dieses eintreten: einerseits wird die Philosophie (ebenso wie die Geschichtskunde und die Sozialwissenschaften) in der Einsamkeit versiegen, andrerseits wird der Ge-

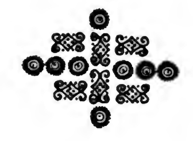
sellschaft die ideale Kraft für den politischen und den sozialen Fortschritte verloren gehen. Man darf sich nicht darüber täuschen: in den letzten fünfzig Jahren hat Europa sowohl als auch Amerika alle Industriezweige bedeutend vervollkommnet, beide haben an Reichtum zugenommen und die Fachwissenschaften durch Entdeckungen bereichert; aber keineswegs wurde die Lebensauffassung erneuert, veredelt und verschönt. Wir leben von den abgenutzten Errungenschaften des achtzehnten Jahrhunderts. Und das erklärt den Umstand, den alle Welt mehr oder minder deutlich empfindet: daß unser Zeitalter trotz Reichtum und Wissen des Adels und der Größe entbehrt, insbesondere in der Politik, wo das eigennützige Interesse in allen Anschauungen mit jedem Tage eine größere Rolle spielt.

Alle diese Erscheinungen sind meines Erachtens von einiger Tragweite, denn sie deuten auf ein Gebrechen, an dem die neuzeitliche Bildung zu erkranken beginnt, und das sich in naher Zukunft verschlimmern dürfte. Ganz allein der Frau überlassen, tritt die Allgemeinbildung in ein Stadium des Siechtums, und eine der großen Heimstätten des sozialen Fortschrittes droht zu veröden. Vielleicht erleben wir bald eine merkwürdige Umkehr der Verhältnisse .... Es besteht kein Zweifel darüber, daß die Mehrheit der vergangenen Kulturrichtungen, wenn sie in etwas fehlten, in einem Übermaß an männlichem Geiste fehlten. Kunst, Literatur, Philosophie, Geschichte, Gesetzeskunde, — alles wurde vom Manne für den Mann geschaffen, für ein urteilsfähiges, dankbares Publikum, in dem die wenigen Frauen nicht viel mitzureden hatten. Um nur ein Beispiel anzuführen: Männlichkeit ist mit das hervorstechendste Charakteristikum der lateinischen Literatur, und das ist einer der Gründe, weshalb diese Literatur viele Moderne wenig anzieht. Man muß bei Seneca beginnen, um Bücher zu finden, die geschrieben wurden, auch den Frauen zu gefallen. Unter den vorhergehenden Schriftstellern macht Virgil keine Ausnahme, da er trotz zarter Frauenverherrlichung für den Mann schrieb. Und eine nur teilweise Ausnahme bildet Ovid, der bereits anfängt, sich an die Frauen zu wenden, aber nicht an alle, nur an die frohsinnigen und leichtlebigen .... Und in der Tat war Seneca der lateinische Schriftsteller, mit dem sich die französischen Autoren des achtzehnten Jahrhunderts, die mehr für das Weib als für den Mann schrieben, weitaus am eingehendsten und hingebendsten beschäftigten.

Stehen wir also an der Schwelle eines Zeitalters, in dem die Allgemeinbildung fast ausschließlich weiblich sein wird, ich meine: eine Bildung, die dazu

angetan ist, dem Weibe zu gefallen, das allein dieser Bildungsrichtung Geschmack abgewinnen und Dank wissen wird? — Als ich die Berichte über den Frauenkongreß in Rom las, habe ich mir diese Frage wiederholt vorgelegt, und immer beschäftigt sie mich wieder, wenn eine der zahlreichen Erscheinungsformen dessen, was man mit „Feminismus" zu bezeichnen pflegt, meine Aufmerksamkeit auf sich zieht. Gerade dies scheint mir eine der am wenigsten klargelegten und eine der wichtigsten Seiten der neuzeitlichen Frauenbewegung zu sein. Tatsächlich sieht auch jedermann ein, daß eine übermäßige Verweiblichung der Allgemeinbildung, die die Seele aller Kultur ist, eine Gefahr und eine Ursache zu tiefer Kraftlosigkeit für Europa und Amerika bedeuten würde, einer Kraftlosigkeit, die den Höhegrad unserer ungezählten Reichtümer und unseres großen Wissens teilweise herabsetzen würde. Zu welcher Kraft, zu welcher Harmonie, zu welcher Schönheit vermöchte sich dagegen unsere Kultur aufzuschwingen, wenn in der Allgemeinbildung der weibliche und der männliche Geist immer mehr in ein richtiges Verhältnis zueinander träten! Eine in Wahrheit neue Kulturepoche könnte anbrechen.

Mit einem Worte: die raschen und mannigfachen Fortschritte der weiblichen Bildung, die sich allenthalben bemerkbar machen, können in hohem Grade nützen und schaden. Nützen werden sie, wenn sich der Mann, in dem Maße, wie die Frau an Wissen zunimmt, der Allgemeinbildung nicht zu sehr entfremdet. Schaden werden sie dagegen, wenn der Mann sich immer mehr in eine Rechenmaschine und in einen von der Allgemeinbildung unendlich entfernten Träger einzelner Spezialbefähigungen verwandelt; denn es wird dann auf der Welt ein entgegengesetztes, aber nicht minder schlimmes Mißverhältnis entstehen als jenes, unter dem die Welt litt, solange die Allgemeinbildung ausschließlich männlich war.



Montenegro / Von N. Freiherrn von Stetten



Die kleine Menschengemeine in den schwarzen Bergen hat sich, manchen Orientwirren trotzend, die staatliche Selbständigkeit zu erhalten gewußt. Viel mehr allerdings nicht. Kulturell und wirtschaftlich konnte Montenegro mit den andern Balkanländern nicht Schritt halten. Die örtlichen Bedingungen sind zu ungünstig. Ob der territoriale Bestand des Ländchens nur der wilden Tapferkeit der Bevölkerung zuzuschreiben ist, wie die Legende meint, oder politischen Rücksichten der Mächtigeren, wie die Balkanhistorie behauptet, soll hier nicht untersucht werden. Vermutlich war niemand lüstern nach dem geringen Preise, der auf so erbitterte Kämpfe gesetzt war.

Der Norden des Ländchens ist karstig, steril, armselig. Er nährt die spärlichen Bewohner nicht einmal notdürftig; und deren arbeitsfähige Söhne gehen daher zumeist außer Landes. Er reicht nicht zur Rinderzucht aus. So klein und anspruchslos das montenegrinische Rind auch schon ist, es verkümmert immer weiter. Nur der Hammel gedeiht halbwegs. Der Süden ist zwar etwas produktiver, erzeugt aber doch nur einen geringen Überschuß über die Ernährung der dort dichteren Bevölkerung hinaus. Es verbleibt also fast nichts für den Handel, für den Eintausch fremder Ware, für die Erhaltung des Staatsapparates.

Montenegro besitzt auch nicht wie Albanien, mit dem es lokale Züge gemein hat, unbehobene Schätze in Forsten und Minen. Alles, was im Fürstentum verwertbar, in irgendeiner Weise umsetzbar, verbrennbar war, ist benützt und verbraucht. Der Rest ist taubes Gestein.

Aber weil man doch so erstaunlich wenig Wahres über das Ländchen weiß, findet man es in Europa sehr vernünftig und löblich, daß Montenegro nach Bahnverbindungen schreit und im Begriffe steht, einen größeren Hafen zu bauen, um den Handel (?) zu heben, und daß der Fürst den Entschluß gefaßt hat, das Gebirgsdorf Cetinje als „Hauptstadt" aufzulassen und

Neu Antivari, einen Hafenplatz, zum staatlichen Mittelpunkte des Landes zu machen.

Von Stolz und Tapferkeit allein kann man allerdings nicht leben, zumal der ärmste Montenegriner ein Dasein ohne goldgesticktes Nationalkleid und ohne Waffen nicht für lebenswert hält.

Wieland sagt einmal irgendwo und ungefähr, es sei kein Land, kein Ort so unbedeutend, daß nicht zuweilen ein berühmter Mann dort geboren würde. So hat auch dieses Land ohne Geld, ohne Ressourcen, ohne Zukunft — einen Fürsten hervorgebracht, der ein hervorragendes, geschäftsmännisches Talent besitzt und sozusagen alle ungünstigen Bedingungen des Ländchens wettmacht. Längst hat der schlaue alte Nikita erkannt, daß wirtschaftlich nichts mit Montenegro anzufangen. Und wenn er immer wieder, öffentlich und im Hinblick auf europäische Ohren, versichert, daß der ökonomische Aufschwung unerläßlich für das Land wäre und daß seine ganzen Bestrebungen in dieser Richtung lägen, so glaubt er natürlich, als gewiegter Kenner seiner Leute und seines Staates, selbst nicht daran. Er hat längst sein ganzes Talent, seine gesamten Kräfte, sein diplomatisches und kaufmännisches Können auf ein anderes Gebiet konzentriert. Alles auf die Politik. Als politischer Faktor zählt Montenegro für den ganzen Balkan und weit darüber hinaus. Auf politischen Kanälen führt er dem armen Lande immer wieder Geld zu. Auf politischen Hinterwegen sichert er Montenegro eine gewisse Bedeutung, verschafft er ihm Beachtung, Berücksichtigung, ja macht es sogar stellenweise zu einem gefürchteten Mittelpunkt nationaler Agitation und Propaganda. Alles, was er tut, was er bindet, was er schafft, reformiert, dekretiert und anknüpft, schlägt in dieses Fach ein. Und der geriebene alte Kaufmann auf dem Fürstenthron versteht es, alles, was er politisch unternimmt, in materielle Gewinnwerte für sich und sein Land umzusetzen.

Er hat für seine Söhne und Töchter durchaus vorteilhafte Verbindungen zu vermitteln gewußt. Dabei hat die Legende herhalten müssen, daß die gesundrassigen Kinder der Berge eine erwünschte Blutauffrischung in ermüdete Fürstengeschlechter Europas bringen würden. Die Söhne haben daher — obwohl sie ganz abendländisch erzogene Genußmenschen sind — die Komödie des Nationalkostüms und gewisser wildrassiger Sitten beibehalten müssen. Die Montenegriner sind im allgemeinen ein schöner Menschenschlag. Und wenn

die Mädchen und Frauen aus dem Volke so frühzeitig altern und all ihre weiblichen Reize verlieren, so geschieht es lediglich aus dem Grunde, weil die Männer alle gröbere Arbeit ihren Weibern übertragen. Der stolz auf seinem Zwergpferd reitende Montenegriner mit dem hinter ihm herkeuchenden, schwerbepackten Weibe ist ja eine bekannte Type. Die Prinzessinnen, die geschont aufwachsen, sind lebende Beweise dafür, daß nur die unmenschliche Behandlung der Frau in Montenegro ihr herabgekommenes Äußere bedingt. Verbindungen mit dem italienischen Königshause, der russischen Kaiserfamilie, einem deutschen Fürstengeschlechte hat der schlaue Allerweltsschwiegervater zustande gebracht. Jede dieser Heiraten bedeutete direkte und indirekte Subsidien für Montenegro. Vorerst natürlich für das Fürstenhaus, das auf einem Fuße lebt, wie ein montenegrinischer Herrscher niemals leben könnte, wenn sein Land die Kosten aufbringen müßte. Es bedeutet eine geradezu hervorragende kaufmännische Geschicklichkeit des alten Fürsten, gleichzeitig vom Zaren, hier zum Teile aus verwandtschaftlichen, größtenteils aber aus politischen Motiven, eine Subvention zu beziehen, wofür sich Nikita geschickt als Hintermann der großserbischen Agitation aufspielt, die Österreich-Ungarn harte Nüsse zu knacken gibt, was in Petersburg ganz genehm ist, und auch vom Kaiser Franz Josef, dem er persönlich mit gebeugtem Knie huldigt und dessen Politik er fortgesetzt Fußangeln legt, namhafte Unterstützungen zu erhalten. Überdies versteht er es, von seinem königlichen Schwiegersohn Viktor Emanuel verschiedene Begünstigungen, italienische Unternehmungen in Montenegro zu erlangen, die sich wirtschaftlich niemals rechtfertigen ließen, und zugleich vom Erbfeinde, dem Sultan, ganz erkleckliche Summen einzustreichen.

Alle diese Geschäftsverbindungen machten es nötig, dem Lande, das wegen seiner Räubereien und Hammeldiebstähle sich nicht gerade für fremde Besuche empfahl, einen gewissen Kulturanstrich zu geben. Persönliche Sicherheitsmaßregeln, eine Art berechnete Gastfreundschaft, eine Modernisierung der Fassade, sogar eine Verfassung und ein Parlament wurden eingeführt. Aber alles im Rahmen der Geschäftsnotwendigkeit. Soweit es die Geschäfte förderte.

Wenn je einer von Politik gelebt und garnicht übel gelebt hat, denn im Konak des Fürsten wohnt und speist man wie an einem besseren europäischen Hofe, so ist es der Fürst von Montenegro, dessen ganzer Haus- und Staatsbedarf aus auswärtigen politischen Erträgen der geschäftlichen Tätigkeit des Fürsten

gedeckt wird. Ein Land, ein Staat, ein Volk, das von fremden Subsidien und Trinkgeldern lebt. Gewiß ein Unikum!

Die Geschmeidigkeit und die Biegsamkeit, die der Fürst in seiner politischen Tätigkeit zeigt, haben es dahin gebracht, daß sich Österreich-Ungarn, das geradezu gezwungen war, gegen die montenegrinische Miniaturmacht Befestigungen aufzuführen, ansehnliche Forts, deren Kanonen gegen die schwarzen Berge gerichtet sind, dennoch schon zu wiederholten Malen für die Integrität Montenegros entscheidend einsetzte. Und trotzdem man in Wien sehr gut weiß, daß die großserbischen Verhetzungen in den okkupierten Ländern und in Dalmatien oft vom montenegrinischen Milieu ausgehen, ist der Fürst immer ein hochgeehrter und angesehener Gast des Kaisers Franz Josef.

Hin und wieder stocken die auswärtigen Geldzuflüsse. Dann hat aber der einzige Geschäftsmann des Fürstentums fast immer eine rettende Idee. Sie ist nicht immer einwandfrei wie jene mit den Postanweisungen. Damals ließ der montenegrinische Finanzminister die benachbarte österreichische Postverwaltung arg hereinfallen. Montenegriner gaben in Cetinje ungezählte Postmandate nach Cattaro auf, ohne die Einzahlungen zu leisten, und holten sich das bare Geld auf dem österreichischen Postamte, das bona fide und im Hinblick auf die dreimonatliche Abrechnung mit der fürstlichen Postverwaltung zahlte. Als es zur Deckung kam, erklärte Montenegro, nicht zahlen zu können.

Die Sache war mehr als böse, wurde aber dann in mehreren Terminen unter dem Druck eines Abgesandten des Zaren geordnet.

Ungleich harmloser und heiterer erschien mir eine kleine, immerhin aber bezeichnende Episode, die ich bei den Hochzeitsfeierlichkeiten des Erbprinzen Danilo mit der mecklenburgischen Prinzessin Jutta erlebte. Die Großherzogin-Mutter, die von ihrem kurzen Aufenthalt in Cetinje offenbar sehr befriedigt war, vielleicht angenehm enttäuscht darüber, daß an der fürstlichen Tafel keine Hammel geschlachtet wurden, und daß auch von den zahlreichen Revolvern und Jatagans in den Gürteln der Bediensteten kein alarmierender Gebrauch gemacht worden war, beauftragte ihren Hofmarschall, der fürstlichen Dienerschaft ein besonders hohes, nicht vorgesehenes Trinkgeld zu verabreichen. Zu diesem Zwecke suchte der Hoffunktionär einen Tausendmarkschein in Cetinje in kleinere Münze umzusetzen. Du lieber Himmel, das war leichter gedacht als getan! Man wies ihn an den Finanzminister; dieser bedauerte, keine genügenden Gelder in der

Staatskasse zu haben. Der braune Lappen zirkulierte bei allen Ministern und Amtsvorständen, die in Cetinje nebeneinander ihre Amtsräume in einem ehemaligen Schafstall hatten, bei allen Post-, Steuer- und sonstigen Kassen, — vergeblich. Der Hofmarschall konnte doch füglich nicht den Beherrscher der schwarzen Berge selbst ersuchen, das Geld zu wechseln. Sonst aber waren damals in der ganzen Stadt, im ganzen Staate keine für die Tausendmarknote zureichenden Beträge aufzutrommeln. Endlich — als die Not schon aufs äußerste gestiegen — fand sich ein durchreisender griechischer Kaufmann, der sich herbeiließ, tausend Franken in Goldstücken für den Schein zu geben. Montenegro und Mecklenburg waren gerettet. —

Die Verlegung der Hauptstadt nach Antivari hat einen durchaus politischen Hintergrund. Und die österreichisch-ungarische Monarchie, die bisher durch die Grenznähe von Cetinje in der Lage war, die politischen Wühlereien der Montenegriner bis zu einem gewissen Grade zu überwachen, wird allen Grund haben, dieser Entrückung aus ihrer Machtsphäre besondere Aufmerksamkeit zu schenken. Daß der Fürst alle Hebel in Bewegung setzt, die Donau-Adriabahn, ein angeblich gegen die österreichische Balkanpolitik gerichtetes Anti-Sandschakbahnprojekt, in seiner neuen Hauptstadt münden zu lassen, ist begreiflich. Wie immer die Würfel fallen mögen, — Montenegro bleibt ein interessanter Beweis dafür, daß ein kleines Ländchen ohne genügende wirtschaftliche Existenzbedingungen rein vom politischen Bakschisch bestehn und leben kann.

Noch einmal die Bibliothek August Scherl

Von Albert Langen

Es ist nicht meine Absicht, in dieser Sache eine weitere und ausführliche Polemik zu treiben. Ich wollte nur auf die Gefahren aufmerksam machen, die dieses Unternehmen in sich birgt; und ich freue mich, feststellen zu können, daß meine Worte im vorvorigen Heft reichlich Beachtung fanden, und daß die Zahl derer, die dieser Bibliothek skeptisch, ja mißtrauisch gegenüberstehen, beträchtlich wächst.

Ich habe mich an die meisten der Herren gewandt, die im ersten Bande der Bibliothek August Scherl für diese Sache eintraten, und habe auch von den meisten mehr oder weniger ausführliche Antworten erhalten. Allen diesen Antworten ist eins gemeinsam: Die Herren versprachen sich von der Bibliothek einen erfolgreichen Kampf gegen die gemeine Kolportageliteratur. Deshalb unterstützten sie das Unternehmen und waren damit einverstanden, daß ihr Gutachten abgedruckt wurde, selbst wenn dies nicht immer dem vollen Umfang nach geschah.

Und noch eins ist für fast alle dieser Antwortschreiben an mich bezeichnend: Die meisten Herren hatten von vornherein einige Bedenken gegen den Scherlschen Plan. Man bezweifelte, ob man auf diesem Weg wirklich auch gerade an die Leserkreise käme, an die doch nur gedacht war: die Leser der Kolportageromane. Andere zeigten auch Bedenken gegen die Auswahl der Bücher, soweit sie ihnen bekannt war. Diese Bedenken wurden aber von den Vertretern Scherls, welche die Herren persönlich aufsuchten, zumeist beseitigt. Die Geschicklichkeit dieser Reisenden fand allgemeine Anerkennung.

In welche Kreise sind denn nun in Wahrheit die ersten Bände dieser Bibliothek gelangt? Unter meinen Angestellten erhielten sie gerade die älteren, besser situierten, die Familienväter. Das sind Leute, die zum großen Teil über den Kolportageroman längst hinaus sind. Der tatsächliche Erfolg der Bibliothek konnte hier also nur der sein, daß sie versucht, Leute, die dem Kolportageroman entwuchsen, wieder auf dies Niveau zurückzubringen. Von den jüngeren Leuten in meinem Geschäft, die noch am leichtesten für diese Lektüre zu haben wären und sich an ihr dann allmählich „emporlesen" könnten, bekam nicht einer die ersten Bände. Das ist mindestens ein Mangel der Organisation. Die Bücher werden augenscheinlich vor allem an die Haushaltungsvorstände abgeliefert. An die Schlafburschen, die Dienstboten, die Aftermieter aller Art gelangen sie offenbar so gut wie garnicht. Selbst wenn man den Gedanken des „Emporlesens" für ausführbar hält, kann unmöglich eine Organisation richtig sein, die in erster Linie die Leute trifft, die sie nach ihrem eigenen Plan garnichts angehen.

Ich habe es mir ferner nicht versagen können, einige Stichproben zu machen, in welche Häuser die Bände eigentlich gelangen. Auf denselben Gedanken sind auch andere gekommen und haben mir ihr Material zur Verfügung gestellt.

Danach wenden sich die Agenten — vielleicht aus Bequemlichkeit? vielleicht gegen ihre Instruktion? — mit Vorliebe an die „besseren" Kreise in den wohlhabenden Stadtvierteln.

Ich nenne als ein typisches Beispiel ein Haus mit Wohnungen, die im Durchschnitt vierzehn- bis fünfzehnhundert Mark kosten, Wohnungen, die für das Publikum der Kolportageromane gewiß nicht charakteristisch sind.

Untergeschoß: Der Hausmeister, der für die Bibliothek noch am ehesten in Betracht käme, ist nicht abonniert. Warum nicht? Der Mann liest ein sozialdemokratisches Blatt, das ihm bessere Lektüre bietet. Er hat sich also schon so „emporgelesen", daß diese Bibliothek ihm nichts nützen kann.

Parterre: Kaufmann und Agent. Die Frau ist abonniert.

Erster Stock: Privatier, früherer Kaufmann. Ist abonniert.

Zweiter Stock: Amtsgerichtsratswitwe. Ist abonniert.

Dritter Stock: Buchhändler. Die Frau hat sich auf die vier ersten Bände abonniert.

So oder ähnlich fand ich es oft.

Mit andern Worten heißt das: die Bibliothek trifft mit erstaunlicher Sicherheit gerade die Kreise, die sie nichts angeht. Und diese Kreise werden sich dank dieser Bibliothek nicht empor- sondern herunterlesen. Leute, die sich bisher genierten, Montépin zu lesen, bekommen neuen Mut dazu. Und wenn die besseren Bücher an die Reihe kommen? Dazu brauchen diese Kreise nicht die Bibliothek August Scherl. Diese Bücher stehen bei denen, die sie nicht lesen, schon im Glasschrank; und die, welche sie lesen und nicht kaufen können oder wollen, beziehen sie aus der nächsten Leihbibliothek, wo man sich seine Lektüre nach eigener Wahl verschaffen kann. Ein so geduldiges Objekt für alle pädagogischen Versuche der Durchschnittsdeutsche auch ist, — wenn er vierzehnhundert Mark Wohnungsmiete zahlt, läßt er sich für gewöhnlich doch nicht vorschreiben, in welcher Reihenfolge er die Bücher zu lesen hat, die er lesen will. So sehr man sonst auch das organisatorische Talent Scherls bewundern mag, diesmal hapert es grade in diesem Punkt. Solange das nicht anders wird, solange die Abnehmer dieser Bände noch in den „besseren" Straßen und den „besseren" Häusern wohnen, solange verfehlt das ganze Unternehmen seinen Zweck; ja, es ist sogar direkt kultur- und

bildungsfeindlich, denn es erniedrigt das Leseniveau derer, die Zeit und Geld für besseres hätten.

Zum Schluß noch ein Wort zu den beiden großen Aufsätzen von Julius Hart im „Tag", wo er sich so warm gerade des Gedankens vom „Emporlesen" annimmt. Solche Wärme steht Herrn Hart wie jedem Autor, der für eine Sache eintritt, gut zu Gesicht. Aber muß jeder, der diese Wärme nicht aufbringt, wirklich um dessentwillen ein „Dummkopf" sein? Das spricht nicht gerade dafür, daß Herr Hart, der so innig die „Entwicklungsästhetik" August Scherls preist, es selbst in ihr schon sehr weit gebracht hat. Es spricht nur dafür, daß sich Herr Hart nicht als fortschrittlicher Pädagoge, sondern als der normale deutsche Schulmeister offenbart. Soviel von Pädagogik habe ich nämlich am eigenen Leibe erfahren, um zu wissen, daß die Schulmeister uns gerade dann mit Vorliebe einen „Dummkopf" an die Ohren werfen, wenn wir wirklich einmal eine kluge Frage stellen.

Wenn ich die Frage stelle: ist Montépin ein schlechter Romanschriftsteller?, so quält sich Herr Hart zunächst, mir zu beweisen, daß Montépin nicht an und für sich schlecht sei. Jemehr er erkennt, wie schwer das ist, umso wärmer wird er. Und wenn er endlich erkennt, daß der Beweis beim besten Willen nicht gelingt, wird seine Wärme zur Hitze. „Dummkopf!" sagt er. Das ist entschieden die einwandfreieste und überzeugendste Antwort auf eine solche Frage.

Wenn ich frage: Glaubt man im Ernst, daß sich irgendein Mensch von Montépin bis zu Goethe emporlesen kann? — „Dummkopf!" sagt Herr Hart, und die Sache ist erledigt. Ist diese „Entwicklungsästhetik" richtig, dann empfehle ich, sie auf allen Gebieten einzuführen. Das könnte sehr amüsant werden.

Und wenn ich schließlich sage: Selbst zugegeben, daß Montépin an und für sich kein schlechter Schriftsteller ist — wenn ihn nämlich mein Dienstmädchen oder mein Chauffeur liest, — gilt das auch noch, wenn ihn Leute lesen, die vierzehnhundert Mark Miete bezahlen? Wird eine Sache, die für den Wohlhabenden schlecht ist, dadurch gut, daß sie einem Arbeiter in die Hände fällt? Entscheidet also über den Wert einer Sache nicht die Sache, sondern das Jahreseinkommen dessen, der sie sich einverleibt? — „Dummkopf!" sagt Herr Hart.

Zum Fall Eulenburg*)

Vom Landtagsabgeordneten Dr. Hugo Elsas

I

Noch zu keiner Zeit seit Inkrafttreten unserer Reichsjustizgesetze war in Deutschland das Interesse für Strafsachen so lebendig wie heute. Der Hauptprozeß in Karlsruhe und der erste Moltke-Harden-prozeß vor dem Schöffengericht in Berlin befriedigten in hohem Maße das Sensationsbedürfnis breiter Schichten des deutschen Publikums. Die prozessuale Unbegreiflichkeit der Einstellung des Verfahrens in der Moltke-Hardenschen Privatklagesache und die Durchführung der Hauptverhandlung gegen Harden vor der Strafkammer in Berlin in dem zweiten Offizialverfahren, später die Kassierung des Strafkammererkenntnisses durch das Reichsgericht, — dies alles setzte die juristischen Federn im ganzen Reiche lebhaft in Bewegung. Endlich brach das Meineidgeschwür Eulenburg auf. Im Fall Eulenburg ist die interessanteste Seite, die politische, noch mit völligem Dunkel bedeckt. Gehört und gelesen hat man wohl von der Beschlagnahme gewisser Briefe — eine rechtlich zulässige Beschlagnahme war darunter nicht zu verstehen, und eine

*) Prozesse, die durch den Gegenstand oder die Persönlichkeiten die Aufmerksamkeit auf sich ziehen, haben regelmäßig die Nebenwirkung, die Schwächen des deutschen Strafprozeßrechts und ihre Gefahren für die materielle Rechtspflege scharf zu beleuchten. Gerade wegen des allgemeinen Interesses, das die öffentliche Meinung sensationellen Prozessen entgegenbringt, erscheint es geboten, an solchen markanten Beispielen die Irrgänge des Strafprozesses juristisch und kritisch zu verfolgen. Indem wir Aufsätze veröffentlichen, die dieser juristischen Aufgabe dienen, behalten wir uns vor, im nächsten Heft zu der politisch-moralischen Seite des ganzen Falles Stellung zu nehmen

Die Redaktion

andere, etwa eine aus Gründen der Staatsraison, gibt es nicht. Auch ein Dementi dieser Nachricht ist erfolgt; aber es war keines, das überzeugt hat, vielmehr eines, das die nichtamtliche Mitteilung der Beschlagnahme fast zu einer amtlichen gemacht hat. Es gibt eben Verneinungen, die verhüllte Bejahungen sind.

Bei allen diesen Prozeßaffären zeigt sich ein Novum, das mehr psychologischer als formalprozessualer Natur ist: eine neue Art von Verhältnis des Angeschuldigten zu den prozessierenden Behörden. Der Angeklagte in Deutschland ist, obschon im System der gerichtlichen Ordnung Prozeßpartei, in Wirklichkeit nichts anderes als Objekt des Verfahrens; er steht keineswegs der Anklagebehörde als gleichwertig erachteter Faktor gegenüber. Wir haben nach wie vor in Deutschland den Inquisitionsprozeß. Darüber ist kein Wort zu verlieren, weil es anerkannt ist. In den Straffällen der letzten Vergangenheit aber hat sich, teils durch die Persönlichkeiten der vor dem Forum Stehenden, teils durch das Gewicht anderer Umstände das Prozeßbild verändert. Im Hauprozeß schien der rätselhafte Angeklagte allen Organen der Rechtspflege entschieden überlegen und wurde tatsächlich zum dominus litis, der mit den Formen und Formeln des Rechts zu spielen sich anmaßte. Erreicht oder verschuldet hat er dadurch, daß sein Fall völlig unaufgeklärt blieb. Auch die berliner Fälle verliefen nicht nach dem Schema: einmal spielte der Zeuge — Fürst Eulenburg — ganz prozeßwidrig die Hauptrolle; sodann, wieder ganz gegen die Ordnung, der Privatkläger Moltke erst die Rolle des Angeklagten, dann mit Herrn Sello die des Staatsanwalts. Jedenfalls war die Rolle, die der preußische Richterstand gespielt hat, nicht beneidenswert. Auch das ist eine starke Veränderung des Prozeßbildes.

Der Vorsitzende des Schöffengerichts Berlin, der Amtsrichter Kern, hat Harden mit zutreffender Begründung freigesprochen, aber seine Methode, den Zwischenfall der Frau von Elbe trotz des nur sehr mittelbaren Zusammenhangs mit den zur Anklage stehenden Zukunftartikeln in breitester, vollster Öffentlichkeit zu verhandeln, muß gerade von denen auf das Entschiedenste mißbilligt werden, die in der Öffentlichkeit des Gerichtsverfahrens das letzte Palladium unserer ohnehin geringen Prozeßfreiheit sehen. Der Gepflogenheit der deutschen Gerichte entspricht es, auf rein intime Vorgänge des privaten Lebens kontradiktorisch nur unter Ausschluß der Öffentlichkeit einzugehen.

Es lag sachlich kein Grund vor, von dieser guten, erprobten Gewohnheit abzuweichen. Wenn das Schöffengericht Berlin nur in diesem einen Punkte gefehlt hat, so tat es die vorgesetzte Strafkammer in der zweiten Verhandlung Moltke-Harden nach den verschiedensten Richtungen. Man mag über Harden und seine Motive denken, wie man will, — eines muß man seinem Artikel in der „Zukunft" Nummer 34 einräumen: die Schilderung der Lehmannkammer in dem „Revision" betitelten Aufsatze ist ein kleines Meisterstück. Fast in jeder deutschen Stadt, die eine Strafkammer hat, sitzt ein solcher Lehmann; aber nicht alle Lehmänner gehen so weit, Sitzungsprotokolle nach dem Vorgang des berliner Lehmann zu — korrigieren. Der preußische Justizminister schweigt bis jetzt gegenüber den schweren Angriffen Hardens. Hier gibt es aber auch für einen nur dem Landtag des Dreiklassenwahlrechts verantwortlichen Minister nur eine Alternative: entweder entspricht der Aufsatz Hardens nicht den Tatsachen, — dann muß dieser zum Widerruf gezwungen oder gerichtlich belangt werden, oder der Artikel schildert die Vorgänge richtig, — dann gehört Herr Landgerichtsdirektor Lehmann vor die Disziplinarkammer für richterliche Beamte und muß zwangsweise pensioniert werden.

Endlich der Herr Oberstaatsanwalt Doktor Isenbiel, der Mann der Superlative! Die Kritik, die der nationalliberale Reichstagsabgeordnete Heinze, ein sächsischer Richter, im Reichstag an Isenbiels Plaidoyers geübt hat, war zutreffend und nützlich. Harden ein Genie des Intellekts! Fürst Eulenburg Durchlaucht das Genie der feinen Sitte! Er selbst, der Herr Oberstaatsanwalt, ein Genie der Beredsamkeit! Diese sieghafte Rhetorik steht in starkem Mißverhältnis zu dem Schlußeffekt: der Verurteilung eines Schriftstellers zu empfindlichster Freiheitsstrafe.

In die Fülle dieser Prozeßgesichte tritt ein neuer Mann, der Untersuchungsrichter aus Berlin, Herr Landgerichtsrat Dr. Schmidt. Auch er hat — von Berlin nach München kommend — die Physiognomie des deutschen Prozesses verändert. Dr. Schmidt wird die Öffentlichkeit noch öfter beschäftigen, und es ist möglich, daß sie ihn loben wird. Es ist zwar zuzugestehen, daß nicht sein ganzes richterliches Verhalten bei den Untersuchungen in München leicht zu verstehen ist. Wer sich durch den äußeren Schein blenden läßt, könnte sogar meinen, es entferne sich in einem wichtigen Punkt von der geraden Linie richterlicher Unbefangenheit und Objektivität; aber das scheint nur so.

Der Untersuchungsrichter Schmidt hat bei der Vernehmung der münchener Zeugen die Anwesenheit eines juristischen Vertreters des Fürsten Eulenburg gestattet. Es fragt sich, warum und auf welchem Rechtssatz fußend.

Die Frage nach dem Warum läßt sich vom Standpunkt des Fürsten Eulenburg sehr leicht beantworten, nicht so leicht von dem des Untersuchungsrichters aus, dessen Gründe undurchsichtig sind. Dem Angeschuldigten, gegen den das Hauptverfahren noch nicht eröffnet ist, muß alles daran liegen, möglichst rasch durch seinen Verteidiger in den Besitz des ganzen gegen ihn vorliegenden Materials zu kommen. Aus dieser naheliegenden Erwägung heraus hat Fürst Eulenburg zu früherer Zeit auch gegen sich selbst Strafanzeige wegen des Vergehens der Päderastie erstattet, mit dem Erfolge, daß das Verfahren aus Mangel an Beweisen eingestellt wurde. Hofft man jetzt auf denselben Ausgang?

Der Rechtsgrund! Jeder Jurist in Deutschland, vom jüngsten Referendar bis zu dem ältesten Kriminalrichter in der Provinz weiß, was das zweite Buch der Strafprozeßordnung im dritten Abschnitt vorschreibt: daß nämlich bei der gerichtlichen Voruntersuchung der Staatsanwaltschaft, dem Angeschuldigten und dem Verteidiger die Anwesenheit bei der Verhandlung nur gestattet ist, wenn die Einnahme eines Augenscheins stattfindet (Strafprozeßordnung § 191 Absatz 1). Es ist also dagegen nichts einzuwenden, daß die Ladungen zu der Einnahme des Augenscheins in Starnberg an alle Prozeßbeteiligten erfolgt sind. Das war in Ordnung.

Außer der Teilnahme am Augenschein aber ist den Prozeßorganen und dem Angeschuldigten die Anwesenheit nur dann gestattet, wenn ein Zeuge oder Sachverständiger vernommen werden soll, der voraussichtlich am Erscheinen in der Hauptverhandlung verhindert ist, oder dessen Erscheinen wegen großer Entfernung besonders erschwert sein wird (Strafprozeßordnung § 191 Absatz 2). Es ist nun nach Süddeutschland, insbesondere nach Frankfurt und Stuttgart, in den letzten Tagen*) aus einwandfreier berliner Quelle die Nachricht gelangt, daß bei den münchener Vernehmungen folgender Zeugen im Eulenburgprozeß: des Oberlandesgerichtsrats Maier, des Professors

*) Der Artikel ist am dreißigsten Mai geschrieben.

Doktor Löwenfeld, des Rechtsanwalts Pflaum, des Justizrats Bernstein und endlich des Hauptzeugen Riedl, einer der Verteidiger des Fürsten Eulenburg stets anwesend gewesen ist; das ist sicher. Bei den Vernehmungen der übrigen münchener Zeugen ist dies nicht sicher, aber höchst wahrscheinlich der Fall gewesen. Die Zulassung des Vertreters des angeklagten Fürsten widerspricht nun nicht bloß dem Gesetz und der deutschen Strafprozeßtheorie, sondern vor allem auch der Praxis aller deutschen Gerichte. Sie bedarf daher dringend der Aufklärung.

Man wird von vornherein zu der Meinung neigen, daß in einem Verfahren von der Bedeutung des Meineidverfahrens gegen den Fürsten Eulenburg nicht ein einziger Zeuge es am Erscheinen in der Hauptverhandlung fehlen lassen wird. Die Entfernung zwischen München und Berlin spielt eine Rolle nur bei den Kosten, und der Staat hat an dem ökonomisch bevorzugten Angeklagten einen erstattungsfähigen Verhafteten. Andere Hinderungsgründe für die Zeugen als Tod, Krankheit und Nichtüberwindung großer Entfernungen kennt das Gesetz nicht. Die Zeugen Riedl und Fischer Ernst sind schon einmal in Berlin vernommen und mit dem Angeklagten Fürsten Eulenburg konfrontiert worden. Sie werden zur Hauptverhandlung wieder am Sitze des berliner Gerichts erscheinen müssen; es ist absolut ausgeschlossen, daß die Geschworenen der Reichshauptstadt ein Urteil fällen, ohne diese Hauptzeugen gesehen und in unmittelbarer Anschauung auf ihre Glaubwürdigkeit geprüft zu haben. Warum hat der Untersuchungsrichter diese Zeugen dann behandelt, als ob sie in der Hauptverhandlung nicht erscheinen würden oder nicht erscheinen dürften? Er muß offenbar das Gesetz anders — selbstverständlich gutgläubig — auslegen als seine sämtlichen Kollegen in Deutschland. Man kann die Frage auch so stellen: Ist eine andere Auslegung des Rechts möglich und zulässig?

Diese Frage ist unbedingt zu verneinen. Der Untersuchungsrichter Schmidt kann sich nur auf zwei vereinzelte, gänzlich einflußlos gebliebene Stimmen der strafprozeßrechtlichen Literatur berufen. Daß er diese überhaupt kannte, das ist es, was ihm — möglicherweise — die Anerkennung der Öffentlichkeit eintragen wird. Gegen Doktor Schmidts Auffassung sprechen nicht bloß die Theorie und Praxis, sondern auch und vor allem die Kämpfe, die bei der geplanten Reform des Strafverfahrens um die sogenannte Parteienöffentlichkeit seit Jahren in der Presse geführt werden. Diese Reform will nichts

anderes erreichen, als was Landgerichtsrat Schmidt schon als geltendes Recht betrachtet und behandelt. Ich brauche nur auf die Protokolle der Kommission für die Reform des Strafprozesses in erster und zweiter Lesung zu verweisen, auf die ich zu Beginn eines zweiten Artikels kurz eingehen werde. Wird die Reform durchgeführt, was ich leider bezweifeln muß, so erhält Deutschland ein segensreiches Gesetz, die lex Schmidt; verläuft die Reform im Sande, so haben wir, das steht fest, in Deutschland die Parteienöffentlichkeit doch einmal gehabt als lex Eulenburg. Das Sprichwort sagt: einmal ist keinmal; aber das Sprichwort lügt.

Sumpffieber / Novelle von Hermann Bessemer

Die Shamba

In Afrika spricht jeder Kolonist mit der Bibel: im Anfang war das Zelt. Das meinige stand auf einer Anhöhe, zwischen welligem und muldenreichem Land, Ausläufern des Gebirges. Wo die letzten sanften Erdrücken aufhörten, begann die große Steppe. Ich übersah von meiner Anhöhe wie von einem Feldherrnhügel aus die Gegend. Die Erhebungen waren meist breit, niedrig und ohne Charakter. Aber dafür gab es prächtige weite Talmulden, aus denen die Hitze wie aus einem Ofen drang, und wo eine Wildnis von Pflanzen metallisch grün und übervoll in die Sonne emporstarrte. An den Bäumen hingen an dünnen Fäden die kugelrunden Nester der Webervögel, außerdem horstete eine Unzahl von Nashornvögeln in diesen urwäldlichen Talmulden. Ich brauchte mit der Büchse nur meinen Hügel zu verlassen, um ein paar Nashornvögel der Übung halber abzuschießen. Auch Affen trieben hier ihr Unwesen, besonders bei Nacht. Aber der Urwald, der wirkliche, zusammenhängende, lag weit zurück in den Bergen.

Näher hatte ich die Steppe, — nur des Morgens in Klarheit, sonst immer durch heiße graue Dünste überschichtet. Die Steppe sah hier garnicht wie Steppe aus, eher wie Wald, wie stark gelichteter oder noch ganz junger.

überall standen Dornbäume, Mimosen, Schirmakazien und seltener Borassus- und Dumpalmen. Viele der Borassuspalmen waren ohne Krone, von den Eingeborenen verschnitten oder von den Steppenbränden verstümmelt. Dann stachen sie kahl und grotesk in die Luft wie Mastbäume oder wie Telegraphenstangen ohne Drähte; wie riesige Federkiele, mit der Feder in die Erde gesteckt und sich aufwärts verdickend. Ich liebte die Borassuspalme, ich bewunderte ihre Krone, ein Arrangement von breiten und zackigen dunkelgrünen Fächern.

Ich liege vor dem Zelt im langen Stuhl und suche mit dem Fernglas die schönste Borassuspalme in der Steppe. Die schönste, die höchste, es ist ein Spiel. So verbrachte ich manche Stunde.

Dann begann ich zu brennen, Raum zu schaffen für neue Kulturen. Ein kleines Armeekorps von Negern zieht einen Graben, den ich bezeichne, dann schlagen die Flammen hoch.

Ich saß und schaute zu wie Nero dem Brande Roms. Es brannte im Halbkreis um mich herum, zwei breite Hügelrücken und die Einsenkung dazwischen brannten Tag und Nacht, hoho, und wie sie brannten! Ich ließ mir die Erde glatt rasieren, mit flammroten Messern schabte ich, raufte ich ihr den grünen Pflanzenbart aus dem Gesicht. Es kamen windstille Tage, und dann schritt das Feuer nicht im mindesten vor. Die Flammen duckten sich zwischen dem Gras wie Wachteln in einem Ackerfeld, ganz unsichtbar; oder sie schlugen eben nur die Schnabelspitze hoch und flackerten ein wenig, verzweifelt wie ein weggeworfenes Streichholz, ehe es ausgeht. Sie hatten bei Tag einen dunkeln, häßlichen Kupferglanz und schienen schmutzig, und ich mußte meine Augen anstrengen, um ihre Farbe in dem gewaltigen Sonnenlicht zu unterscheiden. Aber in der Nacht, o, es war herrlich, bei Nacht dem Brande zuzusehen! Meinem Brande, sagte ich, als wäre es ein Besitz.

Gewöhnlich kommt abends Wind aus der Steppe:

Da springen die Flammen reihenweis in die Höhe und wachsen irgendwie aus der Erde wie wehendes, rotes Gras. Sie haben den Wind im Rücken und legen sich vornüber, bäuchlings auf den Boden, und kriechen platt über die Erde weiter auf allen Vieren. Sie strecken die Hälse aus und stürmen den Hang hinan und schnauben wie Pferde im Wettlauf; wer siegt um eine Nasenlänge? Sie nehmen den Hügel ein und pflanzen rote Stan-

darten auf, und der Hügelrücken wird im Ganzen glühend und flackert. Aber doch bleiben hier und dort schwarze, unverbrannte Flecke übrig, vielleicht frische, sehr säftevolle Gewächse, die sich nicht mit eins wegbrennen lassen. Und die Fläche wird wie ein liegendes Bild, ein Mosaik aus flüssigem Gold mit eingelegten, dunkeln Platten von Email. Und das Feuer wird tönend, unten kribbelt das Knistern des dürren Grases, darüber fliegt das Keuchen der feuerfangenden Stämme, zu oberst in Kronenhöhe rumort das Knattern der Zweige, das Platzen der Palmwedel, ein höllischer und heißer Lärm. Und die Stämme bersten wie Balken und Pfeiler, die Kronen krachen zusammen wie ein Dachstuhl, die Wildnis geht unter, sich in sich selbst begrabend wie ein Haus.

Der Wind dreht sich. Die Hitze fällt auf mich, es ist eine Wand, ein Schwall, ein Fächerschlag von Gluten. Ich suche Deckung und zittere für das Zelt und habe nicht Wasser genug, die Leinwand naß zu halten. Drei Nächte vergehen. Bewunderung, Sorge und eine Höllenhitze, wenn der Wind auf den Hügel stand.

Als der Brand zu Ende war, in den ersten verfinsterten Nächten, kam ich mir blind wie eine Fledermaus vor. Schade, dachte ich mir, daß man nicht jede Nacht ein Stück Steppe oder Urwald anzünden kann, einfach zu Beleuchtungszwecken.

Es kam Arbeit um Arbeit, ohne Ende, — ich murrte nicht. Teufel, ich hatte nach dem Geschehenen nicht den geringsten Anspruch, hier im tropischen Afrika den Pascha zu spielen. Ich teilte das ausgebrannte und ausgerodete Areal der Shamba ein: hier wollte ich's mit ein wenig Kaffee versuchen, dorthin sollte ein Anbau von Baumwolle kommen und überallhin im größten Stile Kautschuk und Sisalhanf, auf den ich vor allen Pflanzungen großes Vertrauen setzte und setzen durfte. Ja, es träumte mir damals von fünfzig Prozent Gewinn auf Sisalhanf.

Hierher aber, auf diese Anhöhe, zwischen Urwald und Steppe, sollte später mein Wohnhaus zu stehen kommen. Dann war ich fertig und hatte das Leben, das ich erwählt und bezahlt, in Rupies und Hellern bar bezahlt hatte. Und ich machte eine große, runde, besiedelnde Gebärde über den Wald und die Steppe hin:

Hier sitze ich. Punktum, Afrika.

Was Europa anlangt, so nannte ich es nur noch Ulaya, auf suahelisch, und hatte im übrigen gar kein Bedürfnis nach diesem Weltteil. Pfui Teufel, nein, keine Sehnsucht.

Jaue

Er ist Straßenbauunternehmer, in Diensten der Regierung.

Ein primitiver Mensch, seit sechzehn Jahren in der Kolonie, ein Trinker aus afrikanischem Verlassenheitsgefühl. In Gesellschaft ein enfant terrible, ein Kind vom fürchterlichsten Schlag. Sein Leben ist ein Anekdotenschatz, unglaubliche Dinge werden über ihn erzählt, derbe und rührende. Übrigens war er auch schon eingesperrt, sechs Monate Gefängnis in Tanga. „Rechtschaffen abjesessen," brüstet sich Jaue. O, er benahm sich glänzend in jener Sache, obwohl sie im Grunde nur ein komisches Versehen war, ein Schuß auf einen schwarzen Panther.

Er besuchte mich: Handschlag! Ich setze ihm ein Glas Whisky mit Soda vor. Damals wohnte ich noch im Zelt, aber vom Hause standen schon, einen Meter hoch, die Mauern. Manchmal war ich übermütig und sprang mit einem Satz über die Mauer in mein zukünftiges Schlafzimmer hinein. Und hopp, wieder hinaus ins Freie.

Im Zelt ist Kühle und angenehmes Zwielicht. Der Wind streicht heftig um das Zelt, die Wände aus grünem Drillich bewegen sich wie Segel und zerren an ihren Schnüren, als wollten sie die Zeltheringe aus dem Boden reißen und durch die Luft davonfliegen. Es ist unaufhörlich ein schlagendes, klatschendes Geräusch im Zelt.

„Nanu, wissen Se wat, Herr Aumann," beginnt Jaue, „trinken wa uf's Jahr Sechsundsechzig, ja?"

Natürlich wußte er meinen Namen, wußte auch, daß ich Österreicher bin. Prosit. Pause.

„Mann! Wie sind Se man bloß auf die verkorkste Idee jekommen?" Und Jaue tippte sich mit dem Zeigefinger vor die Stirn.

„Pardon, auf welche verkorkste Idee, ich bitte?"

„Sich in Afrika 'ne Plantage zu koofen! Is doch einfach doll! Wenn Se mich jleich Hunderttausende 'reinstecken —!"

Sehr ermutigend, denke ich. Und ich werde rot, als wäre ich auf einer Unaufrichtigkeit ertappt. Mein Gott, die Verhältnisse! Jaue kannte eben die Verhältnisse nicht. Ach —

Nun gut, aber es seien langweilige Geschichten, alltägliches Pech und Ärgernis, das müsse ich vorausschicken. Also, ich sei Offizier gewesen, letzte Garnison Wien, sei es jetzt noch, im Verhältnis außer Dienst. Übrigens, nein, ich müsse anders anfangen. Ob ihm nicht meine dumpfe, verschleierte, wie heiser klingende Stimme auffalle? Ein ekelhaftes Gekrächze, nicht? Nun, hier in meiner Kehle stecke der Anfang, die erste Etappe zu Afrika.

Ich fühle etwas aus meinem Blute brechen, Kränkung oder Aufregung, na! Wozu fange ich auch immer wieder von frischem an? Ich nehme einen Schluck Whisky. Prost.

Ja. Also — ich erkranke irgendwie am Kehlkopf, so begann es. Ich gehe zum Arzt, Spezialist, Kehlkopfspiegel, lange Untersuchung. „Herr Oberleutnant leiden an einer Stimmbandlähmung." Sehr fatal.

Er fürchte, es würde mir das Kommandieren schwer fallen . . .

Ich empfahl mich. Ein tüchtiger Arzt. Gott, wegblasen konnte er mir's nicht! Abends sprach ich mit Kameraden. Das heißt, ich krächzte bereits, genau wie jetzt. Stimmbandlähmung, so und so . . . Was sie davon hielten? Nun also? Heraus doch mit der Sprache! Tags darauf bei dem Oberst.

Dann schrieb ich noch zum Überfluß einen Brief. „Lieber Vater —" In meine Heimatstadt, ein Nest in Mähren.

Endlich reichte ich um den Abschied ein.

Jaue rückt auf seinem Stuhl, er will etwas sagen, halt! Noch etwas.

Ich war verlobt. Hübsches, liebes Mädel aus gutem Haus, Mitgift, Kaution. Der Vater ein — also lassen wir's gut sein. Ich wolle nicht ein zweites Mal grob werden. Auch war der Mann in seinem guten Recht, zweifellos! Seine Tochter war die Braut eines kaiserlichen und königlichen Offiziers; abgemacht! War sein Schwiegersohn nicht mehr ein Kaiserlicher und Königlicher, so war seine Tochter eben auch nicht mehr Braut! kalkulierte er. Und das ist doch logisch?! Und ferner, was hätte ich denn wirklich werden sollen? Lebensfrage! Der Mann machte mir meinen Fall unbarmherzig klar, und ich, ich machte ihm auch verschiedenes klar —

Die Tochter, sagen Sie?

Die Tochter haben wir garnicht um ihre Meinung gefragt.

Dort auf dem Schreibtisch stehe übrigens ihr Bild, Phototypie, ein wahrer Zimmerschmuck für Afrika. Und ich lade Jaue ein, meine Braut zu besichtigen. Ich fühle mich vollkommen unbefangen; bitte, hier, angenehme Züge, nicht wahr? Eine Photographie, ein Ding im Zelt, ein umherliegendes. Die Ausführung in Pigmentfarben fände ich entzückend.

Überdies kommt mir ein lustiger Gedanke, ein kecker, schlagkräftiger Einfall, Jaue ins Gesicht zu beweisen, daß ich heute den Verhältnissen ganz unbefangen gegenüberstehe. Und ich beuge mich an sein Ohr, ich flüstere lächelnd und zucke die Achseln. —

Ich klage ihm meine Not.

Und es wird Abend.

Der Abend sinkt hier nicht vom Himmel nieder, im Gegenteil, er steigt irgendwie aus dem Boden empor, der Himmel ist noch etwas Abgesondertes, Helles. Eine Art Rauch, Rauch der Dunkelheit, ist dieser Abend.

Wir liegen mit hochgelagerten Beinen in zwei Bombaystühlen vor dem Zelt. Eine Stehlampe brennt auf dem Tisch. Die Nacht ist warm. Die Luft gibt nun die ganze Sonnenglut des Tages wieder her.

Die Lampe brennt. Die Mücken sind um die Lampe herum, sie schwirren in der Luft, kriechen um den Lampenschirm, zappeln auf dem Tischtuch. Die meisten sind harmlose von der nur lästigen Art, aber dazwischen gibt es auch gefährliche, unheimlich ans Ohr sumsende, mit langen blutgeschwollenen Leibern, Malariaträger, Anopheles. Wohlan.

Plötzlich kommt meine Freundin, die Muttergottesanbeterin, geflogen. Mit einem kleinen platzenden Geräusch fällt sie auf den Tisch nieder, knickst „guten Abend", und beginnt aufmerksam ins Lampenlicht zu starren. Guten Abend, Muttergottesanbeterin! Zeig, was du kannst!

Es scheint, die Kleine will heute gebeten werden. Gut, ich kitzle sie also mit einem Zahnstocher an ihren schlanken Vorderbeinchen. Augenblicklich zieht sie diese in die Höhe, legt sie anmutig überkreuz und sitzt nun aufrecht, den Kopf mit den großen lebendigen Augen zum Licht gehoben. Mit gefalteten Händen, wie ein Mensch. Bravissimo! Und jetzt flieg ab! Marsch, Heuschreck, häßlicher!

(Fortsetzung folgt)



Sommerbücher / Von Hermann Hesse



Die meisten unserer Lebensgewohnheiten, Zerstreuungen und Erholungen richten wir nach den Jahreszeiten. Wir kleiden uns im Oktober anders als im August, essen und trinken etwas anderes, wir gehen winters mehr ins Theater als sommers, und unsere Kinder wissen genau, wann die Zeit zum Kreiselspiel, zum Ballschlagen, zum Reifentreiben und so weiter gekommen ist. Den sichtbarsten Einfluß übt jedenfalls der Hochsommer aus. Da versuchen auch die nivelliertesten Erwerbs- und Stadtmenschen eine Weile mit der Natur zu leben, da legen sich Salondamen in Hängematten und Salonherren auf grüne Bergwiesen, Schullehrer ersteigen Pässe und Gipfel, höhere Töchter logieren in Almhütten und werfen einander mit Tannenzapfen, und alle miteinander gebärden sich so erstaunlich, daß der einfache Landbewohner stehen bleibt und seinen dumpfen Bauernkopf schüttelt.

Gar viele Teilnehmer dieser vergnügten Sommerkarawanen nehmen für die Ferienzeit auch Bücher mit, um einmal recht behaglich zu lesen. Und man sieht, daß die meisten trotz aller Naturbegeisterung keine Ahnung vom Wesen der Sonne, der Winde, Berge und Wälder haben, denn im Moos und auf Bänken, in Pavillons und Hängematten macht sich mit den lebhaften Farben ihrer Buchumschläge die sogenannte Bahnhofsliteratur breit, von der naivsten Schweinerei bis zum spitzfindigen Detektivroman. Denn in den kurzen, schönen Sommerferien mag man sich doch nicht mit ernsthaften Büchern befassen.

Diesen Einwand kann ich nicht widerlegen, denn es geht mir selber so. Nach einem im Freien verbrachten Sommertage mag ich abends nichts Schweres lesen, und zu dem „Schweren" rechne ich nicht nur wissenschaftliche Werke oder Tolstoi, sondern auch die große Mehrzahl zeitgenössischer Dichtungen, vor denen ich sonst viele Hochachtung habe.

Tatsächlich weiß ich sehr wenige Bücher, die mir für Ruhestunden in der wohlig leichten Ermüdung des Hochsommerlebens lieb und wertvoll geworden

sind. Der moderne Problemroman tut zu solchen Zeiten nur mäßige Dienste, er ist wirklich zu „ernsthaft“, und da ich für jene Bahnhofsliteratur völlig unempfänglich bin und doch gerne lese, komme ich immer wieder auf ein paar alte Lieblinge zurück.

Ein solches Sommerbuch muß vor allem sehr gut geschrieben sein, die Sprache darin muß leicht und elastisch sich wiegen, sie muß Grazie und Musik haben. Der Stoff aber muß nicht anstrengen, er muß genügend fesseln, um das Interesse wach zu erhalten, jedoch nicht spannen, sonst kann man nicht beliebig zu lesen aufhören. Man muß in einem solchen Buche zwei oder zwanzig Seiten lesen können und immer eine Freude daran haben, überall Bilder sehen, überall auf feine Reize stoßen. Das Sommerleben macht unsere Augen anspruchsvoll. Alle jene rein psychologischen Romane, in denen das Auge leer ausgeht, in denen es keine Häuser und Gärten, keine Bäume und Gassen und keine Jahreszeiten, sondern nur hintergrundlose, ausgeschnittene Menschenbilder gibt, sind jetzt ungenießbar. Auch Bücher mit vielen geistreichen Dialogen mögen wir nicht. Am besten wäre es, schön geschriebene Bücher zu haben, in denen Wind und Wetter, Sonne und Mond die Hauptrolle spielen. Die Menschen müßten liebenswert, aber nicht erdrückend wichtig sein, und ihr Treiben müßte, dem Leben der großen Natur untergeordnet, reizend, aber nicht ergreifend, wie ein hübsches Schattenspiel sich abrollen, wobei jede Szene und Gruppe sich gefällig darstellt, ohne daß man den Zusammenhang des Ganzen mühsam im Gedächtnis zu halten braucht.

Solche Dichtungen sind erstaunlich rar. Leichtes Zeug gibt es ja genug, aber wenn es auch amüsant zu lesen ist, hinterläßt es doch nichts in uns. Also liest man es lieber garnicht, denn eine Lektüre, die nicht für eine gute Weile einen Glanz in uns zurückläßt, ist der denkbar törichtste Zeitvertreib.

Vielleicht kann ich in späteren Jahren bei längerer Erfahrung einmal einen kleinen Sommerkatalog zusammenstellen. Bis jetzt reicht es mir dazu nicht, und ich begnüge mich heute mit dem Hinweis auf meinen Sommerliebling. Das ist Eichendorff. In jedem Hochsommer lese ich irgend etwas von ihm, er hat mich in die Berge und aufs Schiff begleitet, und jedesmal ist mir davon ein lieber feiner Nachglanz geblieben, der lange vorhielt. Und jedesmal, wenn wieder der Mohn blühte und die schwülen Gewitternächte kamen, nahm ich ihn wieder mit Lust hervor als einen harmlosen Wanderkameraden.

Eichendorff ist als Erzähler wenig mehr bekannt. Nur sein „Taugenichts" widersteht jedem Wechsel der Mode. Der ist nun allerdings auch Eichendorffs herrlichste Erzählung, und ihn wird man zu jeder Jahreszeit dankbar lesen und wieder lesen. Aber wenn man sich nach weiterer Ferien- und Müßiggangslektüre eine Weile vergeblich umgesehen hat, greift man vielleicht auch einmal nach seinen anderen erzählenden Schriften. Da ist „Ahnung und Gegenwart", dessen erster Teil unvergeßlich innig, schön und heiter klingt, indes der Rest ein wenig sonderbar zerflattert. Dann „Das Schloß Dürande", nächst dem Taugenichts die beste Novelle des Dichters, schön und bewundernswert nicht nur durch Ton und Stimmungsreize, sondern auch rein erzählerisch, als Novelle, ein ausgezeichnetes Werkchen. Alsdann „Das Marmorbild", intensiv in der märchenhaften Stimmung, und „Die Entführung". „Viel Lärmen um nichts" ist uns kaum mehr mundgerecht, ein romantisch-ironisches, spielerisches Kleinfeuerwerk. Dafür sind „Die Glücksritter" wieder ein entzückend liebes, lustiges Stücklein, und schließlich hat der Roman „Dichter und ihre Gesellen" als Ganzes Interesse und Wert und im einzelnen viele wundervolle Partieen.

Es liegt mir fern, Eichendorff ein hervorragendes Erzählertalent andichten zu wollen oder gar seine Prosa auf Kosten seiner Lieder herauszustreichen. Es ist dafür gesorgt, daß kein Leser seiner Erzählungen den Lyriker vergißt, denn fast auf jeder Seite der Novellen und Romane springt eines dieser Lieder wie eine frohe Quelle auf, und ich rate niemandem, die Verse dem Roman zulieb zu unterschlagen. Eichendorffs Lyrik braucht keinen Fürsprecher, seine Erzählungen aber können einen brauchen. Sie sind keine klassischen Erzählungen; sie haben alle die Fehler, die in sämtlichen Literaturgeschichten vermerkt und gerügt sind. Aber sie sind ganz vortreffliche Sommerbücher. Sie strengen nicht an, sie haben keine Probleme, sie spielen mit ihren Figuren, und sie sind in einer leichten, musikalischen, elastischen, meisterhaften Prosa geschrieben.

Eichendorff ist, wie wir in der Schule lernen, ein Romantiker. Wir lernen aber in der Schule nicht, was eigentlich Romantik ist. Schauen wir die eigentliche Romantik und Eichendorff genauer an, so finden wir, daß sie nicht recht zueinander passen. Die romantische Doktrin ist ihm nicht ins Blut gegangen, wenn er auch in die romantische Form völlig hineingewachsen ist. Und darunter leiden seine Erzählungen. Sie betonen das Romantische, sie

wollen recht romantisch sein, aber sie haben es nur äußerlich. Denn Eichendorff ist weder ein Grübler noch überhaupt eine problematisch-genialische Natur. Er ist kein Denker, er hat nichts vom Revolutionär in sich.

Vielmehr ist er ein feiner, genügsam optimistischer Edelmann vom Lande, den eine Jagdpartie und ein netter Tanzabend im Schlößchen glücklich machen, und der im übrigen seine Freude an schönem Grundbesitz und einem einfach vornehmen, konservativ kultivierten Zusammenleben mit seinesgleichen hat. Die sich selbst verzehrende, in sich selbst wühlende Genialität, die seit Brentano zur Romantik gehört, ist ihm fremd und im Grunde unheimlich. Sein Wesen ist der Adelskultur des vorrevolutionären Jahrhunderts entstammt und hat von der Romantik nur das farbenschöne Kleid entlehnt. Seine Heimat ist ein helles, schmuckes Landschloß in Schlesien, dessen weite Wälder samt Garten, Park, familiärer Geselligkeit und vergnügten ländlichen Festen in allen seinen Erzählungen wiederkehren. Seine Erzählungen sind vor allem wehmütig erinnerungsreiche Schilderungen eines aus der Welt verschwundenen Herrenlebens.

In diesen lieben, merkwürdigen Geschichten gibt es keine Arbeit und keine Not, ihre Länder sind Paradiesgärten ohne Mißwachs und beinahe ohne Winter. Wenn einmal in einer dieser Novellen doch der Winter einbricht, so wird der Dichter nach einer kurzen Freude am Schneeflockentanz gar schnell der unwirtlichen Witterung müde und läßt die warme Jahreszeit wiederkehren. Der Winter ist ihm fatal, und mit gutem Grunde, denn seine Geschichten spielen alle im Freien. Darum liebt er auch das Stadtleben nicht, und muß er einmal seine Helden in eine Stadt bringen, so wird ihm eng und weh, und er hat große Eile, sie wieder zu Wagen, zu Fuß oder zu Pferde in Wälder und unter den freien Himmel zu führen. Die Stadt ist eine Episode, der Winter ist eine Episode, auch die Erlebnisse und Taten der Menschen sind schließlich Episoden; bleibend und wichtig ist nur das herrliche Dasein der Schöpfung. Ein Totschlag oder Selbstmord spielt sich in diesen Novellen erstaunlich rasch, kurz und nebensächlich ab, aber das Plaudern einer Quelle, das Rauschen des Waldes, der Aufgang der Sonne und der Einbruch der Nacht, das sind wichtige und ernste Ereignisse, für die der Dichter immer wieder zärtlich liebevolle Worte hat.

Die Menschen aber leben inmitten der Natur, sie reden mit Winden und

Wolken, sie haben Bäume und Tiere lieb. Sie wandern, reiten und schwimmen unermüdet, in schönen lauen Nächten schlafen sie nicht, sondern sitzen in den Gärten, auf Balkonen oder im Geäste eines Baumes, singen schöne Lieder zur Laute und betrachten den Mond, die Ferne und das Wetterleuchten. Sie führen ein Leben auf Wanderungen und in edelm Müßiggang, wie unsere Städter in der Sommerfrische es gar zu gerne auch führen würden, wenn sie nur so leichte Herzen und Beine wie Eichendorffs Figuren hätten. Sie sind gewandt, jung, frei und überaus beweglich, diese Figuren, und sie treiben zwar nicht sehr vielerlei, aber sie treiben es mit Grazie. Jeder von ihnen kann singen, reiten, Gitarre spielen, fechten, auf hohe Tannen klettern und Gedichte improvisieren. Aber wenn sie nahe daran sind, sich vom Glück gesättigt zu fühlen, nehmen sie Abschied, reiten davon und reisen einer neuen Sehnsucht nach. Denn: „Nein, nichts langweiliger als Glück!" sagte Klarinett, als ihm die Glieder vor Nichtstun knackten.

Diese Eichendorffschen Menschen, vom Grafen bis zum armen fußreisenden Abenteurer, haben entzückende Gewohnheiten. Kommt im Frühling eine Kutsche mit einem schönen Mädchen drin gefahren, so schütteln sie am Weg die Apfelbäume, daß das hold erstaunte Kind von rosenroten Blütenblättern überrieselt wird. Sie necken und mystifizieren einander so beharrlich, daß ihr Tag eine Reihe von Überraschungen und gelösten Rätseln wird. Sie lassen an jedem Sommerabend, den Gott gibt und nicht verregnen läßt, freudige bunte Leuchtkugeln aus allen Gärten in die Lüfte steigen. Sie haben aber auch Mut und wissen im Notfall ihre Klinge zu führen. Nur zwei Mächte fürchten sie aus innigster Überzeugung, die Langeweile und das, was man „Grundsätze" nennt. So heißt es einmal: „Es kann ein Mensch lange Zeit in den besten Grundsätzen wie ein Schneemann eingefroren sitzen, aber die lustigen Frühlingsbäche unterwaschen schon heimlich plaudernd und neckend den Sitz unter ihm — ein Laut, der leise Flug eines Vogels: und er stürzt kopfüber und verschüttet alle guten Vorsätze wieder. So erging es Dryander."

Besagtem Dryander erging es überhaupt merkwürdig. Er ist ein Sonderling von einer Art und Mischung, die im Leben nicht vorkommt. Aber wie lustig und herrlich wäre es doch auf dieser Erde, wenn es einige solche hienieden gäbe! Er ist durch und durch Dichter, aber er hält viel auf gute Verpflegung. Er ist eitel und manchmal hochnäsig, aber er spielt famos

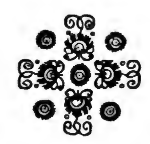
Violine. Und dann ist er so vergeßlich. Er zieht aus, um nicht heiraten zu müssen, und nimmt unterwegs eine Frau; er will Landwirt werden und Einsiedler werden und vergißt das eine über einem Morgenspaziergang, das andere über einer Flasche Wein. Er ist eigentlich ein Greuel, aber man muß ihn lieb haben, weil er so spaßig ist, wie man ja auch den schrecklichen Onkel Portier im „Taugenichts" durchaus nicht böse sein kann.

Zwischen den Reden und Handlungen dieser Menschen stehen Sommernächte und Sommermorgenstunden, tiefe Waldwildnisse und lachende Stromufer, verfallende alte Schlösser und Gärten mit vermoosenden Springbrunnen, und daneben eine Fülle wundervoller Lieder — jene Lieder, die von Mendelssohn bis Hugo Wolff die Musiker begeistert haben, die der Tenor im Konzert und der wandernde Schneidergeselle auf der Landstraße singt.

* * *

Wie gesagt, bei kritischer Betrachtung lassen die Erzählungen Eichendorffs (ausgenommen der „Taugenichts" und „Das Schloß Dürande") zu wünschen übrig. Goethe, Keller und Mörike haben das besser gekonnt, und sogar manche mindere Größen sind dem lieben Sänger in der Kunst des Erzählens erheblich überlegen.

Aber wenn im Garten die Malven und die ersten Sonnenblumen sich auftun, wenn die Luft von Sonne und häufigen Gewittern zittert und der kurze, wohlig müde Rausch der Hochsommerfülle über die Menschen, Tiere und Länder kommt, dann ist es an schattigen Orten mit den buntgekleideten Personen dieser nicht einwandfreien Bücher angenehm und heiter zu verkehren. Man vergißt viele von ihnen wieder, weil sie einander oft so ähnlich sehen, aber man behält an die Familie im ganzen eine dankbar fröhliche Erinnerung. Wenigstens ist es mir so gegangen.



Karl Ulfsson und seine Mutter

Erzählung von August Strindberg

(Schluß)


ie waren jetzt ein Stück vom Lande abgekommen, wurden aber noch vom Hafenarm geschützt. Der Kalvarienberg, der vorher unsichtbar und von der Burg verdeckt gewesen war, trat nun im Mondschein hervor, und die drei unerhört großen Kreuze zeichneten sich gegen den Himmel ab. Der weiße Christus glänzte vom Kreuz, an dessen Fuß die Statuen von Maria der Mutter und Magdalena standen.

Die Königin betrachtete einen Augenblick das unheimliche Bild; dann fragte sie den Ritter, ob er nicht Leute auf dem Berge bemerke.

„Ja, bei allen Heiligen; dort zieht eine Schar Nonnen mit Fackeln den Berg hinauf!"

„Jetzt bleiben sie stehen und stellen sich in einer Reihe auf, das Gesicht hierher gewendet."

„Es sieht aus, als schauten sie nach uns aus, oder wenigstens nach dem Schloß."

„Ganz, als wollten sie mit uns sprechen."

„Jetzt fallen sie auf die Kniee und singen; ich höre von hier, daß es eine Litania ist . . ."

„Laßt uns unter den Posilippo rudern, ich ertrage es nicht! Könnt Ihr sehen, ob sie auch ein Kreuz tragen?"

„Sie tragen das Kreuz in der einen und die Fackel in der andern Hand."

„Dann sind sie von Santa Croce, wo Eure Mutter Herberge hat."

„Meine Mutter! Immer wird einem die Freude gestört! Ich weiß, was sie will, und fühle ihre Gedanken bis hierher; mir wird so beklommen; wir werden heute Abend keine Freuden genießen! Glaubt Ihr, sie haben uns gesehen?"

„Mein Boot ist bekannt, und ich fürchte, Giovanni ist dabei."

„Es ist ein Gefühl, als beschössen sie uns mit Pfeilen! Friert Euch nicht?"

„Ich möchte eher ersticken; versteinert werden, stumm . . ."

„Dann kehren wir um! Daß die Menschen so boshaft sein können, einem die unschuldige Freude zu stören. Jetzt müssen wir umkehren, sonst erregen sie einen Sturm; sie haben eine Nonne dabei, die zaubern kann!"

„Man sagt, meine Mutter habe bei der letzten Überschwemmung den Tiber in sein Bett zurückgescheucht! Ist das wahr?"

„Eure Mutter ist eine Hexe, das wissen alle, und darum wird sie sehr gefürchtet."

„Können die auch etwas Gutes zaubern?"

„Nein, nur Böses; aber das nennen sie gut; ich verstehe sie nicht. Gott ist ja freundlich und verzeiht alles, sie aber verzeihen niemals. Vielleicht sind es die letzten, obwohl sie die ersten zu sein glauben; es sind ja Toren, sagt die Schrift. Ja, gut sind sie nicht, und niemand liebt sie! Seht, jetzt beginnt die See unruhig zu werden; sie können uns ertränken, wenn sie wollen; rudert schnell ans Land!"

* * *

Auf dem Kalvarienberg begannen die Nonnen von Santa Croce hinunterzugehen. Frau Brigitta aber blieb. Neben dem Standbild am Fuße des Kreuzes, der Mater Dolorosa, betete sie zu Gott, er möge ihren Sohn lieber aus diesem Leben zu sich nehmen, als daß er ein Ärgernis werde und seine Seele verliere. Das war ihr letztes Wort.

* * *

Am nächsten Tage lag Ritter Karl krank in der Herberge. Der Arzt der Königin, der ihn pflegte, konnte keine andere Krankheit als Schwindsucht finden. Da er weder essen noch trinken mochte, sanken die Kräfte, und der riesenstarke Mann wurde abgezehrt und verlor die Lust zum Leben. Die Königin wollte ihn besuchen, als man aber von ihrem Willen erfuhr, wurde der Kranke eines Nachts im tiefen Schlaf nach einem Landhause gebracht, das an der Straße zum Posilippo lag, und dort verborgen gehalten.

Erst als Frau Brigitta erfuhr, daß sich das Ende nähere, ging sie zu dem kranken Sohn.

Ritter Karl lag in seinem Bett, das Gesicht dem offenen Fenster zugekehrt, durch das er die Mauern des königlichen Palastes, die Wipfel der tragenden Orangen und den Rauch des Vesuv sehen konnte.

Das Stundenglas stand neben dem Kopfkissen, die Sandkörner fielen; aber der Kranke wartete, nicht daß das Leben verrinne, sondern daß sie komme, die Auserwählte seines Herzens. Er hatte ihr viele Botschaften geschickt, aber sie gelangten nicht bis zu ihr.

Jetzt am Abend war er aus einem Schlummer erwacht und nahm einen Blumenduft wahr; er erhob sich im Bette, erblickte einen Strauß von Rosmarin am Kopfende und die Konturen einer Frau, die im Licht stand.

„Geliebte!" flüsterte er und sank zurück, von der Gemütsbewegung ermattet.

Eine feuchtkalte Hand ergriff die seine, eine Stimme sprach laut; er sah, daß es die Mutter war, und er drehte sich nach der Wand.

Als Frau Brigitta das Entsetzen bemerkte, das ihre Anwesenheit hervorrief, wurde sie von Schmerz erfaßt; und als sie sah, wie der jüngst noch so kräftige Mann zu einem Kinde zusammengeschrumpft war, wurde sie von Reue und Verzweiflung ergriffen.

„Mein Sohn," sagte sie, „du darfst nicht sterben."

Sie legte die Hände auf seinen Scheitel, seine Stirn, seine Brust; sie sprach leise Gebete; gab ihm eine Arznei, die sie mitgebracht hatte, und setzte sich dann auf den Rand des Bettes.

„Du mußt mir nicht gram sein, daß ich dich mit Schwindsucht geschlagen habe; ich wollte nur deine Seele retten."

Der Kranke, der etwas Körperwärme und Lebenskraft bekommen hatte, antwortete:

„Wie überhebst du dich, du arme Erde und Asche; Leben und Tod stehen in der Hand des Herrn. Du hättest keine Macht über mich, wäre sie dir nicht von oben gegeben! Aber ein gebrechliches Rohr wird er nicht zerbrechen und einen brennenden Docht nicht auslöschen."

„Sprich nicht harte Worte zu deiner Mutter, niemand hat dich so geliebt wie sie."

„Furchtbare Mutterliebe, du hast deine Kinder gegessen wie der Gott der Heiden. Du hast uns Vater, Mutter und Heim geraubt, als du Länder

und Städte durchzogst, deinem Ehrgeiz zuliebe; du hast meine kleinen Geschwister ausgesetzt und voneinander getrennt! Weißt du, wo sie jetzt sind? Hast du nach ihnen gefragt? Zwei sind tot; das weißt du vielleicht nicht!"

„Strafe mich, ich verdiene es. Sag noch mehr Böses; das lindert!"

Der Ritter schien neue Kräfte durch die Anwesenheit der Mutter gewonnen zu haben, und die geheimnisvolle Krankheit schien gehoben zu sein. Dadurch wurde sein Sinn milder gestimmt, und er empfand Mitleid mit seinem Büttel.

„Weine nicht, Mütterchen, du hast wohl den guten Willen, handelst aber so schlecht; du bist ein unverständiges Kind; das bin ich auch, und das sind wir alle; aber wir haben einen verständigen Vater im Himmel, der alle unsere Torheiten zu einem guten Ende führt. Bald bin ich wieder auf ..."

„Glaubst du, daß du wieder wohl wirst? Dann will ich Gott danken, daß er diese Schuld von meinem Gewissen genommen hat; siehst du, Karl, ich wußte nicht, daß der Herr mein Gebet so bald erhören würde, und in dieser Weise ..."

„Du hast mich aus dem Leben gewünscht, Mutter? Nun, du hast mir das Leben gegeben; es ist dein, nimm es zurück!"

„Nein, beim Gott des Himmels, du sollst leben; er will nicht den Tod des Sünders, sondern er will, daß er sich bekehre und bessere."

So fuhren sie fort, einander zu strafen und zu trösten, bis Frau Brigitta ging, mit dem Versprechen, eine Mitternachtsmesse für die Genesung ihres Sohnes zu lesen.

* * *

Am folgenden Morgen erwachte Ritter Karl, dem Aussehen nach gesund; und als die Mutter zu Besuch kam, fand sie ihn im Bette sitzen.

Da dankte sie Gott, daß er sie erhört hatte, und freute sich in ihrem Herzen, frei zu sein von der Schuld, einen Menschen in ihren Gedanken getötet zu haben. Das wurde Wunschsünde oder Willensünde genannt, und die Strafe war die gleiche wie für die Tatsünde.

Mit der Rückkehr der Kräfte war der Sohn wieder derselbe geworden, der er gewesen war; er scherzte und war fröhlich.

„Wann willst du zu den Türken reisen, Mutter?" fragte er.

„Wenn du mitkommst!" antwortete die Mutter.

„Das tue ich nie; aber hüte meine Schwester vor den Türken, die sind heiratslüstern und zählen ihre Frauen nicht."

Frau Brigitta liebte solche Worte wenig, und sie begann ganz allmählich zu bereuen, daß sie den Sohn zu Gesundheit und Leben zurückgerufen hatte.

„Ich liebte dich gestern mehr," sagte sie. „Der Tod gab dir einen heilsamen Schrecken, jetzt aber ist dein weltlicher Sinn wieder da. Wer Teer anfaßt, befleckt sich damit; und du brauchst ein starkes Mittel, um rein zu werden."

„Bereust du schon wieder deine Reue Mutter? Dein Zorn steht wie ein Gestank im Zimmer und macht mich krank; laß die Liebe herrschen, dann ist mir wieder wohl."

Da erscholl eine Stimme von draußen durchs Fenster herein:

„Die da Wache hielten an den Mauern, schlugen mich, stießen mich und hoben meinen Schleier. Jerusalems Töchter, ich beschwöre euch: findet ihr meinen Freund, so sagt ihm, ich sei krank vor Liebe."

Ritter Karl lauschte; sein Antlitz leuchtete auf und er antwortete:

„Komm mit mir vom Libanon, meine Braut, flieh fort von Amanas Spitze, aus den Löwenhöhlen, von den Leopardenbergen. Mein Herz hast du genommen, meine Schwester, meine Braut."

Die Stimme antwortete:

„Wohin ist dein Freund gegangen? Wohin hat dein Freund sich gewandt? Wir wollen ihn mit dir suchen!"

Frau Brigitta hatte die Stimme erkannt; sie schloß die Fensterladen und eilte zur Tür, um sie zu verriegeln, da sie draußen auf den Steinen des Flurs Schritte hörte.

Leise, mild, hoffnungslos wurde an die Tür geklopft, und die Stimme der Königin ließ sich wieder hören:

„Laßt die Tür auf, Frau Brigitta, ich bin die Königin, aber ich lege meine Macht hier draußen ab, meine Krone, meine Ehre. Ich will nichts Böses tun, auch nichts Böses leiden; ich bin ein schwaches Weib, ich will einem Freunde Lebewohl sagen; er war mir lieb; verweigere mir meine Bitte nicht."

Frau Brigitta hatte einen schweren Kampf, denn in der Hand der Königin lag der Traum ihres Ehrgeizes: die Reise nach dem Heiligen Grab; aber die Königin las ihre Gedanken durch die geschlossene Tür:

„Glaubt nicht, Frau, daß ich mich räche, ich bin nicht so; ich halte mein Versprechen doch; ich hasse nicht, ich bitte ..."

Da fiel die Mutter auf die Kniee, erhob die Hände, als wolle sie die Blitze des Himmels über das Haus niederreißen; und sie betete, betete wieder, Gott möge ihren Sohn zu sich nehmen. Und unter dem Gebet fiel der Sohn in Ohnmacht, und seine Kräfte schwanden.

Aber durch die Tür war die Frauenstimme zu hören:

„O daß du mein Bruder wärest, daß du an der Brust meiner Mutter getrunken hättest. Ich könnte dich dann küssen, und niemand würde mich schmähen. Leg mich wie ein Siegel auf dein Herz, wie ein Siegel auf deinen Arm, denn Liebe ist stark wie der Tod, ihr Eifer ist hart wie das Totenreich, ihre Glut ist Feuersglut, ist Himmelsflamme ..."

„Höllenglut ist deine Liebe, Hure!" raste die Mutter an der Tür. „Und ich fand etwas, das ist bitterer als der Tod: ein Weib, dessen Herz ist Netze und Schlingen, und dessen Hände sind Ketten! Verflucht sei dein Eingang und dein Ausgang; verflucht sei deine Leibesfrucht und die Frucht deiner Erde; und dein Himmel, der über deinem Haupt ist, soll werden wie Kupfer, und die Erde, die unter dir ist, soll werden wie Eisen; der Herr wird Asche und Staub auf dein Land regnen lassen; der Herr wird dich mit den Geschwüren Ägyptens, mit Räude und Schorf schlagen; der Herr wird dich schlagen mit Wahnsinn, Blindheit und Sinnestäuschung ..."

Ihre Raserei war so groß, daß ihr Mund schäumte und sie zu Boden fiel; sie besaß aber noch Kraft, nach der Tür zu kriechen, an deren Schwelle sie sich auf Wache legte.

Draußen aber auf den Flursteinen lag die kleine Königin und wimmerte, denn sie vermochte nicht mehr zu sprechen.

Und so lagen sie dort eine Nacht und einen Tag, ohne zu sprechen, nur aufeinander lauschend. Während der Zeit lag der Ritter auf seinem Bett, ohne das Bewußtsein wieder zu erlangen.

Als sich aber die Mutter aus ihrer langen Betäubung erhob und an das Bett trat, war der Ritter tot. Und seine Lippen lächelten ihr zu, verzeihend, sie beklagend, nachsichtig.

Aber die Mutter fiel auf die Kniee und dankte Gott, daß er ihren Sohn gerettet hatte.

Nach drei Tagen wurde der Ritter und Richter Karl Ulfsson im Kloster Santa Croce begraben. Frau Brigitta war anwesend; stolz, hart, trockenen Auges. Es war ein Siegesfest, das sie feierte.

Königin Johanna trauerte eine zeitlang, wurde aber bald darauf Witwe und verheiratete sich zum viertenmale. Sie wurde mit den Jahren verständig, regierte in Weisheit, geliebt vom Volke, starb aber, in den Bann getan von Urban VI und erwürgt von Karl von Durazzo, im Jahre 1380.

Frau Brigitta wurde bekanntlich nach ihrem Tode heilig gesprochen. Es sprach viel gegen die Heiligsprechung, die 1391 vollzogen wurde, und unter den Gegnern war Johannes Gerson, der große Pariser Theologe. Auch ihr Kloster in Vadstena hatte sie bekommen, aber schon 1403 mußte die erste Äbtissin Ingegerd, Brigittas Enkelin, ihre Stellung aufgeben nach einer Anklage wegen eigenmächtiger Verwaltung, Fälschung der Klosterakten und leichtfertigen Wandels. Die Untersuchung geschah auf päpstlichen Befehl, und die Anklagen erwiesen sich als so begründet, daß Martin V eine Bulle gegen das Kloster von Vadstena schleuderte und das Zusammenwohnen der Geschlechter verbot. Bei der Reformation wurde das Kloster eingezogen, und die Gebäude wurden allmählich zu Kur- und Irrenhäusern gemacht.

So verging schnell genug das stolze Unternehmen, die Herrschaft der Frauen im Norden aufzurichten. — „Was krumm war, konnte nicht gerade werden; und siehe, es war alles Eitelkeit und ein Jagen nach Wind."

Kaufmann und Nationalökonom

Von Paul Büchner

Der Deutsche hat eine Freude daran, alle möglichen Dinge wissenschaftlich zu betreiben und Schulen zu errichten, sobald ihm die Kenntnis eines Wissensgebietes so weit vorgeschritten erscheint, daß er eine besondere wissenschaftliche Disziplin darauf gründen kann. Diese Eigentümlichkeit hat ihre guten und ihre schlechten Seiten. Die Theorie geht stets weiter als die Praxis — der einzelne wird in seiner Tätigkeit

nie den Überblick über das Ganze gewinnen, den ihm die Literatur gewährt, in der die Erfahrungen und Beobachtungen von vielen niedergelegt sind. Auf der andern Seite sind die Werke von Theoretikern unfruchtbar, wenn sie nicht die Kenntnis des Lebens zur Grundlage haben.

In akademischen Kreisen hält man die Handelswissenschaften für soweit entwickelt, daß eine schulmäßige Belehrung des jungen Kaufmanns unserem Wirtschaftsleben von Vorteil sein dürfte. Handelsschulen, in denen er in der Buchführung, im kaufmännischen Rechnen, Maschinenschreiben, Stenographieren und in den Sprachen unterwiesen wird, bestehen seit langer Zeit; Handelshochschulen, die einen Überblick über die gesamte Handelstätigkeit geben sollen, sind erst in den letzten zehn Jahren errichtet worden.

Wenn der Kaufmann die Schriften unserer Nationalökonomen liest, kommt er zu einem andern Urteil als unsere Akademiker. Ihm fällt zunächst auf, daß sie andere Ausdrücke anwenden als er selbst, und daß seine eigenen Bezeichnungen treffender und mannigfacher sind als die nationalökonomischen Fachausdrücke. Der Gelehrte macht zum Beispiel einen Unterschied zwischen Kaufmann und Industriellem, den der Praktiker nicht anwendet. Für ihn ist jeder Kaufmann, der nach dem Handelsgesetz verpflichtet ist, Bücher zu führen, und der seine Firma in das Handelsregister eintragen läßt. Er teilt die Kaufleute ein in Importeure, Großhändler, Fabrikanten, Grossisten, Exporteure und Kleinhändler, und unterscheidet davon die Makler, Agenten und Kommissionäre, die den Verkehr zwischen ihnen vermitteln. Kopfschüttelnd liest er in dem von Professor Conrad herausgegebenen Handwörterbuch der Staatswissenschaften, daß der Unterschied zwischen Makler und Kommissionär verwischt und nicht festzustellen sei. Den Kredit teilen unsere Volkswirtschaftslehrer ein in Real- und Personalkredit, ein Unterschied, der dem Kaufmann ganz fremd ist. Er unterscheidet zwischen Hypothekar-, Waren- und Bankkredit, der wieder in gedeckten und ungedeckten Kredit mit zahlreichen Unterarten zerfällt, die der Nationalökonom nicht kennt. Dabei fallen unsere Volkswirte noch in den Irrtum, als ob unsere Banken den Kaufleuten Kredite auf Grund persönlichen Vertrauens einräumten, während schon aus den Bankbilanzen hervorgeht, daß dies selten geschieht. Nur den Firmen, die ihnen ganz sicher erscheinen, gewähren sie die sogenannten Blankokredite. In keinem unserer verbreitetsten handelswissenschaftlichen und volkswirtschaftlichen Handbücher, zu denen außer dem angeführten das von

Professor Elster herausgegebene Wörterbuch der Volkswirtschaft und der sehr oft aufgelegte Maier-Rothschild gehören, ist der Begriff Rembourskredit noch ein Hinweis darauf zu finden, daß unser überseeisches Bankgeschäft zum größten Teil Remboursgeschäft ist, das heißt Kreditgewährung auf schwimmende Ladungen.

Der Kaufmann vermißt in diesen Werken den Einblick in das innere Getriebe des Handels und der Industrie. Er ist erstaunt, wenn er die naiven Ausführungen unserer Volkswirte über unser Kreditwesen liest. Daß dieses mit der Organisation unseres Handels aufs engste verwachsen ist, wissen sie nicht. Nirgends findet sich eine Spur davon, daß der Zwischenhandel hervorgerufen worden ist nicht nur durch das Anwachsen der einzelnen Geschäftsbetriebe, das dem Unternehmer die übersicht erschwert und eine Arbeitsteilung verlangt, sondern auch dadurch, daß man das Kreditrisiko auf mehrere Schultern verteilen wollte. Der Fabrikant vermeidet oft den Verkehr mit dem Kleinhändler, weil er das Risiko nicht tragen will oder ein zu umfangreiches Geschäft hat, um mit vielen Abnehmern arbeiten zu können, und wendet sich deshalb an den Grossisten, der ihm Arbeit erspart und sein Risiko verkleinert, indem er ein kürzeres Ziel beansprucht als der Detaillist. Die Angriffe auf unseren Zwischenhandel sind fruchtlos, so lange nicht unser Kreditwesen vollständig umgestaltet wird. Ein Politiker veröffentlichte vor einiger Zeit einen Artikel über den Häuserbau in Großstädten und machte den Vorschlag, im Baugeschäft zum Großbetrieb überzugehen, der vorteilhafter sei als der Kleinbetrieb. Offenbar hat der Artikelschreiber, der früher Geistlicher war, keine Ahnung davon, daß der Bau von Miethäusern eines der unsichersten Geschäfte ist, und daß sich wegen des großen Risikos kein vermögender Kaufmann damit befaßt. Er beleiht wohl Bauten bis zu einer gewissen Wertgrenze, aber baut nicht für eigne Rechnung. Auch unsere Großbanken sind grundsätzliche Gegner der Finanzierung von Baugeschäften und überlassen diese den Hypothekenbanken, die Gelder nur an erster Stelle hergeben, und den Kleinbanken, die mit Handwerkern arbeiten, sowie den Baustellen- und Baumaterialienhändlern, die ihre Forderungen meist als Hypotheken eintragen lassen.

Was unsere Nationalökonomen in ihren Schriften geben, ist keine ausführliche Darstellung unseres gesamten Wirtschaftslebens, sondern es sind unzusammenhängende und unverständliche Einzelheiten oder falsche und schiefe

Auffassungen von Erscheinungen, die ihnen fremd sind. Es ist den genannten Sammelwerken unbekannt, daß Zeitgeschäfte in allen überseeischen Landesprodukten gemacht werden, die in großen Mengen eingeführt werden und deshalb im Handel spezialisiert sind. Von dem hamburger Handel, der alle Produkte umfaßt, ist ihnen nur der Kaffee- und Salpeterhandel bekannt; daß die gesamte deutsche Zuckerausfuhr durch die Hände der hamburger Zuckerbörse geht, haben sie nie gehört. Und von der Tätigkeit der Eisbrecher, die seit vierundzwanzig Jahren den hamburger Hafen und das Fahrwasser der Unterelbe offen halten, ist augenscheinlich noch keine Kunde in die stillen Gelehrtenstuben gedrungen, denn im Maier-Rothschild kann man lesen, daß Cuxhaven der Winterhafen von Hamburg sei. Man könnte Bände füllen, wenn man die rückständigen und falschen Angaben unserer volkswirtschaftlichen Werke widerlegen oder berichtigen wollte, und man muß sich wundern, mit welcher Kühnheit Gelehrte über Dinge schreiben, die sie nur oberflächlich kennen. Sie fallen auf alle Reklamenotizen der amerikanischen Zeitungen herein, die auch durch unsere Presse gehen, und nehmen deren Aufschneidereien von der Überlegenheit der amerikanischen Industrie über die deutsche für bare Münze. Das Trustwesen der Vereinigten Staaten von Nordamerika wird für eine amerikanische Eigentümlichkeit gehalten; wenn man sich aber die Mühe geben würde, sämtliche Handelsregister Deutschlands nach Syndikaten, die sich nicht nur in die Form von Aktiengesellschaften, sondern auch in die Gestalt von Gesellschaften mit beschränkter Haftung kleiden, durchzusehen, so würde man finden, daß bei uns der Zusammenschluß der Unternehmer viel weiter vorgeschritten ist als in Amerika. In Deutschland gehen derartige Bildungen geräuschlos vonstatten, in Amerika schlägt die Presse großen Lärm, wenn sich ein neuer Trust bildet, weil dessen auf ganz kleine Beträge lautenden Aktien unter die Leute gebracht werden sollen.

Diese Unkenntnis des Wirtschaftslebens brachte es mit sich, daß sich unsere Professoren der Nationalökonomie seit Jahren vergeblich bemühten, das Problem der Handelsbilanz zu lösen. Aus den Ein- und Ausfuhrziffern rechneten sie für Deutschland und andere Industrieländer eine Unterbilanz heraus, die zum wirtschaftlichen Untergang unseres Staates hätte führen müssen. Im Gegensatz dazu lehrte der Augenschein, daß der Nationalwohlstand der europäischen Kulturländer in stetigem Wachsen begriffen ist. Schließlich kamen

die Gelehrten auf den Gedanken, daß in die Handelsbilanz nicht nur der Warenverkehr, sondern auch der Handel in Wertpapieren und die Einnahmen der Schiffahrts- und Versicherungsgesellschaften einzusetzen seien. Als auch jetzt die Rechnung nicht stimmen wollte, zog man die internationale Wanderarbeit und den Reiseverkehr herbei, um mit Hilfe dieser unbekannten Größen die Unterbilanz zu beseitigen. Gleichzeitig schuf man ein neues Wort, die „Zahlungsbilanz". Mit diesem Begriff glaubt man alle Schwierigkeiten überwunden zu haben; in Wirklichkeit bringt er aber neue Unklarheiten in das Problem, denn er umfaßt nur den Verkehr mit den Ländern, die die Geldwirtschaft ausgebildet haben, aber nicht den Tauschhandel, der sich heute noch in Afrika und in Sibirien, sowie in einer höheren Form, dem Rimessenverkehr, in Südamerika abspielt. Bei dieser Gelegenheit sei darauf hingewiesen, daß unsere Handbücher das Wort Rimesse nur für den Geld- und Wechselverkehr kennen. Daß man darunter auch den Austausch von europäischen Industrieerzeugnissen gegen überseeische Landesprodukte versteht, wissen sie nicht.

Auch in unserer Gesetzgebung zeigt sich die mangelhafte Kenntnis wirtschaftlicher Angelegenheiten. Die konservativen Parteien, die ihre Hauptstütze in der Landbevölkerung haben, glauben die Macht der Börse, die in der Preisgestaltung liegt, durch die gesetzliche Einschränkung des Zeitgeschäfts beschneiden zu können. Wertpapierhandel und Warenhandel werden über einen Kamm geschoren, obgleich sie ganz verschieden voneinander sind. Da im Wertpapierhandel das Zeitgeschäft einen Einfluß auf das Kassageschäft dadurch ausübt, daß es die Nachfrage in diesem verringert und die Kurse drückt, glaubt man, dieselbe Wirkung zeige sich auch im Warenhandel. Für die Börsenkaufleute, die auf Termin kaufen und verkaufen, trifft das zu, aber nicht für den Landwirt, der seine Produkte zwar auf dem Halm gegen Vorschuß verkauft, aber nicht auf Zeit, sondern zu den Preisen, die der Effektivmarkt aufweist, wenn er liefert. Der Effektivmarkt aber hängt von den wechselnden Ernteerträgnissen ab, während Staatsanleihen und Aktienkapitalien solchen Veränderungen nicht unterworfen sind. Unbefugte hat der Differenzeinwand des Bürgerlichen Gesetzbuches mit Erfolg von Börsentransaktionen ferngehalten, aber die Spekulation der Kaufleute kann er ebensowenig einschränken wie der Registereinwand des Börsengesetzes, da sie ihren eigenen Ehrenkodex haben und alle, die ihre Verpflichtungen nicht erfüllen, auch wenn es unter Hinweis auf die

Gesetze geschieht, vom Besuche der Börse ausschließen. In andern Ländern läßt man die Börse unbehelligt, in Preußen-Deutschland will man alles mit Polizeiverordnungen und Gesetzesparagraphen regeln. Für die Entwicklung des deutschen Ein- und Ausfuhrhandels ist es ein Glück, daß er zum größten Teil in hanseatischen Händen ruht, die sich wenig um das Börsengesetz kümmern, wenn auch die Handelskammern die Kaufleute hin und wieder zur Eintragung ihrer Namen in das Börsenregister auffordern.

Die Ursachen des mangelhaften Zustandes unserer nationalökonomischen Wissenschaften liegen in dem Umstande, daß unsere Volkswirte keine praktische Kenntnis von unserm Wirtschaftsleben haben. Unsere Professoren der Nationalökonomie glauben genug zu tun, wenn sie hin und wieder einen Handelskammersekretär, der mit der Kaufmannschaft nur in eine äußere Berührung durch die Abfassung ihrer Jahresberichte und Eingaben kommt, oder den Syndikus einer Aktiengesellschaft, der weiter nichts ist als ein juristischer Beirat bei der Führung von Prozessen, oder den Reklamechef eines großen Unternehmens, der mit seiner kaufmännischen Leitung nichts zu tun hat, in ihre Gemeinschaft aufnehmen. Es wird noch erinnerlich sein, daß einer unserer bedeutendsten Nationalökonomen den Agentenstand dadurch herabwürdigte, daß er in einer weitverbreiteten Wochenschrift behauptete, er setze sich meist aus gescheiterten Existenzen zusammen. Diese Worte würden ihm nicht aus der Feder geflossen sein, wenn er einmal den Vertreter einer bedeutenden Fabrik oder einen hervorragenden Importagenten kennen gelernt hätte, die oft ein größeres Einkommen haben als ein preußischer Minister.

Wenn der Nationalökonom nicht von seinem akademischen Lehrstuhl heruntersteigt in die Kontore der Kaufleute und dort praktisch mitwirkt, wird ihm unser Wirtschaftsleben immer fremd bleiben, und seine Schriften werden weiter nichts sein als Sammlungen von statistischen und historischen Angaben oder von Zeitungsmitteilungen, die er aus Mangel an Fachkenntnis nicht nachprüfen kann.

Die technischen und chemischen Wissenschaften haben erst wirkliche Fortschritte gemacht, als die Männer der Wissenschaft in die Fabriken gingen und dort ihre Kenntnisse verwerteten und erweiterten. Unsere Chemiker und Ingenieure haben ihre Erfahrungen in zahlreichen Schriften niedergelegt und dadurch zum Aufbau von Wissenschaften beigetragen, die ohne ihre Arbeit sich auch heute noch nicht über das Niveau der Alchymie und der physikalischen

Spielerei erhoben hätten. Nur die Kenntnis des Bankwesens ist so weit gediehen, daß sie schulmäßig verbreitet werden kann. Der Bankier muß zur Feder greifen, um Börsenberichte für seine Kunden zu schreiben, Prospekte für Neugründungen und Jahresberichte für die von ihm ins Leben gerufenen Unternehmungen abzufassen. In seinem Fache gibt es viele gebildete Leute, die ihre Kenntnisse und Erfahrungen zur Belehrung anderer schriftlich niedergelegt haben, und die nationalökonomische Wissenschaft hat von ihnen einen bedeutenden Nutzen gezogen.

Statistische Veröffentlichungen haben für den Kaufmann einen geringen Wert. Er kann nicht warten, bis unsere statistischen Ämter mitteilen, welche Waren im verflossenen Jahre abgesetzt wurden, wie groß ihre Menge war, und nach welchen Ländern sie gingen, — er muß seine Absatzgebiete selbst aufsuchen und Verbindungen anknüpfen, ehe Statistiker und Forschungsreisende kommen. Ein berliner Afrikareisender besuchte vor längerer Zeit Marokko auf sechs Wochen und wandte sich an einige deutsche Exporthäuser mit dem Anerbieten, ihnen Absatzquellen nachzuweisen, wenn man ihm fünf Prozent vom Umsatz als Entschädigung gewähre. Man antwortete ihm, daß man sämtliche Absatzquellen kenne, da man seit vielen Jahren dort ansässig oder vertreten sei; man würde ihm aber dankbar sein, wenn er seinen Einfluß für den Bau von Wegen und Eisenbahnen einsetzen würde, die in Marokko sehr notwendig sind.

Was der Kaufmann von den Handelshochschulen erwartet, ist ein überblick über das gesamte Industrie-, Handels- und Kreditwesen. In seiner eignen Tätigkeit lernt er gewöhnlich nur einen einzigen Geschäftszweig kennen, alle andern bleiben ihm fremd, mit Ausnahme des Bankwesens, mit dem er in tägliche Berührung kommt. Für ihn ist es wichtig, zu wissen, wie weit die Spezialisierung im Handel und in der Industrie vorgeschritten ist, wie die einzelnen Zweige ineinander greifen, und welche juristischen Folgen aus seinen geschäftlichen Maßnahmen entstehen. Unsere Handelshochschulen pflegen zwar auch die Rechtskunde, aber in unfruchtbarer Weise, da sie die Praxis zu wenig kennen, um an der Hand von Beispielen Gesetzesparagraphen erläutern zu können. Es ist vorgekommen, daß hervorragende Kaufleute sich an Kolonialgesellschaften mit Kapital beteiligten und sich weigerten, Nachschüsse zu leisten, weil sie nicht wußten, daß sie als deren Gesellschafter mit ihrem ganzen Vermögen haften.

In kaufmännischen Kreisen ist man vielfach von dem Nutzen unserer Handelshochschulen keineswegs überzeugt. Man hört oft die Meinung, unsere jungen Leute lernten auf ihnen zu wenig für das Leben, als daß ihr Besuch lohnend wäre. Und es ist bezeichnend, daß Hamburg, die erste deutsche Handelsstadt, keine Handelshochschule besitzt.

Über Liebhaberphotographie

Von Hermann Konsbrück

Mit elf photographischen Aufnahmen des Verfassers

„Ihnen gefallen meine Aufnahmen? Sie haben Lust, hinzugehen und mir gleich zu tun? Kaufen Sie sich also eine anständige Kamera — Objektiv und Momentverschluß sind die wesentlichen Dinge dabei —, und dann — dann ziehen Sie in der Welt umher und knipsen Sie nach Lust und Laune!"



1. Hauptbahnhof in München

„— — ? — —"

„Ob dies die einzigen Ratschläge sind, mit denen ich Sie auf die Natur loslasse? Natürlich! Denn das Handwerksmäßige, das Entwickeln und Kopieren ist so einfach, daß es Ihnen sogar jeder Berufsphotograph zeigen kann."

„— — ! — —"

„Ganz richtig! Das Besondere, der Vorzug meiner Bilder ist eben, daß sie nicht Aufnahmen eines Fachmenschen sind. Fachphotographen streben meist etwas ganz anderes an; sie wollen zuviel ‚Objekte' und ‚Objektivität'.



2. Englischer Garten in München

Ich vermeide solche Bilder nicht prinzipiell — natürlich nicht! Sehen Sie sich den Tempel von Pästum an (Abbildung 11), — ich denke, er verdient, als Objekt die Platte zu zieren und zu beherrschen. Seine steinerne Wucht und Pracht konzentriert despotisch die Aufmerksamkeit des Wanderers in Groß-Griechenland.

Im übrigen werden Sie mehr eine Lust und Freude an momentan schönen Naturzusammenhängen herauslesen, denn ein sachliches Interesse an Bauten oder Landschaften. Für den Bedarf an ‚Sachlichkeit' sorgen ja die Fachphotographen und Ansichtskartenverkäufer in mehr denn ausreichender Weise.

Sie können wahrscheinlich zwanzig, ja fünfzig Aufnahmen des Schlosses Chillon kaufen — aber stets erhalten Sie das ganze Schloß mit einigen Quaratkilometern Landschaft und sämtlichen umliegenden Alpen — während



3. Walchensee

Ihnen persönlich die schön bewachsene Südecke weit besser gefällt als alle Panoramen. Natürlich ist diese Detailaufnahme nie ‚vorrätig' — nun — dann klettern sie eben den Damm hinunter ans Wasser und ergänzen auf eigene Faust den bedauerlichen Mangel (Abbildung 5)!

Auch ich finde die Gesamtansicht von Genua schön, ja großartig — schöner schien mir bei einer Fahrt auf die See der Augenblick, in dem die Sonne durch die Wolken kam und das Wasser glitzern machte (Abbildung 7). Als Kontraste lagen, wie auf höheren Befehl einer freundlichen ‚Oberleitung' der Segler und der Frachtdampfer da, — nun — ich war flink bei der Hand und knipste frech direkt in das Licht hinein, einem Schützen ähnlich, der schnell die Flinte hebt und losdrückt, ohne daß er scharf und korrekt gezielt hat.

Daß sich dann nachher eine ‚12' meldete, — das erhöht ja nur die Freude an der Tätigkeit.

Im großen sind Schnelligkeit beim Erfassen des Sie freuenden Naturschauspiels und flottes Handhaben der Kammer die erforderlichen Vorbedingungen, um Aufnahmen wie Abbildung 1, 6, 7, 8, 9, 10 zu erzielen;

denn das Licht, das Meer, die Wolken oder ein ausfahrender Zug sind nicht so geduldig wie gute Leute, denen man den Kopf einschraubt, damit sie ja recht schön stillhalten. Sofern aber die Kammer entsprechend konstruiert ist, lernt man ihre Handhabung bald und sicher.

Verraten kann ich Ihnen, daß ich stets mit den einfachsten Platten arbeite, daß ich keine komplizierten Kopier- oder Druckverfahren kenne — und daß ich gelegentlich vollkommen daneben haue. Ich liebe es beispielsweise, entweder die Kassette garnicht zu öffnen oder eine Platte mit zwei Aufnahmen zu beglücken, durch welches Additionsverfahren ich einst einen freistehenden gotischen Turm erhielt, der auf Erden nicht existiert! Ich kann also keineswegs unter allen Umständen für eine einwandfreie Aufnahme garantieren. Zum Troste betrachte ich mir dann Aufnahmen von Berufsphotographen, die sich der angenehmen Eigenschaft der Unfehlbarkeit keineswegs durchweg erfreuen!"

„— — — ? — — —"



4. Turmhelm der Kathedrale zu Chartres



5. Schloß Chillon am Genfersee



6. Sandmeer bei Mont St. Michel

„Ganz richtig, — und in diesem Punkte kann ich Sie ein wenig unterrichten! Beachten Sie stets, daß eine Landschaft, sogar die berühmteste — ganz gleichgültig aussehen kann. Vor allem spielen Beleuchtungsfragen und reine Zufälligkeiten eine große Rolle dabei. Die Natur ist keineswegs immer schön — wie man so gern und irrtümlich behauptet —, wenigstens fehlt ihr sehr oft eine ‚bildmäßige Schönheit'. Sie gleicht einem Weibe — wir müssen dann zufassen, wenn sie ‚bei Laune' ist, wenn sie sich geschmückt hat. Einem Weibe gleich, offenbart sie uns ihre wechselnde Schönheit so gut in dem tiefen Frieden des Bergsees wie in dem wilden Gebaren der kochenden Brandung, die, flüssigem Metall gleich, gegen die Klippen anstürmt. (Abbildungen 3, 9, 10.)

Haben Sie den wundervollen frühgotischen Turm der Kathedrale von Chartres als Kunstwerk genossen, dann erscheint er Ihnen von dem Nachbarturm wie ein gutmütiger Riese, um den sich die zwerghaften Häuser der Menschen ängstlich und schutzflehend scharen. (Abbildung 4.)

Mit etwas Sonne und zartem Frühlingslaub können Sie einem Naturalisten wie Corot fast — hören Sie, ich sage: fast — Konkurrenz machen



7. Außenhafen von Genua

(Abbildung 2); mit einem Strauche, einer Kapelle und starker Sonne bekommen Sie fast einen japanischen Holzschnitt und" — (Abbildung 6).

„— — — ! — — —"

„Jawohl, ganz richtig!" — Das ist ein Hauptpunkt!

Sie müssen großen Wert darauf legen, den Naturzusammenhang so auf die Platte zu bringen, daß er in gutem Sinne bildmäßig wirkt.

Das ist oft nicht nur eine Seh- sondern auch eine Gehfrage. Hätte ich zweihundert Meter weiter von dem Tempel gestanden, wäre er selbst klein in der weiten Landschaft und auf der Platte erschienen. Als ich Abbildung 10 aufnahm, mußte ich in dem Klippental der ablaufenden See nachspringen, knipsen und dann schleunigst den Rückzug antreten.

Es ist das die berühmte Raumfrage, von der manche Maler mit Recht und viele Maler leider garnicht reden — auf ihren Bildern! In gewissem Sinne ist ja jeder Naturzusammenhang — seine Wiedergabe wenigstens — eine Flächendekoration, gleichgültig, ob Sie unter ‚Fläche' eine Wand, eine Leinwand, eine Kupfertafel, eine Platte oder gar unsere Netzhaut



8. Sonnenaufgang bei Nervi



9. Brandung bei Nervi

verstehen. Nun, — und diese Flächendekoration muß eben unter allen Umständen gut sein. Wie sehr damit der Standpunkt des Betrachters zusammenhängt, wird Ihnen am besten klar werden aus den eigenen, Ihnen zunächst sicher noch mißlingenden Versuchen!"

„— — — ? — — —"

„Wahl des Objekts? Das ist durchaus Geschmackssache! Es gibt sicher einen großen Haufen Menschen, die weder einen Bahnhof noch eine Lokomotive ‚schön' finden.

Wie Sie aus Abbildung 1 sehen, denke ich anders!

Natürlich ist nicht jedes Bahnbild schön — beileibe nicht — abgesehn von der Standpunktfrage kommt auch hier mancherlei hinzu. Wesentlich bei meiner Aufnahme scheinen mir die lustigen Dampfflocken zu sein, die uns das Leben der Bahnhofsszene und die Bewegung des Zuges deutlich machen. Sie wollen doch hoffentlich nicht leugnen, daß dieser Zug aus der Halle fährt? Na — schön!"

„— — — !!! — — —"

„Was, Sie wagen es, dreist zu behaupten, daß man mit einem Knipskasten ein ‚Kunstwerk' schaffen könne? Mißbrauchen Sie so hohe Worte nicht!



10. Klippen bei Nervi

Das beste Photo der ganzen Welt ist nie und nimmer ein Kunstwerk — trotzdem dieser Irrtum auf der Welt recht weit verbreitet ist.

Warum? Ihre Kammer bringt auf optisch-chemischem Wege — jedenfalls also mechanisch ein Resultat; und wenn bei einem Maler, sofern er wirklich Künstler ist, auch optische und mechanische Vorgänge (Sehen und Handarbeit) mitwirken, — das typisch-mechanische Moment der Kammer ist — bei einem Künstler wenigstens — stets ausgeschlossen! Sehen wir in Ausstellungen und Galerien ‚mechanische Naturreproduktionen', — nun, dann haben wir eben schlechte Bilder und keine Kunstwerke vor uns!"

„— — — ??? — — —"

„Jawohl! Jawohl! Der besten Kammer wird stets der Kopf — besser, das Herz, das Temperament des Künstlers fehlen, dank welchem ein Naturbild, ein Eindruck umgeschmolzen, das heißt als Kunstwerk, wieder zutage tritt!

Die ‚Person', die ‚Seele' — also das erlebende Subjekt — fehlt dem Apparat, der auch bei vollkommenster Leistung objektiv ist, objektiv bleibt. Er ist, was ein Künstler nie ist, nie sein darf — eine Maschine!"

„— — — ! — — —"

„So? Ist das ein Einwand?: daß wir so viele ‚Malermaschinen' haben? Persönlich zweifle ich nicht, daß wir eines Tags auch auf einfachem Wege gute Farbenphotographien machen können. Sind dann die Malerkünstler überflüssig geworden? — Doch wohl nur die Malermaschinen!

Revidieren Sie also schleunigst Ihre törichten Ansichten von Kunst und Photographie!"

„— — — ! — — —"

„Gewiß! Der Weg des Malers und der des Photographen ist während der ersten Kilometer derselbe; ich sprach Ihnen ja schon von gutem Einstellen, von bildmäßiger Wirkung, von Flächenornamentierung, von Flächen- und Fleckenwirkung, — aber der Weg des Photographen geht dann zu dem einen, nahen und unverrückbaren Endpunkt: ‚gute Resultate auf durchaus mechanischem Wege'. Der Weg der Künstler geht in die weite Welt — nicht vorgeschrieben, nicht vorschreibbar — manchmal, selten, zu Kunstwerken — oft genug leider zu Malermaschinen — zu gleichgültigen oder gar miserabeln Leistungen. Und dabei bleibt es."



11. Neptuntempel von Pästum

Rundschau

Neu-Antivari an der Adria

Daß in der Neuen Welt inmitten einer Prärie, eines fruchtbaren Tales oder an einem schiffbaren Fluß über Nacht eine blühende Stadt emporwächst, dieses Ereignis haben Amerikafahrer oftmals mit verblüffenden Farben geschildert. Im alternden Europa dagegen erscheint die Gründung einer Hauptstadt an einer felsigen Meeresküste, wo zuvor nicht einmal eine Hütte für Hirten oder Zollwächter stand, als eine Rarität. Der Fürst Nikolaus von Montenegro hat dieses Kunststück fertig gebracht, als er vor eingeladenen Diplomaten, Fürstlichkeiten und Journalisten den Grundstein zu seiner zweiten Haupt- und Residenzstadt Neu-Antivari am Adriatischen Meere legte. Eine große Schar Festgäste war vom Skutarisee durch den Tunnel an die breite und im herrlichsten Frühlingsglanze lachende Bucht von Antivari-Pristan hinunter gepilgert; die mit einem Aufwand von vier Millionen Franken errichtete Eisenbahn steigt auf zweiundzwanzig Kilometer siebenhundert Meter hoch bis Vir Bazar empor und soll im nächsten Frühling dem allgemeinen Verkehr übergeben werden. Damit soll eine neue wirtschaftliche Ära Montenegros beginnen, und Italien beeilte sich, dem tapferen Bergvolke über die Adria hinüber die Hand zu reichen.

Das amtliche Italien hat sofort nach der Hochzeit Viktor Emanuels III mit Helena von Montenegro die weite Bucht von Antivari ins Auge gefaßt, als Eingangspforte zur Erschließung der Balkanländer für die italienischen Industrieprodukte. Zuerst wurde Alt-Antivari, eine altvenezianische, gänzlich verfallene Bergfeste der Venezianer, ausersehen, durch eine Marconistation in direkte Verbindung mit Bari gesetzt zu werden. Dieses Ereignis ist seinerzeit von der Bevölkerung der Schwarzen Berge als politische Tat gefeiert worden; denn vorher mußten alle telegraphischen Mitteilungen aus und zu dem Fürstentum die österreichische Station Cattaro passieren und waren darum mehr oder minder offen der Kontrolle österreichischer Beamten unterworfen. Die ehrgeizigen Montenegriner aber erblickten in der habsburgischen Donaumonarchie die Macht, welche von altersher die Entwicklung des serbischen Stammes behinderte, um dafür die eigene Ausbreitung auf dem Balkan zu fördern. Im Sommer 1877 hatten die Söhne der Schwarzen Berge bei Zrni Krs Kule im Sutorrnangebirge tapfer gegen die Türken gefochten und darum durch das verbündete Rußland im Frieden von Santo Stefano einen großen Fetzen Land zugesprochen erhalten. Darauf aber folgte der berliner Kongreß, welcher dem Vasallenstaat des Halbmonds zwar seine Selbständigkeit verlieh, aber das eroberte Land erheblich einzäunte und mit schweren Hypotheken zu Österreichs Gunsten belastete. Durch den Artikel 29 wurde von den Signatarmächten dafür gesorgt, daß dem montenegrinischen Zaunkönig nicht allzu rasch Adlerflügel wüchsen, um sich aus der wirtschaftlichen Abhängigkeit von Dalmatien und der Herzegowina zu befreien und dem russischen Freunde in die Arme zu flattern.

Der Artikel 29 lautet nämlich:

„Antivari und seine Küste werden unter folgenden Bedingungen dem Fürstentum Montenegro angegliedert:

Die Gemeinde von Spizza wird Dalmatien einverleibt.

Montenegro kann weder Schiffe haben noch eine Kriegsflagge führen. Der Hafen von Antivari und alle montenegrinischen Gewässer bleiben den Kriegsschiffen aller Nationen geschlossen. Alle Festungswerke Montenegros zwischen dem Skutarisee und der Adria müssen geschleift und neue dürfen nicht errichtet werden.

Die Schiffs- und Gesundheitspolizei längs der ganzen Küste Montenegros wird von Österreich-Ungarn durch leichte Küstenwachtschiffe ausgeübt. Österreich-Ungarn gewährt seinen konsularischen Schutz der Handelsflagge Montenegros.

Montenegro muß sich mit Österreich-Ungarn über die Herstellung und Unterhaltung einer Straße und einer Eisenbahn durch das neue Territorium verständigen."

Ein Blick auf die Landkarte lehrt, was das Fort von Spizza für die große Bucht zu bedeuten hat: seine Kanonen nehmen die neue Haupt- und Residenzstadt Montenegros unter Feuer und reichen bis zur Villa Topoliza und den alten Mauern von Pristan. So ruht also das Anti-Bari (das heißt Bari-gegenüber, wie der Name auf alten Karten geschrieben steht) unter dem Schutze kaiserlich königlich österreichischer Geschütze.

Bei dem Festmahle der Stadtgründung nun hielt der greise Fürst Nikolaus mit jugendlichem Feuer eine Rede, die in eine begeisterte Huldigung vor dem Zaren Nikolaus II ausklang. Man begreift diese Verehrung, wenn man sich die Art der russischen Geschenke ins Gedächtnis zurückruft, die Zar Alexander III seinem einzigen Freunde in Europa zusandte: einmal war es eine Gebirgsbatterie, ein andermal waren es fünfzigtausend Gewehre mit fünf Millionen Patronen und ähnliche Nippsachen zum Schießen, Hauen und Stechen. Allerdings hat Zar Alexander III aus seiner Privatschatulle auch jede der Töchter seines montenegrinischen Verbündeten mit einer Million Rubel ausgesteuert; damals stand es mit dem Schatz der Romanow noch ebenso glänzend wie mit dem Kredit des Moskowiterreiches. Tempi passati!

Auch jetzt beteuerte der montenegrinische Nikolaus, daß der russische Nikolaus niemals sein getreues Montenegro aus den Augen verlieren werde. Die deutliche Anspielung auf des Fürsten jüngste Reise nach St Petersburg bringt die moskowitische Zustimmung dazu ans Licht, daß das montenegrinische Antivari zum Ausgangsort der lateinisch-slawischen Transbalkanbahn gemacht werde. Die übrigen in Aussicht genommenen Endpunkte, wie Val di Noce und San Giovanni di Medua (letzteres auf türkischem Boden) sind gefallen. Die weite Reede von Neu-Antivari soll zu einem Hafen ausgebaut werden, der, von hohen Bergen im Halbkreis umstellt, vortrefflich geschützt und wohl imstande ist, eine ganze Flotte von Handelsschiffen sogar von größtem Tiefgang zu bergen. Gemäß seiner ausgezeichneten Lage wird dieser Hafen von Neu-Antivari das natürliche Sammelbecken von ganz Montenegro, von der Hochebene Albaniens und von einem viele hundert Quadratkilometer umfassenden Hinterland.

Das amtliche Italien hat sich von anfang an für Neu-Antivari, das fünf Kilometer unterhalb des verfallenen Bergnestes Alt-Antivari liegt, eingesetzt und den Bau der slawisch-lateinischen Balkanbahn mit Eifer und Nachdruck gefördert. Der Direktor der Banca d'Italia, Komthur Stringher in Rom, schleppte von seiner Reise nach Paris als Ergebnis seiner Bemühungen für die Transversalbahn von der Donau bis zur Adria einen schweren Sack voll Geld nach Hause. Mrs. Georges Clemenceau & Stephen, Pichon & Cie.

veranlaßten die pariser Hochfinanz, fünfundvierzig Millionen Franken herzugeben, vierzig Millionen soll Italien, fünfzehn Serbien im Verein mit Rußland aufbringen, macht zusammen einhundert Millionen Franken bar. Das Fort von Spizza flößt den Italienern nicht allzuviel Furcht ein: im Falle eines Zusammenstoßes gedenken sie den schmalen Küstenstreifen von Cattaro bis Spizza, der durch den Berliner Vertrag den Österreichern zugedacht worden ist, augenblicklich zu besetzen und dadurch das Fort von Spizza von allen Seiten einzuschließen.

Der politische Reiseschriftsteller Vico Mantegazza hat schließlich die Diplomaten am wiener Ballhausplatz denunziert, daß sie durch zwei strategische Eisenbahnlinien: eine von Spizza über Neu-Antivari nach Skutari und die zweite von Spizza nach Castelnuovo im Anschluß an die Bahn von Uvac nach Mitrowitza ganz Montenegro erdrosseln und ganz Albanien ergreifen wollen. Dagegen steht Kaiser Wilhelms II Wort zum Herzog von Andria; danach hegt der habsburgische Donaustaat keine Absichten auf Albanien. Allein die Befürchtungen Mantegazzas werden durch alle Ministerbesprechungen und Monarchenbegegnungen den Italienern nicht ausgeredet. Es sucht keiner einen andern hinterm Ofen, der ... Je nun, heute hat sich Italien mit fünfundvierzig Millionen Lire festgelegt, um von Neu-Antivari über Vir Bazar aus gegen die Donau vorstoßend den österreichischen Bahnvormarsch über Mitrowitza nach Saloniki zu durchkreuzen. Diesem Wettlauf zuzuschauen ist interessant. Wer von den beiden Wettbewerbern wird wohl am schnellsten seine Bahn fertig gebaut haben?

Spectator alter



Deutsche jüdischer Nation

Es hat uns in Österreich an Nationalitäten gefehlt, drum hat die wiener Universität noch eine eigene neu dazu konstruiert. Ihre Angehörigen sollen die schöne Bezeichnung führen: „Deutsche jüdischer Nation“ ... Wahrhaftig, dies ist kein Scherz. Der Senat der wiener Universität hat dem Drängen zionistischer Studenten nachgegeben und ihnen gestattet, daß sie in den Büchern der Hochschule und in den statistischen Ausweisen nicht kurzweg wie bisher als Deutsche, sondern als Deutsche jüdischer Nationalität geführt werden. Wer's nicht glaubt, der lese die „Wiener Allgemeine Zeitung“ vom achten Mai nach. Dort haben die jungen Deutschen jüdischer Nationalität ihren Sieg triumphierend verkündigt. Bisher haben die Jünglinge nur als Deutsche jüdischer Konfession gegolten, nun aber haben sie's erreicht, daß sie national anerkannt werden, nun sind sie wirklich, meinen sie, Deutsche jüdischer Nation.

Kann man ein Franzose deutscher Nation sein? Kann man ein Engländer japanischer Nation sein? Aber ein Deutscher jüdischer Nation soll man sein können? Ah, sagen die Angehörigen der neuen Nation, wir sind natürlich Juden, das ist unsere Nation, das Deutsche ... ah, das ist nur so wegen der Sprache erwähnt und wegen der Gegenden, in die wir zuständig sind. Das Deutsche an uns, sagen sie, ist nur das Äußerliche, das Jüdische ist das Innerliche! Und so reden nicht etwa nur die jüdischen Finken, nein, so reden anerkannte, ernste, berühmte Leute. Leute, die sich gern sehr europäisch geben, vor allem die sogenannten jungwiener Dichter, Herr Richard Beer-Hofmann, Herr Felix Salten, der verstorbene Theodor Herzl. Fast alle diese jungwiener Dichter sind Deutsche jüdischer

Nation. Das Deutsche ist an ihnen das Äußerliche, das Jüdische das Innerliche.

Was ist denn das, das Äußerlich-Deutsche? Na, sagen die Angehörigen der eben kreierten Nation möglichst nonchalant, das ist die Sprache, weil wir ja doch einmal Deutsch gelernt haben, und die Gegend, weil wir doch irgendwohin zuständig sein müssen. Ich höre es und staune. Herr Theodor Herzl hat deutsch gedichtet, Herr Richard Beer-Hofmann hat deutsch gedichtet, und Herr Felix Salten, auch ein Führer der Äußerlich-Deutschen, Innerlich-Jüdischen, dichtet deutsch. Und den Dichtern sollte ihre Sprache nebensächlich sein? Die Herren würden vielleicht gar lieber im Jargon dichten, der die Nationalsprache der Ghettisten werden soll? Nein, nein, nein, diese Zumutungen weisen wir zurück. Die Sprache ist dem Dichter nichts Äußerliches. Wortsinn, Wortklang, Satzfügung, Satzbau, Stil und inneres Gerüst einer Sprache erlebt ein Dichter — oder er ist keiner. Mit einer Sprache kann ein Dichter keine Vernunftehe eingehen, die Sprache wird sein Schicksal. Nietzsche wäre bei Lebzeiten gefunden worden, wenn er französisch geschrieben hätte; er hat's gewußt, er hätt's gekonnt und mußte doch weiter deutsch schreiben. Der alte Ibsen hat das Deutsche bis in die versteckteſten Winkel beherrscht, wurde durch die Flut der Übersetzungen lange Jahre um den größten Teil seines Lohnes geprellt und mußte doch norwegisch weiterschreiben. Im Tschechenland gibt's jetzt ein paar junge Dichter, die zu ganz Europa reden wollen, sie sprechen deutsch, französisch, englisch — schreiben können sie nur tschechisch. Die Sprache — ein Äußerliches? Ich habe ein Jahr lang in Belleville, im proletarischen Paris, gelebt; und als ich eines Abends durch die dünnen Wände meines Hotels plötzlich deutsch reden hörte, da hätt' ich am liebsten aufgeweint vor Freude. Und mich könnten feindselige Gesellen auch einen Deutschen jüdischer Nation nennen. Allerdings würde ich ihnen an die Gurgel fahren.

Und die äußerliche Gegend? Hat nicht Herr Beer-Hofmann von Salzburg selig geschwärmt? Und Herr Felix Salten vom Wienerwald? Und Herr Theodor Herzl vom Kahlenberg? War das vielleicht nur ganz äußerlich? Und im Innern haben sie sich nach der syrischen Wüste gesehnt? Nicht hier, wo sich die heroischen Alpen zur lieblichen Landschaft mildern, fühlen sie ihre Heimat, sondern — wo? In der syrischen Wüste? In der Trockenheit des palästinensischen Sandlandes? Oder in den schmutzigen Ghettos von Minsk und Odessa? Oh Gott, die Armen!

Wahrlich, ich verstehe den Jubel über die Anerkennung der Deutschen jüdischer Nation nicht. Hier nicht, wo doch schon Europa beginnt! Wenn die zerdrückten, gequälten, verschüchterten Juden Asiens sich als andere Russen, als Nichtrussen, als Russen jüdischer Nation fühlen, so ist's zu begreifen. Die sechs Millionen leidvoller Flüchtlinge leben wirklich nur scheinbar in Rußland, sie leben nicht in der russischen Sprache, sondern in ihrem verderbten Jargon, sie leben nicht in der weichen, russischen Ebene, sondern in ihren finsteren, stinkenden Stadtghettos. Das sind noch nicht einmal Russen jüdischer Nation, das sind Flüchtlinge, die aus einem grauenvollen Kerker wollen und noch nicht wissen, wohin ...

Hier aber stehen Studenten, die deutsch reden, deutsche Dichter lesen (und werden), deutsche Philosophen, deutsche Rechtslehrer, deutsche Naturforscher in sich aufnehmen wollen, Studenten, die Beethoven und Mozart hören, Studenten, die ihre Ferien in den Alpen verbringen wollen, Studenten, die mit jedem Gedanken unwillkürlich deutscher werden, mit jedem Gefühle unwillkürlich arischer fühlen, Studenten, die mit jedem Blicke die deutsche Land-

schaft in sich trinken — die sollen sich als andere Deutsche fühlen wollen? Und deutsche Dichter sollen sie führen? Oder gibt es am Ende auch deutsche Dichter jüdischer Nation? ... Wahrhaftig, die Anstifter so frivoler Regungen verdienen Strafe. Sie sollten zu ein paar Jahren Ghetto, in Lodz oder Minsk oder Kiew abzubüßen, verurteilt werden!

Stefan Großmann

Die Gemeingefährlichkeit der Dilettanten

Auf dem Schlosse Buddenberg in der Nähe von Dortmund trug sich letzthin ein Drama zu. Die junge Freifrau von Rüxleben erschoß ihren jungen Gatten und darauf sich selbst. Das erst kurze Zeit verheiratete Paar hatte sich sehr geliebt. Die junge Frau war sehr eifersüchtig: völlig grundlos, wie einstimmig ausgesagt wurde. Der Freiherr fuhr öfter ohne sie aus; aber er unterhielt kein Verhältnis, sondern setzte nur die Beziehungen zu den Freunden seiner Junggesellenzeit fort. Ein stichhaltiger Grund zu einer so verzweifelten Tat liegt also nicht vor; sie kann nur veranlaßt sein durch eine ganz besondere Artung der jungen Frau. Die Angelegenheit wurde sehr diskret behandelt, und wir ständen vor einem ungelösten Rätsel, hätte nicht irgendjemand einem Berichterstatter die scheinbar harmlose Notiz ausgeliefert, daß die junge Frau dichtete. Sie veröffentlichte als junges Mädchen einen Band stark erotisch angehauchter Verse, der auf Betreiben der Verwandten wieder aus dem Buchhandel zurückgezogen wurde.

Ich nagle hiermit die Tatsache fest, daß der poetische Dilettant gemeingefährlich ist. In den letzten zwei Jahren sind mir außer dem Rüxlebenschen Falle noch drei andere haften geblieben, in denen versetzter Lyrismus Menschen zu geblähten Verzweiflungstaten trieb. Im Frühjahr 1906 erschoß der Kaufmannslehrling Brunke mit ihrem Einverständnis die zwei jungen Töchter seines Chefs, nachdem sie sich mit entblößten Oberkörpern zu einer malerischen Pose gruppiert hatten. Der Anblick, der das Anmutige und Grausige so schön verband wie nur je der fünfte Akt eines Hintertreppenrührstücks, gab dem Jüngling den Mut, weiterzuleben. Er sparte die Kugel, die er sich selbst zugedacht hatte. Brunke dichtete mit großem Eifer und ausgesprochener Unfähigkeit. Den schlagenden Effekt, den er durch poetische Leistungen nicht hervorzubringen vermochte, suchte er dadurch zu erreichen, daß er sein ganzes Dasein zu einem Drama voll kitschiger Grausamkeit umformte.

Im Herbst desselben Jahres erschoß der zweiundzwanzigjährige Erich R. Salbey ein Mädchen, das, älter und vernünftiger als er, seinem Liebeswerben hartnäckigen Widerstand entgegensetzte. Sich selbst schoß er klüglich nur an. Dieser junge Mann war bereits raffinierter als Brunke; er kalkulierte so: Schone ich meinen Körper gänzlich, so ist meine Verzweiflung nicht hinreichend dokumentiert; schieße ich mich aber mausetot, was hab ich dann davon, daß ich ein rabiater Held gewesen bin? Salbey war Literat, Dichter und Organisator der zeitgenössischen Literatur; er strebte voller Rührigkeit nach hohen Kränzen. Seinen Mangel an Können suchte er durch unverfrorenes Plagiieren auszugleichen; als er entlarvt wurde, bewies er seinen Wert als Persönlichkeit und Poet durch eine krasse Tat.

Der literarische Missetäter, der voriges Jahr von sich reden machte, bediente sich nicht der heroischen Schußwaffe,

sondern der mehr ekligen Stinkbombe. Das war Adolf Brand, der den Vorwurf der Homosexualität gegen den Reichskanzler richtete. (Übrigens: auch Joachim Gehlsen war ein Poet von großer Furchtbarkeit.) Unbefriedigt von seinem Dasein als mannmännlicher und schwülstiger Lyriker, hatte er schon früher einen zweifelhaften Tatendurst bewiesen; man erinnert sich seines rüden Angriffs auf den Abgeordneten Lieber. Seitdem waren seine Ambitionen gewachsen; und er versuchte sein Talent in der großen Politik.

Im ganzen: der poetische Dilettant ist ein Schmarotzer, der sich von fremdem Geist und von fremdem Leben nährt; er ist ein maskierter Kannibale. Die bedauernswerte Frau von Rüxleben stellt insofern einen etwas höheren Typ dar, als sie wenigstens selbst mitging. Ihre minderwertigen Geschwister pflegen zu versagen, sobald ihr eignes kostbares Leben bedroht ist. Sie empfinden in diesem Augenblicke genau, daß sie sich durch den Tod um das Auskosten und Ausbeuten des fremden Leidens und der Genugtuung über das angerichtete Unheil bringen würden; daß ihnen der Stoff, der kostbare Stoff verloren ginge. Sie sind knickrige Kanaillen, die nichts zu vergeuden haben. Nero, der beileibe nicht als tragische Figur, sondern als blutrünstiger Clown angesehen werden muß, ist ihr Ahnherr; er konnte es sich leisten, angesichts des brennenden Roms, den Lorbeerkranz über dem gedunsenen Gesichte, die Saiten zu malträtieren. Die Urenkel sind von kleinerem Format, aber von der gleichen Art. Sie forcieren ihr Erleben und speien ihre Seele auf Druckpapier aus.

Wie die meisten geistigen Erkrankungen wirkt auch der blutige Dilettantismus ansteckend. Der unreife Brunke wußte sich die weit gescheiteren Mädchen gefügig zu machen. In der Zeit der Spätromantik tötete sich Henriette Stieglitz, um durch ihren Opfertod ihrem Manne das große Erlebnis, den entscheidenden Anstoß zur Höherentwicklung zu geben. Sie starb umsonst: er blieb der gleiche Schwachmatikus, der er vorher war.

Das Leben großer Dichter zeigt oft Züge einer naiven Grausamkeit. Ein Beispiel dafür ist Hebbel, der sich als einen Verzehrer fremden Lebens kannte und erkannte. Aber es ist ein Unterschied, ob eine starke Natur die Schwächeren in den Wirbel ihres Daseins hineinzieht, wie das Licht die Motten, oder ob ein rühriger und strebsamer Dilettant mit dem Streichhölzchen herumläuft, um Brand zu stiften, sich über das schöne Feuerchen zu freuen und seinen Bettelbrei daran zu kochen. Er ist der ewig Absichtliche, Kleinliche, Geizige, der Parasit. Cave canem!

Dr. Hans W. Fischer

Die Familie Hirschfeld

Fast sämtliche deutschen Schriftsteller heißen Hirschfeld. Albert, Franz, Georg, Ludwig, Robert, Viktor, Leo Hirschfeld. Martin, Friedrich, Anton, Alfred, Johann, Moriz, Wolfgang Hirschfeld. Des Aufzählens fände man kein Ende, man brauchte Leporellos Kalender dazu; und hätte man auch alle beisammen, so wären es dennoch nicht alle, denn es schreiben so viele Hirschfelds unter Pseudonymen: Librettisten, Novellisten, Feuilletonisten, daß der Verdacht nahe liegt, hinter jedem Namen, der pseudonymlich klingt, stecke ein Hirschfeld. Ein Hirschfeld, der auf sich hält, kann heutzutage nur pseudonym auftreten, sonst setzt er sich der Meinung aus, nicht seine Leistung, sondern sein Name habe ihm den Weg in die Literatur gebahnt. Denn wie die deutschen Kaiser auf Reichstagen rufen

ließen: „Ist kein Dalberg da?", um diesem hochadeligen Geschlechte den Vorrang zu sichern, so rufen die Redakteure von den Zinnen ihrer Zeitungspaläste: „Ist kein Hirschfeld da?" Und immer ist einer da. Gestern war es noch der Alfred, heute ist es schon der Ludwig; und man tut gut daran, das Abendblatt zu lesen, bevor man in Gesellschaft geht, sonst kann es geschehen, daß eine Dame flötet: „Haben Sie den neuen Hirschfeld gelesen?" Man nickt, weil man zum Morgenkaffee einen Hirschfeldschen Badebrief aus Ischl gelesen hat, aber die Dame meint den Hirschfeld aus dem Abendblatt, der noch ganz feucht ist, einen Gymnasiasten, der seine deutsche Schularbeit: „Die fünfzehn Gründe der französischen Revolution" mit Bewilligung des Klassenvorstandes und zum Ruhme seiner Familie veröffentlicht hat.

Was Hirschfeld heißt, muß schreiben. Es wäre eine Schande für einen Hirschfeld, einen andern Beruf zu ergreifen, und wenn einer absolut nicht schreiben kann: um so schlimmer für die deutsche Literatur; denn wenn einmal die Federgewalt in der Familie Hirschfeld nachläßt, was könnten dann andere Familien leisten? Die Familie Hirschfeld bedeutet für die Literatur dasselbe, was in der Finanzwelt die Familie Rothschild bedeutet, und wie der Name Rothschild auf einem Wechsel gut ist, so bürgt der Name Hirschfeld auf einem Buch oder auf einem Zeitungsartikel für die Bonität der Arbeit. Aus diesem Grunde lesen viele Leute prinzipiell keine Arbeit von einem Hirschfeld: sie wissen im voraus, daß sie gut ist, und brauchen sie nicht erst zu lesen. Viel wichtiger als die Hirschfelds zu lesen ist die Durchsicht der Geburts- und Heiratsanzeigen. So lange man unter diesen Anzeigen dem Namen Hirschfeld oft genug begegnet, ist für die deutsche Literatur gesorgt.

Wie jede größere Hauptstadt ihren Rothschild hat, so hat jede deutsche Großstadt ihren Hirschfeld, aber nicht nur einen. Nach der letzten Volkszählung vom Jahre 1905 leben in Wien siebenundzwanzig Schriftsteller des Namens Hirschfeld, in Berlin gar vierundvierzig, in München zwölf (ein Dutzend) und so weiter. Wie der Einfluß des Bankhauses Rothschild zahlreiche kleine Banken stützt, so leben Legionen von Skriblern, die ihre Existenz irgendeinem Hirschfeld verdanken, der ihr Patron ist. Mit diesen Klienten wächst die Macht der Familie auf dem Literaturmarkt bis zum Himmel, denn es ist nur natürlich, daß die Schützlinge in Form von Rezensionen ihre Beschützer loben. Was in Deutschland gedruckt wird, besteht ohnehin größtenteils aus Hirschfeldschen Arbeiten; dazu kommt dann noch, was die Klienten über die Hirschfelds schreiben, wobei nur zu bedauern ist, daß die Klienten nicht den gleichen Namen führen müssen, wie es im alten Rom Gesetz war. Wir bekämen dann außer den Arbeiten der freien Hirschfelds, zahlreiche Artikel von Johannes Mayerius Hirschfeld, Leopoldus Lehmannius Hirschfeld und ähnliche, so daß man den weiten Arm der Familie noch besser ermessen könnte.

In dieser Monopolisierung der Literatur scheint aber doch eine gewisse Gefahr zu liegen. Es wird berichtet, daß das große Geschlecht der Fabier samt allen Klienten und Sklaven in einem Kriege völlig aufgerieben wurde. Mit Entsetzen denkt man an die Möglichkeit, daß der Familie Hirschfeld etwas ähnliches zustoßen könnte. Man weiß ja, wie die Franzosen sind. Der General Picquart soll Auftrag gegeben haben, im Falle eines Krieges hauptsächlich auf die Hirschfelds zu zielen, die man leicht an ihrem durchgeistigten Aussehen erkennt. Die Deutschen mögen dann hundertmal Paris einnehmen, ihre Literatur ist vernichtet; sie werden einige hundert Jahre brauchen, bis ein neues

Geschlecht wie die Hirschfelds heranwächst. Denn der Ruhm dieser Familie ist nicht von Gestern. Der berühmte Dichter Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen hat seinen Roman „Simplicius Simplicissimus", laut Konversationslexikon unter dem Pseudonym Hirschfeld herausgegeben, weil er schon damals mit Recht annahm, daß er unter dieser Flagge besser segeln würde. Es war ein Einbruch in die Rechte der Familie Hirschfeld, diesmal einer, den sie sich gefallen lassen konnte. Aber wie oft versuchen miserable Autoren durch den angenommenen Namen Hirschfeld das Publikum aufs Eis zu führen. Die Familie sollte um einen Markenschutz für den Namen einkommen, sonst hält es schwer, Fälschungen zu vermeiden. Die hochverehrte Familie möge bedenken, daß die Suggestionskraft, die von ihrem Namen ausgeht, so groß ist, daß die meisten Leser den ärgsten Schund mit Begeisterung verschlucken, wenn er den bewährten Namen trägt. Es gibt aber nur etwa dreihundert echte Hirschfelds, von denen etwa hundert pseudonym schreiben. Dann gibt es etwa tausend Klienten, die nach römischem Muster den Namen ihrer Patrone zeichnen sollten. Dann gibt es Schwindler, die unberechtigt Hirschfeld zeichnen, und andere Schwindler, die ein beliebiges Pseudonym wählen, weil sie wissen, daß das Publikum hinter einem Pseudonym am ehesten einen Hirschfeld wittert. Wer soll sich da auskennen? Im Adreßbuch sind überdies einige Hirschfelds angeführt, die gänzlich andere Gewerbe betreiben als die Schriftstellerei. Das sollte die Familie denn doch als nicht standesgemäß verurteilen. Die Rothschilds würden es auch nicht gerne sehen, wenn einer der Ihrigen unter die Dichter ginge, und selbst vom liberalsten Standpunkt, der theoretisch volle Gewerbefreiheit anerkennt, ist es doch zu bedauern, wenn ein Hirschfeld etwas anderes macht als Dichten: Es macht böses Blut. Die Familie Hirschfeld wird um ihr Schriftstellermonopol schon vielfach beneidet. Sie sollte sich damit begnügen und ihr Ziel nicht in einer Ausbreitung auf andere Gewerbe sehen, sondern in der Ausbreitung ihres eigenen Gewerbes. Es gibt noch immer Schriftsteller, die mit der Familie Hirschfeld weder verwandt noch verschwägert sind. Solche Unberufenen zu verdrängen, auf jede Zinne deutschen Schrifttums einen Hirschfeld zu stellen, sei der Ruhm dieser gottbegnadeten Familie!

Fritz Wittels

Eisgang in Mecklenburg

Einige Wochen hindurch schien es, als ob Deutschland ein Wunder erleben sollte: von der großherzoglichen Regierung zu Schwerin wurde den getreuen Ständen ein angeblich modernisierter Verfassungsentwurf vorgelegt. Seit Einzelheiten durchgesickert sind, stellt sich's freilich heraus, was für ein faules Ei dort zur Bebrütung geliefert wurde. Aber da vielen Lesern des „März" der Name Mecklenburg nicht mehr als einen leeren Schall bedeuten dürfte, ist es vielleicht angebracht zu sagen, wodurch sich das Obotritenland vor allen andern deutschen Bundesstaaten auszeichnet: es hat die verhältnismäßig niedrigste Bevölkerungsziffer. Und zwar nicht etwa wegen der Kargheit des Bodens, der im Gegenteil vorzüglich ist, sondern wegen einer schon Jahrhunderte lang andauernden volksfeindlichen Politik. Mecklenburg-Schwerin bucht nur achtundvierzig Einwohner auf den Quadratkilometer, während das Königreich Preußen im Durchschnitt einhundertsieben, Württemberg einhundertachtzehn, das Königreich Sach-

sen dreihunderteinen haben; es wird von einem einzigen Bundesstaat unterboten: von Mecklenburg-Strelitz mit seinen sage und schreibe fünfunddreißig Einwohnern auf den Quadratkilometer.

Und das hat leider seine Ursachen. In keinem andern deutschen Gebiet ist, seit dem Aufkommen des römischen Rechtes, der freie Bauer mit so harter Hand von der Scholle gedrängt, „expropriiert" und „gelegt", hörig gemacht und samt seinem Nachwuchs aus dem Lande gescheucht worden wie im Mecklenburgischen. Ganze vier Fünftel des Bodens bedecken Latifundien, die zwischen Ritterschaft und Krone so redlich aufgeteilt sind, daß etwa vierzig Prozent des Gesamtareals auf Rittergüter entfallen, die zusammen das Dominium, und vierzig Prozent auf großherzogliche Güter, die das Domanium (daher Domäne) bilden. Fährt man zur guten Jahreszeit durch Mecklenburg, so blickt man auf herrliche Fluren. Getreidefelder wogen da von einer Weite, wie man sie im Badischen lange suchen könnte. Nur Menschen sieht man selten oder garnicht. Zwar existieren viele tausende von mecklenburgischen Kleinfarmen; aber die stehen in Wiskonsin, Minnesota, Nebraska und noch weiter nordwestlich. In Davenport (Jowa) und Rock-Island (Illinois), die am Mississippi sich gegenüberliegen, kann man „plattdütsch snaken" und snaken hören nach Herzenslust. Es gab mir im Jahre 1884 einen Stich, diesen prächtigen Menschenschlag dort anzutreffen, der um Schwerin und Güstrow hätte bodenständig sein sollen. Seither sind in Mecklenburg allein die Städte gewachsen; das Land ist womöglich noch entvölkert worden. Die Zeilen eines großen Patrioten, der vor mehr als hundert Jahren ganz Mecklenburg durchwanderte, und dessen Zeugnis um so schwerer wiegt, als er selbst ein feudaler Standesherr war, des Freiherrn vom Stein, treffen auch heute noch zu: „Die Wohnung des mecklenburgischen Edelmannes, der seine Bauern legt, statt ihren Zustand zu verbessern, kommt mir vor wie die Höhle eines Raubtieres, das alles um sich verödet und sich mit der Stille des Grabes umgibt." Denn beackert werden die mecklenburgischen Latifundien nicht sowohl von Instleuten als von östlichen Saisonarbeitern, genannt „Russen", obwohl es meistens Polen sind. Die innere Kolonisation aber verbirgt, aller schlauen Technik ungeachtet, nicht ihren Pferdefuß, ihren Zweck: Landarbeiter wieder in irgend einer Weise an die Scholle zu binden, sie mit ihren Angehörigen, zum billigen Gebrauch vorrätig, dingfest zu machen.

Nun ist es ja nicht ganz richtig, was öfters behauptet wurde, daß Mecklenburg das einzige deutsche Land ohne Verfassung sei. Im Gegenteil, das Schlimme war eben, daß es eine hatte, diese jedoch, zuletzt 1755 in einem Erbvergleich zwischen Krone und Ritterschaft besiegelt, voller Ungeheuerlichkeiten steckte. Wie den Boden, so schienen Ritterschaft und Regierung auch die Menschenrechte unter sich aufgeteilt zu haben, sodaß für die andern Mecklenburger kaum etwas übrigblieb. Etwa siebenhundert landtagsberechtigte Rittergüter (viele von ihnen freilich in einer Hand vereinigt) durften ihre Besitzer im November jedes Jahres abwechselnd nach Sternberg und nach Malchin zur Tagung schicken. Aber die Krone allein durfte Gesetzesvorlagen einbringen, und sie war an keinen Beschluß des Landtages gebunden, wenn er ihr nicht paßte. Eine Klüngelwirtschaft sondergleichen etablierte sich; nur das geschah, was den hohen Interessenten genehm war; was ihnen nicht genehm war, unterblieb, selbst wenn die allgemeine Wohlfahrt es noch so dringend erheischte. Bürger-, Bauern-, Arbeiterschaft erlitten ihr politisches Schicksal; mitbe-

stimmen konnten sie es kaum oder garnicht. Denn auch „die Landschaft", aus den Bürgermeistern von siebenundvierzig mecklenburgischen Städten zusammengesetzt, mit dem Recht, in gewissen Fällen als gesonderter Stand auf den Landtagen abzustimmen, ging stets nur zum Teil aus bürgerlichen Wahlen hervor, zum Teil wurden ihre Vertreter vom Großherzog direkt ernannt. Vor allem gab es keine geregelte, kontrollierbare Finanzverwaltung. Es bestanden ritterschaftliche, großherzogliche und etliche gemischte Kassen. Die Rechte der Ritterschaft aber waren so heilig und so wohlverteidigt, daß nicht sobald ein großherzoglicher Revisor seinen Fuß in ein ritterschaftliches Kassenlokal, oder ein Schulinspektor seinen Fuß in eine ritterschaftliche Schule zu setzen wagte. Ja, die Ritterschaft sorgte prinzipiell dafür, daß ihren Lehrern keine gleichwertige Seminarbildung zuteil würde. Daher verlieh bisher das ritterschaftliche Seminar zu Lübtheen seinen Zöglingen, als Unikum in Deutschland, keine Berechtigung für den einjährigen Dienst, und Gehaltsaufbesserungen für Lehrer wie Pfarrer wurden erst unlängst von derselben Ritterschaft erfolgreich hintertrieben. Man kann sich denken, mit welchem Seufzer der Erleichterung aufstrebende Elemente von jeher aus Mecklenburg ausgewandert sind. So berichtet Friedrich Kapp in seinen Erinnerungen, wie vor nun vielleicht vierzig Jahren in Neuyork vom Hafenkontrolleur eine eben angekommene, alleinreisende, hochgewachsene ältere Mecklenburgerin auf ihre Barmittel geprüft und gefragt wurde, was sie in Amerika wolle; worauf sie gutmütig antwortete: „Jk wollte mir man verbettern; dat derf man doch?" Zu Hause war's freilich nicht erlaubt; die Herren-Stände mißbilligten es. Als Kuriosum sei hinzugefügt, daß, da die mecklenburgische Landtagsfähigkeit durch den Besitz eines dortigen Rittergutes käuflich erworben werden kann, auch die vielgenannte Prostituierte Berta Rother, die von einem ihrer Verehrer ein Rittergut geschenkt erhalten hatte, Sitz und Stimme zu Sternberg wie zu Malchin dadurch gewann.

Der neue mecklenburgische Verfassungsentwurf ist entstanden aus drei Tendenzen: erstens die Dinge möglichst in den bewährten Händen der verschwägerten und bevetterten Privilegierten zu belassen; zweitens den Anschein zu erwecken, als ob dem Bürgertum eine wichtige Konzession gemacht würde; drittens, im Falle das Bürgertum auf diesen Köder anbisse, es tüchtig zugunsten der großherzoglichen Kasse bluten zu lassen.

Der ersten Tendenz liegt jene unsägliche Angst vor der Sozialdemokratie zugrunde, die trotz den siegreichen Wahlen vom Januar 1907 das schlechte Gewissen doch eben immer wieder wachruft. Fürst Bülow behauptet ja, daß er sie nicht teile, doch seine Stellung zur preußischen Wahlrechtsreform vermindert einigermaßen den Wert dieser Aussage. Nur ums Himmelswillen Sicherheiten gegen das Eindringen des Radikalismus mit seiner Kritik! Also wurde der Ritterschaft und Landschaft von vornherein wiederum gleich die Hälfte der Mandate reserviert. Dann sollen aus allgemeinen, doch öffentlichen (!) Wahlen fünfundzwanzig Volksvertreter hervorgehn, Landwirtschafts-, Handwerks- und Handelskammern ebenfalls einige Vertreter entsenden. Jetzt kommt das dicke Ende nach. Wird nämlich dieser Entwurf Gesetz, so, hört man mit Staunen, soll der schweriner Großherzog außer dem sehr beträchtlichen Kammergut, das er schon besaß, noch weitere Grundstücke im Betrage von etwa sechs Millionen Mark, dazu fünf Millionen aus dem sogenannten Domanialkapitalfonds und, vom Volk alljährlich durch Steuern aufzubringen,

eine Zivilliste von fast einer Million Mark ziehen.

Inzwischen haben die Liberalen in Rostock protestiert, und die Sozialdemokraten benutzen das neue Reichsvereinsgesetz, um zum erstenmal freie, polizeilich unbelästigte Versammlungen zu halten, ihren Unwillen zu ventilieren und — vielleicht — durch den Druck der öffentlichen Meinung eine volkstümlichere Vorlage zu erzwingen.

g

Glossen

Schutz vor dem Staatsanwalte!

Daß ein Staatsanwalt gegen einen Schriftsteller auf halbjährige Gefängnisstrafe, dreijährigen Ehrenverlust und Stellung unter Polizeiaufsicht beantragen kann, während das Gericht nur auf hundert Mark Geldstrafe erkennt, beweist einen so klaffenden Unterschied in der Auffassung ein und derselben Straftat, daß man stutzig werden muß. Der Staatsanwalt hat sicher ungefähr dieselbe Erziehung, gewiß dieselbe Fachbildung genossen wie die Richter; er verkehrt in den gleichen Kreisen, besitzt dieselbe soziale Position, arbeitet auf demselben Gebiet, und wenn man ihn hinterm Stammtisch reden hörte, dürften sich sein Vokabelschatz und seine Ausdrucksweise wenig von denen eines andern Juristen unterscheiden. Es ist also nicht a priori anzunehmen, daß er als Mensch wesentlich von den Richtern abweicht. Die einzige Erklärung für die horrende Differenz der Auffassung liegt also allein in der amtlichen Funktion.

Für jeden, der Gerichtsverhandlungen zu lesen pflegt, ist es eine immer wiederkehrende, immer wieder befremdende Erscheinung, daß Staatsanwälte durchweg höhere Strafen beantragen, als das Gericht hinterher ausspricht. (Nur bei Roheitsvergehen ist das Umgekehrte häufig.) Daraus muß man den Schluß ziehen, daß die Ernennung zum Staatsanwalt, die zweifellos keinen Zuwachs an Intelligenz bewirken kann, die Gewissen schärft, die Menschen feiner besaitet und empfindlicher macht, als normale Menschen, als selbst die Richter zu sein pflegen. Der Staatsanwalt stellt somit einen höheren Typus der Sittlichkeit dar; seine idealen Forderungen sind (ausgenommen bei Roheitsvergehen) strenger, der moralische Ernst grenzt ans Priesterliche. Von dieser Stelle aus ist also offenbar die heißersehnte sittliche Wiedergeburt des deutschen Volkes zu erwarten; hierher richten sich die Augen aller Unbestraften und Unsträflichen.

Wer vor den Schranken des Gerichts gestanden hat oder doch der Möglichkeit, vor ihnen stehen zu müssen, nicht entrückt ist, wird freilich von diesem ethischen Ingrimm nicht erbaut. Es bleibt ihm gegenwärtig, daß dieser vollkommene Herr in der schwarzen Robe immerhin kein Erzengel ist, sondern ein Mensch, und daß seine Stellung ihn der Kritik, wie man sie an Menschen übt, nicht entrückt. Wie würde man aber wohl über einen Privatmann urteilen, der einen andern ins Gesicht ehrlos oder gemeingefährlich nennte, ohne daß sich ein Richter fände, der diese Auffassung bestätigt? Man würde konstatieren, daß er sich einer groben Beleidigung schuldig

gemacht hat, und würde ihn schleunigst vor den Kadi zitieren, damit es ihm zu Gemüte geführt werde, daß auch der gute Leumund andrer ein garantiertes Rechtsgut ist. Im finsteren Mittelalter herrschte die Sitte, daß der Henker den überführten Verbrecher vor Vollziehung der gesetzlichen, ausgesprochenen Strafe um Verzeihung bat. In unsren gebildeten und konzilianten Zeitläuften würde es einem Beamten keineswegs schlecht anstehen, wenn er einen Angeschuldigten nachweislich weit über Gebühr aufs schwerste gekränkt hat, ein Wort der Entschuldigung zu sagen. Mag es zehnmal juristisch zulässig sein, daß ein Staatsanwalt den Angeklagten durch einen innerlich haltlosen Antrag auf bürgerliche Entehrung beschimpft: menschlich betrachtet ist es eine Monstrosität, daß der Angeklagte vogelfrei ist, daß er derartige Anwürfe einstecken muß, weil er vielleicht durch einen angemessenen Protest seine Lage verschlimmern könnte. Man klagt heut viel darüber, daß durch Nörgeln und Kritteln an Urteilssprüchen das Ansehen der deutschen Gerichte untergraben wird. Ein schreienderer Widerspruch gegen das milde Urteil aber kann nicht gedacht werden als der Antrag des Staatsanwalts; und es ändert an der Sachlage garnichts, daß er vor der Entscheidung gestellt wurde, da ja der Staatsanwalt mit keinem Worte angedeutet hat, daß er ihn als irrig ansehe oder bedauere.

Die Presse hat die Pflicht und dazu ein vitales Interesse daran, derartige Fälle festzunageln und aufs schärfste zu kritisieren, selbst auf die Gefahr hin, dabei anzuecken. Kein Mensch, der die Feder führt, könnte sich sonst vor persönlicher Beschimpfung sicher fühlen. Es hat den größten Anstoß erregt, als der Reichsanwalt im Falle Liebknecht auf Entziehung der bürgerlichen Ehrenrechte plädierte; dennoch machte die Seltenheit und Besonderheit des Vergehens eine derartige Entgleisung einigermaßen entschuldbar. Aber bei Vergehungen, wie sie zu Dutzenden auf dem Felde des ausgebreiteten deutschen Schrifttums wachsen, sollte man von der Kategorie der Juristen, die sich so kräftig gegen die Heranziehung literarischer Sachverständigen wehrt, wirklich einiges Unterscheidungsvermögen erwarten. In dem vorliegenden Falle hat das gerichtsnotorisch gefehlt. Wir müssen das annehmen: denn die gegenteilige Annahme könnte nicht stattfinden, ohne dem Staatsanwalt zu nahe zu treten. Und davor müssen wir uns hüten: denn *er* ist vor uns geschützt, und *wir* sind, wie der vorliegende Fall zeigt, vor ihm *nicht* geschützt.

Eduard

Der kaiserliche Dank

Es ist etwas Peinliches um den beschränkten Untertanenverstand; verrückt könnte man darüber werden! Als solider, braver Staatsbürger ist man ja so gerne bereit, mit aller Kraft der Lunge sein dreimaliges Hurra zu einer allerhöchsten Rede zu brüllen, aber man möchte in aller Devotion den kaiserlichen Gedankenflug auch begreifen, weil nämlich solch erhebendes Verständnis die Begeisterung noch erhöht. In solch ehrlichem Bestreben zermartert man sich dann sein Gehirn, grübelt Tag und Nacht über der langen Rede tiefverborgenen Sinn; aber, ach, es will nicht glücken! Und dann faßt uns tiefe Verzweiflung über die Beschränktheit unseres Untertanenverstandes. Ach, warum sind wir so dumm? Warum? Warum?

Solches zeigte sich für jeden ehrlich mit seinen Geistesgaben ins Gericht gehenden Deutschen bei der Einweihung der Hohkönigsburg. Seine Majestät

sagte da, es sei ihm eine hohe Freude gewesen, als die Stadt Schlettstadt ihm im Jahre 1899 die Ruine der Hohkönigsburg zum Eigentum darbrachte. Er habe geglaubt, seinen Dank nicht besser betätigen zu können, als durch Restaurierung der alten Vogesenfeste, wozu in hochherziger Weise die gesetzgebenden Körperschaften des Reiches und des Reichslandes die nicht unbeträchtlichen Baukosten beigesteuert hätten. Oha! Über diesen Gedankengang bin ich leider gründlichst gestolpert. Mein beschränkter Untertanenverstand — und anders wird's wohl auch der Mehrheit des deutschen Volkes nicht ergehen — sagte mir nämlich: Wenn mir einer eine alte Hose schenkt, und ich lasse sie zum Dank dafür auf Kosten des Spenders reparieren, so ist das ein sonderbarer Dank. Diese Ansicht habe ich noch heute; leider, wie ich offen gestehe. Denn sie ist falsch, muß falsch sein, da sie mit dem Sinne der allerhöchsten Rede nicht in Einklang zu bringen ist, welch letztere, nämlich die kaiserliche Rede, zweifelsohne das Richtige trifft.

Nun habe ich, wie es meine Pflicht ist, lange darüber nachgedacht, immer von der Hoffnung beseelt, meinen Verstand vielleicht doch in die Bahnen des kaiserlichen Gedankenganges hineinpeitschen zu können. Er erwies sich jedoch stockstützig, weshalb ich das Unternehmen schließlich als zwecklos aufgab. Bei einem Haar hätte ich mich aus Verzweiflung darüber pflichtschuldigst erhängt. Aber im letzten Augenblicke, als ich den Strick schon in der Hand hatte, fiel mir ein, daß es wahrscheinlich Tausenden nicht besser ergehe als mir; damit tröstete ich mich, schmiß den Strick weg und schrieb diese kleine Betrachtung, kommenden Geschlechtern zu Nutz und Frommen, auf daß sie sich nicht lange abplagen mit dem Sinne kaiserlicher Reden, sondern sich in gebührlicher Devotion mit der Erkenntnis zufrieden geben: Das zu begreifen, reicht der beschränkte Untertanenverstand nicht aus. In diesem Geiste lebt man selig und in Frieden. Amen!

Peter Vogl

Zwei Fliegen auf einen Schlag!

Nicht wie das tapfere Schneiderlein, das auszog, ein Königreich zu erwerben; aber erworben wird auch etwas, nämlich die Stimmen der Wähler. Der Kreuzzug gilt dieses Mal dem Beamtentum. Motto: Unbildung wird prämiiert! Ein geschickter Köder für die Menge. Welcher kleine Beamte mit gar keinen oder Mittelschulkenntnissen widerstände dem Lockgesang, der ihm versichert, daß seine Leistungen ebenso hoch einzuschätzen seien wie die seiner studierten Vorgesetzten? Folgerichtig übt das Gehaltsregulativ nur auf jene Staatsposten einen Druck aus, die ein Beamtenheer im Gefolge haben; die andern bleiben ungeschoren.

Warum sollte ein Lateinschüler in Zukunft noch weitere zehn bis zwölf Jahre seines Lebens an die Bildung verschwenden, wenn er bei geduldiger Gemütsart auch ohne diese sich das Gehalt eines hohen Staatsbeamten „ersitzen" kann? Diese Konzession ist das sicherste Mittel, dem Bildungsdrang des Volkes entgegen zu arbeiten. Geduld ist sowieso eine dem Staatsbeamten angeborene Tugend; sie reißt höchstens im Verkehr mit dem Publikum, auf das man nicht „aufzupassen" braucht. So verstärkt das Zentrum seinen Einfluß in einer Körperschaft, die bisher mancherlei Einflüssen zugänglich war (die Beschenkten werden sich hoffentlich dankbar erweisen), und gleichzeitig wird die Aussicht auf gut dotierte Ämter der schädlichen Wißbegierde stärkere Fesseln

anlegen als alle Warnungen der Anti-Modernisten.

Ob diese Apotheose der Unbildung zur Hebung des ohnehin nicht glänzenden bayerischen Beamtenstandes beitragen wird, bleibt abzuwarten.

L D

Mädchenuniformen

Mit gesenkten Blicken, weltscheu wie junge Nonnen, ziehen alltäglich die Insassen einiger Mädchenpensionate an meinem Fenster vorüber. Graue, schwarze, düstere Töne zeigen ihre Kleider, und alle tragen sie dieselbe Uniform. Im Winter hoch geknöpfte Mäntel, die wie Zwangsjacken aussehen, und im Sommer ebenfalls hochgeknöpfte Kleider, deren grau-gelbe Farbe uns an eine „Sandwüste“ erinnert. Ein deutsches Mädchenpensionat, eine „wandelnde Sandwüste“. Ein tieftrauriger Anblick!

Daß bei uns Deutschen alles Uniform tragen muß, ist eine alte Fliege. Der Soldat, der Liftjunge, der Beamte, die Heilsarmee, der Pfarrer, der Straßenkehrer, der Ausläufer ..... und die deutschen Mädchenpensionate. Aber gerade bei diesen ist die Uniform nicht nur im höchsten Grade abgeschmackt und häßlich, sie ist auch — und das ist weit schlimmer — verderblich für den Geschmack. Wann soll die Frau lernen, sich — auch nur einigermaßen — mit Geschmack zu kleiden, wenn nicht in den reiferen Mädchenjahren. Derweilen versitzt das Mädchen in einem klosterähnlichen Institut seinen Lebenslenz und geht einher in einer fahlen Uniform. Der Sinn für Formen und Farben bleibt ungeweckt, er wird sogar unterdrückt. Nach einer widerlich strengen Schablone verfährt man in allen Erziehungsfragen, vom „deutschen“ Unterricht bis hinab zur Kleidung.

Der Einwurf, eine gleichmäßige Bekleidung empfehle sich aus Sparsamkeitsrücksichten, ist in unserer Zeit hinfällig. Auch das ärmste Mädchen kleidet sich heute in seiner Art nett und gut.

Und daß einzelne Schülerinnen zu sehr „aufsteigen“, wodurch der Unterschied gegen die sozial schlechter Stehenden hervortreten könnte, wird eine vernünftige Leitung leicht zu verhindern wissen.

Zum Vergleich sehe man sich einmal die englischen und französischen Mädchenpensionate an, die sich beinahe in jeder größeren süddeutschen Stadt befinden. Mit frohen Augen und hellklingendem Lachen kommen sie durch die Straßen. Einen frischen, jugendlichen Zug verraten die lebhaften Gesichter. Und jedes Mädchen ist anders gekleidet. Vielleicht sind manchmal die Farbenzusammenstellungen etwas zu schreiend, aber was schadet denn das? Man erkennt wenigstens eigenen Geschmack und Originalität.

Und diese beiden Eigenschaften könnten auch unsere deutschen Frauen gut gebrauchen. In den „modernen“ Mädchenpensionaten aber werden sie ihnen nicht anerzogen.

Otto Ernst Sutter

„Der“ Sozi

Wenn in Königsberg — wie lang ist das nun her! — am Semesteranfang die lieben Keilfüchse, dort Maulesel genannt und an der roten „Mulusmütze“ weithin kenntlich, einrückten, haben wir manchmal über irgendeine kleine Couleurschwester geschmunzelt, die mit brennendem Eifer ausrief: „Du, gestern sah ich einen Muli“. Damals wurden von der weiblichen Prinzipienkavallerie noch keine schweren Attacken geritten, es war für ein hübsches Mädel keine Schande,

wenn sie nicht „das Abitur geschmissen“ hatte, um solche feinen Unterschiede wie zwischen dem Singular mulus und dem Plural muli machen zu können. Aber wie steht es heute mit „dem Sozi“, der sich in den Kreisen von Bildung und Besitz mehr und mehr festgesetzt hat? Singular: socius der Genosse; Plural: socii die Genossen. „Die Sozi haben“ ist also gut nachgemachtes Latein; „der Sozi hat“ ist — mit Respekt zu vermelden — Blech. Warum sagen unsre abkürzungslustigen Feinergebildeten nicht, wie das Volk spricht, „der Soz“ und „die Sozen“? Sagen doch die spöttischen Zentrumsleute, wenn sie von den Nationalliberalen reden, auch nicht „der Nazi“, sondern „der Naz“ und „die Nazen“.

Überhaupt — unser stolzes Latein! Was alles hat schon der öffentliche Sprachgebrauch in Deutschland unbeanstandet ertragen und in seine Register, seine Kataloge übernommen, kaum daß irgendeine vox clamantis mit dem üblichen Erfolg dagegen protestierte. „Mors imperator!“ Zum Steinerweichen. Erstens haben die Römer, wie schon Lessing so schlagend gegen Herrn Klotz nachwies, den Tod garnicht als Gerippe gebildet, sondern als blühenden Genius, der die Fackel senkt, und zweitens ist mors ein Femininum. Es dürfte also höchstens mors imperatrix heißen. „Mors imperator“ stand auf der grammatikalischen Höhe von „mon mère“.

Und was haben wir nicht schaudernd bei gewissen allerjüngsten Prozessen erlebt! „Anormal“ war das dritte Wort. Wär es wenigstens in bewußter Weise aus einem lateinischen Stamm und dem griechischem alpha privativum falsch konstruiert gewesen; aber es ist ja lediglich eine Verballhornung von „anomal“. Früher sprachen besonders die Mediziner viel von gewissen Anomalien (Regelwidrigkeiten); aus diesem griechischen, übel verwalteten Erbteil ist nun glücklich „anormal“ und „Anormalie“ geworden. Des gut lateinischen Wörtchens „abnorm“ scheinen sich nur noch wenige Sonderlinge in Deutschland erinnern zu können; die meisten verhunzen es, wenn sie es überhaupt gebrauchen, sogleich in „abnormal“.

Die Verkoppelung einer griechischen Partikel mit einem lateinischen Stamm hat uns auch das herrliche Beiwort „amoralisch“ beschert. Man hörte es zunächst viel im Sprachgebrauch der Marxisten, um zu bezeichnen, daß wirtschaftliche Erscheinungen, weil naturnotwendig, nicht zugleich von der moralischen Seite genommen werden sollten; nun hat sich das kleine Monstrum, wie ich sehe, fast allgemein eingebürgert. Die Engländer an unsrer Stelle würden in solchem Fall „nonmoral(isch)“ gesagt haben, die Römer selbst vielleicht „e(x)moralis“, außerhalb der Moral, wie wir ja auch das Wörtchen „enorm“ von ihnen haben, außerhalb der Norm stehend.

Aber unsre Duldsamkeit ist groß; jeder Marktschreier darf unsern Wortschatz bereichern. Die Apotheker verkaufen schon seit Jahrzehnten Lanolin, einen sprachlichen Unrat erster Güte; denn die lateinische Vokabel heißt natürlich lanula, nicht lanola. Vielleicht bekommen wir dafür nächstens von einer gelehrten Fabrik „Linuleum“ für unsre Fußböden. Und wenn eine fremde Tänzerin kommt mit dem einer Schmiere dritten Ranges würdigen Vornamen Isadora, so babbeln Bildung und Besitz in Deutschland solchen Unsinn ehrfürchtig nach; es fehlt nicht viel, daß sie auf ihn ihre Kinder taufen. Das Wort heißt Isidora. Unsre Tänzer und Mimen könnten sich mit ebensoviel Fug und Verstand wie die Duncan künftig Nachard oder Fratz nennen. Davon bei nächster Gelegenheit mehr.

Robert Hessen

Prinzessin Fürstenberg

Prinzessin Amalie Luise Dorothea Leontine zu Fürstenberg-Königshof, Durchlaucht, hat das fluchwürdigste Verbrechen begangen, mit dem sie ihren uradeligen Namen beflecken konnte. Sie hat unebenbürtig geheiratet oder will es wenigstens tun. Einen Leutnant a. D. Koczian! Wohlgemerkt: a. D.! Denn jetzt ist er — Zunge und die obligate Feder sträuben sich, so etwas auszudrücken, — Agent . . . Nichts mehr und nichts weniger als simpler Agent der Automobilfirma Benz. Wenn eine Prinzessin so etwas tut, dann ist sie natürlich längst nicht mehr zurechnungsfähig, das wird selbst ein weniger Intellektueller, wie zum Beispiel ein christlich-sozialer tiroler Bauer um jeden Preis einsehen.

Freilich gibt's auch wieder komische Heilige, die sagen, daß Amalie Fürstenberg vernünftig war, sehr sogar. Die ferner sagen, daß Herr Koczian ein anständiger Mensch sei, der sich ehrlich durch die Welt schlage und den Mut habe, auf die geheiligte Ebenbürtigkeit zu pfeifen. Sieht auf einmal keine Durchlaucht mehr, sondern ein liebes Mädel, dem er seinen ehrlichen Namen geben will. Freilich: Frau Agent . . .

Schließlich ist das aber garnicht so schlimm. Es hat sogar einmal einen König gegeben, den redete man, bevor er sein Gottesgnadentum entdeckte, mit „Herr Rechtsanwalt" an. Das ist um so pläsierlicher, als jüngst ein Nachkomme dieses rechtskundigen Königs in die Familie des hochebenbürtigen Herrschers eines bombenproduzierenden Landes eingeheiratet hat. Ergo!

Und es hat sogar mal einen Kaiser gegeben, dessen Vater Advokat war. Und es hat — na ja, die Geschichte mit der Ebenbürtigkeit ließe sich noch weiter spinnen. Das Komische an der Sache ist nur, daß sich oft genug gelehrte Herren über die Tatsache dieser absonderlichen Eigenschaft heftig in die Haare geraten.

Leugnen wir nicht, daß die Ebenbürtigkeit große pekuniäre Vorteile bietet. Bei einem Rennpferd mit Stammtafel oder einem ahnengesegneten Köter treibt das den Preis ungeheuer. Freilich wird da manchmal ins Handwerk gepfuscht, geradeso wie bei dem Genus homo auch. Ob wohl so mancher Serenissimus noch vorhanden wäre, wenn nicht ein wohlgelittener Lakai einmal bei Serenissima barmherzig eingegriffen hätte? Deshalb sollte man vorsichtig sein mit dem Hinaustrompeten der Ebenbürtigkeit.

Als vor Jahren dem Redakteur eines Junkerblattes der Prozeß gemacht wurde, erklärte man ihn auch seines Adels für verlustig. Damals wurde mit aller Entschiedenheit gegen eine solche Herabwürdigung des bürgerlichen Ansehens protestiert. Von Rechts wegen. Der Junkerschaft war der Mann nicht mehr gut genug, also hinein mit ihm unter die Bürgerlichen!

Eins sollte sich das vernünftig denkende Bürgertum doch endlich merken: daß es nämlich ein Recht hat, die Anmaßungen der Hochgeborenen nachdrücklichst abzulehnen, daß es auf die Familienverbesserung von oben her dankend verzichten kann, wenn es nicht gerade durch Persönlichkeiten wie Amalie Fürstenberg geschieht. Moralisch ramponierte Junker tun auch fernerhin gut, bei ihren Gesippten zu bleiben.

L. vom Vogelsberg

Monarchengehälter

Wo ein Rauch ist, das ist auch ein Feuer. Oder was dasselbe heißt: wenn die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung"

etwas dementiert, so ist ganz gewiß etwas daran. Wiederholt sich aber das Dementi binnen wenigen Wochen zwei- oder dreimal, so kann der brave deutsche Untertan fast darauf schwören, daß die abgeleugnete Sache wahr sei. Es kommt ja in der Politik garnicht darauf an, ob etwas wahr ist oder nicht; es fragt sich nur, ob man den rechten Augenblick erwischt, die Sache an den Mann zu bringen. Was heute noch nicht spruchreif ist, gilt morgen schon als öffentliche Meinung, und worüber sich heute der Spießbürger entrüstet, das preist er morgen vielleicht als erlösende Tat.

Daß die vielen Reisen des Kaisers Unsummen verschlingen, die nicht aus der Zivilliste des Königs von Preußen gedeckt werden können, kann jeder Realschüler nachrechnen. Und daß das Schlösserbauen ebenfalls eine kostspielige Sache ist, weiß jeder Villenbesitzer, der einmal den Kostenvoranschlag seines Architekten mit der endgültigen Bauabrechnung verglichen hat.

Von Denkmalstiftungen und anderen kleineren Liebhabereien, die stets mit mehr oder minder großem Gepränge verbunden sind, gar nicht zu reden. Ein biederer Münchener, der auch hie und da die Zeitung liest, meinte letzthin, er sei der festen Überzeugung, daß die Hohenzollern aus München stammten. Als ich verwundert fragte, wie er zu dieser seltsamen Ansicht komme, antwortete er treuherzig: „Nun, weil sie das ganze Jahr Feste feiern."

Vor etwa Monatsfrist meldeten einige sehr loyale Zeitungen schüchtern, im Herbst werde dem Reichstag eine Vorlage zugehen, die sich mit einem Reichszuschuß zur Zivilliste des Königs von Preußen beschäftige. Also eine Art Kaisergehalt oder, wenn man lieber will, ein gesetzlich festgelegter Beitrag zu den Repräsentationskosten des Kaisers. Das war ein Fühler. Aber er wurde sofort ängstlich zurückgezogen. Die übereifrigen Diener (ich brauche das Wort hier als Übersetzung aus dem Lateinischen) sahen ein, daß sie eine ungeheure Dummheit gemacht hatten. Man konnte doch bei der bevorstehenden Reichsfinanzreform nicht fortwährend vom Sparen reden, wenn man ... Und überdies hätten die neuen Steuern, die man unter allen Umständen durchdrücken mußte, den letzten Rest von Sympathie verloren, wenn der Steuerzahler eine so schiefe Auffassung von ihrer Verwendung bekam. Man widerrief also feierlich, wie weiland Galilei, und meinte dann schüchtern, es könne sich jedenfalls nur um eine Erhöhung der preußischen Zivilliste handeln. Aber o weh! Da hatte man wieder eine Dummheit gemacht. Für die bevorstehenden Landtagswahlen, die im Zeichen der Wahlrechtsreform standen, war die Erhöhung der königlichen Zivilliste nicht als Schlagwort zu gebrauchen. Selbst die preußischen Landräte und Staatsanwälte, die sonst in Zeiten der Gefahr der Regierung die Wahlen machen halfen, konnten sich doch unmöglich für die Erhöhung des Monarchengehalts begeistern, solange sie selbst immer noch vergeblich auf die längstversprochene Gehaltsaufbesserung warteten. Von dem kleinen Beamtenheer, das man bei den Wahlen ebenfalls brauchte, garnicht zu reden. Oder wie sollte man einem königlich preußischen Gendarmen oder Weichensteller klarmachen, daß man mit einem jährlichen Einkommen von fünfzehn Millionen Mark nicht standesgemäß leben könne? Also neue Verlegenheit und neuer Widerruf. Aber etwas mußte doch geschehen. Man hatte sich schon zu weit vorgewagt, um wieder zurückzukönnen. Man betete zwar alle Tage: „Herr, vergib uns unsere Schulden!" Aber sie wurden deshalb nicht geringer.

In dieser äußersten Not tauchte im Hirn eines preußischen Geheimrats der rettende Gedanke auf. Wie wär's, wenn

man das nötige Geld zur Aufbesserung der Gehälter der Hofbeamten verlangte? Die Beamtennot ist das Schlagwort unserer Tage. Für seine hungernden Beamten öffnet der deutsche Steuerzahler gern seine Taschen. Das Publikum, das die Kunde hört, träumt am Ende gar von einer neuen Ära Posadowski.

Wie ich in letzter Stunde höre, hat der obengenannte Geheimrat den roten Adlerorden dritter Klasse erhalten.

Tarub

Selbstverständlich

Auf eine liebenswürdige Art zynisch sein — das ist eine altwiener Kunst, die ihre Traditionen hat. Gott sei Dank, sie ist nicht ausgestorben. Vor etlichen Tagen empfing der Bürgermeister von Wien einen Männergesangverein aus Basel. Selbstverständlich wurde im wiener Rathauskeller sogleich eine gewaltige Schmauserei arrangiert; auch das ist ja eine sorgfältig gepflegte altwiener Tradition. Im Laufe eines Jahres können die wiener Gemeinderäte achtzig- oder hundertmal an solchen Gelagen auf Gemeindekosten teilnehmen, selbstverständlich immer zu Ehren von ... Bei diesen freundlichen Gelegenheiten hält der Bürgermeister von Wien selbstverständlich immer eine Rede, und selbstverständlich steckt er im Rathauskeller alle politischen Programme in die rechte Hosentasche (von wo er sie am nächsten Abend in etwas zerknittertem Zustand für die Wählerversammlungen hervorholt, die in Wien vielfach das aussterbende Volkssängertum ersetzen müssen). Im Rathauskeller, wie gesagt, werden die politischen Programme in die Hosentasche gesteckt. Dort sagt der Doktor Lueger „Du" zu jedermann, dort busselt der öffentlich antisemitische Bürgermeister ganz ungeniert seine heimlich geliebten Juden ab. Auch den Sängern von Basel hat der Bürgermeister von Wien eine Rede gehalten; in der hieß es: „Meine Herrn! Die Schweizer und die Österreicher haben sich seit jeher gern." (Im Rathauskeller haben sich alle immer seit jeher gern.) „Zwar sind Sie Republikaner, und wir sind Monarchisten. Aber ihnen kommt es selbstverständlich vor, daß Sie Republikaner sind, und uns kommt es selbstverständlich vor, daß wir Monarchisten sind. Wir denken darüber garnicht nach. Wir nehmen es Ihnen nicht übel, daß Sie Republikaner sind, Sie nehmen es uns nicht übel, daß wir am Hause Habsburg hängen, und die alten, herzlichen Beziehungen, die von der freien Schweiz herüber in unser gesegnetes Vaterland ..." Und so weiter und so weiter.

Kann man auf liebenswürdigere Art zynisch sein? In eine unliebenswürdigere Sprache übersetzt, sagte der wiener Bürgermeister zu seinen Gästen: Das Nichtnachdenken der Bürger ist die Basis ihrer wichtigsten politischen Überzeugung! Sie denken nicht nach und sind Republikaner, wir denken nicht nach und sind Monarchisten. Die Gedankenlosigkeit ist der feste Fels, auf dem unsere politischen Gesinnungen errichtet sind! ... So findet der Wiener das Einigende im Trennenden. Die Gedankenlosigkeit macht uns zu Gleichen! Das sagte der wiener Bürgermeister ganz gemütlich, ganz ungeniert, mit reizender Naivität. Im Rathauskeller, selbstverständlich, widerspricht man nicht, denn den Schweizern dürfte die Sache doch nicht ganz so selbstverständlich vorgekommen sein. Sie haben es ja in allen Schulbüchern stehen, daß auch sie einmal „selbstverständlich" österreichisch und monarchisch gewesen sind, bis eines Tages der in Österreich lange verboten gewesene Herr Wilhelm Tell „nachzudenken" begann und aus der monarchischen Selbstverständlichkeit die republikanische Selbst-

verständlichkeit schuf. Dem Wiener sind seine Überzeugungen selbstverständlich, weil er nie darüber nachgedacht hat. Dem Schweizer sind sie es, weil schon seine Vorfahren gründlich nachgedacht haben. In der rauchigen, weinduftenden Athmosphäre eines Bankettabends im wiener Rathauskeller mögen sich die beiden Selbstverständlichkeiten noch ein wenig ähnlich gesehen haben. Aber in der ernüchternden Freiluft der Ringstraße wird kein basler Bürger mehr die schweizerische Selbstverständlichkeit mit der österreichischen verwechselt haben . . .

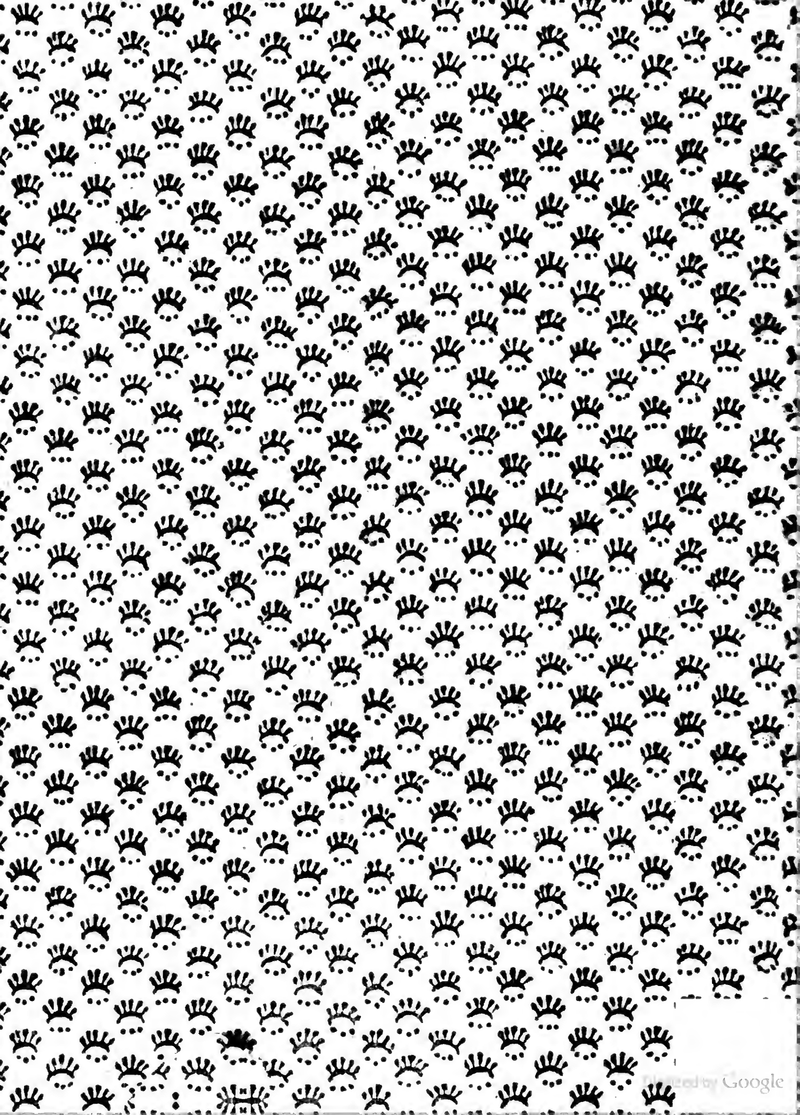
gr

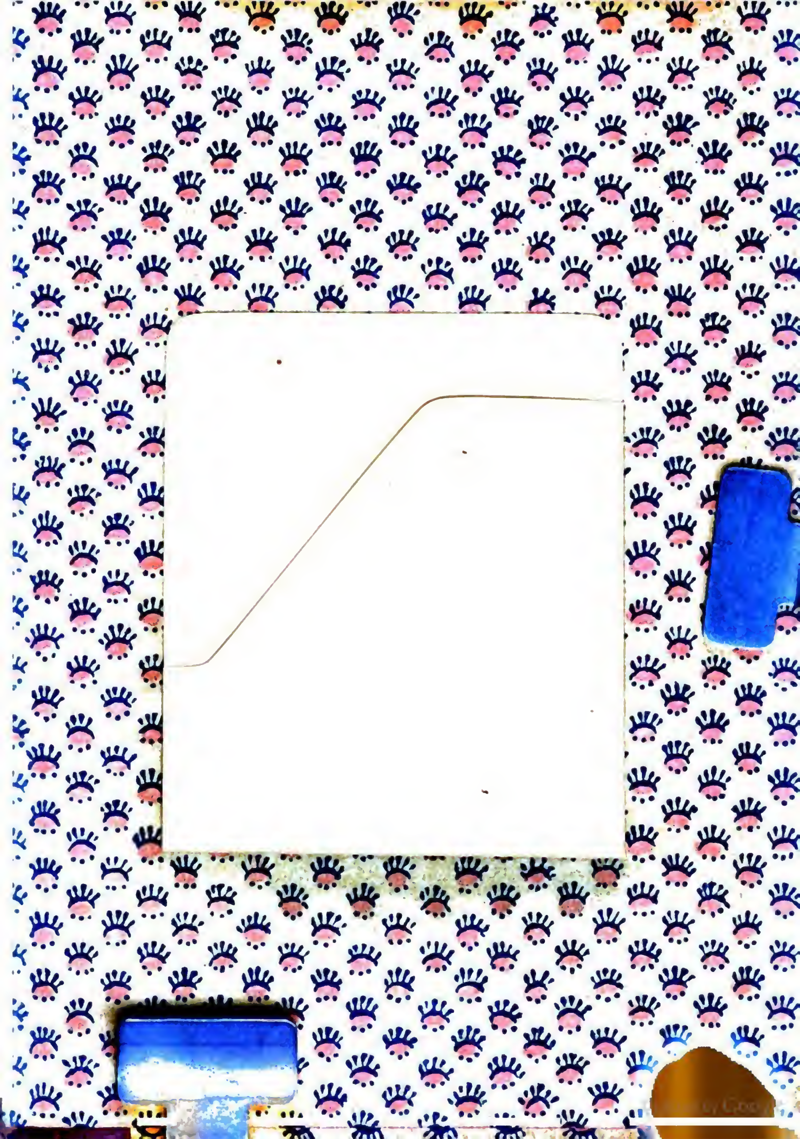
Redekunst und Schwatzhaftigkeit

Parlamentum ist im Latein des spätern Mittelalters im Sinne von colloquium aufgekommen. Allmählich gewann es den Sinn: Versammlung, in der geredet wird. In den deutschen Parlamenten wird von Jahr zu Jahr mehr geredet. Die Zahl der Abgeordneten, die als Redner auftreten, wächst ständig. Die Durchschnittsdauer der Reden wird immer länger. Noch vor dreißig Jahren wurden größere Reden nur von verhältnismäßig wenigen Abgeordneten gehalten. Jetzt reden die meisten, und zwar lang. Worin hat das seinen Grund? Meines Erachtens in der Verallgemeinerung der Redekunst. Es gibt heutzutage viel mehr Männer, die tüchtige Redner sind, als früher. Meine Erinnerung an parlamentarische Verhandlungen reicht auf dreiunddreißig Jahre zurück. Ich habe den Eindruck, daß heutzutage im Durchschnitt nicht schlechter, sondern eher besser geredet wird als früher. Die Verallgemeinerung der Redekunst ist ein Kulturfortschritt. Sie hat aber auch ihre Schattenseite. Wer gut reden kann, pflegt gern zu reden. Nicht selten artet die Redelust aus in Schwatzhaftigkeit. Diese ist ansteckend. Jede lange Rede reizt andere Redekundige wieder zu langen Reden. Die Folge der vielen Reden ist eine beträchtliche Verlängerung der parlamentarischen Verhandlungen. Die Verlängerung wird ziemlich allgemein als ein Übelstand empfunden. Daß die Verlängerung den mit der Vertretung der Regierungen betrauten Beamten unbequem ist, darauf möchte ich weniger Gewicht legen als darauf, daß das Interesse des großen Publikums an den parlamentarischen Verhandlungen zufolge deren Verbreiterung im Rückgange begriffen ist. Das ist nicht unbedenklich für das Ansehen der Parlamente. Wie ist Abhilfe möglich? Der Versuch, durch Pauschalierung der Diäten eine Abkürzung der Verhandlungen herbeizuführen, darf als mißlungen bezeichnet werden. Das Mißlingen dieses Versuchs gereicht den Parlamenten nicht zur Unehre. Denn dem Versuche lag die ehrenrührige Ansicht zugrunde, daß es Abgeordnete gebe, die viel reden, um durch Verlängerung der Sitzungsperioden mehr Diäten zu verdienen. Eine Beschränkung der Redezeit durch die Geschäftsordnung wäre der Parlamente unwürdig und auch schwer durchzuführen. Es bleibt nichts übrig, als daß die Parlamentarier selbst eine gewisse Zucht an sich ausüben, indem sie sich zu der Überzeugung bekehren, daß eine geschickte, kurze Rede wirksamer ist als eine lange. Dieser Überzeugung sollten sich auch die Regierungsvertreter nähern; denn auch unter ihnen gibt es zu viele Dauerredner.

L S

Verantwortlich: Für die Redaktion Hans Fischer (Kurt Aram), für den Inseratenteil Otto Friedrich, beide in München. — Verlag von Albert Langen in München. — Redaktion und Expedition: München, Kaulbachstraße 91. — Verantwortlich für die Redaktion in Österreich-Ungarn: Adolf Schlesinger in Wien I — Expedition für Österreich-Ungarn: Huber & Lahme Nachfolger, Wien I, Herrengasse 6
Druck von E. Mühlthaler's Buch- und Kunstdruckerei AG. in München, Dachauerstraße 13






UNIVERSITY OF MINNESOTA
walt,cls jahrg.2 bd.2
M erz.
3 1951 000 747 742 X